This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Lange
tſchtum

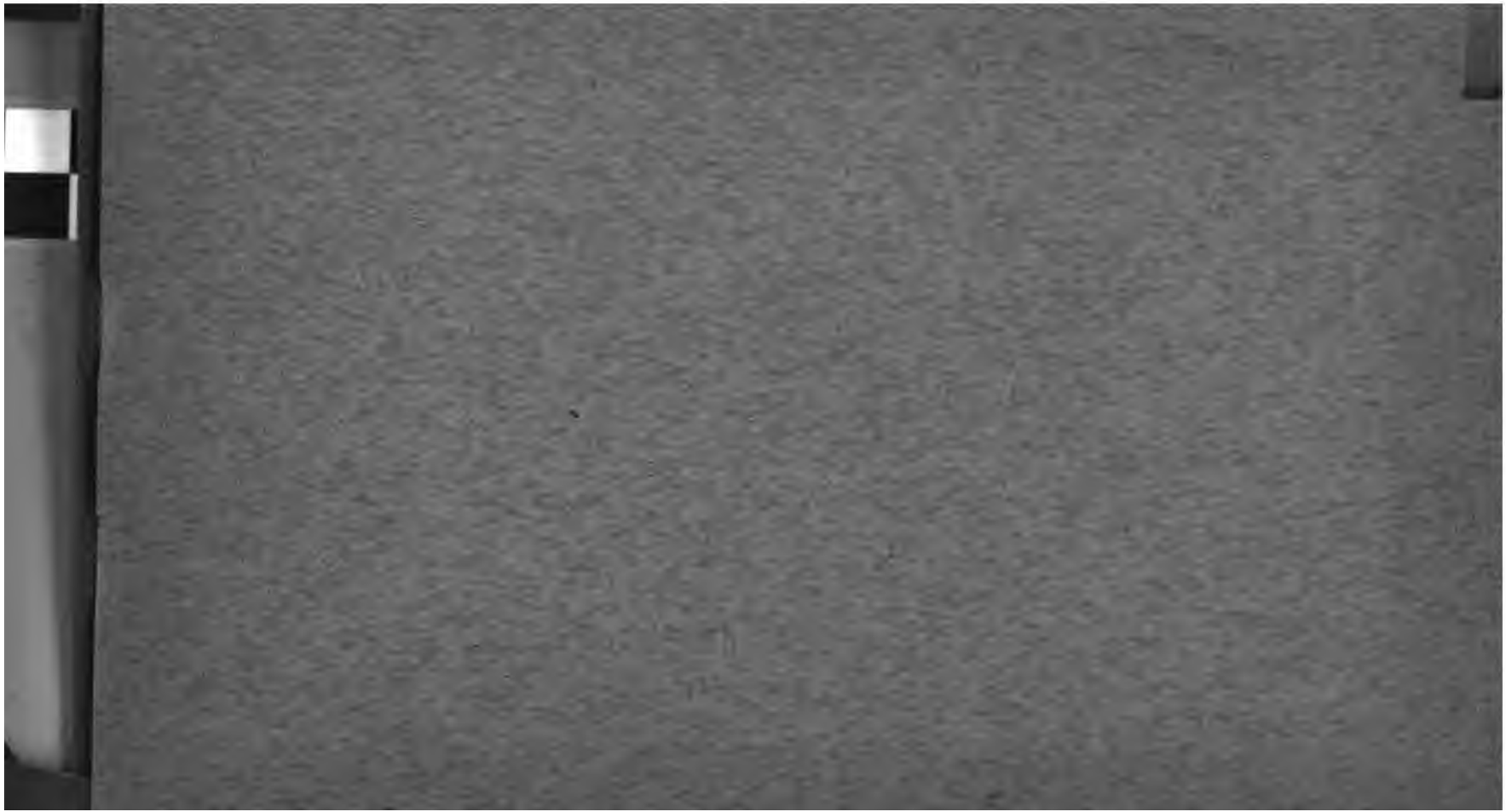
Ger 295.15.5

The Gift of Friends
19 17

H M

From the Library of
Hugo Münsterberg
Professor of Psychology
1892–1916

Harvard College
Library



Reines Deutſchtum

Grundzüge
einer
nationalen Weltanſchauung

Mit einem Anhange:

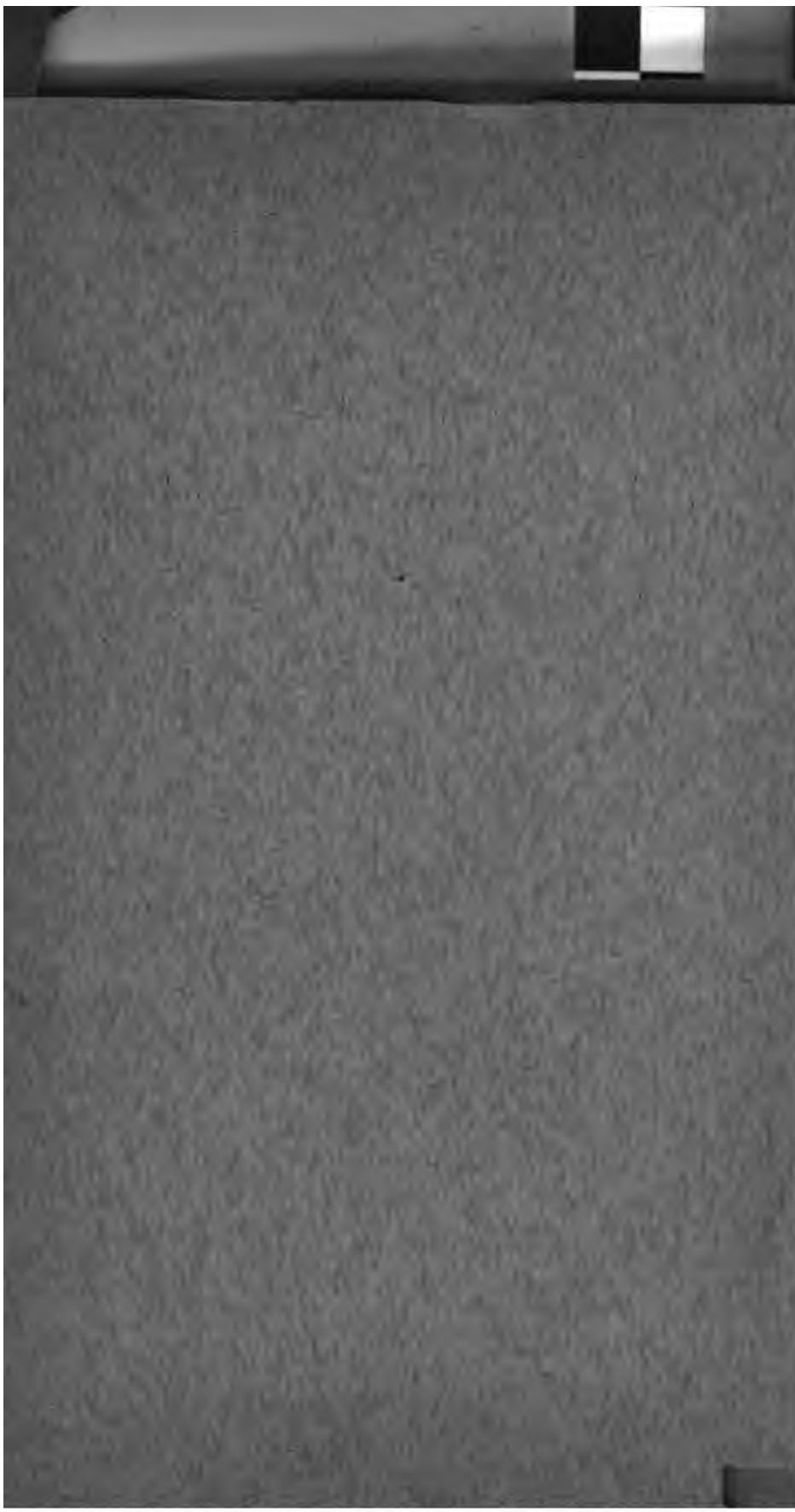
Nationale Arbeit und Erlebniſſe

Von

Friedrich Lange

Dritte ſtark vermehrte Auflage

Berlin
Verlag von Alexander Duncker
1904



Ger 295.15.5

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
HUGO MÜNSTERBERG
MARCH 15, 1917

Vorwort zur ersten Auflage.

Die Aufsätze, die ich hier zu einem Überblicke dem Leser vorlege, sind zuerst und zwar durchweg in größeren Abständen in der*) Täglichen Rundschau veröffentlicht worden. Ihre geschlossene Form habe ich in allem Wesentlichen unverändert gelassen und der Überschrift eines jeden den Tag der ersten Veröffentlichung beigefügt, weil ich es für nicht unwichtig halte, daß der Leser sich der besonderen Zeitumstände bewußt werde, aus welchen die einzelne Betrachtung ihren Anlaß und ihre Farbe erhielt. Auch dem naheliegenden Einwande, daß hier und da eine Einzelheit wiederholt zur Sprache komme und sogar — namentlich im Thema der Religion — eine Steigerung in der Energie meiner Erkenntnisse und Forderungen bemerkbar werde, bin ich absichtlich nicht ausgewichen, weil ich wünsche, daß dieses Buch der Wirklichkeit entsprechend mein Denken und Erkennen als ein entwicklungsmäßiges erweise. Im Ganzen glaube ich dennoch hoffen zu dürfen, daß meine Mahnungen und Forderungen als eine geschlossene Einheit, als der grundlegende Versuch zu einer nationalen Weltanschauung vom deutschen Standpunkte werden empfunden werden.

Es geschieht bisher leider nur selten, daß der Herausgeber einer Zeitung den allgemein gehegten Aberglauben an die geistige Selbstherrlichkeit des Publikums zu bestreiten und sich offen zu erzieherischen Absichten zu bekennen wagt. Es stände aber um Vieles besser mit unserem Zeitungswesen, wenn das Publikum seine Selbsttäuschung aufgeben und in der Erkenntnis, daß die Presse eine unabweisbare geistige Macht ist, desto strenger fordern wollte, daß ein so mächtiges Instrument nur zu den besten erzieherischen Absichten benutzt werden dürfte. Ich für mein Teil gestehe offen, daß ich mich niemals gemäß der Auffassung, welche der Eigenliebe des Publikums am meisten zu schmeicheln scheint, für einen bloßen Nachrichtensammler oder für einen bequemen

*) — bis Ende 1895 von mir herausgegebenen —

Geleitsmann des Mittagsschläfchens gehalten, sondern immer von der Ehre, aber auch von der sittlichen Verantwortlichkeit meines Berufes das höchste Maß beansprucht habe. Besonders in diesen Aufsätzen habe ich, und zwar mit bewußt erzieherischen Absichten, Alles niedergelegt, was von Erfahrungen, Erkenntnissen und idealem Wollen in mir lebendig ist. Ich weiß, daß unser Volk nach all den Zersetzungen und traurigen Abstumpfungen seines natürlichen Empfindens einer Gesundung entgegenharrt; ich glaube zu wissen, daß diese Gesundung uns nur aus gläubigem Vertrauen zur eingeborenen und wiederherzustellenden Kraft unseres Volkstums kommen kann. Darum habe ich zu zeigen versucht, welcher Stärke unser Deutschtum fähig ist und daß es uns nicht nur äußerlich stolzer machen, sondern bis in's innerste Herz beruhigen und erquicken könnte, wenn wir es nur recht nach allen Seiten und nach der ganzen Tiefe seines Wertes ermessen wollten.

Der Einzelne kann hier freilich nichts tun, als bestenfalls den richtigen Weg zeigen; die Erlösung selbst, die Wiedergeburt unseres ganzen Volkes wird erst in langer Zeit vollendet werden, wenn nicht etwa der Wirbelwind einer politischen Katastrophe mit einem Ruck die Herzen umkehrt. Reden, schreiben, Worte machen bleibt hier also einstweilen die unerläßliche Pflicht, weil ja Tat und Beispiel der Einzelnen nur noch langsamer wirken könnten, wie nötig sie auch sein mögen, um das Wort lebendig zu machen. Aber nur widerwillig habe ich von jeher — trotz vieler Jahre journalistischer Federfuchserei — mich mit dem Worte begnügt, wenn ein Ideal sich durch die Tat der Einzelnen schneller zur Wirklichkeit fördern ließ. Solche Gelegenheiten fanden sich, als im Jahre 1883 unser kolonialer Drang erwachte und später, als die Schulreformbewegung einer zielbewußten Organisation bedurfte. Wie mir persönlich diese Betätigung meiner Bestrebungen viel bedeutet, ja in gewissem Sinne weit mehr, als irgend welche Leistung meiner Feder, so hoffe ich, daß auch mancher Leser sich damit befreunden und ihren inneren Zusammenhang mit meiner nationalen Weltanschauung erkennen werde. Darum habe ich in einem längeren Anhange zu diesem Buche durch einige ausgewählte Aufsätze und eingeflochtene Berichte auch davon eine Übersicht gegeben.

Gr.-Lichterfelde, im Mai 1893.

Der Verfasser.

Vorwort zur dritten Auflage.

Schon seit Mitte der 90er Jahre waren die ersten beiden Auflagen dieses Buches vergriffen. Seitdem hat es nicht an Nachfrage gefehlt, aber zu einem einfachen Neudruck konnte ich mich schon damals nicht entschließen, und zu einer Neubearbeitung und Ergänzung, wie ich sie wünschen mußte, fand sich im Drange meiner Pflichten für die im Jahre 1896 begründete Deutsche Zeitung und manches neu begonnene nationale Unternehmen nicht die Muße. Endlich aber nun im Sommer dieses Jahres habe ich einen behaglichen Sommeraufenthalt benutzt, um den so lange zurückgestellten Plan auszuführen, und so kann ich das Buch wieder herausgeben — mit dem Wunsche, daß es auch in der neuen Gestalt und mit seinem gegen früher verdoppelten Umfange die alten Freunde sich erhalte und neue hinzugewinne.

Die Ergänzungen des grundsätzlichen Hauptteiles wie des Anhanges ergaben sich von selbst; nur daß ich mich bei der Auswahl des inzwischen reichlich aufgesammelten Materials natürlich auf das Wichtigste beschränkt habe. Schwieriger war, über die Frage zu entscheiden, ob ich im grundsätzlichen Teile des Buches die Gedankenentwicklung aus der nach Zeit und Anlaß bedingten Form der einzelnen für sich abgeschlossenen Aufsätze ganz herauslösen und rein systematisch aufbauen sollte, oder ob es besser wäre, die bisherige Form festzuhalten, in Anmerkungen die Gedankengänge an den Erkenntnissen und Erfahrungen des letzten Jahrzehnts nachzuprüfen und sie so bis an den heutigen Tag heraufzuführen. Ich habe mich für das letztere Verfahren entschlossen und hoffe, daß meine Gesinnungsfreunde diese Entscheidung billigen können. Freilich mutet diese Form des Vortrages dem Leser nach wie vor zu, bei jedem Aufsatze die Zeit der ersten Veröffentlichung sich vor Augen zu halten und manche Wiederholung in Kauf zu nehmen. Aber er wird auch anerkennen, daß ein Umbau ins Systematische den Charakter des Vortrages völlig ver-

ändert und die Wirkung vielleicht gefährdet hätte. Schließlich entscheidet man in solchen Fragen doch wohl immer am richtigsten, wenn man sie der eigenen Natur gemäß entscheidet, und ein deutliches Gefühl sagt mir, daß ich nicht im ununterbrochenem Aufstieg des Vortrages meine beste und frischeste Wirkung tun kann, sondern nur dann, wenn ich öfter und bei wechselndem Anlaß der Eindrücke mit dem freundlichen Leser aus der Ebene alltäglichen Denkens und Empfindens zu weiteren Ausblicken hinaufstrebe und dann in den Alltag und in die Nähe zurückkehre, um bei nächster Gelegenheit zu einem neuen Spaziergange einzuladen.

Immerhin: — Die Form des Buches bleibt fragwürdig und bedarf der Nachsicht des Lesers. Der Inhalt aber? Nun, der mag so gut oder so schlecht sein, wie es dem Leser beliebt, ihn zu finden; aber jedenfalls ist er das Beste, was ich einem Leser überhaupt zu bieten habe. Denn er ist immerhin so etwas, wie das Protokoll meiner Lebensarbeit und meiner höchsten Lebenswerte.

Gr.-Lichterfelde, im Oktober 1904.

Der Verfasser.

Inhalts-Übersicht.

Seite

Eine Abrechnung (16. Oktober 1898) . . . . . 1 — 11
Warum ich beim altphilologischen Studium in Göttingen hungrig blieb; 1. — Hermann Lotze, seine Person und seine Philosophie; 2. — Seine Hauptabsicht, zwischen Gemüt und Wissenschaft zu vermitteln, noch heute unerfüllt; 5. — Seit Lotzes Wirken ist das deutsche Volk von einseitiger Innenentwicklung (Geist und Gemüt) zu politischer Entwicklung (Willenskraft) fortgeschritten; 8. — Das bedeutet nicht Verarmung; 10.

Außerhalb der Arena (7. Juni 1900) . . . . . 12 — 38
Die nationale Entwicklung in Italien und im Deutschen Reich, verglichen und gemessen namentlich am ungleichen Verhalten der italienischen und der deutschen Schweizer; 12. — Nationalismus und Weltbürgertum; 18. — Deutsches Nationalbewußtsein ist nicht Chauvinismus nach Art des französischen, auch nicht in unserer Polenpolitik; 20. — Gleichgültigkeit vieler Reichen und Gebildeten gegen das deutsche Nationalbewußtsein; 23. — Goethes verhängnisvolles Beispiel darin; 28. — Das Ausland *zwingt* jeden Deutschen, seine Nationalität zu vertreten; 25. — Nationalität bedeutet nicht Verlust am Persönlichen; 26. — „Deutsche Nation" bedeutet unsere stärkste Verheißung für die Zukunft; 26. — Vergeblicher Widerstand der römisch-katholischen Kirche („hier gibt's keine Deutsche, hier sind Christen"); 28. — Der Widerstand der Sozialdemokratie dauert nicht, denn sie bleibt nicht international; 29. — Ein nationaler Sozialismus wird eine Wiedergeburt unseres Volkstums bedeuten; 32. — Hindernisse der sozialen Versöhnung; Mammonismus, der auch Offiziere und Beamte tributpflichtig macht; 33. — Der Gymnasial- und akademische Dünkel, der durch Druck von unten beseitigt werden muß; 34. — Die nationale Reform an der Sozialdemokratie kann nicht durch eine sozial-nationale Partei (Göhre, Naumann) von unten, sondern nur durch Machtentscheidung von oben, verbunden mit sozialen Reformen, erreicht werden; 36. —

Seite

Das Persönliche im Nationalen (19. Februar 1891) . . . . 39—65

Das Persönliche darf nicht vom Nationalen aufgelöst werden, denn es ist schöpferische Kraft; 39. — „Rembrandt als Erzieher"; 40. — Nötig ist ein richtiges Verhältnis zwischen Persönlichkeit und nationaler Gesamtheit; 41. — 1) Persönlichkeit und Geselligkeit; 41. — In der heutigen Geselligkeit erdrückt unter Begünstigung der Frau der Dutzendmensch den Persönlichkeits-Menschen; 42. — Der rechte Stil der deutschen Geselligkeit kann weder der französische, noch der englische, sondern nur ein eigener auf Grund von Persönlichkeit und nationalem Bewußtsein werden; 43. — 2) Persönlichkeit und Staat; 44. — Haupthemmnis persönlicher Entwickelung ist bei uns die Beamtenhierarchie nebst Orden- und Titelsucht; 45. — Heer und Offizierkorps haben dagegen moralische Eroberungen für Preußen und Deutschland gemacht (trotz Beyerlein und Bilse); 47. — Die Reform des Kastengeistes am wirksamsten durch richtige Schulreform; 50. — Persönlichkeit und Kunst; 52. — Perioden höchster Kunstübung sind immer solche stärkster Entfaltung des Persönlichen. Renaissance; 58. — Für heute gilt die Losung: alexandrische Wissenschaft und eklektische Kunst; 55. — Tür offen für das Werdende, trotz der Enttäuschungen durch Naturalismus und Symbolismus! 58. — Vorsicht bei der Hingabe an Heimatkunst! 59. — Persönlichkeit und Kirche; 60. — Religiöses Empfinden ist ganz persönlich und wird durch Verallgemeinerung leicht verfälscht; 60. — „Der Protestantismus hat Rattengift im Leibe"; 63.

Wiedergeburt (eine Neujahrsbetrachtung 1. Januar 1892) . . . 66—87

Hüten wir uns vor der Wollust des „Reichsverdrusses"! 66. — Der Kaiser geht bewußt voran in eine neue Zeit; 67. — Was heißt und wie wird eine „neue Zeit"? 68. — Naturwissenschaft und Sozialismus sind die Haupthebel der neuen Zeit; 72. — Humanismus in vergeblichem Widerstreit gegen die Naturwissenschaft; 74. — Der sozialistische Gedanke muß von der Aristokratie der Menschheit aufgenommen werden, um eine neue Kultur zu schaffen; 76. — Das Judentum wirkt auch in der Sozialdemokratie als „Ferment der Dekomposition"; 77. — Der Sozialismus muß auch den Mittelstand umfassen und zu einem nationalen Wirtschafts-System ausgebaut werden; 78. — Sozialdemokratie bedeutet in diesem Sinne nur Anfangsstadium; 79. — Überblick über den Fortschritt zur nationalen Wiedergeburt seit 1870; 81. — Sprachreinigung. Schulreform. Bürgerliches Gesetzbuch. Einfluß der Bodenreform; 82. — Nur die schöngeistige Literatur bleibt hier im Positiven noch alles schuldig; 83. — Es gibt eine Höhen- und eine Volkskunst, aber auch die Höhenkunst kann

Seite

nur auf dem Wege der nationalen Anerkennung zur Anerkennung in der Menschheit gelangen; 85.

Vom deutschen Reiche zum deutschen Vaterlande (11. Oktober 1892) . . . . . 88—109

Wie verstehen wir richtig Bismarcks Wort in Jena, daß die patriotische Empfindung doch alles in allem stärker und verläßlicher sei, als der klug abwägende politische Verstand? 88. — Unser Verhalten zur Judenfrage ein Prüfstein, ob wir das mit politischem Verstand und nationaler Tatkraft geschaffene Deutsche Reich wieder auch im Gemüt als deutsches Vaterland empfinden möchten; 90. — Die antisemitische Partei ist an der Judenfrage zu eng und kleinlich geworden; 93 (Anmerkung). — Ich fordere eine deutsche Nationalpartei als politische Verkörperung des Bedürfnisses, mehr und mehr alle praktischen Fragen lediglich nach deutschem Gewissen und Empfinden zu lösen; 94. — Bedenken gegen den Protestantismus als Grundlage der Nationalpartei. Hierbei in Anmerkung (S. 99) Bericht über einige Veränderung des Standpunktes, wie sie durch Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes bedingt wird; 96. — Wir müssen mit dem Genius unseres Volkes in Zukunft möglichst allein bleiben; 99. — Der gemeinsame Rechtsboden mit dem Judentum ist der sicherste Weg, das angeborene Gewissen des deutschen Volkes zu verfälschen; 102. — Die Juden müssen ins Fremdenrecht zurück; 105. — Nachtrag: Auseinandersetzung mit der antisemitischen Partei und Rückblick auf die Erfolge des Antisemitismus; 107.

Reines Deutschtum (11. April 1893) . . . . . 110—185

Die Kräfte der Befruchtung für eine nationale Wiedergeburt müssen schlicht und allen Volksgenossen verständlich sein; 110. — 1) Kann uns das Christentum zu einer nationalen Wiedergeburt führen? 111. — Das große Hemmnis der Trennung zwischen deutschen Katholiken und deutschen Protestanten; 112. — Protestantismus als Kirche nicht genügend lebendig und als Bekenntnis unsicherer Besitz. Die Reformversuche kommen über den Kreis der Gebildeten nicht hinaus (Egidy, Drummond, Harnack, Schrempf, Dr. Johannes Müller); 115. — Das Christentum auch als Norm für sittliches Handeln mindestens nicht sicherer, als der eingeborene Idealismus unseres Volkstums. (Tolstoi, Luther); 118. — Die Rabenaasstrophe. Anmerkung; 121. — 2) Vom Christentum zum Deutschtum; 126. — Die Lebensformen des Christentums könnten allmählich übergehen in die Lebensformen des Reinen Deutschtums; 128. — Poesie des kirchlichen Christentums; 129. — Ein Zukunftsbild der deutsch-

Seite

christlichen Gemeinde; 130. — Grundformel für die Sittlichkeit des Reinen Deutschtums und das Verhältnis zu Gott; 131. — Verhältnis zu anderen Volksstämmen; 135. — 3) Einige Zeitaufgaben im Lichte des Reinen Deutschtums; 138. — Begriff und Zugehörigkeit zum Deutschtum sind anthropologisch in Praxis schwer zu ermitteln (Ammon, Gobineau); 139 und Anmerkung 140. — Durch Umfrage würde sich herausstellen, daß über das Besondere deutscher Art und in welchen Charakterzügen, in welchen Vorgängen unserer Geschichte, in welchen Werken unserer Literatur sie sich am deutlichsten und reinsten bekundet, bei uns selber wie bei anderen Völkern Übereinstimmung herrscht; 140. — An einigen Zeitaufgaben, mit deren Lösung sich alle Kulturvölker beschäftigen, wird die besondere Äußerungsweise des Reinen Deutschtums erläutert. — Die soziale Frage; 142. — Deutsche Sittlichkeit und Lebensanschauung erwachen an der sozialen Not, nicht Christi Beispiel und Gebote; 143. — Gerechtigkeit ist mehr als Liebe das soziale Heilmittel; 146. — Deutsch angewandt wird der Sozialismus auch für die mittleren und oberen Schichten eine Gesundung; 147. — Das Rezept dazu ist wirtschaftlicher Nationalismus, verbunden mit besserem Ausgleiche zwischen Arbeit und Lebensgenuß. (Anmerkung: amerikanische Neigungen des Kaisers); 153. — Ewiger Friede; 155. — Diese Forderung ist eine christliche, darf aber keine deutsche werden. (Anmerkung: Haager Schiedsgericht); 156. — Jedes seßhafte Volk müßte am ewigen Frieden verrotten, nur ein Volk ohne Heimat wie das jüdische, würde daran gedeihen; 157. — Mit unserer Kriegstüchtigkeit verteidigen wir zugleich den wahren Adel der Menschheit. (Anmerkung: Mäßigkeits- und Enthaltsamkeits-Bewegung; 161. — Fanatismus vieler Abstineuten; 161. — Die Wiederaufnahme körperlicher Übungen wirkt ohnehin zur Mäßigkeit; 164. — Das Übrige vollbringt die natürliche Übersättigung im Genuß; 166). — Die Frauenfrage; 161. — Mit deutscher Lösung der sozialen Frage lösen wir auch den berechtigten Kern der Frauenfrage; 162. — (Anmerkung: Die gesellschaftliche Emanzipation der Frauen und Mädchen hat keine Bedenken, wenn man das Deutschtum nicht kleinbürgerlich auffaßt; 168). — 4) Dichtung und Kunst im Reinen Deutschtum; 168. — Die Kälte der Jüngsten gegen Vaterland und Volkstum; 169. — Was heißt deutsche Kunst und Literatur? 175. — Versuch einer Auslese der dauernden Kunstwerte vom Gesichtspunkte des Volkstums; 178. — Der „Künftige"; 183.

Deutsche Politik (November 1893) . . . . . 186—215

Unsere Reichsregierung muß deutschere Politik machen; 186. — Schädlicher Heroenkultus; 188. — Die Regierung ist unzulänglich

Seite

und mitschuldig in der Judenfrage; 189. — Internationale Thronfolge und Fürstenheiraten; 190. — Jüdische Heiraten des Adels; 192. — Oberste Richtschnur unserer Regierung muß werden: alles bejahen, was dem deutschen Volkstum nützt, alles verneinen, was ihm schadet; 193. — Wirtschaftlich-soziale Folgerungen unseres militärischen Volkscharakters; 194. — Darbende Invaliden; 195. — Geschäftliche Bevorzugung der „Militärfreien"; 195. — Noch immer keine Wehrsteuer! 196. — „Volksstandspolitik"; 197. — Bessere Fürsorge für die Gesunden! 198. — Anzucht des Gelehrtenproletariats; 198. — (Anmerkung: Sünden an der Volksschule und am Lehrerstande; 198). — Heiratspolitik; 200. — Staatliche Ansiedlung in der Ostmark; 203. — Auswanderung; 207. — Die Front der Auswanderung nach Osten! 208. — Das Deutschtum in Österreich-Ungarn; 210.

Der deutsche Kulturgehalt unserer Wehrkraft (24. März 1901) 216—226

Unser Heer nicht notwendiges Übel, sondern eine unserer besten Kultureinrichtungen; 216. — Unterschied von Kultur und Zivilisation; 217. — Kern aller arischen Kultur ist Erziehung zum Ehrgefühl; 219. — Die rechte Waffe des arischen Ehrgefühls kann nur das Volks- oder ein Milizheer, niemals ein Söldnerheer sein; 223. — Der Deutsche liebt sein Heer trotz aller Verhetzung; 224. — Zentrum und Sozialdemokratie hassen unser Heer; 225. — Die von ihnen drohende Gefahr muß durch eine große Nationalpartei beseitigt werden; 226.

Rassen-Aristokratie (16. September 1900) . . . . . 227—247

Lyrische Erregung des Burenkrieges, weltpolitische Phantasie in der Schule des ostasiatischen Unternehmens; 227. — Ära Kaiser Wilhelm II.; 228 — Weitung unseres Blickes; 230. — Die „gelbe Gefahr"; 231. — Sie führt zum allgemeinen Verständnis der Rassenfrage und zum Solidaritäts-Bewußtsein der weißen Rasse; 235. — Diese Solidarität darf und wird den Wettkampf und Krieg unter den weißen Völkern nicht hindern; 236. — An der „gelben Gefahr" kann und wird auch die Sozialdemokratie rasse-aristokratisch werden; 237. — Der denkende Landwirt und die „Liebe"; 238. — Kampf der gesunden Rasseninstinkte gegen die „demokratische Kruste"; 239. — „Proletarier aller Länder vereinigt Euch" und der Amsterdamer Kongreß 1904; 241. — Rasse-Aristokratie und Namens-Adel; 243. — Unsere Gesetzgebung bleibt der Wertung des Blutes noch alles schuldig; 245 — Gesetzliche Zwangs-Einführung von Ahnentafeln und Geschlechterverzeichnissen; 246. — Jede Heirat zwischen arischem und nicht-arischem Blute wird öffentlich bekannt gemacht; 246. Anmerkung: Nationale und jüdische Demokratie; 246.

Seite

Gobineau und Nietzsche (11. November 1900) . . . . . 248—258

Rausch der Nervösen und Literaten über Nietzsche; 248. — Nach Nietzsche destilliert jeder Hansnarr das beliebte aristokratische Parfüm von der eigenen Einbildung; 249. — Nietzsche und die Hybris der Griechen; 251. — Gobineaus Aristokratie der Natur und Gesundheit; 252. — Bleibende Werte seines Rassenbuches; 252. — Oberflächlichkeit kulturgeschichtlicher Doktrinen im Spiegel dieses Buches; 255. — Die Erkenntnisse Gobineaus fordern eine Reform der Geschichtsforschung und -Darstellung; 258.

Anhang: Nationale Arbeit und Erlebnisse.

Kolonialpolitische Erinnerungen . . . . . 261—286

Vergebliche Arbeit? (14. September 1880); 2500 □Meilen Ostafrika für 17000 Mark; 261. — Innere Kämpfe in der Gesellschaft für deutsche Kolonisation; 263. — Dr. Carl Peters; 264. — Wie das Projekt zur Erwerbung Ostafrikas beschlossen wurde; 267. — Abgang der Expedition und erste Meldung des Erfolges; 268. — Das kolonialpolitische ABC im Auswärtigen Amte des Deutschen Reiches; 270. — Gründung der Deutschostafrikanischen Gesellschaft erster Auflage; 271. — Gründe meines Ausscheidens aus der Gesellschaft; 272. — Dr. Peters und sein weiterer Anteil an unserer Kolonialpolitik; 274. — Das Emin Pascha-Unternehmen; 275. — Unsere Kolonien als Kompensations-Objekt; 277. — Ist kolonialpolitischer Pessimismus berechtigt?; 278.

Nachtrag 1893; 279.

Nachtrag 1904; 279. — Das Disziplinarverfahren gegen Dr. Peters; 280. — Mein Leitartikel „Reisläufer" und der gerichtliche Austrag; 281. — Die Sorge um den Gang unserer Kolonialpolitik; 282. — Der Hauptschuldige des falschen Systems ist der preußisch-deutsche Militär- und Beamtenstaat; 284; — Die Möglichkeit einer großen Blamage; 286.

Deutsche Schulreform . . . . . 287—346

Schulreform und Idealismus. (5. Dezember 1886). Ist das Gymnasium der Hüter des Idealismus gegen den Materialismus? 287. — Für den sittlichen Idealismus bietet das Gymnasium nicht mehr als andere höhere Schulen; 292. — Der Idealismus der „freien Menschlichkeit" bedeutet nach den Erfolgen der Gymnasialerziehung eine Unwahrheit und eine Gefahr für unsere nationale Zukunft; 294.

Aus der Praxis der Schulreform I. Die Priorität des Gedankens der einheitlichen Mittelschule (gemeinsamer sechsklassiger Unterbau); 297. — Beginn der praktisch-politischen

Seite

Schulreform mit einer Masseneingabe an Minister v. Goßler; 299. — Widerstand des Ministers; 301. — Eingabe an Bismarck mit Angabe eines Reformprogramms; 302. — Begründung des Vereins für Schulreform; 303. — Erstes Eingreifen des Kaisers; 305. — Dezember-Konferenz 1890 und Goßlers Abschied; 306. — Unsere Eingabe an das preußische Abgeordnetenhaus; 308. — Minister Graf Zedlitz-Trützschler genehmigt die ersten Reformschulen in Frankfurt a. M.; 309. — Prof. Jaegers Ausspruch „Wir sind eine geschlagene Armee"; 311. —

Direktor Uhlig und höhere Gesichtspunkte. (25. November 1892). Wie ich mich zu der rechten Antwort an Herrn Uhlig durch eine Reise nach Norwegen stärke; 312. — Die entscheidende Probe auf alle Schulsysteme und ihre Reform; 315. — Was mir die Schulreform im Zusammenhange des „Reinen Deutschtums" bedeutete; 316. — Es handelt sich um eine deutsche Kulturreform: 1) ins Volkstümliche; 318. — 2) ins Soziale; 320. — Mehr nach Amerika hin, aber doch keineswegs amerikanisch; 325.

Aus der Praxis der Schulreform II. Begründung weiterer Reformschulen; 326. — Verzeichnis der bis 1904 vorhandenen Reformschulen; 328. — Aus den Personalien des Kultusministeriums; 332. — Neue Gärungen im Lager des Gymnasialvereins; 334. — Die Hilfskräfte des Reformgedankens in der Hauptkadetten-Anstalt; 335. — Eine gemeinsame Aktion aller Reformvereine; 336. — Die neue Schulkonferenz des Jahres 1900; 338. — Der Dezember-Erlaß des Kaisers; 339.

Schluß und Ausblick. Abschied aus dem Vorstande des Vereins für Schulreform; 341. — „Alles, was bisher geschah, war eigentlich noch gar keine Schulreform"; 343. — Zur Abwehr von Mißverständnissen dieses Wortes gegen die Reformphantastik; 344. — Meine reformpolitischen Endziele; 345.

Der Deutschbund . . . . . 347—414

Der Bund bedeutet eine Gemeinschaft, welche Reines Deutschtum persönlich erleben und dafür arbeiten will; 348. — Satzung und Verfassung des Bundes; 350. — Zur Abwehr irriger Vorstellungen; 354. — Kurzer geschichtlicher Bericht; 356. — Erster Versuch an einer großen Aufgabe:

Ein nationales Wirtschaftssystem; 357. — Die Abwehr der sozialdemokratischen Gefahr durch irgend welche Konkurrenz mit der Sozialdemokratie an den Arbeitern ist unwirksam und für das Volkstum unfruchtbar; 358. — Der Kern des Deutschtums liegt im Mittelstande; 359. — Die soziale Reform am Mittelstande führt zum nationalen Wirtschafts-System der Zwangsgenossenschaften; 360. — Sozialdemokratie

Seite

und Kapitalismus zwingen zu diesem System; 364. — Die Vorstufen dieses Weges: Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände, Handwerkskammern und Handwerksgenossenschaften, antisemitisch-nationaler Handlungsgehilfenverband, Minister Budde gegen Konsumvereine, Minister Möllers Griff nach der Bergbaugesellschaft Hibernia; 365.

Der Deutschbund begründet Vereine, um die Stimmung für das Wirtschaftsprogramm vorzubereiten; 370. — Er veranstaltet eine Umfrage zur Ermittlung der 50 besten Deutschschriften; 371. — Sonstige Tätigkeit; 373. — Der Bund treibt nicht „Deutschtümelei"; als Beweis, daß er die Vergangenheit unsres Volkes mit dessen gegenwärtigen Aufgaben modern zu verknüpfen versteht, folgen fünf Erbauungsvorträge von den Hermannsfesten des Bundes:

Das deutsche Problem (Hermannsrede zu Goslar am 30. Mai 1898); 376. — Der schwache Träger des deutschen Gemeinsamkeitsgefühls war früher der Machtstaat des alten Wahl-Kaisertums, der starke Träger des jetzigen der Rechtsstaat des neuen Erbkaisertums; 377. — Wie Kaiser Heinrich I. und Wilhelm I. das „deutsche Problem" des rechten Gleichgewichts zwischen Stammes-Sonderart und Gemeinschafts-Bedürfnis zu lösen versuchten; 381.

Seeluft (Hermannsrede auf der Nordsee bei Bremerhafen am 28. Mai 1899); 382. — Am stärksten trennt vom Gewohnten der Schritt aufs Meer; 383. — Uns muß er aus der Kontinental- in die Weltherrschaft, aus dem Kleinbürgerlichen ins Weltmännische tragen; 385. — Wäre ein „Englisch-Bund" nötig oder möglich?; 387. — Das neue Deutschtum kein Rückfall in das „Teutschtum" der Arndt, Jahn und Körner; 388. — Bismarck übersah nicht den Wert der Imponderabilien, aber er vollbrachte sein Bestes mit den „ponderabilen" Kräften; 389.

Die Millionen und der Eine (Hermannsrede auf der Rudelsburg 1901); 390. — „Das schwarze und das weiße Koppel," Korps und Burschenschaft; 390. — Die Inschrift am Jungbismarck-Denkmal auf der Rudelsburg führt irre; 392. — Männliches und weibliches Prinzip im deutschen Einigungswerk, Preußen und nationale Bewegung sind untrennbar; 394. — Ich fordere eine große nationale Reichstagspartei; 396.

Hohenstaufen-Deutschtum alter und neuester Zeit (Hermannsrede auf dem Kyffhäuser am 7. Juni 1908); 396. — Politische Charakteristik Friedrich Barbarossas; 398. — Er ward Hüter des Reichs und Liebling des Volkes von Gnaden des kleinen Mannes; 399. — Zu Barbarossas Zeit lebte das Vorbild deutscher Realpolitik in Heinrich dem Löwen; 400. — Dieser Gegensatz romantischer und realpoli-

Seite

tischer Kulturauffassung ist bis heute in unserem Volke unausgeglichen und noch nicht ausgekämpft; 402. — Neueste Formel: „Bismarck und Goethe!"; 404.

Nationale Katastrophen (Hermannsrede auf Wilhelmshöhe bei Kassel am 29. Mai 1904). Die nationale Katastrophe des Franzosenvolkes, verursacht durch nationale Überhebung; 405. — Die besondere Schwäche des deutschen Volkes liegt in anderen Eigenschaften; 408. — Unsere innere Lähmung durch allzu sorglose Hingabe an die großen Kultur- und Gewissensfragen; 411. — Hüten wir uns, Deutschland zum Versuchs- und Schlachtfeld des sozialen Gedankens zu machen! 414.

„Deutsche Zeitung" . . . . . 415—429

Wach geworden im Jahre 1870; 413. — Den Beruf „verfehlt" und doch gefunden; 417. — Wie die Tägliche Rundschau eine „Unabhängige Zeitung für nationale Politik" wurde; — „Es kam ein neuer Pharao, der wußte nichts von Joseph und seinen Brüdern"; 420. — Volksrundschau und Generalanzeigerpresse; 421. — Wie die Deutsche Zeitung entstand; 423. — Ein Vermächtnis Miquels; 427. — Die Erhaltung des führenden Tons im Konzert der nationalen Presse; 428.

Die nationale Reform unseres Parteiwesens. . . . . . 430—443

Die Sammlung der bürgerlichen Mittelparteien ist Bismarcks ungelöstes Problem; 430. — Graf Bülows grundsätzliche Abkehr von der Bismarck-Politik der persönlichen Führung; 431. — Das Problem einer nationalen Sammlung ohne Hilfe der Regierung und gegen den Widerstand der Fraktionen; 432. — Mein erster Versuch im Jahre 1896, das „Deutsch-Kartell", mißlungen; 433. — Erneuter Versuch im Jahre 1901 mit einer Rundreise durch 240 Städte; 436. — Der nationale Reichswahlverband am 2. März 1902 begründet; 438. — Die beste Methode der nationalen Vermittlung bei den Wahlen; 441. — Auf der Suche nach den lebendigen Kräften im Volke; 442.

Eine Abrechnung.

(16. Oktober 1898.)

Es handelt sich um eine persönliche Abrechnung, aber ich würde sie für die Öffentlichkeit nicht schreiben, wenn ich nicht glaubte, daß mancher daran teilnehmen könnte. —

Zu Anfang der siebziger Jahre kam ich auf die Göttinger Universität, mit der Bestimmung, klassische Philologie zu studieren. Es ist vielleicht der bösseste Fehler dieses Studiums, daß es nur die glatte Fortsetzung dessen gibt, was man bis dahin hat treiben müssen. Man kommt da leicht zu dem peinigenden Bewußtsein, daß sich die „akademische Freiheit" nicht recht entfalten, daß man sie nicht gebrauchen kann, um sich eine völlig neue Welt damit zu erobern. Und nun traf ich es überdies mit meinen Lehrern mehr als unglücklich. Die überlegene Freiheit des griechischen Geistes im Aristophanes zu spüren und das ehrwürdige Altertum hier auf einmal so frisch zu empfinden wie ein Geisteswehen aus ganz menschlicher, ganz moderner Zeit war mir gewiß ein Entzücken. Aber es nun stündlich anhören zu müssen, daß der geniale griechische Dichter-Journalist von einem müden, ausgemergelten Junggesellengreis, der in Filzpantoffeln von einem selbst für Göttingen unerlaubten Fußmaß ins Auditorium und aufs Katheder schlich, entweder im trockensten Verfahren auf die lederne Fußnotensammlung des „Philologus" ausgelaugt, oder (was noch schlimmer war) in der nutzlosesten Weise überzotet wurde, das zog mir alsbald einen chronischen Ekel zu. Und ferner nun der kleine Professor Sauppe, die eigentliche klassische Leuchte Göttingens zu jener Zeit! Er war gewiß ein kluger, feiner Kopf, aber er sah so unendlich komisch aus, wenn er mit Mühe über den Rand des Pultes hinwegsah, mit der großen, immer verstockten

Naſe, den breiten, ſchmalen Lippen und den abſtehenden Ohren — genau wie eine Eule! Und das war ja gewiß ganz ſtilvoll für das klaſſiſche Studium; er ward in der Tat, je länger ich zu ſeinen Füßen ſaß, für mein Empfinden völlig eins mit dem klugen Vogel der Athene, aber immer ſtärker auch wurde in mir das Verlangen: Wann wirſt du endlich die Göttin ſelber ſpüren, von der dieſer Vogel doch nur das Attribut iſt? Kurz: ich bekam damals, wohin ich mich auch wandte, den für meine Entwickelung entſcheidend gewordenen pergamentenen Beigeſchmack der Altertumswiſſenſchaft, der ſie mir verleidete. Und dann begann ich den großen Hunger zu ſpüren, den Hunger nach dem nahrhaften Brot der Seele, und leichtherzig, wie die Jugend iſt, verſparte ich mir das Studium von dem, das nach dem „Reglement" unumgänglich iſt, für den ohnehin bitteren Reſt der Studienzeit; einſtweilen aber ging ich durch die weite philoſophiſche Fakultät ſpazieren, immer mit der Naſe in der Luft witternd nach dem Brote, das meine Seele nähren ſollte. Zuerſt ſo weit wie möglich — zum Sanskrit, dann nach kurzem Wahne und kurzer Reue zur alten Geſchichte. Hier wäre es vielleicht erträglich geweſen, wenn nicht auch hier die ſcheffelweiſe verabreichten Quellennachweiſe und Fußnoten jeden Funken von Begeiſterung im trockenen Sande erſtickt hätten. Begeiſterung ſoll ja die beſte Frucht des Geſchichtsſtudiums ſein. Dann lag Göttingen damals ohne Zweifel an der Schattenſeite, denn dieſe Frucht iſt damals nicht reif geworden. Pergamentene Langeweile überall!

Endlich war ich eines Tages im Kollegium des Philoſophen Hermann Lotze angekommen. Da ſaß ich und lauſchte, kam regelmäßig wieder und wußte nach kurzer Zeit, daß ich gefunden hatte, was ich ſuchte. Wie er ſo ruhig daſaß, ſtets mit einem leiſen Lächeln in dem vornehmen, aber etwas krankhaft gelblichen Geſicht, ſtets ſorgfältig angezogen, mit einer ſchwarzen Kravatte um die ſauberen Vatermörder (was ſchon damals altväteriſch anmutete), die hohe Stirn von dunklen ſchlichten Haaren eingerahmt, die klugen Augen freundlich auf ſeine Schüler gerichtet, war er das Bild einer milden und vornehmkeuſchen Natur, die ſich feſt im Zaum hielt und nichts dem bloßen Schein zuliebe tat. Dieſer Mann war ſich bewußt, daß er Ordnung halten mußte, denn er hatte einen großen Reichtum des Geiſtes zu verwalten; er war ein ſtill Überlegener, denn er hatte das Vertrauens- und Schiedsrichter-

amt aus zwei in Fehde geratenen Gebieten menschlichen Denkens übernommen. Ein Anerkannter in der Naturwissenschaft war er mit dem Rüstzeug dieser exaktesten Wissenschaft ins Lager des abstrakten Denkens der Philosophie hinübergezogen und wollte das Gemüt mit der Forschung, den Glauben mit der Welt der Erscheinungen versöhnen. Damals fühlte ich es nur, jetzt habe ich es längst auch begriffen, warum mein ungewisser Drang so willig in diesem Geiste mündete, warum ich zu seinen Füßen bald im Lauschen Ruhe fand und unter dem Einflusse seines zwar außen unerschütterlichen, aber innerlich doch von allen Kräften des Empfindens und des Temperamentes warm pulsierenden Denkens mich von Tag zu Tage wunderbar rasch emporwachsen fühlte. Hier war keine Schule, keine Spezialität, hier war ein Abbild des Lebens und Wissens in seinem ganzen Reichtum. Hier gab es kein Schema, keine Pedanterie, hier wurde auch nicht auf wenigen bestimmten Untersätzen mit genialischem Eifer ein philosophisches Lehrsystem in die Lüfte gebaut, aber eine wunderbare Klarheit des Denkens gab es hier, eine das Herz ausweitende Gelassenheit und Duldsamkeit, jedem lebendig gefühlten Bedürfnis des Kopfes wie des Herzens sein Recht zu lassen.

Die Philosophen früherer Zeiten glichen darin manchem Propheten, daß sie ihre Offenbarungen begannen, indem sie zunächst die Lehren aller Vorgänger in Grund und Boden verdammten. Das tat Hermann Lotze nicht. Er wurde Philosoph, weil er fühlte, daß die Naturwissenschaft damals in ihrem ersten Triumphzuge den Anlauf nahm, die Materie zum Zwingherrn über das Seelische zu machen, er wollte der Menschheit das Recht erhalten helfen, sich durch philosophisches Denken über sich selbst in und an der Welt zu orientieren, aber er nahm aus der Naturwissenschaft das unbestechliche kritische Gewissen in die neue Heimat hinüber, und dieses Gewissen hat ihn gehindert, von einem System mehr als die Grundmauern und allenfalls die Säulen aufzubauen. Man kann aus seinen Büchern sehen, daß er das Büchnersche Dogma, alles scheinbar Seelische sei nur eine irgendwie mechanische Äußerung der Materie, für einen lächerlichen Irrtum hielt; man kann auch deutlich daraus sehen, daß all sein Nachdenken ihn schließlich geneigt machte, im Gegenteile alles scheinbar Leblose, auch den totesten Stein für eine Verkörperung seelischer Kraft zu halten — aber

mit einer Kuppel geſchloſſen, mit einer Spitze gekrönt hat er dieſes Gebäude ſeines Denkens nicht. Er ließ den Tempelbau ſeines philoſophiſchen Denkens ohne Dach; die Sonne der Wirklichkeit kann hineinſcheinen und neues Leben darin wecken, Wind und Regen können hineinfallen und von dem Quaderwerk ſeiner Schlüſſe loslöſen, was ſich in Gegenwart und Zukunft nicht halten läßt. Dieſe Lücke kann bei einem ſo bedachten Manne natürlich nicht Zufall geweſen ſein. Er bewährte vielmehr auch darin die beſcheidene Gelaſſenheit, die ich nach meiner perſönlichen Erfahrung von allen ſeinen Vorzügen für den höchſten halten muß, weil ich damals ſchon und ſpäter in aller Nachwirkung des Denkens und Lebens ſpürte, daß ich an ſeiner Hand meinen Weg in der Mannigfaltigkeit des Lebens und Wiſſens zu finden gelernt hatte und doch ein völlig Freier geblieben war.

Ich ſah und ſprach den verehrten Mann zum letzten Male, als er mich für einen Teil des Staatsexamens zu prüfen hatte. Aus meiner ſchriftlichen Arbeit hatte er wohl gemerkt, wie freudig mein Denken dem ſeinigen nachging, und da er auch ein ſelbſtändiges Finden darin beobachtet hatte, ſo gab er mir gute Ausſichten und lud mich ein, die Arbeit zu veröffentlichen und alle meine künftigen philoſophiſchen Arbeiten ihm zu gleichem Zwecke zu ſchicken. Ich ahnte damals ſelber noch nicht, wie frei ich durch Lotze geworden war — ſo frei, daß ich in kurzer Zeit aller Philoſophie entſchloſſen und für immer den Rücken kehrte, weil ich erkannte, daß alles ſchulmäßige Philoſophieren zum Abſchluß, mithin zum Dogma drängt, und daß man den natürlichen Zweck der Philoſophie verfehlt, wenn man ſich, wie Lotze tat, willkürlich vom Abſchluß zurückhält. Nach ſeiner eingeborenen Natur will und muß jedes philoſophiſche Syſtem nach der Herrſchaft ſtreben, ebenſo wie jedes Religionsſyſtem. Mit Notwendigkeit zwingen alſo beide über die Grenzen der Selbſtbeſcheidung hinaus, die ich nach allem, was ich von der ſchier unausdenkbaren Unzulänglichkeit und Rätſelhaftigkeit unſeres Daſeins beobachtet habe, für das ſicherſte und oberſte Gebot aller Kreatur halte.

Was würde Hermann Lotze zu dieſem Bekenntnis ſagen, wenn er noch lebte? Ich bin getroſt; er würde ſein Wirken an mir nicht für verfehlt halten, ſondern vielleicht mit ſeinem milden Lächeln zugeſtehen, daß ich von der Kraft der Freiheit und des Denkens, die an ſeinem Beiſpiel ſtark geworden ſind, nicht den ſchlechteſten Gebrauch gemacht habe.

„Zwischen den Bedürfnissen des Gemüts und den Ergebnissen menschlicher Wissenschaft ist ein alter, nie geschlichteter Streit." Von diesem Satz geht Lotze in seinem Hauptwerke, „Mikrokosmus", aus, auf diesen Tatbestand kommt er immer wieder zurück. „Der Übermut der philosophischen Forschung (er denkt dabei wohl an Hegel und Schelling, aber auch vielleicht an Schopenhauer) und die rastlosen Fortschritte der Naturwissenschaft haben von verschiedenen Seiten her jenes Weltbild zu zerstören gesucht, in welchem das menschliche Gemüt die Befriedigung seiner Sehnsucht fand. Die Beunruhigungen jedoch, welche die Angriffe der Philosophie erzeugten, hat unsere Zeit durch das wirksamste Mittel überwunden, durch die völlige Teilnahmlosigkeit, mit der sie sich von den kaum mehr beachteten Anstrengungen der Spekulation abwendet." Das sah er schon damals, und dennoch hielt er es nicht für vergebliche Mühe, durch „Spekulation", d. h. durch Philosophie den Streit zu lösen. Was würde er heute tun, da auch die Naturwissenschaft die Epoche ihres „Übermutes" genossen und bereits überwunden hat, anderseits aber die Philosophie als Verwalterin des „Gemüts" nicht wieder in der allgemeinen Achtung emporgestiegen ist (wie er vielleicht doch seinerzeit hoffte und erwartete), sondern vollends jede Beachtung verloren hat? Er nahm an, daß der Streit zwischen Gemüt und Forschen, zwischen Glauben und Wissen nie zu schlichten sei. Ist er vielleicht inzwischen doch geschlichtet?

Man sehe um sich und in sich! Die Frage wendet sich an das persönlichste Empfinden und scheint deshalb eine Antwort für das Ganze gar nicht zu gestatten, weil ja der Einzelne in seinem Geschmack, in seinen Empfindungen und Bedürfnissen völlig selbstherrlich ist. Die Welt mag an uns vorbeilaufen, so närrisch, wie sie will — mit unserem Eigenempfinden muß sie uns doch stehen lassen, und ob unser Innerstes sich zornig gegen der Welt Lauf empört oder behaglich in dem Hauptstrom mitschwimmt, das bleibt unsere eigene Sache.

So wissen wir es von den Gebildeten, daß sich in ihrem Kopfe die Welt oft ganz „anders" malt und daß sie in ihrem Innersten oft genug den schlimmsten Widerstreit auskämpfen; so ahnen wir es auch von denen, die in der angeblich „stumpfen" Masse leben. In den oberen wie in den unteren Schichten erinnern uns häufig genug Explosionen des Gemüt t und ohne den

Knall eines Revolvers, daß ſtarke Spannungen ſchließlich nicht auszugleichen waren und daß mit ſchrillem Klang die Saiten einer menſchlichen Seele unter ſolcher Überſpannung zerriſſen.

Auch heute noch behauptet religiöſes Bedürfnis in jeder Geſtalt ſeine Rechte den unbeſtreitbaren Erkenntniſſen der herrſchenden Naturwiſſenſchaft ins Geſicht und kapituliert nicht vor ihnen; auch heute noch fühlen Tauſende bei jeder Errungenſchaft des modernen Verkehrslebens, daß die Welt an Poeſie ärmer werde, und leiden ſchwer an dem Zwieſpalt ihrer äſthetiſch bedürftigen Seele in dieſer Welt, die ſie nüchtern nennen. Auf den Einzelnen betrachtet, iſt alſo der Streit zwiſchen Gemüt und Forſchung auch heute noch ungeſchlichtet, nur darf man freilich bezweifeln, daß ſelbſt von dieſen Verſöhnungsbedürftigen die Philoſophie als Tröſterin und Verſöhnerin noch heute würde herbeigerufen werden.

Darin ſchon zeigt ſich, daß ſich in der kurzen Zeit ſeit der Niederſchrift des „Mikrokosmus“ (im Jahre 1856) etwas verändert hat. Und wenn man die Wandlung des Zeitgeiſtes betrachtet, (der ja, mag man ihn loben oder verwünſchen, doch immer der Spiegel des Geſamtbewußtſeins bleibt), ſo zeigt es ſich erſt recht. Wir ſind einmal in Deutſchland ſo empfindſam geweſen, daß Goethes „Werther“ das tränenreiche Entzücken aller Gebildeten war, ein Buch alſo, in dem der ſchottiſche Sänger Oſſian den traurigen Grundakkord anſchlug, ein Buch, das ſelber ganz jener dicken, ſchweren Nachgewitter-Stimmung gleicht, in der man die Tropfen fallen hört, ohne daß es regnete. Wer kann ſolche Empfindſamkeit heute noch ungekünſtelt nachempfinden? Unſere gebildeten Frauen umlagerten einſtmals die Leihbibliotheken nach den Werken Jean Pauls. Wer begreift heute, daß es jemals *Frauen* geben konnte, die ſolche Satzungetüme *leſen* und *verſtehen* konnten, geſchweige denn ſich daran erbauen? Es gab eine Zeit, wo unſere Jünglinge, ja ſogar unſere Männer in Romantik hinſchmolzen und einen Frachtwagen voll Heineſcher Verlogenheit gern dazu in Kauf nahmen — welcher Kämpfende von heute, der das Schwinden der Poeſie beklagt und den Streit ſeiner Bruſt zwiſchen Gemüt und Forſchung nicht zu ſchlichten weiß, würde in ſolchem Wechſel zwiſchen Mondſchein und Ironie noch ſeine Sättigung finden?

So ſelbſtherrlich alſo der einzelne auch heute noch ſeine beſondere Stellung zur Welt und ſeinen beſonderen Streit zwiſchen

Gemüt und Forschung empfinden mag: sicher ist, daß frühere Heilmittel auch ihm heute kein Heilmittel mehr sein würden, weil jeden, auch den eigensinnigsten Selbstbehaupter, der Zug der Zeit und ihrer Erkenntnisse in seine Wirbel zieht. Aber ich wage die Behauptung, daß in Zukunft Versöhnungen für diesen Streit gar nicht geboten zu werden brauchen, weil sie überflüssig geworden sind, nachdem der Streit selbst seine schärfste Glut längst verloren hat.

Diese Behauptung wird vielleicht entschiedenen Widerspruch finden. Es ist eine Prophezeiung, die früher oft und zuversichtlich ausgesprochen wurde, jetzt aber schon seltener laut wird, daß sich das beleidigte Gemüt der Menschheit oder, sagen wir bescheidener, des deutschen Volkes für alle jetzige Vernachlässigung durch eine angeblich „idealloſe", jedenfalls nüchterne Gegenwart mit einem gewaltigen Gegenschlage rächen werde. Man hat in seelischer Beziehung den Spiritismus der Klopfgeister und des Tischrückens, in ästhetischer Beziehung den Symbolismus und die wiederkehrende Romantik moderner Dichter und Maler, in religiöser Beziehung die Heilsarmee auf dieses Rächeramt für das beleidigte Gemüt angesprochen. Und wenn alle diese Verheißungen sich bisher nicht erfüllt haben, so entmutigt das die Propheten nicht; sie hoffen auf etwas Unbekanntes und Ungenanntes, denn daß der Rückschlag kommen müsse, sei außer Zweifel. So könne es doch nicht weitergehen.

O gewiß, es geht so weiter! Für verfallende Völker mögen die Propheten des Gemütsrückschlages recht behalten, denn das Bewußtsein wachsender politischer Ohnmacht wird aller Wahrscheinlichkeit nach die Spanier schon in nächster Zeit und die Franzosen vielleicht rascher, als sie sich heute noch träumen lassen, dazu zwingen, daß sie im abstrakten Geistes- und Gemütsleben die Ausweitung suchen, die sie räumlich in der Welt nicht mehr finden können. Vorausgesetzt, daß sie die seelischen Kräfte dazu haben, wie das deutsche Volk sie hatte, als es trotz körperlicher und seelischer Gesundheit wegen politischer Ohnmacht sich ganz auf sein Inneres zurückziehen mußte. Aber wir Deutschen, w[illegible] wir gesund bleiben und unseren Arm weiterhin zu [illegible] in der Welt gebrauchen, wie wir begonnen haben, wir [illegible] er Voraussicht nach und hoffentlich ohne Rückschl[illegible] des [illegible]tes, ohne allgemeine Zeitkrankheiten im Religiösen, [illegible] oder sonst-

wie rein Seeliſchen uns auf dem bisherigen Wege weiterentwickeln. Ich gehe ſogar weiter zu der Behauptung, daß es die ſicherſte Probe auf unſere wiederhergeſtellte Volksgeſundheit ſein wird, wenn wir in der Allgemeinheit den, wie Lotze ſagte, „nie geſchlichteten Streit" zwiſchen Gemüt und Forſchung immer weniger als vorhanden empfinden und wenn wir mit der Zeit immer weniger nach einem Verſöhner verlangen, der dieſen Streit ſchlichten müßte.

Das iſt die tatſächliche Löſung, von der Lotze nichts ahnte und auch nichts ahnen konnte, als er ſich in die Rolle eines Schiedsrichters zwiſchen Naturwiſſenſchaft und Gemüt ſtellte und mit Spekulation die Verſöhnung zwiſchen beiden verſuchte. Er ſtand an der Schwelle der Zeit, die das Volk der „Denker und Dichter" überſchritt, als es ein politiſches Volk wurde, er ſprach dem Schema des Streites, wie es in 300 Jahren einſeitiger deutſcher Innenentwicklung formuliert war, unbedenklich ewige Gültigkeit zu, und die dieſes Schema nach ihm gleichfalls als ſelbſtverſtändlich anerkennen, ſind ältere empfindſame Leute, die gern nach dem alten Deutſchland als nach ihrer beſſeren Heimat zurückſchauen, oder junge Schwächlinge, die ſich im Bewußtſein ihrer ungenügenden Kraft nur allzugern die Sehnſucht nach dem Deutſchland der „Denker und Dichter" anleſen. Das geſunde neue Deutſchland aber ſorgt ſich weder um etwaigen Übermut und allzu ſtarke Triumphe der Naturwiſſenſchaft, noch ſeufzt es um Gemüt, religiöſe Verzückung und Poeſie, noch endlich verlangt es nach der Philoſophie, um den Streit in ſeinem Innern auszugleichen. Und dennoch weiß es zuverſichtlich, daß es, auch wenn es mit ſeinem Innenleben nicht mehr ſo viel Rührung und Eitelkeitsmarkt aus ſich macht, wie in den Zeiten der äſthetiſchen Tees und der empfindſamen Briefwechſel der „ſchönen Seelen", dennoch nicht ärmer in ſeiner Seele, ſondern reicher und geſunder werden wird.

Wie ſehr ſich durch die große politiſche Änderung auch unſer Innerſtes, Eigenſtes, ſcheinbar Unantaſtbares allmählich wandeln kann, das können wir nach den bisherigen Anfängen der Wirkung zwar ahnen, aber noch keineswegs im vollen Umfange würdigen. Ob der Streit zwiſchen Forſchung und Gemüt, zwiſchen Glauben und Erfahrung auch künftig in dem Einzelnen noch ſo ſtark fortbeſtehen wird, ob in vielen oder wenigen — das mag ſchließlich am beſten unentſchieden bleiben. Sicher ſcheint aber, daß bei geſunder

politischer Fortentwickelung unsere jetzigen Zustände kaum wieder zu allgemeinen Spannungen auswachsen, mithin auch nicht zu allgemeinen Erkrankungen des Zeitgeistes durch philosophischen, ästhetischen, religiösen oder sonstwie empfindsamen Überwuchs entarten werden. Der Streit mag bleiben, aber er wird nicht wieder allgemein merkbar werden. Er bleibt wohl nach wie vor „ungeschlichtet", aber das Bedürfnis, ihn zu schlichten, wird allgemein nicht mehr verspürt. Der Streit kommt uns aus den Augen, weil wir ihn beiseite schieben und ihn nicht mehr vermissen.

Zwei Wirkungen des Jahres 1870 sind es, die uns die Stimmung schaffen, des vielleicht „ewig ungeschlichteten Streites" nicht mehr zu gedenken: von mehr negativer Art die eine, von positiver die andere. Die größeren politischen Verhältnisse sichern unverlierbar auch geistig und seelisch den größeren Spielraum. Nicht bloß mit unseren gesetzlichen Rechten und Pflichten stoßen und drängen wir jetzt einer den andern weniger, als vor dem Jahre 70, auch unsere innersten Bedürfnisse, unsere persönlichen Anschauungen haben freieren Raum zur Entfaltung. Jeder kann sich heute zu jeder Zeit zum Propheten im deutschen Vaterlande ausrufen — mag er den Fleischgenuß oder den Alkohol verdammen oder für die Naturheilkunde zeugen oder den Spiritismus predigen oder Gläubige für die Heilsarmee einfangen. Jeder ernste und jeder närrische Eifer findet heute ungehemmt seine Propheten und seine Gläubigen. Der Sektenbildung sind keine Schranken gesetzt, und weil die Schranken fehlen, bleiben meist auch die Gläubigen auf eine Sekte beschränkt, an der die anderen, die Nichtgläubigen, zwar ungerührt, aber mehr und mehr auch bereits ohne Spott, vielmehr mit ganz ernsthafter Duldung vorübergehen. Im freien Raum gibt es eben keine Explosionen, sondern nur im geschlossenen.

Das andere Hemmnis aber des nie „geschlichteten Streites" ist anderer Art, es ist eine Kraft, die wir in der Allgemeinheit unseres Volkes lange verloren hatten und nun, da wir sie allmählich zurückgewinnen, gewissermaßen als eine neugewachsene Kraft empfinden. Ich meine den Willen, der sich in den Jahrhunderten unserer politischen Ohnmacht am Denken und Empfinden und an den abstrakten Übungen der Phantasie erschöpfen mußte, jetzt aber seine Kräfte wieder am Streben zur Tat und an

ihrer Ausführung im Handeln stärken darf. Das Zeitalter der Abstraktion, dessen Seifenblasen zwar so reizvoll schimmerten, aber doch ein erschlaffender und seelenverwirrender Zeitvertreib waren, versinkt hinter uns, und vor uns liegt nun die neue Aufgabe, im täglichen harten Kampfe des Lebens unsere Willenskraft zu stählen, weil wir nicht nur gedachte und geträumte, sondern wirklich lastende Hindernisse wegzuräumen und langsam Stein für Stein den Bau einer gedeihlichen Zukunft aufzutürmen haben. Bei dieser schweren Arbeit schwindet die Stimmung zu philosophischen Problemen. „Natürlich" — sagen triumphierend die Andersdenkenden — „man behält bei dieser Hast des modernen Lebens eben nicht Zeit zur Versenkung, man schenkt sich das Nachdenken und das tiefere Empfinden; das ist entschuldbar, bleibt aber darum doch eine Oberflächlichkeit!" Der Einwand liegt zu bequem, als daß er nicht gemacht werden sollte, und Tausende gibt es heute noch unter den gebildeten Deutschen, welche sich von ihrer Eigenliebe gern überreden lassen, daß die Beschäftigung mit dem Abstrakten das eigentlich „Tiefe" und „Höhere" sei im Vergleich zu dem, was die Willenskraft schafft. Vor der Umwertung der Begriffe, die jetzt mit vollem Zuge an der Arbeit ist, wird auch dieses angenehme Vorurteil bald nicht mehr stand halten. Es ist ein noch weit verbreiteter Irrtum, aber eben ein — Irrtum. Die ihn hegen, sprechen von dem seelischen Werte der Willenskraft und ihrer materiellen Erfolge, wie der Blinde von der Farbe, denn sie selber sind meist Krüppel der Willenskraft und haben von der Skala des weltweiten Empfindens und Denkens, das in der planmäßigen Erreichung eines Zieles durch Handeln liegt, auch dann keine Ahnung, wenn sie wissen, was den Zauber der Geschichte ausmacht und wenn sie die größten Bismarckverehrer sind. Für sie, die denken zu können glauben, liegt hier Vordersatz und Folgesatz ewig unvereinbar auseinander.*) In dem alten Streit: Homer oder Achilles? antworten sie in der Theorie vielleicht „Achilles", und wenn die Frage modern gestellt wird, sicher „Bismarck", aber in der Praxis, wenn das instinktive Gefühl und ihre Eigenliebe entscheidet, ebenso sicher „Homer" oder „Mommsen." Nein, die handelnde Willenskraft, die mehr und

*) Man denke an das treffende Wort unsers Kaisers, als er die Deutschen unterschied, die „Ja — aber" und die „Ja — also" sagen.

mehr unſer Volk in ihren Dienſt zwingt, wie wir die Engländer und Amerikaner ſchon in ihrem Dienſte ſehen, iſt nichts Oberflächliches, nichts Banauſiſches, ſondern bleibt, an jedem bisher anerkannten Werte des Lebens, des Denkens und Empfindens gemeſſen, höheren Wertes. Sie ſchiebt den Streit zwiſchen Gemüt und Forſchen nicht beiſeite, ſondern macht ihn unerheblich, weil ſie das Beſſere dafür gibt: die völlige Gemütsruhe nämlich, die ſich in dem Gedanken beſcheidet, daß wir dem unenthüllbaren Geheimniſſe der Schöpfung am nächſten kommen, wenn wir in gewiſſenhafter Tätigkeit zum Heil der Geſamtheit uns verzehren.

Dem Grübler und Empfinder Fauſt hat unſer Volk bis zum Jahre 1870 nachgelebt. Die höhere Erkenntnis war aber für Fauſt, daß er ſich ſelbſt beſchied und zuletzt an nützlicher Arbeit für das Gemeinwohl ſich genügen ließ. Dieſe Erkenntnis nun auch für unſer Volk ganz allgemein zur höchſten Weisheit zu machen, bleibt bei vielen Gebildeten von heute noch übrig. — — —

Ich aber glaube den Leſern erklärt zu haben, warum ich die Philoſophie, die mir ehemals Brot der Seele war, gegen anderes Brot vertauſcht habe.

Außerhalb der Arena.

(7. Juni 1890.)

I.

Wer nach Beruf und Neigung gewohnt ist, für die bewegenden Ideen der Zeit und des Vaterlandes gewissermaßen in der Mitte des Kampfes tätig zu sein, für den kann es vielfach nützlich werden, wenn er von Zeit zu Zeit eine Pause eintreten läßt, um sich außerhalb der Arena über das Gesamtbild des Streites zu orientieren, wieder einmal mit ungetrübtem Auge das Ziel zu prüfen und allerlei zurechtzurücken, was sich in der Hitze des Gefechts durch Leidenschaft und einseitige Neigung verschoben hatte. Unter diesem Gesichtspunkte ist auch mir, wie ich hoffe, die zweimonatige Reise nach Italien, von der ich vor kurzem zurückgekehrt bin, nicht ohne einigen Nutzen gewesen, und vielleicht erweise ich meinen Gesinnungsgenossen unter den Lesern einen größeren Dienst, wenn ich ihnen einige vaterländische Betrachtungen im Anschluß an das in Italien Geschaute unterbreite, als wenn ich die Zahl der ohnehin reichlich vorhandenen Reisebeschreibungen aus Italien noch um eine vermehrte, welche wegen der Kürze der Beobachtungszeit ja doch unzulänglich ausfallen müßte.

Die Italiener haben den Weg zur Bildung eines nationalen Reiches etwa gleichzeitig mit uns begonnen und durften ihr Ziel mit weniger Opfern, zum großen Teil durch fremde Hilfe erreichen. Früher hatten sie ähnlich wie wir unter dem Jammer kleinstaatlicher Zerrissenheit zu leiden, und gegenwärtig sind sie durch den Zwang der Selbsterhaltung und der Geltendmachung ihres großstaatlichen Ranges als Bundesgenossen an unsere Seite gedrängt. Auch an innerer Ähnlichkeit fehlt es zwischen den beiden Nationen

nicht. An Schlichtheit und Sachlichkeit des Charakters sind die Italiener sozusagen die deutschesten von allen Völkern lateinischer Zunge; ihr anspruchsloses Wesen gestattet ihnen, im Gegensatz zu den anderen Romanen ihre innere Entwicklung auf dem Wege allmählichen, soliden und von keinem verkehrten Ehrgeiz durchkreuzten Aufwärtsstrebens zu nehmen. Vielleicht ist diese ihre Bescheidenheit die Frucht der bitteren Erfahrungen, welche sie gleich uns in den früheren Zeiten durchmachen mußten. Dazu haben sie mit der natürlichen Armut des Landes nicht minder schwer zu ringen, als zum Teil auch wir, und merkwürdigerweise sind sie unter allen romanischen Völkerschaften die einzige, welche den Überschuß einer stark wachsenden Bevölkerungszahl in einem dem Deutschen verwandten Wandertriebe ins Ausland abschiebt. Das alles sind Ähnlichkeiten, die zu einem Vergleiche drängen.

Wie weit haben es nun bisher die Italiener in der Ausbildung des reichsnationalen Gedankens gebracht, und wie weit wir? Es ist leider kein Zweifel und jeder nationale Deutsche wird es mit einem gewissen Neide erkennen: die Italiener sind uns darin noch voraus. Wir haben eine Menge Fremdkörper im nationalen Fleische: Polen, Dänen, Halbfranzosen (und den größten Teil unserer Juden müssen wir auch dazu rechnen), die sich gegen die Aufschmelzung im deutsch-nationalen Geiste wehren. Bei den Italienern dagegen ist im ganzen Königreiche derselbe nationale Geist in derselben Sprache; Juden gibt es auch dort, aber ungleich weniger und weder für das Auge noch für die Empfindung so leicht erkennbar wie bei uns. Indessen ist das alles nur die äußerliche Seite des Unterschiedes. Italien hat aber ferner mit einem Schlage die Vielstaaterei, und zwar nicht bloß von innen, sondern auch in der Form völlig beseitigt; man kann schon von ihm sagen: ein Volk — ein Königreich von den Alpen bis nach Sizilien.

Ein so schneller und zugleich endgültiger Umwandlungsprozeß wäre natürlich nicht möglich gewesen, wenn er nicht im Volkscharakter selbst seine innerste Ursache hätte. Der romanische Drang, das Ähnliche zu suchen und zusammenzufassen, im Gegensatze zu uns, die wir in unserer Lust zum Individualisieren Unterscheidungen gewaltsam aufsuchen, wo sie sich nicht von selbst geben wollen und selbst diese gewaltsamen Unterscheidungen dann mit echtem deutschen Eigensinn festhalten — jener Drang hatte ein einiges Italien schon innerlich vollendet, als die dynastischen Interessen

den äußerlichen Zusammenschluß noch hinderten. Und da die Zeit erfüllt ward, fielen die Formen der Trennung mit Leichtigkeit, weil keiner den Wunsch hatte, die innere Trennung festzuhalten. Ein solcher innernationaler Drang ist aber ohne Frage die erfreulichste und glückverheißendste Gabe, die ein Volk seiner Zukunft entgegenbringen kann. Er wirkt ja denn auch bei den Italienern in aller Stille, aber mit ungeschwächtem Eifer fort und gibt dem Staate die Gewähr, daß er in seinen Grenzen über kurz oder lang tatsächlich alles umfassen wird, was durch die Sprache der italienischen Nation zugehört. Die Italiener in Nizza und Savoyen, in Korsika, in Triest und Südtirol werden nicht etwa ohne ihre eigene innere Zustimmung und nur um eines zugkräftigen Namens willen in italienischen Zeitungen die „Italia irredenta" („Das noch unerlöste Italien") genannt, sondern sie gehören längst wirklich und innerlich mit all ihrer Sehnsucht zum Königreiche, und wenn sie früher durch ihre lärmende Ungebärdigkeit der nationalen Regierung zuweilen auswärtige Verlegenheiten bereiteten, so sind sie jetzt überzeugt worden, daß stillschweigendes Arbeiten und Vorbereiten klüger sei. Ihre Zeit kommt, und wenn sie da sein wird, dann werden sie kaum mit einem sehnsüchtigen Gedanken auf den verlassenen Zustand zurückblicken, sondern sich in dem Gefüge ihres nationalen Baues so wohl fühlen, als hätten sie von jeher darin gewohnt. Selbst die freie Schweiz mit ihrer kantonalen Selbständigkeit kann den dortigen Italienern keinen Ersatz für den ersehnten Anschluß an das nationale Ganze bieten. Bei den Deutsch-Schweizern, dem eigentlichen Kerne dieser Republik, besteht darüber kaum ein Zweifel, daß die südlichen Kantone sich je eher desto lieber mit ihren Stammesgenossen im Königreich verschmelzen würden, unter Drangabe ihrer republikanischen Freiheit, wenn es nicht anders sein könnte. Denn so stark ist in diesem Volke der nationale Instinkt, daß man wohl behaupten kann, die Form des Staates sei ihnen eine Frage zweiten Ranges, der nationale Zusammenschluß aber unter allen Umständen die Hauptsache.

So steht es mit der nationalen Frage jenseits der Alpen, und wie nun im Gegensatz dazu bei uns? Wir sind gewohnt, nur mit großer Vorsicht an diesen Punkt zu rühren. Unser Partikularismus ist überempfindlich und weiß, daß er in großen Teilen des Volkes noch starken Rückhalt hat. Aber soviel darf doch zunächst unbeschadet aller Empfindlichkeit gesagt werden, daß das innere Ver-

hältnis der oben erwähnten Deutsch-Schweizer zum Deutschen Reiche symptomatisch erkennen läßt, wie ganz anders sich deutsche Art zum nationalen Gedanken stellt. Der Deutsch-Schweizer wehrt sich schon gegen die Zumutung einer höheren Gemeinsamkeit mit den Reichsdeutschen, geschweige denn eines politischen Anschlusses, wie gegen das denkbar schlimmste Übel.*) Selbst gegen die Gemeinsamkeit der deutschen Sprache bäumt er sich im Innern auf, und eine größere Freude könnte einem solchen Urschweizer gewiß nicht passieren, als wenn ihm eines Tages nachgewiesen würde, daß sein geliebtes „Schwyzer Dütsch" nicht bloß eine Mundart des Deutschen, sondern wirklich eine besondere Sprache sei. Nicht minder heftig widerstreben die Holländer im Innersten ihres Herzens der deutschen Verwandtschaft. Die Deutsch-Schweizer und Holländer, wenn sie sich so heftig gegen uns wehren, zeigen uns nur im vergrößerten Bilde, aber wenigstens doch auch mit mehr äußerem Recht denselben Unterscheidungseigensinn, den der Norddeutsche heute noch jeden Tag bei seinem süddeutschen Landsmann finden kann. Es ist ein unglaublich einfältiger, nichtsnutziger Winkelpatriotismus, der so manchen Schwaben und Bayern gegen die Norddeutschen, namentlich gegen die „Preußen" unter ihnen, kleinlich, argwöhnisch, ja hämisch macht, aber er treibt sein Wesen bis zum heutigen Tage, nicht nur in den gedankenlosen unteren Klassen, sondern auch in manchem gescheiten Kopfe, und hat im Allgemeinen noch viel mehr Boden, als wir in Norddeutschland uns träumen lassen. Noch wäre es nach meiner innersten Überzeugung eine bloße Vermessenheit zu sagen, daß der Reichsgedanke in diesem Gefüge unseres Staatenbundes schon mächtig genug geworden sei, um alle schweren Stunden unserer Zukunft siegreich zu überwinden. Im Gegenteil, es steht zu fürchten, daß mancher süddeutsche Landsmann schon bei kleineren Schwankungen, wie sie durch einen Wechsel der Politik oder der leitenden Personen entstehen, mit leichter Mühe dahin gebracht werden könnte, an der Idee unseres nationalen Reiches zu rütteln. Manche von den letzten Reichstagswahlen können dafür zum Beweise dienen. Und wo die unzufriedene,

*) Wer diese leidige Tatsache noch nicht gewürdigt hatte, dem wird sie bei der Hetze klar geworden sein, die man dem Berner Professor Vetter in seiner Heimat bereitete, als er es gewagt hatte, in Nürnberg bei der Jubelfeier des Germanischen Nationalmuseums als Schweizer für das Bewußtsein deutscher Kultur- und Geschichtsgemeinschaft Zeugnis abzulegen.

stets kritisierende Stimmung zum Abfall im Geiste nicht gebracht werden kann, ist es doch ein wahrer Jammer, zu sehen, wie tüchtige Köpfe und Herzen sich oft im vermeintlichen Konflikte ihrer Pflichten zermartern, weil ihr berechtigtes Heimatsgefühl sich nicht glatt und rein dem größeren Reichsgedanken unterordnen kann, sondern noch vielfach gemischt ist mit einer Eifersucht auf die Selbständigkeit ihres Heimatstaates im Rahmen des Reiches. Der Ostpreuße, der Holsteiner, der Niedersachse*) liebt seine Heimat nicht minder stark als etwa der Württemberger. Aber jenen Drei kommt es nicht in den Sinn, für ihre Heimat provinziale Vorrechte zu verlangen, die dem festeren Zusammenschlusse des Ganzen nicht förderlich wären, während der Württemberger oder Bayer stets geneigt sein wird, von seinen Vorrechten immer nur das Notwendigste und selbst dieses Wenige noch widerstrebend dem Reichsganzen zu opfern. Denn das Reich ist ihm mehr oder weniger Preußen, und wenn er ideell dem Reiche sein Herz weit öffnen möchte, so schließt er es mit völlig befriedigtem Gewissen gegen Preußen desto enger zu. In praxi bedeutet das leider, daß er es auch gegen das Reich zuschließt.

Dieser Zustand ist freilich nach unserer Reichsverfassung äußerlich ganz berechtigt. Sie war damals, geschichtlich betrachtet, alles, was man nur wünschen, ja das Äußerste, was man ohne Anwendung von Gewalt erreichen konnte. Aber diese Verfassung bezweckt doch einen unauflösbaren Reichsverband, mithin setzt sie im Geist voraus, daß die Zeit das äußerlich Verbundene nun auch innerlich mehr und mehr zu einem Guß verschmelzen werde. Was diesen Prozeß von außen befördern konnte, ist mit Klugheit und Beharrlichkeit von der Reichsregierung geschehen; ein Reif nach dem andern ist um das große Gefäß gelegt worden, damit es desto fester zusammenhalte, und die Bundesregierungen haben sich dabei

*) Auch von den Niedersachsen, zu denen ich selbst gehöre, konnte ich das damals (im Jahre 1890) noch mit gutem Gewissen sagen, denn die Welfenpartei trieb auch damals ihren Unverstand, aber man durfte hoffen, daß er mit der absterbenden Generation zu Grabe gehen würde. Jetzt ist die Torheit der Alten ein Fieber auch bei manchen Jungen geworden. In Hannover und Braunschweig nimmt man den Unfug feierlich, und so weit sind wir wahrhaftig schon wieder zurückgekommen, daß wir die Verlobung unsers Kronprinzen mit der Schwester des mecklenburgischen Großherzogs besonders willkommen heißen, weil sie das Deutsche Reich einer Versöhnung mit dem grollenden Kumberländer — näher bringt!

vielfach williger gezeigt, als man anfangs hoffen durfte. Desto beharrlicher aber hat sich der Eigensinn im Volke selbst eingenistet; hier — das läßt sich nicht verkennen — ist das partikularistische Gelüst noch heute ein mächtiges Hindernis der nationalen Einheit. Wäre aber der nationale Drang im deutschen Volke nur annähernd so stark, wie im italienischen, so würden nach so vielen augenscheinlichen Früchten unserer Reichseinigung umgekehrt die Wünsche der Staatsangehörigen der zögernden Nachgiebigkeit der einzelnen Regierungen voraneilen, und von der Selbständigkeit der einzelnen Staaten würde bald nur noch so viel stehen bleiben, wie zu einer Verwaltung der einzelnen Reichsteile ohnehin nötig wäre.

Sicherlich gäbe ein solcher, vom nationalen Sinne ganz selbstverständlich durchdrungener Geist, der das Gemeinsame als das Erste, Unverlierbare, jede Einzelform aber als das Untergeordnete betrachtete, erst die volle Gewähr gegen alle Gefahren der Zukunft; und die Reichsverfassung würde ebenso gut für diesen kräftigeren Geist Raum bieten, wie sie es jetzt leider für den widerhaarigen Geist des Partikularismus tut. Wir Deutschen sind, wie es scheint, zu einem so resoluten Ausschreiten in nationalen Dingen nicht geschaffen, und so müssen wir von der Vorsehung erflehen, daß sie uns auch auf langsamen Wegen zum Ziele führe. Wer aber das Ziel kennt, darf nicht müde werden, den kleinlichen Geist des Eigensinns auszuräuchern, wo immer er sein Wesen treibt.

II.

Bei allen solchen Mahnungen wird ja nun freilich vorausgesetzt, daß das Ziel, die nach außen und innen möglichst geschlossene Nationalität, etwas Gutes und in gewissem Sinne auch etwas Letztes sei.

Ist diese Voraussetzung richtig?

In Frankreich oder Spanien wäre es überflüssig, ja selbst in ruhigen Zeiten unter Umständen gefährlich, solche Frage zur Erörterung zu stellen. Als Deutscher kann man aber seinem Volke nur von Herzen wünschen, daß es sich die Achtung vor der freien Meinung des Einzelnen erhalte und ihn nicht ungeschützt dem brutalen Zwange der Massen und der Massenbegriffe überlasse. Denn alles in allem arbeiten wir doch vielleicht besser für die Würde

des Menschen und der Menschheit, wenn wir nach wie vor dahin streben, die Freiheit des Einzelnen von den Interessen des Ganzen, soweit es ohne Gefahr für das Letztere geschehen kann, möglichst nur aus Gründen der Vernunft beschränken zu lassen. Schließlich ist es nur die Vernunft, der die persönliche Freiheit sich gern unterordnet.

Ob nun, so betrachtet, die möglichst enge Zusammenfassung der Nationalitäten ein letztes Ziel sei, können wir freilich mit Vernunft allein nicht begründen. Die großen deutschen Geister des vorigen Jahrhunderts, die sich der allgemeinen Menschenverbrüderung schon viel näher fühlten, würden die Frage verneint haben. Sie richtet sich zuletzt auch nicht an die menschliche Vernunft, sondern darüber hinaus an den höchsten Gerichtshof, an Gottes Vorsehung. Wenn aber die Geschichte der Menschheit als ein Buch der Offenbarung göttlichen Willens gelten darf, so können wir uns voll Vertrauen dem Drange überlassen, der alle Völker zur Stärkung und Sammlung ihrer nationalen Kraft sichtbar mächtig antreibt. Wahrscheinlich wird eine spätere Geschichtschreibung diesen merkwürdigen Zug als den höchsten gemeinsamen Gesichtspunkt der politischen Geschichte des 19. Jahrhunderts aufstellen. Und so würden wir uns ihm nicht entziehen können, selbst wenn uns nicht der Wiederaufbau des Deutschen Reiches und unsere bedrohte Stellung im Herzen Europas dazu nötigte. Ob dann im weiteren Verlaufe der Geschichte diese Politik der Nationalität immer weiter von der einst erträumten Menschenverbrüderung abtreiben, oder ob gerade durch sie diejenige Gestalt der Verbrüderung näher gebracht werden wird, in welcher allein sie sich auf dieser Erde verkörpern läßt, das heißt nicht als entnationalisiertes Weltbürgertum, sondern als internationale Verkehrs- und Wanderfreiheit — diese Sorge können wir getrost wiederum der Vorsehung überlassen.

Von einer chinesischen Mauer kann also bei solcher Auffassung des Nationalitätsprinzips nicht die Rede sein. Es gibt aber auch sonst noch genug Einwände dagegen.

Viele von uns wollen überhaupt von Nationalität als treibendem Begriffe nichts wissen. Deutschtum, meinen sie, sage schon genug; damit sei genügend klar bezeichnet, was jeder einzelne Deutsche als Erbschaft seiner Geburt von deutschen Eltern, seiner Erziehung in einem deutschen Orte, mit seiner Sprache endlich und seinen Gewohnheitsanschauungen unverlierbar, gewissermaßen als

zweites Ich mit sich herumtrage. Den Begriff weiter spannen heiße das Natürliche mit einer künstlichen Zutat verfälschen.

Das klingt überzeugend, hält aber doch nicht Stich. *Nationalität ist nicht dasselbe wie Volkstum.* Volkstum ohne Nationalität ist wohl zu denken, diese dagegen ohne jenes auf die Dauer kaum lebensfähig. Auch kann man zugeben, daß die Nationalität das Künstliche neben dem Natürlichen des Volkstums darstellt, aber dennoch ist es nicht überflüssig — ebensowenig, wie etwa, um ein alltägliches Bild zu nehmen, der Hut für den Kopf überflüssig ist, obgleich der Kopf schon durch seinen natürlichen Bau so eingerichtet wurde, daß er manchen Stoß und manche Unbill von Wind, Regen oder Sonnenschein ohne Gefahr vertragen kann. Der Hut verstärkt aber die natürliche Abwehr des Schädels und der Haare und dient — wie unsere Begriffe davon nun einmal sind, — zur Verschönerung des Hauptes, indem er (nach des Philosophen Lotze Erklärung) dem Manne das angenehme Gefühl gibt, seiner Größe trotz der Bibel einige Zoll hinzugefügt zu haben. Dies alles freilich leistet er nur dem Kulturmenschen. Aber wer will entscheiden, ob nicht auch die Nationalität in diesem Sinne als ein notwendiges Erzeugnis der Kultur entstanden ist, bestimmt, das schwächer werdende Volkstum mit einem neuen Schutze zu versehen.

Jedenfalls kann das Volkstum aus eigener Kraft sich nicht immer genügend schützen; das beweisen solche vielumstrittenen Grenzgebiete wie Elsaß-Lothringen, wo unter wechselnder Herrschaft einem großen Teile der Bevölkerung bald sein deutsches, bald sein französisches Volkstum nicht bloß im sprachlichen, sondern auch in manchem tieferen Besitze entwunden worden ist. Es muß vielmehr mit dem gewissermaßen naiven Volkstum sich noch ein Element des *Bewußten*, eine politische Zutat mischen und daraus eben die Nationalität und das Nationalbewußtsein entstehen, wenn die eine Art im Lebenskampfe mit der anderen nicht untergehen soll. Es wäre zu denken und auch aus der Erfahrung zu erweisen, daß ein stark ausgeprägtes nationales Bewußtsein, obgleich es nur auf einem schwachen oder einem sehr gemischten Volkstume ruht, dennoch energischer gegen die Nachbarn wirkt, als ein schwaches Nationalbewußtsein auf starkem und breitem Volkstume.

Gesundes Maßhalten ist aber wie bei allen menschlichen Dingen so namentlich in dieser Angelegenheit zu empfehlen, die nach ihrem

ganzen Wesen eine der menschlichsten, d. h. veränderlichsten und unvollkommensten ist. Weder darf sich das Nationalbewußtsein zu sehr überspannen, weil es sich sonst von seiner natürlichen Grundlage, den angeborenen Instinkten des Volkstums, allzu sehr entfernt und notwendig eines Tages in sich zusammenbrechen muß; noch darf es zur Hohlheit, in einen bloßen Namen ausarten, sondern es muß in jedem Augenblick innerlich viel reicher sein, als äußerlich, mithin stets nach Vertiefung ringen. Noch endlich darf das Nationalbewußtsein die spezies aeterni, den Blick auf das Ewig-Menschliche jemals verlieren, denn der letzte Wert einer Nationalität kann nur nach dem gemessen werden, was sie zur Förderung der ganzen Menschheit beigetragen hat. Wir wissen, wie groß aus diesem Grunde unsere Dankbarkeitsschuld gegen die Griechen, Römer und die Juden des alten Testaments ist, welche alle drei nicht bloß Volkstümer, sondern politische Völker, oder richtiger ausgedrückt Nationalitäten im modernsten Sinne waren.

Ein anderer Einwand gegen das nationale Streben wird noch häufiger gehört. Es führe, sagt man, zum Chauvinismus; ja manche, denen selbst ein maßvolles Nationalbewußtsein lästig erscheint, suchen schon dieses wenige verächtlich zu machen, indem sie es zu einem Chauvinismus stempeln. Das ist natürlich Übertreibung, aber es gibt doch Deutsche genug, die sich in ihrem gewissenhaften Humanismus durch solche Schlagworte verblüffen lassen. Wenn man ängstlich definiert, kann von Chauvinismus bei einem Nationalbewußtsein doch erst da die Rede sein, wo es über den nationalen Zweck hinaus zu dem Anspruch entartet, nicht nur das eigene Volkstum ungeschmälert und ungestört zu erhalten, sondern sich auch anderem Volkstum mit willkürlichen Forderungen aufzuzwingen. So haben wir die Franzosen vor dem Kriege 1870 als Chauvinisten empfunden und von ihnen auch den Namen überkommen.*)

Und so — könnte man auf Grund unserer Begriffsbestimmung nun weiter folgern — verdienen wir Deutschen uns gegenwärtig z. B. bei den Polen den Namen von Chauvinisten an dem Werke

*) Näheres hierzu in dem Abschnitte „Nationale Katastrophe" des Kapitels „Der Deutschbund" (Anhang).

der Aufsaugung und Einschränkung des polnischen Volkstums? Darüber müßte man sich allerdings klar werden. Die Polen haben sich ihr Volkstum zweifellos deutlich bewahrt, sie sind auch ohne Frage nach allen Merkmalen des Begriffs eine Nationalität und halten bis zu diesem Augenblick an der Hoffnung fest, ihrem Volkstum in einem neu erstehenden Staatswesen polnischer Nation eine äußerlich abgeschlossene Gestalt zu geben. Indessen die Geschichte hat ihnen diesen Wunsch bisher nicht erfüllt. Sie scheint nach dem bisherigen Verlaufe der Dinge nur denjenigen Nationalitäten das Recht zu einer eigenen staatlichen Existenz gewähren zu wollen, welche mit einem kräftigen Volkstum zugleich eine hinreichende organisatorische, d. h. staatenbildende Kraft verbinden. So arbeitet sich die kleine ungarische Nationalität im Kampfe mit den widerstrebenden Volkselementen im eigenen Lande vor den Augen Europas zu einem tüchtigen Staatswesen empor, dank dem Schutze, welchen ihr der lose Zusammenhang mit der österreichischen Monarchie gewährt, besonders aber wegen der zielbewußten organisatorischen Tüchtigkeit, die man an den ungarischen Staatsmännern bewundern darf.*) So hat sich auch und aus ähnlichen Gründen, das kleine Rumänien bisher behauptet, obgleich es rings vom Slawentum umschlossen ist. Die polnische Nationalität dagegen wurde ein bequemer Raub der mächtigen Nachbarn, nachdem sie wiederholt bewiesen hatte, daß ihre unsterbliche Sehnsucht nach einem nationalen Zusammenschluß nicht durch das geringste Maß staatserhaltender Kraft unterstützt wurde. Und wenn nun die erstarkende Nationalität des Deutschen Reiches energischer

*) Diese Anerkennung dürfen wir ihnen sachlich nicht vorenthalten, obgleich es auch deutsche Volksgenossen sind, die unter dem rücksichtslosen Nationalismus der Madjaren schwer zu leiden haben. Es ist gewiß keine Schmeichelei für uns, daß sich Ungarn — zumal als Teil einer mit uns verbündeten Macht — solche Herausforderung an die Gefühle der Reichsdeutschen gestattet. Auf unsern lebhaften Wunsch, ihm seinen Übermut bei gegebener Gelegenheit mit Zinsen heimzuzahlen, darf es rechnen. Und wenn der Tag der Abrechnung kommt, dann könnte sich herausstellen, daß eine solche Überspannung des madjarischen Organisationswillens auch sachlich und geschichtlich ein Fehler war, weil dem Willen die natürliche Unterlage einer madjarischen Mehrheit im ungarischen Volke fehlte. Aber dies alles gehört auf ein anderes Blatt. Hier war es mir nur um das anschauliche Beispiel eines Volkes zu tun, das im Gegensatz zu den Polen mit einem Überschuß von staatenbildender Kraft begabt ist.

ans Werk geht, sich das ererbte Stück Polentum innerlich anzugliedern, so gebraucht sie nur ihr Hausrecht und darf vor dem Forum der Geschichte wohl kaum der chauvinistischen Neigung angeklagt werden. Ganz abseits von diesem Gesichtspunkt liegt der politische, der für unsere Polenpolitik seit Friedrich dem Großen entscheidend war und bleiben muß, daß wir um unserer Selbsterhaltung willen ein selbständiges Polenreich nicht dulden können.

Noch weniger Gewicht hat der Vorwurf des Chauvinismus für unser deutsch-nationales Bedürfnis, wenn er sich in jüdischen Blättern findet. Die Juden wollen oder können längst nicht mehr ein Staatswesen für sich bilden, sie beanspruchen auch keine Nationalität und geben sogar von ihrem Volkstume diejenigen Bänder preis, welche sonst ein Volkstum am stärksten zu halten pflegen: die Sprache und einen großen Teil der eigenen Sitten und Gewohnheiten. Dennoch halten sie an dem Volkstum selbst mit bewundernswürdiger Zähigkeit fest: bloß auf der Grundlage der Geburt, der Heirat unter ihresgleichen und einiger weniger religiöser Gebräuche. Auf der schmalsten Grundlage also ein Volkstum von bisher nirgends übertroffener Zähigkeit, und so von den ältesten Zeiten her, in fast allen Ländern der Erde — das ist in der Tat eine Kraftprobe ohne gleichen! Für dieses Volkstum brauchen sie nach solcher Leistung nicht besorgt zu sein. Was Wunder aber, wenn sie nun die ganze übrige Welt als einen großen Markt betrachten, auf welchem Handel zu treiben sie durch lange Übung die Geschicktesten sind, und wenn sie jedes stärker werdende und daher unter Umständen auch gegen sie gerichtete Nationalbewußtsein anderer Völker vor allem als eine lästige Schranke für den freien Markthandel empfinden. Nein, man darf den Vorwurf des Chauvinismus von dieser Seite nicht ernst nehmen. Selbst wenn wir Deutschen einmal wirklich chauvinistisch würden, wenn wir es nach unserer Anlage in der Mehrheit des Volkes werden *könnten*, dann würde es nicht an jüdischen Mitbürgern fehlen, welche uns in der Hitze des Chauvinismus äußerlich noch überböten; wie ja tatsächlich in der französischen Heimat des Chauvinismus und auch in Ungarn an solchen Beispielen der Verwandlungsfähigkeit namentlich unter den Journalisten kein Mangel ist.*)

*) Ausführlicher ist das Thema der Judenfrage in dem Kapitel „Vom deutschen Reich zum deutschen Vaterland" behandelt.

Sollte nun wirklich noch einer Widerspruch erheben gegen die weitere Ausbildung unseres Nationalbewußtseins, wenn doch Mäßigung dabei empfohlen und die Förderung des Menschheitsgedankens als oberste Forderung aufgestellt wird?

Nein, nicht einer, aber Tausende, und zwar nicht nur in den untersten, von der Sozialdemokratie organisierten Schichten, von denen noch die Rede sein wird, sondern auch in den obersten Kreisen der Reichen und der Gebildeten.

Im Reichtum liegt eine gewaltige Verlockung zur Idealloſigkeit. Jesus scheint das so stark empfunden zu haben, daß er mit seinem liebevollen Herzen es dennoch über sich gewann, in dem bekannten Worte von den Reichen und dem Himmelreich völlig kühl und bestimmt, gewissermaßen wie mit einem Abschied auf immer, an dem Reichtum vorüberzugehen. In unserm Falle werden die Reichen immer eine Neigung zu internationaler Schrankenloſigkeit behalten; daran läßt sich nichts ändern, und Ausnahmen werden als solche mit freudigem Erstaunen empfunden.

Nicht so gelassen aber darf man es mit den Gebildeten nehmen. Unter ihnen sind Leute von höchster geistiger Bedeutung, geschlossene Persönlichkeiten, und nicht aus Idealloſigkeit, sondern wegen Widerstreits der Ideale wehren sie sich gegen das Nationalitätsprinzip. Es könnte nicht ohne Schaden für die Allgemeingültigkeit dieses Prinzips geschehen oder würde seinen idealen Wert vermindern, wenn solche Leute dauernd im Widerstande verblieben. Einige Worte, angeknüpft an Goethe, mögen daher mit dem Wunsche der Bekehrung an diejenigen gerichtet werden, welche bewußt oder unbewußt nach Goethes idealem Beispiel ihre Lebensaufgabe erfassen und verwirklichen.

Unser großer Dichter hat wiederholt empfohlen, jeder möge nur die in ihn gelegten Gaben des Geistes und Gemüts mit unermüdlichem Fleiße möglichst nach allen Seiten ausbilden und zu einem Ganzen gestalten; und damit das nicht Selbstsucht scheine, hat er hinzugefügt: Mehr könne schließlich kein Mensch leisten und auf bessere Weise auch nicht dem Ganzen, dem Volke oder der Menschheit dienen, als indem er sich selbst möglichst vervollkommne. Er selbst hat nach diesem Grundsatze im Dichten, Denken und Handeln sich ausgelebt. Als aber zur Zeit der Freiheitskriege der deutsche Nationalgedanke stürmisch an ihn herantrat, konnte ihm nicht entgehen, daß da etwas Neues auftauchte, was zu seinem

Rezepte nicht ganz paßte. Er war ehrlich und trotzig genug, aus seiner von dem Gefühl der Nation abweichenden Gesinnung kein Hehl zu machen, mißtraute auch wohl der Kraft der nationalen Begeisterung — kurz: er stellte sich mit seiner Sympathie auf die Seite der großen Persönlichkeit Napoleon gegen seine Nation und sagte: Sie kriegen ihn (Napoleon) doch nicht herunter!

Als Goethe so dachte und sprach, war er schon viel zu alt und eigensinnig, um sein Inneres nach der Außenwelt noch umzugestalten; man darf aber nach der ganzen Art seines titanischen Wesens daran zweifeln, daß er in jüngeren Jahren sich viel anders verhalten haben würde. Und sicherlich hat das deutsche Volk zu viel des Besten von ihm erhalten, als daß die deutsche Nationalität mit ihm rechten dürfte.

Wie aber steht es mit der Nutzanwendung auf diejenigen, welche nach Goethes Beispiel sich selbst möglichst frei persönlich zu vollenden streben und aus diesem Grunde gegen ihre Nationalität gleichgültig bleiben? Sie sind zweifellos im Unrecht und in dem Grade weniger entschuldbar als Goethe, wie sie dem Volke weniger leisten können, als dieser seltene Genius. Denn schon im Grundsatz liegt die Schuld — auch bei Goethe, aber stärker natürlich für die Bürger des neu erstandenen Deutschen Reiches, als für den Zeitgenossen der jammervollen deutschen Kleinstaaterei.

Es ist etwas in dem Deutschen — wir fühlen es alle —, das sich frei nach eigenem Belieben wenigstens das innere Leben auszugestalten sehnt, da das äußere Leben ja ohnehin durch die Pflichten als Christ und Bürger auf allen Seiten eingeengt wird; es ist ein Drang zu spüren, der sich dagegen wehrt, zu dem einen privaten Gewissen, das jedem angeboren und anerzogen wird, noch ein zweites in die Brust aufzunehmen, gewissermaßen als Wächter über unser Verhalten gegen das uns umgebende Ganze, die Nation. Selbst derjenige, der es bereitwillig in sich aufgenommen hat, empfindet im Auslande oder im Verkehr mit Ausländern zuweilen mit Verdruß, wie dieses Nationalgewissen sich vordrängt, ihm die Unbefangenheit nimmt und Schranken aufrichtet, wo er ohne den Wächter vielleicht freier und rein menschlich hätte verkehren können. Denn er bringt es fertig, daß wir die Landsleute zunächst als Deutsche, die Fremden zunächst als Nationalitäten und später erst beide als Menschen empfinden. Und alles dieses fühlt ein zur geistigen Persönlichkeit abgeschlossener Vollmensch, der sich ohnehin

nicht gern als Stück der Herde betrachtet, störender, verdrießlicher, als einer, der gewohnt ist, sein höchstes Genüge in der Zugehörigkeit zu anderen zu finden.

Aber — trotzdem — trotzdem! Wie die Anschauung bei den übrigen Völkern heute ist, kann auch der gebildete Deutsche völlig sicher sein, daß auch er von jedem Ausländer in erster Reihe als Deutscher, dann erst als Persönlichkeit empfunden wird. Und wenn er seine Nationalität als etwas Nebensächliches oder gar verächtlich behandeln wollte, so dürfte er erwarten, daß solche Haltung in erster Reihe dem Ansehen seiner Nationalität, nicht weniger aber ihm selbst bei dem Ausländer schaden würde. Wie oft kann man das auf Reisen im Auslande beobachten; wie oft habe ich selbst die Spuren einer schlecht vertretenen Nationalität in den Urteilen der Ausländer über uns Deutsche finden müssen! Ich behaupte: es ist ein Wahn, zu glauben, daß ein Deutscher heutzutage in Sachen der Nationalität überhaupt noch die Freiheit des Handelns habe. Im Auslande wenigstens und vor Ausländern nicht. Gewiß bleibt es in seinem Belieben, seine Nationalität mit Würde oder weniger musterhaft zu vertreten, aber vertreten muß er sie nolens volens. Dazu zwingt ihn die Anschauung der anderen Völker, und es wäre zu wünschen, daß jeder Deutsche sich mit dieser Notwendigkeit recht vertraut machte.

Ein Beispiel für viele. Es war auf der kleinen Reede von Capri; der Dampfer hielt, die Boote kamen heran und die Reisenden drängten sich, wie gewöhnlich, vor der Ausgangstreppe im dichten Knäuel zusammen. Jeder wollte zuerst hinaus, aber ein deutscher Herr — er wurde von seiner Begleitung „Herr Rat" genannt — hielt es merkwürdigerweise für sein besonderes Vorrecht, mit Frau und Tochter vor allen anderen auszusteigen. Nun wurde die Tochter von einer Seite abgedrängt; da blockierte er den Ausgang, schimpfte und behandelte das Mädchen vor aller Augen brutal, bis er seine Absicht erreichte. „Er ist ein Deutscher!" hörte ich Engländer und Italiener in meiner Nähe sagen. „Nein, er ist ein Flegel", hätte ich einwenden mögen, „und Flegel gibt es auch unter euch!" Was hätte es mir geholfen! „Er ist ein Deutscher" — dabei blieb es.

Indessen das alles ist nur das Äußerliche. Ich wollte von den wirklich gebildeten, vollen Persönlichkeiten sprechen, welche sich oft dagegen sträuben, außer dem persönlichen noch ein nationales

Gewissen in ihre Brust aufzunehmen, weil sie nur Menschen, ganze Menschen sein wollen. Mutet man ihnen etwas Unwertiges, eine Verflachung zu? Die Scheu vor dem profanum vulgus ist zu allen Zeiten bei vornehmen Geistern groß gewesen, aber diese Scheu war doch schließlich nichts anderes, als eine anspruchsvolle Selbstsucht. Auch das Goethesche Rezept der Lebensgestaltung ist im Grunde Selbstsucht. Welcher seiner Leser, namentlich im Jünglingsalter, hätte das nicht oft und schmerzlich an dem großen Dichter empfunden! Die größeren Geister — das fühlen wir alle unmittelbar — haben sich selber keineswegs verloren, indem sie sich dem Ganzen, der kleinen, leidenden, jammervollen Menschheit hingaben. Darum ist Jesus so unbeschreiblich und unerreichbar groß. Nun — als einen Durchgang zur Hingabe an die Menschheit betrachte man die Hingabe an die Nation. Der Umweg — wenn es einer ist — kann heute kaum noch vermieden werden, ebensowenig, wie der von der Himmelsnähe des Gletschers herabspringende Gebirgsbach anders als durch See und Fluß und Ebene das große Meer erreichen und mit seinem Wasser speisen kann. Wenn ein erwählter Geist sich durch den Dienst für die Nationalität beengt, vom Großen und Allgemeinen abgetrieben dünkt, so möge ihn die Vorstellung trösten, wie viele kleinere Geister durch eben jene Nationalität in ihrem Niveau gehoben werden und vielleicht darin das einzige Ideal erhalten, das ihre kleinliche, ganz im Materiellen verkommende Selbstsucht mit einem größeren und allgemeinen Gedanken zusammenhält. Die Alten hatten den guten Brauch, daß sie die kostbarsten von den im Kriege mit Mord und Brand erworbenen Beutestücken im Tempel ihrer Götter aufhängten, um so die Beute und sich selber vom Schmutze der gewaltsamen Selbstsucht zu reinigen. So mögen die Vollmenschen unter uns freudig ihre arbeitsam erworbene geistige Persönlichkeit dem Dienste der Nationalität darbringen, denn ohne dieses Opfer würde auch an ihnen haften bleiben — der Fluch der Selbstsucht.*)

III.

Deutsche Nation — das ist in zwei Worten die beginnende Erfüllung eines lange und vergeblich geträumten Traumes, das be-

*) Ausführliches zu diesem Gedankengange in dem Kapitel „Das Persönliche im Nationalen".

deutet den Wiedereintritt einer ſtarken und idealgeſinnten Volks-Perſönlichkeit in die Kulturarbeit dieſer Welt. Der iſt kein rechter Deutſcher, dem nicht jung und zukunftsfreudig, ſtark und zugleich feierlich wie bei einem Gelübde zu Mute wird, wenn dieſe beiden Worte ſein Beſtes, ſein von allen Schwächen und Mängeln der Einzelperſönlichkeit gereinigtes Weſen zuſammenfaſſen. Nur Wenigen von uns iſt es vergönnt, ſo unmittelbar vom Kopf zum Herzen die kulturſchaffende Kraft der deutſchen Nation zu empfinden, wie unſere Pioniere in den neuen Kolonien, in Oſtafrika und in Kamerun, wo es eine unſagbare Freudigkeit geben muß, zu ſehen, wie die nationalen Tugenden der Kampfluſt, der Arbeitſamkeit, der Ordnungsliebe und der ſorgſamen Aufmerkſamkeit für das Einzelne allmählich mit der Achtung auch die Zuneigung eines wilden Volkes gewinnen und dem erſten Kolonialvolk der Erde, den Engländern, die Palme der Meiſterſchaft entringen. Die Kräfte, die dort ſo glänzend ſich bewähren, ſind nichts Außergewöhnliches, ſie finden ſich überall im ganzen Deutſchen Reiche. Aber uns zu Hauſe iſt es nicht vergönnt, ſie auf einem ſo einfachen, leichtüberſehbaren Schauplatz zu erproben, wie unſere Koloniſten in Afrika. Hier im alten Europa ſind die Verhältniſſe ins Labyrinthiſche verwirrt, die Hinderniſſe vielfach verſchränkt und verwickelt, und darum wird die Freude am Erfolge manchem von uns nicht ſo unmittelbar zum Bewußtſein kommen. Aber ſiegen werden ſchließlich unſere nationalen Kräfte hier wie dort — das leidet keinen Zweifel! Denn das Deutſchtum, wenn es ſich nur recht verſteht und treu an ſeiner Art hält, iſt kindlich und männlich, zart und ſtark zugleich, echt menſchlich unbefangen und darum unerſetzlich für die Kultur. Das mag wie blinder Optimismus klingen für manchen, der in den letzten beiden Jahrzehnten ſeit unſerer nationalen Einigung mit Kummer beobachtet hat, wie ſich breite Schichten unſeres Volkes ſo greiſenhaft doktrinär und pedantiſch gezeigt und andere ſo blaſiert und ideallos-weltlich den Einflüſſen des beſiegten Franzoſentums nachgegeben haben. Doch ſolche Zeiten beweiſen nichts; wir ſtehen erſt auf der erſten Stufe der Treppe, die emporführt, und das Beſte ſoll noch kommen. Und wer wiſſen will, wie denn deutſche Art nun eigentlich ausſieht, der ſuche ihre Phyſiognomie in dem Spiegel der ganzen Geſchichte unſeres Volkes von den älteſten Zeiten bis heute, der prüfe vor allem die Charaktere derjenigen, welche das Volk als ſeine Heroen aner-

kannte: Walther von der Vogelweide, Luther, Sachs und Dürer, Goethe, Schiller, Friedrich den Großen und den Großen Kurfürsten, und wenn er im Tageslicht der Gegenwart prüfen will — auch Bismarck und Moltke. — —

Nach allem, was ich hier und im Vorhergehenden an Forderungen und vertrauensvollen Hoffnungen für unsere Nationalität ausgesprochen habe, wird man, denk' ich, im Kreise der Leser wenig Umstände mit mir machen und mich für einen unverbesserlichen Idealisten halten, mit dem man glimpflicher verfahren könnte, wenn er nicht seine Stunde gar zu schlecht gewählt hätte. Denn — immer näher und unentrinnbarer schreitet ja das Gespenst der Sozialdemokratie heran und überschattet für die Ängstlichen unter uns nicht nur die nächsten Hoffnungen, sondern die ganze Zukunft überhaupt. Was Deutschtum und fröhliche Aussichten, was nationale Kraft, da dieser gemeinsame Feind aller Nationalitäten, der sich durch internationale Bündnisse zu stärken weiß, so übermächtig heranrückt und alles Bestehende umzuwerfen droht!

„Es ist nur halb so schlimm!" lautet eine viel gebrauchte, gut deutsche Redensart, die immer am Platze ist, wenn unklare Vorstellung von etwas Kommendem die Furcht ins Maßlose übertreibt. Es sind schon größere Sturmwellen über das Menschengeschlecht hinweggegangen und haben manches Zeitliche, Vergängliche mit sich weggespült, aber das Natürlich-Menschliche haben sie stehen lassen müssen. Statt es zu zerstören, haben sie es nur mit neuer Kraft des Wachstums gesättigt. Ich denke z. B. an die große Sturzwelle des Christentums und halte es für keine Lästerung, die Sozialdemokratie damit zu vergleichen, denn Vieles ist in der Tat bei beiden ähnlich: der Fanatismus, der Mut des Duldens, die Bewegung von unten nach oben aus der Masse der Armen und Elenden herauf. Nun — und diese gewaltige Sturzwelle hat zwar das morsche Römerreich unterspülen und umstürzen können, aber die Kraft der Nationenbildung ist siegreich geblieben. Die Völker haben alles, was an nährender und veredelnder Kraft im Christentum lag, in sich aufgesogen und so von innen heraus die revolutionierende Kraft desselben überwunden. Noch wirft im Namen und in der Verfassung der katholischen Kirche das weltlich-herrschsüchtige Element des Christentums seinen Schatten in die Gegenwart hinein, noch immer hat es die Absicht, die nationale Erstarkung der Völker zu stören, aber es ist mit diesem Anspruche

bereits ein ohnmächtiges Gespenst geworden. Ich habe den kalten Hauch dieses Gespenstes auf meiner letzten Reise und an einem denkwürdigen Orte gespürt.

Als wir uns in einer Gesellschaft von Franzosen, Engländern, Holländern in den Kalixtuskatakomben zu Rom umherführen ließen, stießen wir in einem der größeren Gewölbe auf eine andere Gesellschaft. Es waren Pilger, meist einfache Leute, die sich von jungen Priestern aus ihrer Heimat die Gräber der Märtyrer zeigen ließen. Sie sprachen in schwäbischer Mundart, und dieser vertraute Klang stimmte mich trotz der ernsten Umgebung so freudig. „Das sind ja Deutsche!" sagte ich laut zu meiner Begleitung. Aber da traf mich von einem der jungen Priester ein strenger, fast drohender Blick. „Was Deutsche!" sagte er (und zwar gleichfalls in gutem Schwäbisch): „Hier gibt's keine Deutsche, hier sind Christen!" Ja, an diesem Orte, wo die gläubige Begeisterung sich in die Gräber flüchtete und dann aus den Gräbern wieder emporstieg, um über den glänzenden Tempeln des verfallenen Roms ihre Kirchen und das christliche Kreuz aufzurichten —, an diesem Orte mag ein Priester den Mut fühlen, das Deutschtum und jede andere Nationalität wegzuleugnen. Aber ich mußte doch lächeln, denn das Gespenst, das er mir heraufbeschwor, ist nun doch ein ohnmächtiges Gespenst geworden, wenn es gegen die Idee der Nationalität kämpfen will!

Und so würde nach meiner innersten Überzeugung auch die Sozialdemokratie ein Gespenst bleiben, würde niemals Fleisch und Blut und die Kraft organischer Wirkung gewinnen, wenn sie, wie es namentlich bei der deutschen Sozialdemokratie bisher den Anschein hatte, ihre Kraft an dem Felsen des Volkstums und der Nationalität erproben wollte. Sie würde an diesem Felsen zerschellen; denn keine geistige Kraft gibt es, die den Menschen zwingen könnte, sich selbst und seine natürlichsten Regungen aufzugeben.

Aber es ist kein Grund, es wäre sogar gegen alle geschichtliche Erfahrung, die dauernde Kraft dieser Bewegung nach dem Charakter ihrer Anfänge beurteilen zu wollen. Wenn Liebknecht, Marx und andere Führer der Sozialdemokratie ihr einen internationalen Zug aufprägen, so ist darum noch nicht zu sagen, daß sie diesen Zug behalten wird. Wenn die Sozialdemokraten aller Länder sich gegenseitig mit Geld unterstützen und ihre Kund-

gebungen international gleichzeitig in Szene setzen, so muß man ihre Entschuldigung gelten lassen, wenn sie sagen, daß ja auch ihre Gegner, die Arbeitgeber, und ihre größten Gegner, die Börsen und Bankiers, sich in Verabredungen, Ringen, Bündnissen im Notfall auch international zusammenschließen. Solche Taktik des beginnenden Kampfes erlaubt noch keinen Schluß auf die Mittel, mit welchen die Sozialdemokratie den eigentlichen Hauptkampf, den Kampf um die Seele des Volkes, der Gebildeten wie der Ungebildeten führen wird. Im Gegenteil könnte man sagen: Wenn die Sozialdemokratie in Zukunft so wie bisher diesen Zug des rein materiellen Strebens, dieses rein äußerliche Feilschen um Lohn und Arbeitszeit, dieses kalte Leugnen religiöser Ideale, dieses greisenhaft-nüchterne Auflösen aller Gefühlsvertiefung in das öde Verstandesgemäße beibehielte, dann würde sie auf die Dauer nicht einmal den Geldkassen, geschweige denn dem tieferen Besitze eines Volkes gefährlich werden. Denn mit bloß Negativem, Äußerlichem lassen sich auf die Dauer selbst nicht die Scharen der Proletarier, viel weniger die Gebildeten, um die Fahne zusammenhalten. Viel zu viel Ehre geschähe ihr dann auch, wenn man sie nur für einen Augenblick mit einer solchen Kulturkraft ersten Ranges, wie das Christentum war und ist, zusammenstellen wollte.

Aber wer weiß es denn so gewiß, daß diese Arbeiterbataillone wirklich nur unter der Fahne der materiellen Begehrlichkeit marschieren, daß nur der Hunger diesen anstürmenden Riesenleib beseelt? Sind es nicht auch Deutsche, wie wir, und sollten sie ihr Deutschtum mit einem Schlage so verlernt haben, daß sie nun ganz Plebejer geworden wären, ohne eine Spur von Adel und idealer Gesinnung? Nein, das wäre widernatürlich! Es wird Zeit, daß die gebildeten Deutschen ihre Sinne schärfen, um die idealen Forderungen zu erkennen, welche diese Massen — ihnen selbst zum Teil noch unbewußt — in Bewegung gesetzt haben, und daß sie ihre Herzen bereit machen, um diese idealen Forderungen als einen Zuwachs unserer nationalen Kraft willkommen zu heißen.

Wäre es nur Begehrlichkeit nach Geld, was jene Massen treibt, dann müßte Fürst Bismarck Recht behalten mit der Versicherung, daß wir dieses Gelüste durch kein Zugeständnis jemals würden sättigen können. Aber es ist nicht Geld, sondern politische Freiheit, Menschenwürde und persönliches Ansehen, was sie am

heißesten verlangen, wenn sie es auch nicht am lautesten aussprechen. Sie fühlen, daß sie auch eine Persönlichkeit haben, gleich anderen Bürgern des Staates, und sie wollen diese Persönlichkeit nicht vollends dahingeben an die Tyrannei der Maschinen, des Kapitals und an die Mißachtung der Gesellschaft. Es ist kein Zufall, daß in der nordamerikanischen Republik trotz der Möglichkeit freier Agitation die Sozialdemokratie bisher nicht annähernd so hat Boden gewinnen können, wie bei uns in Deutschland. Das macht: in Amerika ist es jedem ohne Naserümpfen der Gesellschaft gestattet, von einem Berufe in den anderen, von der feinen Arbeit in die grobe überzuspringen. Es lebe die Möglichkeit, ist dort der Wahlspruch. Da kann sich denn kein echter Kasten- oder Klassengeist ausbilden, wie bei uns; die Bluse behält wenigstens den Schein der gesellschaftlichen Gleichberechtigung; entscheidend für die Schätzung des Einzelnen ist nur der Gelderfolg der Arbeit, mag die Arbeit selbst sein, welche sie wolle. Freilich doch auch nur der Gelderfolg, und das bleibt ein häßlicher Fleck im amerikanischen Leben. Aber wenn eine Republik schwerlich jemals ein besseres Maß der Schätzung wird erreichen können, so wäre dazu wohl eine Monarchie im stande. Ihr ist vielleicht das große, wahrhaft adlige Werk vorbehalten, jedem Arbeiter um der Arbeit willen den menschlichen und gesellschaftlichen Vollwert zu sichern. Und wenn wir es einmal für möglich halten wollen, daß dieses Ziel erreicht werden könnte: — wäre es nicht eine wahrhaft ideale, weil im höchsten Grade sittliche Errungenschaft, eine in ihren Folgen unermeßbare Bereicherung unseres Deutschtums?

Es wäre noch mehr: es wäre geradezu eine Wiedergeburt unseres nationalen Lebens. Denn durch nichts ist dieses unser deutsches Wesen schlimmer entartet, als durch jene Mißstände, gegen welche die Sozialdemokratie ihren Feldzug begonnen hat. Indem sie sich zum Kampfe organisiert, indem einige ihrer Führer blind gegen Staat, Gesellschaft und Nationalität wie gegen unerträgliche Schranken wüten, bereitet sich in Wahrheit die Sozialdemokratie vor, einen Zustand herbeizuführen, ähnlich dem, der in allgemeiner Übereinstimmung als einer der deutschesten in der ganzen Geschichte unseres Volkes empfunden wird. Ich meine die Zeit, da im Deutschen Reiche das Städtewesen blühte und in den Städten das zunftmäßig organisierte Gewerbe. Sie war eng-

herzig, diese Zeit, aber nur aus dem Gesichtspunkte der Manchestertheorie, und in Wahrheit griff der Handel damals verhältnismäßig weiter über Land und Meer, als heute. Sie war regelstreng, diese Zeit, aber nur in den Augen der warenpfuschenden Massenfabrikanten von heute, und tatsächlich arbeitete sie gut, geschickt und nach einem festen Stil. Im übrigen hatten die Zünftler dieser Zeit ein so tiefes, deutsches Empfinden, daß sie fähig waren, sowohl den sittlichen Mut und die geistige Weite der Luther'schen Reformation in sich zu vertreten, wie auch die einzige deutsch-geborene Kunst zu schaffen, die wir bis zu diesem Augenblicke gehabt haben. Vor allem aber haben diese Handwerker neben dem auskömmlichen Brote der ehrlichen Arbeit auch Zufriedenheit, Aufstieg, Ansehen, ja hohe Ehre zu schaffen gewußt: Alles das also, was der Arbeit des Handwerks durch Maschine und Kapital geraubt worden ist, und was die Sozialdemokratie ihr nun wieder zurückerobern will. Und nun sage einer dem Herrn Bebel, daß er seinen internationalen Weisungen zum Trotz, gewissermaßen wider Willen eine Wiedergeburt deutsch-nationalen Geistes heraufführen helfe; er wird nichts davon wissen wollen. Seltsamer Humor!

Und doch *ist* es so! Der Sozialismus — wir wollen einmal das Wort Sozial*demokratie* bei Seite lassen — wird entweder seine ideale Forderung vertiefen, das heißt im wesentlichen für die Arbeit das verlorene Ansehen zurückfordern und alle sittlich unhaltbaren Nebenangriffe auf Religion und Ehe mit der Zeit beiseite schieben — dann wird er zu einer so scharfen Abgrenzung und inneren Stärkung unserer Nationalität führen, wie wir sie bis jetzt entfernt nicht erfahren haben. Oder er wird sich ganz in die materiellen Forderungen von Geld und Arbeitszeit verlieren und das Maß seines Ehrgeizes von den Kapitalisten nehmen, die er jetzt befeindet, — dann wird er allen sittlichen und idealen Kern verlieren und mit einigem Lärm vielleicht, aber sicherlich ohne Erfolg für sich und uns zerstieben. Ja, es ist behauptet und von den gründlichsten Kennern bewiesen worden, daß selbst die materiellen Forderungen des Sozialismus sich nur im Rahmen der Nation, als der naturgemäßen Einheit, niemals aber kosmopolitisch-international würden befriedigen lassen.

So ist es also wohl begreiflich, wenn ich aus dem Gesichtspunkt deutsch-nationaler Wünsche in dem Sozialismus nicht eine

drohende Wüstenei, sondern ein lockendes, frischgepflügtes Ackerland erkenne, auf welchem der Pflug die unteren Erdschichten heraufholt, so daß nun alle Triebe mit neuen, üppigeren Kräften blühen können. Fühlen wir es nicht alle mit Schmerz, daß zwischen den oberen und den unteren Kreisen unseres Volkes eine tiefe Kluft aufgebrochen ist, über die kaum noch eine Brücke hinüberführt? Mildtätigkeit ist keine solche Brücke; sie trägt zwar gern und oft die Eitelkeit zu den Armen hinüber, aber niemals hat sie Raum genug für die volle, freie Menschenwürde des Beschenkten. Soll diese Kluft nicht zugeschüttet werden? Die unteren Schichten haben gottlob noch Ehrgeiz genug, zu wünschen, daß es nicht so bleibe, und wir in den oberen Schichten müssen vor allem um unseres Deutschtums willen eine baldige Wandlung herbeiführen.

Zwei Dämonen haben uns bisher viel gesundes Blut des echten, deutschen Wesens aus den Adern gesogen, obgleich es die geistlosesten Dämonen von der Welt sind. Der eine, der auf der Börse zu Hause ist, gewöhnte nach und nach selbst die Besseren von uns daran, unseren gesellschaftlichen und menschlichen Wert vorwiegend nach dem Gelde zu schätzen, die Arbeit dagegen hinter die Kulissen zu stellen und überhaupt die Herkunft des Geldes möglichst mit Diskretion zu behandeln, weil es unter Umständen peinlich gewesen wäre, darüber Auskunft zu geben. Die Börsenleute und geistigen Flachlinge aller Art hatten Ursache, sich unter dieser Herrschaft wohl zu fühlen. Seltsamerweise aber ließen sich auch Offiziere, Beamte und sonstige Gebildete damit ein, ja trieben die Nachgiebigkeit oft so weit, daß sie darüber zu Grunde gingen.*)

*) Damals, im Jahre 1890, war das übel noch in bescheidenen Anfängen. Inzwischen ist es reif geworden und zu skandalösem Ausbruch gekommen. Die Sorge um den rechten Offiziersersatz beschwert alle Vaterlandsfreunde, und es ist unbestritten, daß die alten, aber nicht wohlhabenden Offiziersfamilien ihre Söhne nicht nur wegen naturgemäß schlechter gewordener Beförderungsverhältnisse von dem altgewohnten Berufe zurückhalten, sondern auch, weil der Lebenszuschnitt in vielen, namentlich in den vornehmen Offizierkorps nicht allein nach den soldatischen Eigenschaften, sondern mehr und mehr auch nach der Wohlhabenheit der Offiziere bestimmt wird. Unter den ausgedienten Offizieren sind viele, die diese Entwicklung sehr düster beurteilen. Will man das nicht so schwer nehmen und es für eine natürliche Folge des großen Wachstums unsres Heeres halten, daß der Offiziersersatz immer mehr auch aus den bürgerlichen [illegible] den nich[illegible]

Der zweite Dämon ist längst nicht ein so lebenslustiger, sondern eher ein etwas lederner Herr und fühlte sich immer in deutschen Landen mehr als gut war zu Hause. Er wohnt in den Universitäten, heutzutage namentlich bei den sogenannten Spezialisten, greift aber von da auch auf die höheren Schulen über. Es ist der Dämon der sogenannten Wissenschaftlichkeit. Seine Tyrannei ist nachgerade unerträglich geworden. Er hat unsere Jugend blutleer und geistig ungelenk gemacht, und unsere Gebildeten treibt er wie eine Schar von Blinden im Kreise herum, die unsicher umhertappen und ihren natürlichen Weg nicht mehr kennen, weil er in ihrem Kopfe den gesunden Menschenverstand ausgerottet und dafür die Autorität des „Fachmannes" eingesetzt hat. Vor dem Wissen und der Wissenschaftlichkeit hat er ihnen eine unbegrenzte Ehrfurcht eingetrichtert, ihr natürliches Empfinden aber hat er systematisch abgetötet. Wir rücken diesem wasserköpfigen Dämon jetzt mit Schulreform und Jugendspielen zu Leibe, wir werden noch harten Kampf mit ihm haben, wollen aber unser Bestes tun; so kann der Sieg zuletzt nicht fehlen. Die große Masse aber, die sich aus der Dunkelheit zum Lichte emporarbeitet, kann in diesem Kampfe ein mächtiger Bundesgenosse werden, denn sie bringt natürlichen Bildungstrieb und ein rohes zwar, aber auch ein unverfälschtes Empfinden herauf. Leute, die an dem Guten, Schönen, Wahren noch mühsam buchstabieren müssen,

durch Überlieferung mit dem Offizierberuf verwachsenen Familien kommen wird, so bleibt doch zu wünschen, daß der Geist der alten Offiziersfamilien jedes mögliche Gewicht erhalte, um den Ton auch für den neuen Ersatz zu bestimmen. An diesem alten, guten, preußischen Geist hat aber der Mammon keinen Teil und sollte ihn auch nicht bekommen. Ein Herrscher wie Kaiser Wilhelm II., der offenbar die doppelte Notwendigkeit erkannt hat, den guten Geist des deutschen Heeres zu erhalten und doch zugleich den etwas kleinbürgerlichen, noch immer mehr auf Sparsamkeit, als auf reichliches Verdienen eingerichteten Charakter des deutschen Volkes mit dem amerikanischen Schlüssel zu erschließen, mag die Vereinigung dieser Pflichten manchmal etwas schwer finden. Dennoch braucht man an der Erreichbarkeit der Doppelaufgabe nicht zu verzweifeln. Ein Stand, der noch anerkannt der erste im Staate ist, könnte gegen allen Mammonismus der Welt mit Erfolg die einfache Lebensführung zum Kennzeichen seiner Vornehmheit machen und zunächst bei den Beamten, dann aber auch mehr oder weniger bei allen andern Ständen die Nachahmung seines Beispiels erzwingen. Nur müßte er sich dabei des obersten Kriegsherrn in Worten, Verhalten und Maßregeln unabänderlich sicher fühlen können. Wird diese Bedingung erfüllt, so wird uns das angeb-

schaffen zuletzt doch Besseres, als solche, die alles schnell überwinden, weil sie über alles schnell hinwegleſen. Und man glaube nicht, daß jene sich hebende Masse immer nur aus Fabrikarbeitern oder Bergleuten bestehen wird. Sie wird sich verstärken aus den Reihen der notleidenden Bauern und der ehemals blühenden, jetzt aber ganz unterdrückten kleinen Handwerker. Die eine große Not wird alle einigen — darüber sollte sich niemand täuschen.

Soweit wäre an dieser Bewegung, wenn man sie nur besonnen ins Auge faßt, nichts, was uns schrecken oder gar für unser Deutschtum bange machen könnte. Im Gegenteil: wir erkennen auf diesem unabsehbaren Sturzacker die Triebe eines neuen nationalen Frühlings. Der Gegenwart aber bleibt die große, schwere Frage: wie sollen wir das unhaltbare Jetzt in das bessere Einst hinüberführen? Ist es möglich ohne gewaltsame Erschütterungen? Ich glaube — nein.

Wenn jetzt wieder, wie in den allerersten Zeiten des Christentums, ein Geist über die Besitzenden käme, der sie zu freiwilliger Entäußerung ihres irdischen Gutes triebe, dann möchte es friedlich geschehen können. Aber jener Geist blieb selbst damals nur kurze Zeit mächtig; wie viel weniger dürfen wir heute auf ihn warten! Das Beste wäre, wenn die bisher sozialdemokratische Masse eine sozialnationale Truppe würde. Dann müßte sie die Widerstrebenden von ihren bisherigen Führern verabschieden und

liche Wort des Kaisers: „Ich kann nur noch Amerikaner gebrauchen", nicht irre machen, und selbst die amerikanischen Milliardäre als regelmäßige Besucher der Kieler Woche, der junge Vanderbilt als wiederholter Gast an Bord der „Hohenzollern" brauchen unsre Zuversicht nicht zu stören. Der oberste Vertreter eines Reiches, das mehr und mehr in die Welt hinausgreifen will, muß für alle tatsächlichen Mächte der politischen Welt, auch für die unsympathischen offenes Haus halten. Wird aber diese Grundbedingung nicht erfüllt, weiß unser Kaiser nicht in jedem seiner Offiziere das Bewußtsein zu erhalten, ja zu steigern, daß aller Reichtum der Welt nur die armselige Folie für den Rock des Königs ist, dann wehe uns! Mit unsrer militärischen Kraft könnten wir schließlich, wenn es darauf ankäme, alle Schätze der Welt erobern, aber mit allen diesen Schätzen nicht den rechten Geist unsers Offizierkorps zurückerkaufen, wenn er erst einmal durch verkehrte Nachgiebigkeit an den Mammonsgeist zersetzt wäre. Der Gedanke, daß die entscheidende Kraft des Deutschen Reiches — unberührt von allem Parlamentarismus und Parteihader — fundamentiert bleibt auf der Einsicht und dem Beispiel preußischer Könige, ist ein Trost, könnte aber freilich auch ein banger Gedanke werden.

rückhaltlos vertrauend die dargebotene Hand unseres Kaisers erfassen, der mit deutscher Frömmigkeit und deutschem Selbstvertrauen sein Wort verpfändet hat: „Ich halte es für meine heilige Pflicht, die Lösung der sozialen Frage zu versuchen.“ Aber nach den Erfahrungen persönlicher wie politischer Psychologie ist leider nicht zu erwarten, daß wir diesen Weg gehen werden.*)

Dann bleibt zunächst der andere Weg der allmählichen Umbildung und Ausgleichung auf dem Boden der Volksvertretung und der öffentlichen Erörterung. Die Aufhebung des Sozialistengesetzes wird den beiden Gegnern im Duell wieder gleiches Licht und gleichen Schatten geben — das ist ein Akt der Gerechtigkeit und der Entschlossenheit. Ein Kaiserlicher Herr, der seine Hilfsbereitschaft versprochen und bekundet, der hoffentlich auch alle Konsequenzen durchgedacht hat und die Waffe in seiner Hand geschliffen hält, der bedarf des Schutzes nicht, den jenes Gesetz gewähren sollte. Eher bedürfen seiner die parlamentarischen Parteien, die von ihren Rechten nichts aufgeben wollen und doch den Mut

*) Schon am 27. Februar 1890 hatte ich anläßlich eines enthusiastischen Artikels („Das Königstum und die Arbeiterfrage“), mit dem der ehemalige Pastor Henning Jensen in der Kopenhagener Zeitung „Politiken“ die sozialen Reformabsichten Kaiser Wilhelms II. begrüßte, eine sozial-monarchische Partei als selbstverständliche parlamentarische Ergänzung der angekündigten Sozialpolitik gefordert. „Eine solche Partei muß über kurz oder lang entstehen, und ihre erste Aufgabe würde es sein, in alle Kreise, in die innersten Schichten des Volkes jene Aufklärung über die Endziele der Sozialdemokratie zu verbreiten, welche bisher aus guten Gründen von den Führern dieser Partei verschleiert worden sind. . . . . Konkurrenz mit der Sozialdemokratie in der Vaterlandsliebe und Konkurrenz mit der Sozialdemokratie in dem ehrlichen Eifer für die Arbeiter, das muß die Losung sein!“ Man muß sich vorstellen, wie sehr damals die offen bekundete Absicht des Kaisers jene in allen vaterländischen Bürgern schlummernde Sehnsucht entfesseln mußte, daß es mit so machtvoller Unterstützung doch vielleicht gelingen könnte, Arbeiterschaft und Bürgerschaft zu verschmelzen und damit wieder ein in allen nationalen Fragen geeintes deutsches Volk mit unberechenbar erhöhter Kraft zu schaffen. Dieser Gedanke war der Angelpunkt aller innerpolitischen Kombinationen, und wenn der kühl erwägende Verstand immer wieder zur Vorsicht im Hoffen mahnte, so brauchte die Phantasie sich desto weniger mit Bedenken zu plagen. Ich sann schon in jenen Tagen an einem Drama, das unter dem Titel „Der Nächste“ im Jahre 1893 erschien (Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. Hamburg) und von der Freien Volksbühne unter Leitung Bruno Willes im Berliner Belle-Alliance-Theater vor einem sozialdemokratischen Publikum nicht ohne starke Wirkung ein paarmal auf-

der freiwilligen Entäußerung an den sozialistischen Gedanken nicht finden können. Bis zum heutigen Tage — das darf man in Übereinstimmung mit dem innersten Empfinden der Nation aussprechen — hat der Deutsche ein rechtes, festes Vertrauen zu dem parlamentarischen System nicht fassen können. Er schätzt es in bequemen Zeiten als ein brauchbares Reizmittel für den trägen Blutlauf bureaukratischer Ministerien, aber er kann auch nicht übersehen, daß hier ein übergroßer Apparat mit viel Lärm arbeitet, der doch nur überwiegend Kritik und Beredtsamkeit und herzlich wenig befruchtende Tat schafft. Nicht einmal die Unzufriedenheit abzuleiten, ist er immer imstande, und in schwierigen Lagen versagt er völlig.

So wird, fürchte ich, auch im Fortgang dieser sozialen Bewegung der Tag kommen, da die parlamentarische Mühle einfach stillsteht.*) Es kann sich fügen, daß die Abgeordneten selbst den Wunsch empfinden, durch höhere Macht von einer Verantwortung befreit zu sein, der sie mit ihren stumpfen Waffen der Überredung und der Abstimmung doch nicht gewachsen sind. Dann tritt die

---

geführt wurde. Der Held des Dramas ist ein junger evangelischer Pfarrer, der sich in einem Streik durch sein christliches Amt zur Parteinahme für die Arbeiter verpflichtet sieht, dann aber im Konflikt zwischen Kapitalismus und Demagogie seine amtliche Stellung unhaltbar findet und aus den Erlebnissen des Dramas mit dem Entschluß scheidet, künftig ganz den Arbeitern zu gehören, indem er sie zugleich vor den Demagogen rettet und dem Vaterlande wiedergewinnt.

Heute mögen alle diese Erinnerungen nur noch den Wert haben, daß sie zeigen können, wie die damalige, mit wahrer Herzensglut empfundene Zeitstimmung die praktischen Versuche, die dann folgten, in jeder Linie deutlich vorauszeichnete. Pastor Göhres Wirksamkeit begann mit dem Berichte über „Drei Monate Fabrikarbeiter", und Pastor Naumanns Parteibildung nannte sich (mit bloßer Umkehrung der Reihenfolge des von mir vorgeschlagenen Wortes) „national-sozial". Leider haben in beiden Fällen die Tatversuche nur bewiesen, daß aus Gründen „persönlicher wie politischer Psychologie" dieser direkte Weg, den zu versuchen ein starker Idealismus anriet, zu dem gehofften Erfolge nicht führte. Das Ziel bleibt; aber nur, wenn wir politischem Gesetze gemäß den Entschluß finden, Macht durch Macht zu brechen, können wir es zu erreichen hoffen. Unter diesem Gesichtspunkte will die Gründung des „Nationalen Reichswahlverbandes" verstanden sein, über die ich im zweiten Teile dieses Buches berichten werde.

*) Nahe an diesem Punkte befanden wir uns zum ersten Male in der Zolltarif-Debatte des Reichstages vor Weihnachten 1902.

Krisis ein, und die Losung wird Revolution. Nur fragt sich: Revolution von oben oder von unten?*)

In solchen Fällen dringender Gefahr legten die verfassungsmäßigen Gewalten der römischen Republik ihre Machtvollkommenheit in die Hand eines Diktators, mit der Verpflichtung, nach Ablauf einer bestimmten Frist die verliehenen Rechte wieder zurückzugeben. Eine solche Zeit kann auch für uns kommen; dann wolle Gott es fügen, daß wir einen Diktator haben, dem wir unser ganzes Vertrauen schenken können!

Er allein, indem er die Kräfte und Wünsche aller Deutschgesinnten in seiner Hand vereinigt hielte, könnte uns von der sozialistischen Aussaat zu einem neuen nationalen Frühling führen, ohne daß vorher die Frühlingsstürme ein arges Spiel mit uns trieben.

Doch das steht bei Gott. Uns Deutschen ziemt ein freudiges Herz und ein zuversichtlicher Glaube. Die Parole unseres Kaiserlichen Herrn lautet: Volldampf voraus!

*) Die bisherige Entwicklung hat diese Prognose nur bestätigt d. h. wahrscheinlicher gemacht. Nach den Reichstagswahlen 1903 habe ich sie mit ausführlicher Begründung wiederholen können in dem Aufsatz „Wohin gehen wir?", den der Leser im Kapitel „Die nationale Reform unsers Parteiwesens" (Anhang) findet.

Das Persönliche im Nationalen.

(19. Februar 1891.)

In dem vorigen Aufsatz habe ich die nationalen Ansprüche an den einzelnen Deutschen durch Beispiel und Beweis nach allen Seiten verteidigt: gegen die weltbürgerlichen Regungen, die als Erbteil des vorigen Jahrhunderts immer noch in unserm Volke fortwirken; aber namentlich auch gegen die souveräne Selbstsucht jenes Persönlichkeitsbegriffes, welcher besonders in den Höchstgebildeten unter uns als Ideal fortlebt, da er ihnen als das Evangelium Goetheſcher Lebensweisheit überliefert wurde. Und doch wäre es nun weder nach meinem eigenen Geschmack, noch könnte ich es für einen nationalen Gewinn halten, wenn allmählich das Persönliche, das Individuelle von dem Generellen — mag man es Gesellschaft, Staat, Volk oder Nation nennen — völlig überwaschen und aufgelöst würde. Im Gegenteil, es gibt im geordneten Zusammenleben der Menschen viele Gebiete höchster Interessen, von der Religion bis zur Politik herunter, wo die Persönlichkeit das Schöpferische, die Allgemeinheit nur der Stoff ist, der von der schöpferischen Kraft erst Leben und Gestalt erhält. Und natürlich konnte es in den früheren Ausführungen nicht meine Meinung sein, daß der nationale Gedanke, so hoch ich ihn stelle, so notwendig er uns Deutschen ist, jene belebende Kraft in uns schwächen dürfe.

Inzwischen ist ein merkwürdiges Buch über eben dieses Thema der Persönlichkeit geschrieben worden. „Ein Deutscher" von starker Empfindung, von außergewöhnlicher Tiefe und Weite des Geistes, sah mit Ingrimm, wie die Wasser geistiger und gesellschaftlicher Uniformierung höher und höher bei uns steigen. Es wandelte ihn die Lust an, mit vulkanischem Ruck aus der Tiefe heraufzufahren,

und er schrieb — „Rembrandt als Erzieher". In das erste Kapitel schrieb er das Goethesche Wort:

„Volk und Knecht und überwinder,
Sie gesteh'n zu jeder Zeit:
Höchstes Glück der Erdenkinder
Ist nur die Persönlichkeit!"

Das Buch ist ein Hymnus auf die Persönlichkeit; sein Verfasser hat einen erstaunlichen Spürsinn für alles, was der Persönlichkeit frommt, und eine gefährliche Witterung und Erbitterung gegen alles, was sie bedroht. Die Kunst ist sein Schoß-, die Wissenschaft sein Stiefkind, das öde, anmaßende, akademische Gelehrtentum aber ist sein Abscheu. Und dieses Buch ist von unserm Publikum so viel gekauft und gelesen, wie seit Jahren keins im deutschen Vaterlande! Ist das nicht erfreulich? Ja, wer nur glauben könnte, daß die Leute auch mit der Seele gelesen! Aber ich wette: Wäre das Buch mit ebenso viel Wärme, mit ebenso viel Geist, aber mehr mit gradliniger Beweisführung, weniger mit Blendern, antithetischem Stil und allerlei krausem und absurdem Schnörkelwerk geschrieben, dann hätten weniger gehörnte Gesichter mit Behagen in diesen Spiegel gesehen, oder sie hätten besser merken müssen, von wem die Fabel erzählt wurde. So aber bleibe ich in dem Glauben, daß viele sich an diesem Buche ergötzt, wenige sich daraus gebessert haben. Das Gewissen unseres modernen Publikums hat eine dicke Eiskruste; mit Spott und Witz sie zu zerschneiden, wird nicht angehen; mit langsam auftauender Wärme kommt man doch wohl auch hier besser zum Ziel.

Für die rechte, innerliche und bessernde Wirkung des Buches möchte ich also aus dem großen, äußeren Erfolge nicht zu viel erwarten.*) Am erfreulichsten bleibt mir daher, daß dieser interessante Weckruf an die Persönlichkeit von einem Manne mit so lebendiger nationaler Empfindung geschrieben wurde. Denn beide Elemente sind uns schon heute, mehr vielleicht noch für die nächste Zukunft nötig: das Nationale und das Persönliche.

Seit 1870 arbeiten wir alle an dem inneren Entwicklungs-

*) Beweis dafür, daß schon jetzt — nach 13 Jahren! — das Buch trotz seines damaligen erstaunlichen Erfolges (75 Auflagen oder noch mehr hat es erlebt) völlig in die Vergessenheit gesunken ist und irgendwelche lebendige Wirkung nicht mehr ausübt.

prozeß, diese beiden Kräfte harmonisch auszugleichen, und je nachdem uns das gelingt, werden wir mit wachsender Gesundheit oder mit zunehmendem inneren Zerfall in die Kämpfe der Zukunft gehen. Inzwischen stehen auch Welt und Zeit nicht still, sondern schreiten unaufhaltsam fort und wirken stetig in unseren Werdeprozeß ein. „Die Welt steht unter dem Zeichen des Verkehrs", schnell erfahren wir und begehren vielleicht, was außerhalb unserer Grenzen ist. So wird denn kein willkürliches Zurückbleiben erlaubt. Was wir nicht vor der ganzen zivilisierten Menschheit als gesund und förderlich behaupten können, kann auch uns auf die Dauer nicht gesund erhalten, und was andere Völker vor uns zum Wohle der allgemeinen Menschheitsentwicklung erringen, dagegen können wir uns nicht sträuben, es prüfend aufzunehmen. Nur daß in dem Wirken von der einzelnen Nation auf die ganze große Völkergemeinde ein richtiges Maß zwischen Eigenbeharrung und Nachgiebigkeit innegehalten werden muß, gerade wie in der Wechselwirkung von der Persönlichkeit auf die Nation. Im Grunde ist ja diese wunderbare, rätselhafte Wechselwirkung nichts anderes, als das große Problem der Geschichte. Hier aber kann und soll natürlich nicht von Allgemeinheiten die Rede sein, sondern nur von unserer Nation unter dem Gesichtspunkte ihrer jetzigen und nächstzukünftigen Bedürfnisse. Nur ausschnittweise, ohne Anspruch auf systematische Lückenlosigkeit wäre zu erproben, ob auf einigen wichtigeren Gebieten unseres nationalen Lebens das Einzelne mit dem Allgemeinen, Recht und Pflicht der Persönlichkeit mit den mehr oder weniger bindenden Auffassungen der nationalen Gesamtheit im richtigen Verhältnis steht.

1. Persönlichkeit und Geselligkeit.

Das gesellschaftliche Leben steht bei uns wie bei allen gebildeten Völkern unter dem Szepter der Frau. Da ist nun gleich etwas Merkwürdiges. Die Frau bemerkt viel rascher, viel schärfer, als der Mann, das Persönliche, sie liebt, wo sie frei zu wählen hat, nur das Persönliche, Charaktervolle, und dennoch hilft sie es im gesellschaftlichen Verkehr vernichten. Persönlichkeiten haben ihr eigenes Gepräge, ihre Schärfen und spitzen Ecken — sonst wären sie keine —, und kommen zwei Persönlichkeiten zusammen, so könnte es zum Schrecken der übrigen Gesellschaft Rippenstöße setzen, wenn man sie frei heraus verkehren ließe. Darum sorgt

die Frau, daß möglichst alle persönliche Regung von dem Firniß des „guten Tons" bedeckt werde — sie kennt sie und weiß sie im stillen zu schätzen —, und dann sitzen die also Gezähmten mit den Schablonenmenschen in bunter Reihe und bewegen sich auf der breiten, langweiligen Straße ungefährlicher Gespräche comme il faut. Der Ziffermensch muß sich dem Nullmenschen anbequemen, der Bedeutende dem Unbedeutenden, damit diesem nicht im Bewußtsein seines geistigen Bankerotts der Appetit vergehe — das ist das oberste Gesetz der „guten Gesellschaft", strenge gehandhabt von der Frau, der natürlichen Liebhaberin des Persönlichen! Und ein anderes Gesetz ist, daß man nicht Gespräche führe, sondern Konversation mache, und wenn es dann die Frau versteht, wie eine schillernde Libelle einige Sekunden scheinbar behaglich über einem Thema zu schweben, dann aber plötzlich mit anmutiger Wendung zu einem anderen zu schwirren, so ist sie ein Talent in der Kauserie und ein guter Genius in der guten Gesellschaft.

Ich weiß, daß gottlob diese „ideale" Vollkommenheit des guten Tons vielleicht in keiner einzigen Gesellschaft ganz erreicht, in manchen Kreisen auch wohl mit Bewußtsein durchbrochen wird. In Süddeutschland und am Rhein gibt man überhaupt dem Temperamente freieren Lauf, und bewahrt damit dem gesellschaftlichen Verkehr ein gut Stück persönlichen Charakters. In Norddeutschland ist es eine gewohnte Erscheinung, daß die älteren Personen, und zwar die Männer mehr als die Frauen, der Natur wieder ihr Recht geben und so auch darin den Kindern näherkommen. Aber das Streben nach jenem guten Ton ist überall zu merken, selbst schon in den unteren Schichten des Volkes, sobald sie von dem Ehrgeiz ergriffen werden, der „besseren" Gesellschaft möglichst ähnlich zu sein. Und dieses Streben ist es eben, das man bekämpfen muß. Es läßt sich ja doch nun einmal nicht leugnen, daß wir da einmal wieder ausländische Muster ohne Veredlung, ja ohne zweckmäßige Anpassung an unsere Art einfach kopieren. Otto Röse hat einmal in einem Pariser Briefe überzeugend, glaub' ich, nachgewiesen, wie der französische gesellige Verkehr und seine glatten Formen aus dem Boden des geschäftlichen Egoismus, aus dem Bedürfnis der Einzelnen, sich gegenseitig zu nützen, erwachsen sind, und er erkennt mit Recht darin eine gewisse Greisenhaftigkeit, die der kalten Berechnung

ein gefälliges Mäntelchen umzuhängen versteht. Aber welche Torheit für uns Deutsche, die Formen einer solchen Geselligkeit als höchstes Gesetz anzuerkennen, da uns doch Zweck und Inhalt derselben gottlob im allgemeinen bis jetzt fremd sind! Wir sollten uns auch in Gesellschaft natürlicher geben, dann würden wir deutscher sein. Deutsch heißt „volksmäßig", und einen „deutschen Mann" nennt der Volksmund denjenigen, der ohne Falsch und Verstellung sich so gibt, wie er ist. Ja, wenn der Erfolg der Geselligkeit comme il faut all der Selbstverleugnung lohnte! Aber die hohlen Köpfe männlichen und weiblichen Geschlechts bleiben doch, was sie sind, und werden als solche auch erkannt, obgleich sich ihnen zu Liebe die Temperamente und Persönlichkeiten im Namen des guten Tons bei jeder Gesellschaft zur bloßen Kulisse entäußern. Das Gesamtergebnis aber ist die allgemeine Langeweile, und daß kein Mensch von Persönlichkeit an dem geselligen Verkehr der sogenannten feinen Welt noch mit Herz oder Geist beteiligt ist. Je feiner — desto langweiliger!

Man versuche es nun einmal, auf den Altar der häuslichen Geselligkeit statt der glatten Konversation die Persönlichkeit zu legen. Geist hat nicht jeder, aber jeder kann in gewissem Sinne Persönlichkeit sein, und wenn einem das Bewußtsein davon unter der andauernden Politur des guten Tons abhanden gekommen sein sollte, würde er, wenn eines Tages die Gesellschaft einen andern Kurs erhielte, bald mit Entzücken finden, daß auch er etwas erfahren, gefühlt und gelebt hat, woran sich sein Eigenstes, seine Persönlichkeit, offenbart. Für den Menschen gibt es schließlich doch nichts Interessanteres, als den Menschen, und davon ist schlechterdings keine Ausnahme; es muß nur jedem erlaubt sein, sich menschlich zu erkennen zu geben. Möglich allerdings, daß dann die großen Salonparaden von heute aufhörten, bei denen „alle Welt" zugegen ist, aber keiner vom andern weiß. Wäre das ein Verlust? Möglich auch, daß mancher in seinem persönlichen Leben mit allen Lastern beschmutzte Geselle in der künftigen Gesellschaft der anständigen Leute fehlen müßte, der heute in der „guten Gesellschaft" nicht nur geduldet, sondern eingeladen wird. Würde man ihn vermissen? Es ist doch nur ein Hohn auf unsere gesellschaftlichen Zustände, daß heute Geld und reine Wäsche, Frack und chapeau claque im wesentlichen

jeden Mann gesellschaftsfähig machen. Sicher ist endlich, daß eine künftige deutsche Geselligkeit, die das Persönliche im Menschen mehr herauskehrte, auch mehr Duldung lehren und lernen müßte, als die heutige; aber das wäre wiederum nur Gewinn. Wo Einförmigkeit zum Gesetz gemacht wird, ist Duldung keine Tugend, oder richtiger: sie wird überhaupt nicht auf die Probe gestellt. Duldung aber ist und bleibt der tiefste ethische Nutzen alles menschlichen Verkehrs.*)

2. Persönlichkeit und Staat.

Wie bei uns die Dinge liegen, ist eine Befreiung der Persönlichkeit für das gesellschaftliche Wesen nicht wohl möglich, wenn nicht gewisse überwiegende Einflüsse unserer staatlichen Existenz gleichzeitig abgeschwächt werden. In unseren deutschen Staaten hat durchweg der Mensch als Persönlichkeit einen zu geringen, der Mensch als Standesgenosse, als Träger einer Uniform, als amtlicher oder wissenschaftlicher „Charakter" einen zu hohen Kurswert. Fast allgemein will man zunächst nicht das bedeuten, was

*) Ich lasse diesen Abschnitt unverändert stehen, obgleich mir wohl bewußt ist, wie wenig ich einem „Mann von Welt" den Eindruck machen werde, daß ich für dieses Kapitel überhaupt zuständig wäre. Man fühlt sich jetzt in unsrer „guten" und „besten" Gesellschaft so völlig wohl im Schlepptau der englischen, wie ehemals der französischen Mode und Gebräuche. In dieser Station der Nachahmung scheint man sich so geborgen und zugleich so überlegen zu fühlen, daß meine Worte einstweilen ohne Wirkung bleiben werden. Ich gestehe auch, daß sie in der vorliegenden Fassung dem Mißverständnis Raum geben, als wolle ich überhaupt die feste Form der Gesellschaft für überflüssig erklären und sie der Auflösung in die persönlichen Atome ohne irgend welches Bedauern preisgeben. Das ist nun freilich keineswegs meine Meinung. Überzeugt, daß der Zuschnitt der gesellschaftlichen Formen und Gebräuche, Kleider- und Tischmoden u. dergl. ein wichtiger und nach außen vielleicht der wirksamste Ausdruck der Kultur eines Volkes sind, wünsche ich auch dem deutschen Volke in allen diesen Dingen möglichst bald einen eigenen, seinen Stil. Aber gerade dieser Wunsch duldet es nicht, daß ich die Nachahmung französischer oder englischer Formen für erträglich halten könnte. Auch unsere Gesellschaft darf sich um unserer Stellung in der Welt willen in diesen äußerlichen Dingen (die freilich mit der Volksseele einen sehr tiefen Zusammenhang haben) schließlich mit keinem andern Gesellschafts- und Modestil zufrieden geben, als mit dem deutschen, und zu diesem Stil kämen wir auf keinem anderen Wege, als auf dem allerdings sehr langen der vollen Durchdringung des persönlichen mit dem nationalen Bewußtsein und Stolz.

man persönlich ist; man verzichtet darauf, in freier Wahl die Gleichwertigen zu suchen, wo immer sie sich finden. Dagegen setzt man allen Eifer an die Aufgabe, das öffentliche Ansehen des Standes zu heben, dem man durch Geburt, Berufswahl oder Interessengemeinschaft angehört, man fühlt sich öffentlich nur als Mitglied dieses Standes, und weiß von vornherein, daß es ein vergeblicher Kampf gegen ungezählte Hindernisse sein würde, wenn man außerhalb der Standesumzäunung nur sich selbst und seinen eigenen Wert durchsetzen wollte. Und wiederum sind es hier die Frauen, welche in ihrem Verhalten den hohen Grad unserer ständischen Absonderungslust am deutlichsten bezeichnen. Sie haben von Natur den schärfsten Blick für das Persönliche eines Mannes, aber sie sind auch — gleichfalls von Natur — am nachgiebigsten gegen die Vorurteile der öffentlichen Meinung, und so weisen sie (wenn sie nicht etwa durch höheres Alter anspruchsloser geworden sind) im allgemeinen mit Entrüstung jede „Partie" zurück, welche ihnen nach üblicher Schätzung ein Herabsteigen unter den Stand des Vaters zumutet. Es muß leider hinzugefügt werden, daß die Erfahrung ihnen Recht gibt. Denn wenn sie ausnahmsweise so unerschrocken sind, dem Zuge der persönlichen Wahl zu folgen, und nicht zugleich stark genug, diese Wahl gegen tausend Kränkungen und Vernachlässigungen der „Gesellschaft" vielleicht ein langes Leben hindurch zu behaupten, dann kann ihr trauriges Schicksal von vorsichtigen Vätern und Müttern anderer Töchter als warnendes Beispiel benutzt werden, wie es ja denn auch in den Anfängen häuslicher „Tragödien" vielfach und meist mit Erfolg geschieht. Ich sage, daß das Verhalten der Frauen ein Symptom unseres übertriebenen ständischen Wesens sei, nicht, daß sie es verschuldet hätten. Sollten sie aber auch zum Teil mitschuldig sein, so wäre es nicht an ihnen, sondern an den Männern, die Krankheit zu heilen.

Die Ordens- und Titelsucht gehört auch in dieses Kapitel. Sie ist oft genug verspottet worden und scheint doch unausrottbar zu sein, nicht nur bei uns, sondern auch bei anderen Völkern; bei den Deutschen aber ist sie wohl am stärksten ausgeprägt, denn sie grassiert selbst da, wo unsere Rasse in Republiken lebt — in der Schweiz und in Nordamerika. Ich fuhr einmal mit einem Deutsch-Amerikaner, der seit vielen Jahren in Amerika lebte und öfter seine Heimat besuchte. Er sprach von dem „freien

Amerika" und von dem Reichtum seiner freien Bürger mit jener Protzigkeit, welche unseren Landsleuten von drüben eigen zu sein pflegt. Dabei fand er Gelegenheit, auf den ständischen Geist und die Titel- und Ordenssucht in Deutschland einige freundliche Seitenhiebe auszuteilen. Bald darauf aber zog er ein Etui heraus mit einer goldenen Dekoration, die er sich als Meister vom Stuhl einer Neuyorker Loge erworben hatte, und bewies mir, daß sie sich mit Hilfe eines Apparates auch im Knopfloch tragen lasse. Er hatte sie mitgenommen — für alle Fälle, nicht etwa im Koffer, sondern mitsamt den allernötigsten Dingen in der Tasche, um sie immer zur Hand zu haben! Nach dieser Erfahrung habe ich mir gesagt, daß man ein Narr sein müßte, wenn man versuchen wollte, den Menschen, insbesondere den Deutschen die Titel- und Ordensnarrheit auszutreiben.

Das ist denn auch hier gar nicht meine Absicht; nur ein wenig einschränken möchte ich die Übertreibungen des ständischen Geistes und seiner kindlichen Freuden, nur ein wenig mehr Raum zurückgewinnen für die Rechte der Persönlichkeit, damit sie nicht völlig erdrückt werde.

In Preußen hat die Beamtenhierarchie ihr stärkstes Bollwerk; hier wird die Forderung, den Wertmesser des Verdienstes und der persönlichen Geltung vom Staate zu nehmen, auch bei den Nichtbeamten am willigsten anerkannt, und hier ist diese Art staatlicher Abstufung und Wertschätzung durch geschichtliche Erfolge am stärksten befestigt. Eine unvergleichliche Zucht, das Bewußtsein, daß im großen und ganzen Gerechtigkeit und Wohlwollen jeder ehrlichen Leistung zu ihrer verdienten Anerkennung verhelfen, eine pietätvoll gepflegte Überlieferung von Geschlecht auf Geschlecht, die geachtete Stellung, welche jeder Beamte als solcher in der Gesellschaft einnimmt, und der berechtigte Stolz auf die großen Verdienste des gesamten Standes um den Staat — alle diese Momente sind ebenso viele Tröstungen in den Fällen, wo unverdiente Zurücksetzung erbittern oder mangelhafte Einsicht eines Vorgesetzten zu lautem Spotte verleiten könnte. Man erledigt das im Kreise der Standesgenossen, und nach außen übt man, wie es nur zu loben ist, Verschwiegenheit. Der Verlust an Persönlichkeit aber kommt den meisten Beamten wohl gar nicht zum Bewußtsein. Nur der draußen Stehende bemerkt ihn, denn

er gibt der preußischen Physiognomie — wenn man so sagen darf — den charakteristischen Ausdruck.

Und diese völlige Verleugnung der eigenen Persönlichkeit, diese willenlose Einfügung in die Maschinerie des Instanzenzuges ist doch gar nicht so etwas Selbstverständliches. Einst gab es für jeden Beamten — für jeden studierten wenigstens — eine Zeit, da er das Leben aus dem allerpersönlichsten Gesichtspunkte ansah. Einst war er Student auf deutschen Hochschulen, wo die Freiheit bei uns ihre Feste feiert. Da schwärmte und sang er von Burschenstolz und Manneswürde, und zog gegen jeden, der ihn persönlich genieren wollte, vom Leder. Ganz überflüssig ist doch, wie mir scheint, die Frage nicht, wie diese beiden Lebensstadien im Bewußtsein des Einzelnen sich verknüpfen lassen. Nur mit dem Trost, das könne eben nicht anders sein und müsse als unabänderlich getragen werden? Das schöne, viel gesungene Lied „O alte Burschenherrlichkeit" atmet ja diese Stimmung, so schwermütig fast wie ein Abschied vom Leben, und zuweilen habe ich „alte Herren" getroffen, die ihrer Studienzeit gedenken, nicht wie einer schönen Jugenderinnerung, sondern wie eines zu wenig genossenen, für alle Zeiten unersetzbaren Glückes. Das sollte nicht sein; der starke, lebenerfrischende Nerv des Persönlichkeitsbewußtseins brauchte nicht mit dem Eintritt in den Staatsdienst so völlig abgeschnitten zu werden, und wir würden dennoch einen gut regierten Staat und brauchbare, pflichttreue Beamte haben.

Ja, es ist sogar die Zeit gekommen, da Preußen durch eine Milderung seines allzu strammen Beamtengeistes eine unabweisbare Aufgabe seines großen innerdeutschen Berufes lösen muß. Ein Hindernis ist zu beseitigen, das den übrigen deutschen Volksstämmen die innere Aussöhnung mit der führenden Macht erschwert. Dieses Hindernis ist, wenn man es kurz bezeichnen will, der Charakter des preußischen Beamtentums mit allen seinen Ausstrahlungen auf die Gesellschaft, nicht der des preußischen Heeres, obgleich beide ja eines Geistes Kinder sind und gleich Großes für die Entwicklung des preußischen Staates geleistet haben. Wenn ich richtig empfinde und beobachte, ist es dem strammen preußischen Soldaten nach seinen kriegerischen Erfolgen merkwürdig leicht geworden, die angeborenen militärischen Instinkte aller Deutschen für sich einzunehmen, und in den Offizieren verkörpert sich das Ritterliche, Kampffreudige, Vor-

nehm-Überlegene nicht bloß des preußischen, sondern mehr und mehr des gesamten deutschen Volkscharakters. Und doch fordert der Soldatenstand mehr als Selbstverleugnung, er fordert geradezu Selbstvernichtung der Persönlichkeit. Aber hier ist die Notwendigkeit unbedingten Gehorsams allen Deutschen von grauen Zeiten her geläufig, hier erscheint er als Mittel zum Zweck edelster Bewährung des persönlichen Wertes. Denn all dieser strenge militärische Dienst im Frieden zielt doch schließlich nur auf die Stunde, da mit Einsetzung unseres Lebens das Vaterland gegen den Feind verteidigt werden muß. Das ist gegenständlich und reizvoll für die Phantasie, bleibt auch immer im Rahmen des Persönlichen. Selbst in den unteren Schichten des Volkes wird trotz sozialdemokratischer Hetzerei diese angeborene militärische Neigung wohl für immer unvertilgbar sein.*) Wer da sich mit allzu schwarzen Befürchtungen plagt, der mache eine Kontrollversammlung mit und beobachte die Leute, wie sie sprechen und sich gebärden, oder er horche in die Unterhaltung der Steinträger und Maurer, wenn ein Offizier vorübergeht. Erinnerungen vom „Kommiß" auszutauschen ist unter ehemaligen Soldaten eins der beliebtesten Gespräche. Wie

*) Diese zuversichtliche Hoffnung soll auch für die neue Auflage stehen bleiben, obwohl ich es inzwischen an mir selbst erfahren habe, daß die Beyerlein- und Bilse-Literatur und die Erfolge des giftigen „Simplicissimus" selbst einen festen Glauben beinahe ins Wanken bringen konnten. Sozialdemokratische Weltanschauung und Sensationsgelüste erklären von der nun wohl weit über 100 hinausgetriebenen Auflagezahl des Beyerleinschen Buches „Jena oder Sedan" viel, aber nicht alles. Auch läßt sich, selbst wenn man die Anziehungskraft der Karikaturisten des „Simplicissimus" sehr hoch anschlägt, dennoch nicht verstehen, wie die Verspottung unseres Offizierkorps aus der harmlosen, humoristischen Tonart der „Fliegenden Blätter" so ohne jeden Übergang in diese gallige des „Simplicissimus" umschlagen konnte. Man muß da doch an die Möglichkeit glauben, daß in der Stille allerlei Verweichlichung des Denkens und Empfindens beim heranwachsenden Geschlechte den Wert neuer Menschheitsideale erhalten hat und nun einen regelrechten Haß gegen die kriegsfreudige Anschauung, also in erster Reihe gegen das Offizierkorps für Pflicht und Anfang zur Besserung hält. Indessen man kann sich in der Beurteilung solcher Zeichen der Zeit leicht zum guten wie zum schlechten verrechnen, und hier aus den außergewöhnlichen Erfolgen einer so scharf und leidenschaftlich gearteten Verekelungsliteratur schon irgend welche Schlüsse ins Weite zu ziehen, wäre doppelt verkehrt, da es nicht an Anzeichen fehlt, daß dem Rausche des Hasses und der Verachtung schon jetzt eine gewisse Ernüchterung, um nicht zu sagen eine beginnende Aussöhnung gefolgt ist.

diese Neigung dann in den oberen Ständen sich fortpflanzt und gelegentlich zu abgeschmackten Visitenkarten ausartet, wie „X. Y., Leutnant der Reserve und Referendar", ist ja genügend bekannt.

Ganz im Gegensatze hierzu sind die übrigen Deutschen mit Verständnis und Liebe für die preußische Bureaukratie — milde gesprochen — sehr sparsam. In ihr bemerken sie vor allem die lähmende Macht der Schablone, das übermäßig Knappe, ja Kleinliche, das unwürdig Subalterne und daneben das ausgeprägt Selbstbewußte, den Kommandoton — kurz alles Unliebenswürdige, was noch am Klange des preußischen Namens haften geblieben ist. Das ist ohne Frage in vieler Beziehung ungerecht, aber wäre es auch ganz und gar Vorurteil — was es doch nun eben nicht ist — so müßte damit gerechnet werden.

Es scheint, daß man sich dieses entgegengesetzte Verhalten gegen den soldatischen und den amtlichen Militarismus Preußens aus einem Charakterzuge zum Teil erklären kann, der sich durch die ganze deutsche Geschichte verfolgen läßt. Es ist ein Rest der alten vielverspotteten Michelnatur, die im Bewußtsein ihrer schließlichen Überlegenheit die ruhelose Wachsamkeit und die ununterbrochene Übung aller Kräfte scheut, so lange nicht Gefahr droht. Mit dem energischen Tempo des preußischen Militärs findet sich der Deutsche zurecht, gegen die Ruhelosigkeit des Beamtentums sträubt er sich. Den Ausschlag aber gibt hier ein Gefühl, das der Deutsche mit jedem andern Menschen teilt: es ist das Vertrauen zum mündlichen und persönlichen Verfahren, welches im Heere ausschließlich geübt wird, und das unausrottbare Mißtrauen gegen das schriftliche des Beamtentums. Der Beamte verschwindet hinter seinem Amt, ja er ist ohnmächtig gegen den Buchstaben. Das Papier und das Schreibwerk herrschen, und nicht nur unterwirft sich das Beamtentum dieser Herrschaft, sondern es artet unter derselben zum Schreibertum aus. Gegen diese Übertreibung aber, die allem Beamtenwesen gemeinsam ist, hat sich zu allen Zeiten die Persönlichkeit aufgelehnt.

Ich verliere mich in allgemeine Betrachtungen. Hier wollte ich nur von der Aufgabe sprechen, die der preußische Beamtenstaat zu leisten hat, damit die innere Ausgleichung Deutschlands keinen Aufschub erleide. Sie läßt sich kurz in die Forderung fassen: das preußische Beamtentum muß mit Einsicht und Selbstverleugnung vollenden, was Fürst Bismarck in den vergangenen zwanzig

Friedensjahren angebahnt hat. Er hat wiederholt die Losung ausgegeben, Deutschland müsse nur in den Sattel gehoben werden, dann könne es auch reiten. Dieses Wort hatte in seinem tiefsten Sinne wohl die Bedeutung, daß Deutschland von Preußen erfahren müsse, es könne auch frei, duldsam und entgegenkommend sein, da die meisten Deutschen nach 66 und 70 fürchteten, es werde sich herrisch, eng und habsüchtig zeigen. Fürst Bismarck hat alle nichtpreußischen Deutschen in dieser Erwartung völlig enttäuscht und so nach der äußeren Angliederung der Staaten auch Kopf und Herz der Einzelnen mit dem neuen Zustand ausgesöhnt. Solch ein Werk konnte er aber nur vollbringen kraft seiner freien und weiten Persönlichkeit, welche jedem Einzelnen menschlich nahe trat, und dieses sein Wesen ist von dem reglementären Geiste des Beamtentums grundverschieden. Wenn wir aber hoffen sollen, daß der Bund Preußen-Deutschland eine dauernde Ehe, nicht ein schönes, aber kurzlebiges Liebesverhältnis werde, so muß sich der Beamtenstaat Preußen vor allem entschließen, der Persönlichkeit etwas mehr Raum zu geben, als bisher, und so in treuer Nachfolge den Weg zu gehen, den der große Kanzler vorgewandelt ist.

Natürlich kann solche geistige Auffrischung ererbter Formen nur von unten herauf, in der neuen Generation begonnen werden. Darum wird es Zeit, mit der Reform des höheren Schulwesens Ernst zu machen und diesen Gesichtspunkt vor allem müssen wir berücksichtigen, wenn wir ihre Ziele abmessen. Ein Geschlecht der Gebildeten, welchem nach menschlicher Voraussicht die Aufgabe zufallen wird, eine bis jetzt nur angebahnte Reform unseres wirtschaftlichen und sozialen Wesens nun wirklich durchzuführen — das muß freier von Vorurteilen des Standes- und Geldinteresses und aller Teilinteressen sein, als die meisten von uns leider sind; das muß leichter, als wir, im Menschen vor allem den Menschen erkennen. Zu solcher weiteren Anschauung kann es aber nur durchdringen, wenn es erstens in seinem eigenen Kreise die alten ständischen Unterschiede völlig ausgeglichen hat und zweitens von seinen Lehrern weit mehr als jetzt wieder den Eindruck der Persönlichkeit, nicht den des Lehrbeamten empfängt. Es wird von preußischen Schulmännern bezeugt, daß die Lehrer selbst nachgerade ein Übermaß von amtlichem Wesen empfinden, daß namentlich die Direktoren vor der Flut der Verordnungen sich nicht zu retten wissen. Auch habe ich selbst einst als Probandus unter einem

Direktor von preußischer Tradition erfahren, wie sehr trotz persönlicher Lust am Unterricht der Ausblick auf die Routine des Lehrbeamtentums abschreckend wirken kann. Mir ist das nun zum Heil gediehen, aber im allgemeinen würde doch das Übel nicht dadurch geheilt werden, daß alle Philologen, welche aus innerlicher Überzeugung möglichst ungehemmt ihre Persönlichkeit in den Unterricht setzen wollen, der Schule von heute Lebewohl sagen und „ihren Beruf verfehlen".

Im Gegenteil, der Staat, der mehr und mehr die Erzieher der Jugend zu Lehrbeamten machen will (an welchem Bestreben durch das Heranziehen der akademisch-gebildeten Lehrer zum Turnunterrichte und zur Leitung der Jugendspiele nur wenig geändert wird), muß grundsätzlich umkehren. Die Erfahrungen und die Erkenntnisse aller Pädagogik und die persönliche Überzeugung jedes einzelnen ehemaligen Schülers stehen auf der Seite derjenigen, welche die Persönlichkeit gegen das Lehrbeamtentum verteidigen. Irre ich mich etwa in der Behauptung, daß nur diejenigen Lehrer in unserer Erinnerung mit der Empfindung der Dankbarkeit und ehrfurchtsvollen Liebe fortleben, ja zuweilen wie ein zweites Gewissen über unser Denken und Tun richten, welche einst auf den Schüler durch die magnetische Kraft einer Persönlichkeit, einer edlen Persönlichkeit wirkten? Selbst jene wunderlichen Herren, an denen wir einst unsern kindlichen Übermut, unsern Witz und wohl auch unsere Bosheit übten — bereichern sie nicht wenigstens unser Innenleben, wecken sie nicht zuweilen noch nach vielen Jahren fruchtbare Empfindungen der Reue und Beschämung in uns? Jedenfalls wirken auch sie in uns fort, weil sie Persönlichkeiten waren. Versunken aber in Vergessenheit, ausgelöscht auf der Tafel unserer Erinnerung, daß wir meist nicht einmal mehr ihren Namen kennen, sind jene Lehrer, welche höchst „normal" vielleicht, aber auch höchst eindruckslos ihre Stunden gaben, weil es „ihres Amtes war" — und sonst nichts. Sie waren Lehrer, aber nicht Erzieher; an dem schönsten Lohne ihres Berufes haben sie keinen Teil, wenn sie auch vielleicht die Anerkennung ihrer „vorgesetzten Behörden" genossen. Ich fürchte: Lehrer dieser normalen und korrekten Art gibt es augenblicklich mehr auf den deutschen, insbesondere den preußischen Schulen, als unserer Jugend zum Heile sein kann, denn das ganze staatliche Beaufsichtigungswesen und die Theorie von dem Normalniveau der Klassen drängen darauf hin.

Eine Wandlung im System ist unabweisbar nötig. Wenn wir wünschen müssen, daß unsere Jugend den großen Aufgaben der nächsten Zeit frischer, menschlich unbefangener gegenüberstehe, als das jetzige Geschlecht, dann müssen wir bei Schülern und Lehrern und zwar bei jenen durch diese den Quell wiederherstellen, aus dem allein das echte lebendige Menschentum entspringt: — die Persönlichkeit.*)

3. Persönlichkeit und Kunst.

Auf diesem Gebiete liegt nun die eigentliche Domäne der Kunst. So sehr ist die Kunst, wenn man mit diesem Worte alle Betätigungsarten einer schöpferischen Phantasie zusammenfaßt, der Grabmesser für den Persönlichkeitssinn einer Nation, daß die Zeiten der Kunsterschlaffung am sichersten den Mangel an Persönlichkeitsdrang bekunden und umgekehrt die Perioden höchster Kunstübung immer mit stärkster Entfaltung des Persönlichen zusammenfallen.

Das merkwürdigste Beispiel davon ist die Renaissance. Liest man die Lebensgeschichte eines Michelangelo und sieht, in welch einem Chaos von tumultuarischen Umständen, von Staatsumwälzungen und Erschütterungen, von Ränken, Heuchelei, Mord, Leidenschaft, höchsten Triumphen und tiefsten Erniedrigungen dieses fruchtbare Leben verlief und wie alle diese Verhältnisse nicht selten auf die brutalste Weise hemmend in die Kunsttätigkeit des einzigen Mannes einwirkten, dann faßt uns schon im geistigen Miterleben eine Art Wirbel, und wir begreifen nicht, wie der Mann in diesem tollen Wirrsal nur zu einigem Genuß des Lebens, geschweige denn zu so viel unsterblichen Kunsttaten die innere Muße gewonnen hat. Sieht man aber genauer hin und bemerkt nun, wie der immer drohende Wechsel der Verhältnisse ein von Natur leichtlebiges Volk verführte, den gegenwärtigen Augenblick des irdischen Daseins in allen Höhen und Tiefen möglichst auszukosten, wie in diesen unaufhörlichen Ränken und Kämpfen kleiner Gemeinwesen alles Menschliche im Guten, mehr noch im Schlechten an die Oberfläche heraustrat, wie alle Leidenschaften unverhüllt einhergingen und mit dem heroischen Laster die heroische Tugend im Kampf auf Leben und Tod lag, wobei denn alles notwendig einen Zug

*) Vgl. hierzu auch den Ausblick am Schlusse des Kapitels „Schulreform" (Anhang).

ins Große annahm und die matten Regungen der Geduld und zahmer Eingewöhnung keinen Platz behielten — sieht man jene scheinbar so verwirrenden Verhältnisse von diesem Gesichtspunkte an, so erkennt man, daß für einen groß angelegten Künstler kaum eine Zeit so günstig hätte sein können, wie diese. Seine Modelle gingen reichlich und bereits in Überlebensgröße in jener Zeit umher und zeigten ihm alles, alles, was er brauchte. Er aber benutzte sie und schuf aus seiner grandiosen sittlichen Grundstimmung heraus seine Kunstwerke, die der leidenschaft-durchtobten Zeit ein fast noch leidenschaftlicheres Spiegelbild entgegenhielten. Michelangelo fühlte sich seinen Zeitgenossen gegenüber als der Beauftragte göttlichen Zornes, er übte in der Sprache seiner Bilder und Statuen an ihnen die Gerechtigkeit des jüngsten Gerichts, und in die Majestät seines zürnenden Moses hauchte er das Beste und Größte seiner eigenen Empfindung. Er sprach aus überquellend beredtem Stein zu den Italienern seiner Zeit so leidenschaftlich und inbrünstig, wie einst die Propheten zu den abtrünnigen Juden.

Und doch war die Kunst jener Periode keineswegs bloß auf diesen einen Ton gestimmt, den Michelangelo in leidenschaftlichen Bildwerken und vor ihm Dante in majestätischen Versen anschlug. Nein, in derselben Zeit heiligte Raffael die ungebändigte Kraft seiner Umgebung zu ebenmäßiger und gedankenvoller Schönheit und verklärte sein kaum zu sättigendes Bedürfnis nach weiblicher Zärtlichkeit im Dienste der Kirche zu Madonnenbildern, in denen jungfräuliche und mütterliche Weiblichkeit die höchsten Triumphe feierte. Vor ihm aber hatte der geniale Schelm Boccaccio den Männlein und Weiblein mit köstlicher Unbefangenheit alle ihre Sünden vorgehalten und doch so viel Anmut dazu getan, daß sich die Betroffenen wohl nur zu gern in solch verjüngendem Bilde bespiegeln mochten.

Solche Künstler und ungezählte mehr brachte jenes denkwürdige Zeitalter hervor, weil seine Menschen frei sich auslebten, weil keine zusammenfassende Kraft die Menschen zähmte, unterdrückte oder in gemeinsame Richtung schob. Jede Persönlichkeit behauptete ihr Recht, zu scheinen und zu leben, was sie war. Aus der Lebensfreude aber der persönlichen Freiheit wuchs das Kunstbedürfnis, und dieses steigerte sich an den schaffenden Kunstkräften, je höher sie wuchsen, zu desto feinerer Kunstempfindung.

Freilich war dieses goldene Zeitalter der freien Persönlichkeit

und somit der Kunst in seinen staatlichen und kirchlichen Verhältnissen ein Zerrbild der Ordnung, und das Niveau der allgemeinen Sittlichkeit scheint selbst nach den Begriffen der Mitlebenden tief, sehr tief im Ebbezustand gewesen zu sein. Das gäbe nun freilich eine trostlose Perspektive, wenn jede neue Blüte der Kunst durch eine ähnliche Sittenfäulnis erkauft werden müßte. Man könnte sich zwar an der reichen Zahl derjenigen schadlos halten, welche in jenen Zeiten trotz des niedrigen Moralstandes den Mut und die Kraft der Tugend behaupteten, man könnte auch finden, daß es eine absolute und unantastbare Höhe sei, wenn eine Zeit in so erhabenen Kunstwerken über die ehrbare Mittelmäßigkeit späterer Perioden hinausragt und daß man alles andere ruhig darüber vergessen könne. Indessen von dieser Seite her ist, fürchte ich, bei uns aufklärungs- und wissenschaftsstolzen Kindern des 19. Jahrhunderts alle Bemühung vergeblich, denn dieser absolute Wert höchster Kunstleistung wird eben nicht anerkannt, weil das Bewußtsein des Zusammenhanges zwischen Menschlichkeit und Kunst uns mehr oder weniger abhanden gekommen ist. Im allgemeinen wenigstens und in der Praxis des Lebens schätzt man die Kunst heutzutage sehr gering; nur in den Schulen für höhere Knaben und Töchter treibt — höchst wunderbar eigentlich! — die andere, höhere Anschauung von der Kunst und ihrem Werte noch immer ihr Wesen, und auf den üblichen Reisen nach Italien erlebt sie, befruchtet vom guten Bädeker, oft ihre merkwürdigsten Johannistriebe. Da ich hier aber nicht für die Reise-, sondern für die ganz gewöhnliche Geschäfts-, Haus- und Familienstimmung schreibe, so wäre es töricht, wenn ich für einen so hohen Begriff von der Kunst bei uns Nützlichkeits-Prosaikern ohne weiteres Kredit verlangte. Genug, wenn zunächst die Furcht beseitigt wird, daß jeder Kunstblüte sittliche Fäulnis folgen müsse. Diese beiden Dinge stehen, glaube ich, nicht im Verhältnis von Ursache und Wirkung, ebensowenig, wie etwa umgekehrt jedes Stadium sittlicher Nachlässigkeit eine Kunstblüte heraufzeitigt. Sonst müßten wir ja wohl — mit Ausnahme weniger ernster Zeiten — nie aus der Blüte deutscher Kunst herausgekommen sein und gegenwärtig mitten drin stehen?! Diese Furcht ist also überflüssig. Nur so viel ist sicher: Man kann die Persönlichkeit nicht etwa, damit sie die Kunst fördere, auf der einen Seite entfesseln und auf der anderen, damit sie nicht Schaden an der sittlichen, kirchlichen und staatlichen Ordnung oder sonstigen

Lattenzäunen anrichte, polizeilich festbinden lassen. Das geht nicht; die Persönlichkeit muß rund herum frei werden, und man muß zu der Welt, insbesondere auch zum deutschen Vaterlande schon das Vertrauen haben, daß sie an etwas mehr persönlicher Freiheit und freier Persönlichkeit nicht gleich zu Grunde gehen.

Wie nun im einzelnen aus der Persönlichkeit die Kunst herauswächst, welche Seiten insbesondere der deutschen Persönlichkeit wieder frei dem natürlichen Ausleben übergeben werden müssen, damit sich eine Kunst entfalten könne, die wir als unsere nationale Kunst empfinden dürften, darüber hat der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" viel Tiefes und Feines, wenn auch noch nicht das Entscheidende gesagt. Mit sicherem Instinkt hat er namentlich unsern blinden Respekt vor allem, was sich wissenschaftlich nennt und es zum allergrößten Teile gar nicht ist, als den Hauptfeind des unbefangenen Empfindens erkannt und scharf bekämpft. Die echte, große, neue Erkenntnisse schaffende Wissenschaft weiß auch er gebührend zu schätzen; aber nicht diese, sondern die Wissenschaftlerei der Kärrnerseelen, die sich auf tausend Kathedern akademisch spreizt und aus Millionen Büchern und Zeitungen täglich die kühlen Wasser des Verstandes über uns ergießt — sie ist die furchtbare Tyrannin, die uns das Blut und die Jugend aus den Adern wäscht. Alles — von der Regierung bis zur Sozialdemokratie — entrichtet dieser dürren Herrscherin willig den Ehrentribut. Einen wahnsinnigen Wissensdrang hat sie in unserem Volke entzündet, weil jeder sich wenigstens so viel Sitzfleisch zutrauen darf, um in einer kleinen „Spezialität" einen Strahl von dem Glanze zu erobern, mit dem die Wissenschaft die Welt erleuchtet. So ist denn von den ewigen Allgemeinheiten der Verstandesübung das Empfinden der „Gebildeten" geradezu verkalkt, und an Temperament, von dem uns Deutschen ohnehin kein allzu reichlich Maß gegeben ist, sind wir nahezu bankerott geworden. „Bildung macht frei" — gewiß, aber Bildung des Herzens ist höchster Grad der Bildung. Das sollte man nicht vergessen. Und „Wissen gibt Macht" — auch das ist richtig, aber nur mit dem Zusatz: „über die Toren", denn die Weisen wissen, daß wir nichts wissen *können* und daß wir den wahren Trost im Leben und Sterben aus anderer Quelle schöpfen müssen.

So ist denn die Kunst, die wir haben, das schmächtige, blasse, blutarme Geschöpf, das die Schnürbrust der Wissenschaftlichkeit und

die Geringschätzung einer materialistischen Lebensanschauung aus ihr gemacht haben. Wie immer, ist die Kunst auch heute das getreue Spiegelbild ihrer Zeit. Da sie nirgends recht in persönlicher Empfindung wurzelt, muß sie sichs gefallen lassen, wie ein eigentlich überflüssiges Spielzeug von Hand zu Hand zu wandern; mit der flüchtigen Mode muß sie um die Wette laufen und bringt sich so zuletzt auch bei den Einsichtigen um allen Kredit. Alexandrinische Wissenschaft und eklektische Kunst — die beiden gehören immer zu einander.

Unsere Architektur ist innen Schema und außen Kulisse; der Geldparvenü von heute kann nur Kulissen brauchen, denn morgen fallen vielleicht die Kurse, dann muß die Szene rasch gewechselt werden. Welchen Stil die Kulissen haben, ist im Grunde gleich, nur ungewöhnlich muß er sein und möglichst blendend. Von Berlin will ich gar nicht sprechen, denn es trägt in seiner Privat-Architektur geradezu naiv offenherzig den Parvenücharakter zur Schau. Aber selbst die vielgerühmten Bauten der Wiener Ringstraße — sind sie etwas anderes, als ein Museum von Modellen früherer Baustile? Man wirft den Architekten Erfindungsarmut vor. Haben denn Baukünstler jemals einen Stil erfunden, den sich das Volk nicht vorher in seinen maßgebenden Verhältnissen erwohnt hatte! Jeder Stil ist nur die künstlerische Veredelung und Vervollkommnung dessen, was in der Anlage schon längst vorhanden und durch den Gebrauch mit der Persönlichkeit der Menschen verwachsen war.

Ebenso ratlos stehen die Bildhauer. Die klassischen Musterstatuen sperren ihnen noch immer den Weg und lähmen ihnen die Hand. Zwar hat keiner von uns mehr den vollen, innerlichen Zusammenhang mit den Göttern und Helden Griechenlands, aber wozu hätten wir uns in den Gymnasien so lange mit ihnen beschäftigt, wenn wir nicht die sauer erworbene Vorstellung von klassisch-monumentaler Darstellung an alles herantragen sollten, was uns solch ein trauriger Epigone von heute vorsetzt! Zwar bleiben wir innerlich gelangweilt, wenn er sich uns und unserm vorgeblichen Geschmack zu Liebe klassizistisch bemüht, doch können wir dann wenigstens über ihn lächeln, und das ist auch ein Genuß. Wenn er aber wagt, mit ungeniertem Griff Modernes so darzustellen, wie er es sieht oder empfindet, dann schreien die höheren Schüler und Töchter entrüstet auf: Scheußlich! Unerhört! Das soll monumental sein? Er, der Bildhauer, behauptet gar nicht, daß

es monumental sein soll, er möchte nur, daß wir uns, unsere Zeit und unser persönliches Empfinden in seinem Werke erkennen könnten, und daß wir den Mut hätten, uns selbst zu wollen, wie er sich selbst gewollt hat. Vergeblicher Wunsch! Wir können eben einstweilen weder ja noch nein zu uns selber sagen; wir wissen nur, daß wir sehr viel gelernt haben, und daß uns eigentlich alle Kunst überhaupt — Wurscht ist.

In der Malerei ist es ebenso! Zu viel Gedächtnis, zu wenig Empfindung, und unsere Museen hängen voll von Renaissancebildern.

Dasselbe Leidwesen endlich in der Dichtkunst, die am stärksten, erbaulichsten wirken könnte, weil sie nur des gedruckten Wortes bedarf. Aber die Epigonen von heute getrauen sich nicht, über die Schatten Goethes, Schillers, Lessings wegzuspringen. Es wird ihnen leichter, ja gewährt ihnen größere Freude, der Gegenwart und einer absehbaren Zukunft die Möglichkeit einer neuen Literaturblüte abzusprechen, als daß sie liebevoll die Keime des Werdens pflegen sollten.

Nun ist freilich dennoch der Bann dieses kalten akademischen Wesens seit einigen Jahren gebrochen. Es geht ein Sturm durch die abgestorbenen Gefilde der deutschen Kunst, und alle, die es mit dem Vaterlande gut meinen, können nur hoffen, daß dieser Sturm den Frühling bedeuten möge. Die Schaffenden haben sich zunächst emporgerafft und suchen nun auch die Kunstempfindung des Publikums in ihre Bahn zu leiten. Viel Schulwesen macht sich leider hier gleich wieder breit, viel Nachahmung auch von ausländischen Künstlern, aber es läßt sich doch nicht verkennen, daß dieser Sturm und Drang im wesentlichen eine Revolution der Persönlichkeit gegen das Konventionelle, gegen den kalten Verstandesbegriff in jeder Form bedeutet. Damit streckt die neue Bewegung ihre Wurzeln in den Boden, aus dem, wenn sonst das Schicksal uns gnädig ist, etwas Gutes für die Kunst erwachsen kann. Schreitet nur die Regung für das Recht des Persönlichen, welche sich auch auf anderen Gebieten schon merken läßt, wachsend fort und erkennt nur erst das deutsche Publikum, daß auch für seine Persönlichkeit gestritten wird in diesem Kampfe, den die Kunst jetzt kämpft, so ist mir um den gärenden Most nicht bange, mag er sich auch wirklich jetzt vielfach absurd gebärden. Allen, die sich über Einzelerscheinungen in diesem Kampf und Streben entrüsten

und in schnellem Entschluß gleich der ganzen Bewegung den Rücken kehren, möchte ich zurufen: Warum so unwirsch? Glaubt Ihr, daß Goethe und Schiller gleich fix und fertig einbalsamiert wurden zur gefälligen Verehrung für die dankbare Nachwelt? Wollt Ihr für Euch die freie Persönlichkeit, glaubt Ihr, daß wir in unserer Gesamtentwicklung einen Schritt vorwärts kämen, wenn wir wieder persönlicher würden, so lernt vor allem die Persönlichkeit der andern dulden! Das ist das erste, unerläßliche — sonst bleibt uns nur Chinesentum!*)

Und so könnte ich diesen Teil meiner Ausführungen schließen, wenn es mich nicht drängte, eine wichtige Spezialfrage unserer künftigen Literaturentwicklung von einem besonderen Punkte zu beleuchten. An Literatur-Doktoren fehlt es uns ja nicht; sie wollen alle der armen Kranken aufhelfen und verschreiben jeder ein anderes Rezept. Zu den verständigeren rechne ich diejenigen, welche die Dichter von den Individual-Problemen abbringen und auf die Pflicht breiter volkstümlicher oder nationaler Wirkung verweisen möchten. Das Ziel ist richtig und gut; wie jede andere Persönlichkeit muß auch der Dichter zunächst in seiner Nation und für dieselbe wirken, und erst wenn so der Fluß die Wellen des Baches weiter trägt, gelangen sie schließlich auch wohl ins Meer des internationalen Verkehrs.

*) Ob man es mir heute verargen will, daß ich damals zur Geduld mit der werdenden Literatur riet? Ich habe selbst inzwischen oft und klar genug gefühlt, daß die aus der damaligen naturalistischen und symbolistischen Gärung geworden e Literatur zu der Art von „geistiger Armut" gehört, die nicht selig gesprochen werden kann. Grausamer als der bissigste Kritiker richtet die Zeit; sie richtet durch Vergessen und Schweigen. Und so sehen wir sie am Werk, ihr Richteramt an mehreren Hauptlieblingen von ehemals auszuüben. Es war ja freilich gleich von Anfang an zu vermuten, daß diese so ungemein „ähnlich" gestammelten Naturlaute der Naturalisten und diese manchmal ans Irrenhaus streifenden Schlafwandeleien der Symbolisten, so kostbare Genüsse sie für die Liebhaber geboten haben mögen, dem Publikum im allgemeinen dennoch das Verlangen nach Geist auf die Dauer nicht ausreden würden. Nun wissen wir, daß es so gekommen ist, wie sich voraussehen ließ, und es wäre leicht möglich, daß das Publikum nach dieser Erfahrung sich noch viel gleichgültiger gegen jedes neue literarische Experiment stellen wird. Aber trotzdem läßt sich — besonders unter dem Gesichtspunkt des persönlichen und seiner künstlerischen Leistung an die Gesamtheit — kein anderer Rat geben, als dieser: die Tür der Zukunft offen halten und die Geduld am Werdenden niemals verlieren!

Aber, ein großer Irrtum ist bei diesem Wunsche zu vermeiden und leider bisher nicht vermieden worden. Nicht jedes Entwicklungsstadium einer Nation ist vollwertig genug, daß ein Dichter im bloßen Abbilden der Zustände seinen Beruf erfüllen könnte; denn der wahre Dichter ist nicht nur Abbildner und Herzenskündiger, sondern vor allem auch geistiger Führer und Vorempfinder seines Volkes. Eine Nation, die wie die unsrige in ihrem gegenwärtigen Zustande der Bureaukratie und dem Gelehrtentum zu Liebe so viele Züge ihres persönlichen Wesens hat verblassen und verwelken lassen, die ihres wesentlichen Besitzes so wenig selbst bewußt ist, die überdies durch die soziale Frage und ständisches Kleingetriebe so zerklüftet wird, daß kaum noch der große Boden gemeinsamer Empfindung aus dem 70er Kriege die Besitzenden und Nichtbesitzenden vor gegenseitiger Entfremdung bewahrt — eine solche Nation bietet gar nicht den Untergrund für Volkspoesie im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Wohl aber können Dichter unserer Nation zur Zeit einen guten, notwendigen und eines Tages vielleicht auch mit volkstümlicher Anerkennung belohnten Dienst leisten, wenn sie die Brücken schlagen helfen zur inneren Verständigung der getrennten Volksgenossen. Besser jedenfalls dehnt man die Möglichkeit volkstümlicher Wirkung auf diese Weise aus, als daß man den Begriff in die überkommene literaturgeschichtliche Schablone preßt und dann wohl gar zu dem Schluß gelangt, daß, da populäre Wirkungen auf das gesamte Volk kaum möglich sind, man höchstes Lob spenden müsse, wenn ein Schriftsteller mit photographischer Treue Örtlichkeits- und Menschencharakter seiner engeren Heimat oder eines ihm vertraut gewordenen engeren Bezirkes trifft. Auf diese Weise gehört dann schließlich Julius Stinde zu den großen Dichtern, weil es ihm gelungen ist, Berliner Philistergeist gerade so nüchtern-humoristisch und genau so trivial abzubilden, wie er etwa durchgängig sein mag. Diese Art, den dichterischen Wert zu messen, ist heute fast allgemein im Schwange; ich weiß eigentlich nicht, mit welchem Rechte, denn das muß doch wohl jeder dieser ästhetischen Geometer merken, daß die größten Dichter, mit solchen Majoritätsellen gemessen, traurig unvolkstümlich sein würden. Fühlt sich doch die kompakte Masse selbst Goethe und Schiller gegenüber zuweilen zur Richterin erkoren; man kann dann gelegentlich hören: „Ja, eigentlich populär ist Goethe doch nie gewesen und heutigen Tages noch nicht geworden; Schiller schon

eher!" Man sieht, dieser Pfad führt unweigerlich in die breite Ebene des Banausentums hinab. Wir müssen deshalb die Mahnung zu nationaler Dichtung sehr vorsichtig erfassen, um nicht ganz zu verirren. Nicht der Dichter schafft im richtigen Sinne national, der seiner Zeit photographisch treue Spiegelbilder der Menschen, Zustände und Stimmungen vorhält, sondern der, der seines Volkes Persönlichkeit in ihren Tiefen und Höhen mit seiner eigenen, dichterischen Persönlichkeit verkörpert, der in seinen Schöpfungen den Volksgenossen zu fühlen gibt, daß alles, was sie selbst nach ihrer angeborenen Art empfinden, in dieser Dichterseele wiederklingt, nur reiner, edler, höher und so den Leser über sich selbst emporhebend. In diesem Sinne des Wortes fallen höchste dichterische und volkstümliche Wirkung zusammen. Es kann aber Dichtern solcher Art begegnen und ist ihnen schon vielfach begegnet, daß das Volk erst nach langer Wartezeit in sie hinein und zu ihnen emporwächst. Dann waren sie, weil sie vordachten und vorempfanden, zu ihren Lebzeiten die Märtyrer ihrer Größe, und erst spätere Geschlechter erkannten, daß sie die edelste und reifste Verkörperung der Nation gewesen.*)

4. Persönlichkeit und Kirche.

Das Kunstwerk geht zwar hervor aus dem besonderen Anschauungsvermögen und dem überragenden Können einer Persönlichkeit; damit es aber zur Wirkung komme, müssen Tausende von Menschen von demselben zu mehr oder weniger starker Mitempfindung hingerissen werden, müssen ihr an sich unbestimmtes Ideal von Schönheit und Wahrheit darin verkörpert sehen. Das Kunstwerk fordert also nach seiner Geburt aus dem Geiste einer starken Persönlichkeit eine möglichst große Allgemeingültigkeit.

Im Gegensatz dazu wird derjenige Persönlichkeitsdrang, der sich in dem religiösen Empfinden äußert, durch jede Verallgemeinerung nicht gefördert, sondern kommt in Gefahr, verfälscht zu werden.

Ich weiß, daß man das nicht allgemein zugeben wird. Man

*) Was ich hier von dem Verhältnis der Kunst und Literatur zum nationalen Gedanken nur flüchtig berührte, ist in dem Kapitel „Reines Deutschtum" auf breiterer Grundlage wieder aufgenommen und näher ausgeführt.

wird auf die Geschichte der Religion verweisen. Hat nicht jede Religion Bekenner geworben und die Zahl dieser Bekenner immerfort zu vermehren gesucht? Man wird ferner einwenden: Wie sollte denn eine Religion kulturell auf Menschen und Staaten einwirken, wenn sie nicht in der Form kirchlicher Gemeinschaft Macht gewönne?

So haben es andere Religionen gemacht, so ist es auch mit dem Christentum geschehen. Das läßt sich in der Tat nicht leugnen. Aber ebensowenig läßt sich leugnen, daß durch diese Verknüpfung der Religion mit der Aufgabe sittlicher Beherrschung und Erziehung der Menschen der ursprüngliche Gedanke des Religionsstifters im Laufe der Entwicklung vielfach verändert und verfälscht wurde und daß die religiöse Empfindung seiner Anhänger je und je versuchen mußte, den religiösen Gedanken in seiner ursprünglichen Reinheit wiederherzustellen. Es kann so im Laufe der Entwicklung der Zeitpunkt kommen, wo eine große Zahl der scheinbar zu einem Bekenntnis Gehörigen nicht mehr ausdrücklich gegen die kirchliche Gemeinschaft protestiert, sondern schweigend davon abfällt und so der persönlichen religiösen Empfindung zu ihrem Rechte verhilft.

In diesem Zustande befindet sich zurzeit wieder einmal der Protestantismus, auf den ich mich hier im Rahmen meines Themas beschränken kann, weil er aus inneren und geschichtlichen Gründen als die deutsch-nationale Gestaltung des christlichen Religionsgedankens gelten darf. Wir stehen gegenwärtig mitten in einer Bewegung, welche beweist, daß man den schweigenden Abfall von der Kirche erkannt hat und nach Heilmitteln sucht. Die orthodoxe protestantische Theologie kämpft mit der entschlußsichern Willenskraft, die sie auszeichnet, gegen diese „Schlechtigkeit der Welt" an wie gegen andere Teufelswerke, weil Gott der Kirche nach ihrer Auffassung all dergleichen Übel schickt, damit sich die Macht ihres Glaubens und die Kraft seiner Gnade daran erprobe. Die liberale Theologie erkennt gleichfalls den vorhandenen Zustand, ja verstärkt ihn noch durch ihre vorurteilsfreien Forschungen über die Geschichte der Bibel und des Christentums, aber schwebend zwischen Erkenntnis und Entschluß wagt sie nicht, zu den letzten Folgerungen durchzudringen und hält an dem Gedanken der kirchlichen Gemeinschaft fest, weil der Wunsch nach allgemeiner Wirkung und der Blick auf die historische Entwicklung auch des religiösen Lebens ihre Willenskraft lähmt. Von niedrigen und unsachlichen Beweg-

gründen, die hier und da bei Orthodoxen wie Liberalen mitwirken mögen, sehe ich hier ab, weil sie für den eigentlichen Charakter der Bewegung nichts bedeuten.

Hat nun der abwehrende Eifer der Orthodoxie jene Bewegung irgendwie sichtbar gehemmt, hat die entgegenkommende Aufklärung der liberalen Theologie sie dem Gedanken der kirchlichen Gemeinschaft zurückgewonnen? Keins von beiden! Die Bewegung schreitet fort, und mit ihr wächst die Gleichgültigkeit der gebildeten Protestanten gegen die kirchliche Fassung ihrer Religion. Rechnet man noch hinzu, daß die unteren Schichten, soweit sie von der Sozialdemokratie beherrscht werden, sich dem kirchlichen Einfluß bewußt entziehen, so wird nicht zuviel behauptet, wenn man sagt, daß die protestantische Kirche ihren breiten Platz als „Landeskirche" zu einem beträchtlichen Teil nur noch durch die „Diskretion" der innerlich Abtrünnigen, gewissermaßen in der Einbildung behauptet.

Diesen Zustand muß man klar erkennen, wenn man Heilung versuchen will. Die es ehrlich mit der Religion meinen, müssen wissen, wie klein noch das wirkliche Besitztum der Kirche ist und daß bei vielen der gebildeten Abtrünnigen bereits das religiöse Empfinden selbst verloren gegangen ist, damit sie sich nicht unnütz bei Nebendingen aufhalten, sondern ihren Eifer auf den Kernpunkt richten.

Nicht mit den Gleichgültigen gilt es sich zu verständigen, sondern mit den Abtrünnigen aus Überzeugung. Von diesen gibt es eine reichliche Zahl; es sind ehrliche Männer. Sie wollen auch echte Protestanten sein, nicht Zerstörer, sondern vielmehr Vollender des Lutherschen Geistes. Sie wissen, daß die eigentliche Bedeutung und der deutsche Charakter der Lutherschen Reformation darin bestand, daß er die religiöse Persönlichkeit von der Vormundschaft der Mittler zwischen der gläubigen Seele und Gott befreite und jeden unmittelbar an die Bibel führte, als an die Quelle, welche nach seiner Überzeugung die Offenbarung der christlichen Heilswahrheiten rein und unverfälscht darbot. Das Lutherschе Werk ist nach ihrer Auffassung der größte Akt deutscher Ehrlichkeitsbetätigung, der selbst mit einem dreißigjährigen Kriege nicht zu teuer erkauft wurde. Sie erkennen aber auch, daß Luther in Halbheit stecken geblieben ist, ja, daß er fürstlicher Autorität und staatlicher Brauchbarkeit zu Liebe selbst die halbe Freiheit noch

schmälern und verfälschen ließ. Und endlich wissen sie, daß trotz alledem der starke Keim von Luthers Tat über dessen eigene Schwäche hinauswachsen muß, daß wir mit jeder Bewegung in fortschrittlich-religiösem Geiste nur an ihn anknüpfen, nur fortsetzen können, was er begonnen hat.

Was also macht sie ablehnend gegen den Bekehrungseifer der orthodoxen Theologie, was macht sie vorsichtig selbst gegen die Wünsche der Liberalen? Die Furcht, daß jede Form von Bekenntnisgemeinschaft, möge sie sich nun Kirche oder Sekte nennen, nur aufs neue das religiöse Empfinden beengen werde. Was wünschen sie also? Daß der ehrliche Versuch zu einer freien Persönlichkeitsreligion gemacht werde.

Das bedeutet also die Auflösung der kirchlichen Gemeinschaft in ihrer jetzigen Form? Ja. Und auf Nimmerwiederkehr? Das braucht nicht ausgeschlossen zu werden, aber man möge sich Zeit dabei lassen, man möge nicht zu hastig aufs neue zusammenbinden, was innerlich noch nicht zusammengehört; es würde sonst wiederum auseinandertreiben. Sollte die Zeit zur Bildung einer größeren Gemeinschaft wieder einmal reif werden, so möge man die früheren Erfahrungen nutzen, so möge man keinerlei Bekenntnis, keinerlei Dogma zum Stempel des Bundes gebrauchen, sondern sich an dem lebendigen, persönlichen Drang gemeinsamer Erbauung genügen lassen und lediglich die Persönlichkeit Christi in ihrem religiösen und sittlichen Gefühl als Muster vorleuchten lassen.

Dies ist nach meiner Überzeugung das Ziel, wohin die heutige Bewegung im Protestantismus treibt. Lebendigkeit, Innerlichkeit des religiösen Empfindens ist, was dem heutigen protestantischen Geschlechte fehlt. Sie sind auf keine Weise wiederzugewinnen, wenn nicht alles, was wir Religion nennen, dahin zurückkehrt, wo es zu allererst entstanden ist: in die freie Persönlichkeit. Das persönliche Empfinden ist der Schmelzofen, in den man schlecht und brüchig gewordenes Metall schüttet, damit es aufs neue in Fluß und in bessere brauchbare Form komme.

Einst sagte mir einmal bei abendlicher Fahrt auf dem Vierwaldstätterse ein katholischer Priester, der von dem Kulturkampf aus Deutschland hinausgedrängt war: „Den Protestantismus fürchten wir nicht. Der hat von Anfang an Rattengift im Leibe und wird an sich selbst zu Grunde gehen.“ Mit dem Rattengift meinte der Mann das kritische Prinzip, das dem Protestantismus

im Namen der Wahrheit und Ehrlichkeit sein Existenzrecht gab und notwendig fortwirken muß gegen alle dogmatische Willkür, wie bisher so auch in Zukunft.

Jener Priester soll also recht behalten? wird man mir nach meinem Vorschlag einwenden. Gewiß wird er recht behalten; täglich erfahren wir ja, wie schwach der Protestantismus ist als Kirche im Vergleich zu der katholischen Kirche. Aber um die kirchliche Wirkung sollte es sich bei dem Protestantismus, als dem Vorposten des Christentums, gar nicht handeln, darauf sollte er seinen Ehrgeiz nicht setzen! Der Protestantismus ist nicht entstanden, um äußerlich zu binden, sondern um zu befreien und innerlich zu veredeln; im Binden soll er seine Kraft nicht bewähren wollen, sondern immerfort im Befreien und Verinnerlichen. Der Protestantismus als Kirche mag Rattengift im Leibe haben, aber der Geist des Protestantismus ist unüberwindlich. Dieser Geist wird einst auch das scheinbar noch feste Gefüge des katholischen Kirchenbaues zermürben, und inzwischen, wo sich eine gläubige Christenseele gegen den geistlichen Vermittler auflehnt, der sich zwischen sie und ihren Gott stellen will, wo sie sich sträubt gegen formale Bekenntnisse und jegliche Art von Erstarrung im Gottesdienst, — mag sie äußerlich zum Katholizismus, Protestantismus oder zu irgend einem andern christlichen Bekenntnis zählen — da geschieht es in diesem Geiste. Die Protestanten in solchem Sinne des Wortes sind die Vorhut des Christentums. Sie müssen dafür sorgen, daß in den Spitzen unseres geistigen Lebens in guter Freundschaft mit aller neuen wissenschaftlichen Erkenntnis auch ein echtes religiöses Empfinden lebendig bleibe. Wie sollten sie also sich darüber grämen, daß sie nicht ein so großer Haufe sind wie die Katholiken, und wie sollten sie übersehen, daß manche, die sich dem Namen nach zu ihnen rechnen, doch nur durch Gewohnheit und Überlieferung, nicht voll bewußt durch freie Wahl zu ihnen gehören!*)

Protestant sein und Deutscher sein und Mensch sein ist im höchsten Sinne der drei Worte dasselbe; der Urquell von allen drei Begriffen ist die freie Persönlichkeit.

*) Wesentliches vom obigen Gedankengange kehrt wieder und ist breiter ausgeführt in der Erörterung der Frage, ob die durch die Kirchen vertretenen religiösen Interessen der Festigung nationaler Gemeinschaft fördernd oder hemmend sind. Vgl. das Kapitel „Reines Deutschtum".

Ich habe in diesen Skizzen versucht, auf verschiedenen Gebieten nach bestem Erkennen den Wert der Persönlichkeit zu zeigen und sie zu stärkerer Betätigung anzuspornen. In vielen Punkten habe ich nur den Vordersatz gegeben und dem Nachdenken der Leser den Schlußsatz überlassen müssen, manches auch nur streifen können, das näherer Ausführung bedurft hätte, um zu freudigem Entschlusse zu wirken. Aber auch so in diesem engen Rahmen hoffe ich bewiesen zu haben, daß in manchem Zuge unser nationales Wesen sich kräftigen und vertiefen ließe, wenn nur weiter ausgebaut würde, was bereits in ihm liegt, wenn wir der Persönlichkeit in uns freieren Raum ließen.

Wiedergeburt.

Eine Neujahrsbetrachtung.

(1. Januar 1892.)

I.

Kein Zweifel — durch unſer Vaterland geht der Geiſt der Verſtimmung, und dieſe Verſtimmung niſtet im Schatten Bismarcks. Was ich zum Sedantage des Jahres 1890 als Befürchtung ausſprach: daß der Name unſeres großen Reichsſchmiedes, des tätigſten und erfinderiſchſten Kopfes, das Panier werden könne für Wehleidigkeit, Mißtrauen und wie ſonſt untätiger Widerſtand ſich nennen mag, — dieſe Befürchtung iſt jetzt, alſo ſpäter, als man erwarten durfte, eingetroffen. Warum nicht ſchon damals? Weil die bewegliche Tatkraft des neuen Kaiſers den Anlauf zu nehmen ſchien, die große Lücke, die der Abgang des größten Mannes im Reiche geſchaffen, mit einem Ruck auszufüllen. Und warum iſt dieſe Verſtimmung ſpäter doch gekommen? Weil das abwartende Schweigen des erſten Jahres nach Bismarck kein Vertrauen, ſondern nur zurückgehaltenes Mißtrauen war und weil inzwiſchen einige Taten der neuen Regierung, mehr aber noch die Reden und Ausſprüche des Kaiſers jenem zögernden Mißtrauen geſagt haben, daß es keinen Grund habe, zurückzuhalten, daß es frei herausgehen könne, denn es ſei nur allzu berechtigt! Und ſo gaben ſich denn weite Schichten unſeres Volkes, diejenigen am meiſten, die ſich bisher für den Hort des nationalen Gedankens hielten, in vollen Zügen der Wolluſt der Verſtimmung hin — ja der Wolluſt, denn eine ſolche gibt es, und wir Deutſchen, die wir ſo gern auf der Bärenhaut politiſcher Untätigkeit liegen, wir ſind doppelt zufrieden, wenn wir unſerem nationalen Laſter einmal mit dem Scheine des höheren Rechtes unter dem

schmeichlerischen Bewußtsein, schuldige Dankbarkeit gegen einen großen Mann zu üben, so recht von Herzen frönen können.

Ein Laster bleibt es aber dennoch, untätig zu grollen; und je länger wir uns ihm hingeben, desto tiefer kommen wir ins Unrecht gegen alle, die mit dem Kaiser die schwere Erbschaft einer großen Vergangenheit übernommen haben und sich ihrer zunächst durch unverdrossene Tätigkeit würdig zu machen suchen. Die Geschichte wird einst richten über den Kaiser wie über uns. Ihm wird sie anrechnen, was er etwa an Bismarck verschuldet haben mag, aber sie wird auch seinen hohen, ernsten Willen und seinen Betätigungsdrang in die andere Wagschale legen, und ob er einst am Ende seiner Tage zu leicht befunden werden wird für die schwere Aufgabe, die er so tatendurstig auf seine jugendlichen Schultern genommen, das kann nur Gott wissen, nicht wir. Wir, die wir Bismarcks Erbe gegen den neuen Geist, wo er nach unserer Meinung irrt, schützen möchten, werden vor dem Richterspruch der Geschichte auf keinen Fall bestehen, wenn wir untätig dem Laufe der Dinge zusehen. Vieles ist dem Manne erlaubt, untätiges Grollen und Schmollen nicht.

Ja, aber regis voluntas suprema lex? Gerade darum nicht, nun erst recht nicht dürfen wir untätig sein. Heißer Tatendrang hat sich immer mit kräftigem Selbstbewußtsein verbunden, und ein jugendlicher Mund liebt die kühnsten und stolzesten Worte am meisten, aber setzen wir nur gegen das Selbstbewußtsein des Kaisers das Selbstbewußtsein unserer Unabhängigkeit und Männerwürde, so wird sich eins am andern schon beschränken und der Tatendrang von oben wird sich mit der Schaffenslust von unten zum Gedeihen des Ganzen vereinigen. Ein harter Stein wird nicht an Wachs geschliffen, sondern nur an Stein oder am härteren Metall. Und was sorgen wir uns denn? Der preußische Wagen fährt nicht mehr wie früher seine eigenen Wege. An seinen Rädern hängt das übrige Deutsche Reich. Es wird sich ruhig forttragen lassen, so lange er auf dem für alle Glieder gedeihlichen Wege des Fortschritts fährt, aber es würde von selbst als Hemmschuh auf die Räder drücken, wenn der Wagen rückwärts zum Absolutismus gelenkt werden sollte. Alle Erwägung über diese Dinge führt immer darauf zurück, daß wir nur selbst zu wollen und die vorhandenen Widerstandsmittel zu benutzen brauchen, um zu verhindern, was wir jetzt etwa befürchten. Nur Männer müssen wir bleiben, nicht eine

Nation von Strebern werden, mit schuldiger Achtung vor unserem weltlichen Oberhaupte den festen Entschluß verbinden, den Schiedsspruch über recht und unrecht, über die Grenzen der Nachgiebigkeit wie des Widerstandes nicht von oben oder unten, sondern nur von Gott und unserem deutschen Gewissen zu nehmen. Pessimismus ist unter unsern jetzigen politischen Lebensbedingungen nur ein beschönigendes Wort für Faulheit oder Feigheit. Es war ein stolzer Spruch, dessen Wahrheit bisher nur die höchsten Gipfelpunkte unserer Geschichte mit glänzendem Lichte krönt: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt!" Sorgen wir, daß dieses Wort auch Wahrheit bleibe, wenn wir es als Denkspruch über die Tür unseres Hauses und an die Wand unseres Zimmers schreiben! —

Mit unserer Verstimmung beginne ich und suche sie zu verscheuchen — und will doch über „Wiedergeburt" schreiben? Ja, denn dieselbe Zeit, die vielen von uns Verstimmung gibt, füllt ebenso viele und mehr mit der freudigen Erwartung einer „neuen Zeit", einer fühlbaren Veränderung des Gesamtbewußtseins der kultivierten Menschheit, an der auch wir nach den besonderen Kräften unseres Volkes einen reichlichen Anteil haben werden. Und der, gegen den sich manche Stimmung der augenblicklichen Gegenwart richtet, der Kaiser, bekundet offenbar, daß er den Geist des Werdenden empfindet und ihm entgegengehen will als einer der Ersten. Das allein sollte uns mißtrauisch gegen unser Mißtrauen machen, wir sollten den kleineren Interessen nicht so viel Macht über uns lassen, denn größere Aufgaben stehen uns bevor, die einen höheren Standpunkt und einen weiteren Blick verlangen. Wir sind im Begriffe, auf dem Berge, dessen Fuß in den Anfängen der Menschheit steht und dessen Gipfel über den Wolken liegt, die wir „Zukunft" nennen, eine neue Station zu besiedeln, eine „höhere", wie wir hoffen und wünschen, doch ist es vielleicht auch nur ein Sprung seitwärts, der uns erst auf weiteren Umwegen zu einem wirklich höheren Standpunkt bringt — jedenfalls also eine *neue* Station!

Ist das nicht vielleicht gleich von vornherein eine Täuschung? Wir alle, die wir der Zeit den Puls zu fühlen glauben, empfinden ein Gären, ein Drängen und Werden, und zwar nicht ein solches, das nur die alten Lebensformen *unseres* Volkes sprengen will, sondern von unten her gegen den gemeinsamen Boden der kulturellen Anschauungen, Begriffe und Rechtsnormen pocht, auf dem mit uns

alle kultivierten Völker stehen. Der Philister jeder Nationalität wird sagen: Phantasterei, es bewegt sich nichts! Denn in der Tat — bei ihm hat sich nie und nirgend etwas bewegt. Aber auch die ganze große Mittelschicht aller Völker verspürt in diesem Augenblicke schwerlich schon etwas von der revolutionären Gärung, wird vielleicht noch nichts davon spüren, wenn sie bereits im Schmelzprozeß mitten drin ist und in die neuen Formen hinübergleitet. Und doch ist es Wahrheit, daß die Geschichte Stationen mit ganz verschiedenem Aussehen in dem scheinbar ewig gleichen Flusse der Menschheitsbewegung unterscheidet, daß sich für unser rückschauendes Auge die Zeit von 1813 in vielen Einzelheiten des Kulturlebens deutlich von der nahe liegenden Periode Friedrichs des Großen, die Zeit Luthers von der bald folgenden des dreißigjährigen Krieges abhebt. Man muß eben einmal darüber nachgedacht haben, ob überhaupt die Veränderungen, die wir unter dem Namen Kulturepochen an der Oberfläche der Menschheitsflut unterscheiden, jemals in das Bewußtsein der dumpfen unteren Schichten vorher als Ahnung des Kommenden oder später als Mit- und Nachempfindung so deutlich eingedrungen sind, daß wir annehmen könnten, die ganze jedesmal lebende Kulturmenschheit habe mit Bewußtsein den Schritt gemacht, den wir als Kulturepoche bezeichnen. Das ist nach meiner Überzeugung nicht der Fall, und daraus folgen allerlei Schlüsse: namentlich der, daß die geistigen Führer der Menschheit ihrem feineren Empfinden allein vertrauen und mit den nötigen Fortschritten nicht warten sollen, bis sie von der großen Schicht der geistig Trägen oder Unmündigen gutgeheißen werden. Es wird ja jedem einzelnen Menschen im Fortschritte der Entwicklung immer leichter möglich, von seiner Geburtsstätte im untersten Volke den Anschluß zu erreichen an die Schicht, welche die Kulturepochen macht, und der charakteristische Unterschied heutiger Kulturbewegung gegen frühere scheint zu sein, daß die eigentlich bewegende Oberströmung immer breiter wird.

Daß man mich aber nur nicht mißverstehe: wenn ich hier von den dumpfen unteren Schichten spreche, so unterscheide ich nicht, wie Staat und Gesellschaft zu unterscheiden pflegen, obere Zehntausend, Mittelstand, Proletarier, sondern ich schichte nur nach der geistigen und Willenskraft, und rechne zu der Oberströmung jedes Element, welches bewegen hilft, mag es auf der gesellschaftlichen und staatlichen Rangleiter oben oder unten stehen, — die bedeutenden Ge-

lehrten also, die nicht als Professoren auf Staatskathedern zu sitzen brauchen, die religiösen Talente, Feldherren und Staatsmänner von eigener Bedeutung, Erfinder und Entdecker, im engeren Sinne des Wortes, sozialdemokratische und sonstige Agitatoren, Dichter, Künstler und „die verfl .... Zeitungsschreiber", — kurz eigenkräftige Talente und Willensmenschen jeder Art. Zu den dumpfen unteren Schichten zähle ich diejenigen Menschen, welche geistig blind und willenslahm sind, mögen sie nun mit einem Millioneneinkommen in Palästen oder im Schmutze äußerster Armut wohnen. Darum ist es auch verhältnismäßig nebensächlich, ob der erste Antrieb zu einer Kulturbewegung gesellschaftlich oben oder unten entsteht, vom Könige oder vom untersten Proletarier ausgeht, denn nur der Anteil der geistig und sittlich Auserlesenen kann ihm weitere Bedeutung für ein ganzes Volk oder für die Menschheit geben. Könige haben so und so oft kulturgeschichtliche Kartenhäuser gebaut, der armselige Nazarener Jesus eroberte sich die Welt. Und so wird auch die sozialistische Bewegung, die unter dem Namen „Sozialdemokratie" *einen*, nicht den einzigen Antrieb zu der Umgestaltung gab, in der wir uns jetzt befinden, nur in dem Grade sich zu dem Range einer großen Kulturbewegung emporarbeiten, wie es ihr gelingt, den Anteil der geistigen und sittlichen Aristokratie der Menschheit und die in dieser wirkenden Kräfte und Überzeugungen für sich zu gewinnen. Der große blinde Haufe der Bravoschreier ist für ihre dauernde Wirkung unerheblich, wenn er auch für den augenblicklichen Lärm, wie wir alle wissen, sehr viel bedeutet.

Dauernde Wirkung? Ist das nicht abermals eine Täuschung? In *dem* Sinne gewiß, daß, was wir jetzt in Sehnsucht und Aufregung als *neue* Zeit erwarten, einem künftigen Geschlechte auch einmal wieder die *alte* Zeit werden wird. Von einem Flusse soll eben niemand erwarten, daß er einmal stille stehe. Alles was wir an diesem Flusse wirken können, ist, daß wir ihm etwa eine größere Breite, eine schnellere Bewegung oder eine neue, nach unserer Meinung heilsame Richtung geben — daran setzen wir all unser Mühen, unsere Ängstigung und Freude! Der Fluß, die Menschheit sind im wesentlichen dieselben geblieben durch die Jahrtausende, die wir rückwärts überschauen können. Armselige Menschheit! Man kann darüber zum gleichgültigen Skeptiker oder zu einem Gottesfürchtigen werden, und das letztere steht dem Menschen besser zu Gesicht, weil Demut einer zwischen den Rätseln

der Geburt und des Todes taumelnden Kreatur eher ziemt, als Anmaßung. —

So wollen wir also dem inneren Bewußtsein vertrauen und es nicht für Täuschung halten, daß wir glauben, vor einer neuen Wendung des Flusses Menschheit zu stehen, daß wir einer neuen Kulturepoche entgegeneilen und uns mit frischem Herzen der Freude hingeben, die wir darüber empfinden. Und das ist eigentlich auch etwas ganz Seltsames, diese Freude auf etwas uns doch noch völlig Unbekanntes! In Wahrheit freuen wir uns gar nicht auf die neue Zeit als solche; wenn sie erst da sein wird, wissen wir als genügend erfahrene Kinder, daß das wirklich Vorhandene uns viel, nur allzuviel schuldig bleiben wird von dem, was das Erwartete uns versprochen hatte; die Wirklichkeit ist immer arm im Vergleich zur Möglichkeit. Nein, aber wir freuen uns der Vorfreude und fühlen davon lebendig bis ins innerste Herz den Gewinn, den jede tiefe Empfindung uns bringt: das Bewußtsein erhöhter Lebenskraft. Darin im wesentlichen liegt das Geheimnis dieser freudigen Geschäftigkeit, dieser regsamen Ungeduld, mit der wir die „neue Zeit" herbeiwünschen und vorbereiten.

Nicht jede neue Kulturepoche bringt ja absolut neue Lebensanschauungen; oft werden nur alte, ehemals absichtlich verlassene Ideale wieder aufgefrischt und erhalten nur durch die veränderte Umgebung der Lebensverhältnisse ein scheinbar neues Aussehen; wie man z. B. in der sogenannten Renaissance und dem Zeitalter des Humanismus zu den Idealen griechisch-römischer Kunstanschauung zurückkehrte, welche das byzantinische Zeitalter vorher mit Bewußtsein und christlichem Abscheu aufgegeben hatte. Nicht daraus also entspringt das Bewußtsein erneuter Lebenskraft, mit welchem neuen Ideal man das alt und brüchig gewordene vertauscht, sondern daß überhaupt solch ein Wechsel der Ideale eintritt. Die Bewegung, die einer solchen kulturgeschichtlichen Tatsache voraufgeht, läßt sich im kaufmännischen Bilde mit einer Inventuraufnahme vergleichen. Der Gesamtvorrat an bisher gültigen Normen aller Art wird durchmustert, Unbrauchbares wird verworfen, altmodische (im kulturgeschichtlichen Sinne) Begriffe und Normen werden billig wie Brombeeren, weil sie niemandem mehr genügen, mit Neuem, Zeitgemäßem wird das Lager ergänzt — kurz: es findet eine Gesamtrevision statt. Wer aber liefert das Neue? Die unbefangenen, schöpferischen Vollmenschen, die geistigen Führer der Völker. Die

Norm kehrt zurück vor den Richterstuhl der Persönlichkeit, von der sie einst ausgegangen war, um während einer längeren oder kürzeren Kulturepoche die Menschheit zu beherrschen. Nun wird sie von ihrem Thron gestürzt und weicht einer neuen oder wenigstens verbesserten Norm, die frisch aus menschlicher Persönlichkeit geboren wird. Das sind die großen Zeiten der Selbstbefreiung, da wir die Ketten sprengen dürfen, unter deren Last wir seufzten, weil wir sie längst nicht mehr willig trugen, da wir unsere Kräfte doppelt fühlen, weil wir wissen, daß nun jede Fähigkeit sich zur Geltung bringen kann, wenn sie nur echt ist. Ein neuer Frühling der Menschheit, die Sprengung veralteter ungenügender Normen durch die sprießende Kraft der Persönlichkeit — das ist Wiedergeburt, und darin besteht die verjüngende und beseligende Kraft solcher Zeiten.

Im Grunde also nichts, als ein kindliches Spiel, eine kindliche Lust am Zerstören und Wiederaufbauen? Vor Gottes Auge mag es so erscheinen, doch hat er uns so geschaffen und läßt uns so mit Kinderschritten den weiten Weg allmählicher Vergöttlichung hinaufgehen. Wir Menschen können eben nichts Besseres tun, und wenn wir unser Größtes und Höchstes schaffen, sind wir am kindlichsten — das ist eine alte Wahrheit. — —

Nach dieser allgemeinen Betrachtung mag es nun vielleicht lohnen, auf einigen Gebieten das, was wir für Ansätze einer neuen Zeit ansehen dürfen, auf seine Keimkraft zu prüfen und einige Ausblicke (keine Prophezeiungen) in die künftige Entfaltung zu wagen. Dabei wird leicht der Wunsch der Vater des Gedankens werden und Vermutung so ziemlich alles sein, gestützt nur hier und da durch einige Tatsachen und die größere oder geringere Zustimmung gleichgestimmter Seelen. Mehr als sonst kommt in solchem Falle das Goethesche Wort zu seinem Rechte: „Was ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln."

II.

Naturwissenschaft und Sozialismus halte ich für die beiden Haupthebel der neuen Zeit; doch ist die Naturwissenschaft der stärkere von ihnen, ja, sie hat durch die ins Maßlose gesteigerte

Nutzbarmachung der Naturkräfte für den Wirtschaftsbetrieb, durch Erfindungen und allerlei Erleichterung des Verkehrs den Sozialismus in seiner jetzigen Gestalt erst geschaffen, mindestens beschleunigt. Sie bleibt aber auch dauernd die stärkere Kraft, und wenn wir einmal, was bald geschehen kann, in der planmäßigen Menschheitsentwicklung vor die Wahl zwischen Naturwissenschaft und Sozialismus gestellt werden sollten, so ist es mir nicht zweifelhaft, daß wir uns für die Ratschläge der Naturwissenschaft gegen den Sozialismus entscheiden müßten. Denn dieser bleibt immer das mehr oder weniger erklügelte Rechenexempel von Menschenköpfen, jene zeigt uns die Gesetze, nach denen der Mensch als Naturwesen sich bisher entwickelt hat und fort und fort entwickeln wird.

Bei der Naturwissenschaft nun kommt unter dem Gesichtspunkte der „Wiedergeburt" die ganze so fabelhafte Entwicklung der Technik und des Erfindungswesens gar nicht oder nur mittelbar in Betracht, obgleich dem oberflächlichen Beobachter diese augenfällige Vermehrung unserer Kräfte stets als das Wichtigste erscheint. Wenn er mit Stolz vom Zeitalter des Dampfes oder der Elektrizität spricht, wenn er in vorgreifenden Träumen vergleichend von der Postkutsche zur Dampfeisenbahn und von dem schon aus der Nähe winkenden elektrischen Verkehr zur Luftreise mit Flugmaschinen seine Phantasie steigert, so glaubt er die Fortschritte der Menschheit verblüffend charakterisiert zu haben. Und doch bedeutet das alles für die Entwicklung des Geistigen und Sittlichen im Menschen, für die Normen seines Denkens, Empfindens und Handelns unmittelbar gar nichts. Nur auf diese aber kommt es an, wenn wir von einer Wiedergeburt und einer neuen Kulturepoche sprechen.

Und daher will die Naturwissenschaft hier nur als etwaiger Nährboden neuen geistigen und sittlichen Lebens betrachtet sein. Ist sie solch ein Nährboden? Sie ist es schon und wird es immer mehr werden, in ganz demselben oder noch höherem Umfange, wie es im Mittelalter die Theologie und später dann bis in unsere Tage die wieder belebte Antike, der sogenannte Humanismus, war.

Noch freilich, obgleich die Naturwissenschaft mit ihren Taten überall die Welt bezwingt, mit ihren Erkenntnissen alle ersten Geister erleuchtet, herrscht offiziell die Abstraktionswissenschaft des Humanismus. Sie sitzt an den Regierungstischen und spreizt sich mit althergebrachter Salbung auf den akademischen Lehr-

stühlen. Die Bureaukraten und Professoren wissen, daß sie mit der spekulativen Wissenschaft sich selbst und den verblassenden Glanz ihrer Stellung verteidigen. Und diese Waffenbrüderschaft, kämpfend unter der Autorität des Staates, ist es allein, welche den Zuchtstätten des starr und kalt gewordenen Humanismus, den Gymnasien in ihrer jetzigen Bedeutung als allgemeine Bildungsanstalten, das Sterben verlängert. Nichts weiter, als ein verlängertes Sterben ist die für nächstes Jahr beschlossene Schulreform, eine gewaltsame letzte Abwehr des neuen Zeitgeistes, der diesen Widerstand mit seinem Atem abschütteln wird wie dürres Holz. Es ist das aber ein lehrreiches Beispiel, wie lange die träge Maschinerie eines Beamtenstaates selbst in unseren Zeiten die überzeugendste Wahrheit auf ihrem Wege aufzuhalten vermag. Natürlich kommt sie schließlich doch zum Ziele, und wenn das geschehen wird, dann wird ein neues Geschlecht, das in modernen Schulen sein Denken am Tatsächlichen, nicht an Regeln mit den vielen Ausnahmen übt, den ganzen öden Schablonenkram römisch-juristischer Bureaukraten und die ganze Gesalbtheit des spekulativen Professorentums über den Haufen werfen. Und wieder, wie in den Tagen, da der Humanismus gegen die abgestorbene Scholastik stark wurde, wird ein neuer Hutten rufen: Es ist eine Lust zu leben!

So geht es auf und ab mit den Herrlichkeiten dieser Welt. Als der Humanismus jung war, schlug er mit der Peitsche der epistolae obscurorum virorum auf den Zopf der Scholasten. Jetzt spielen die Anbeter des Humanismus selbst die Rolle der Dunkelmänner. Und einst, wenn die Naturwissenschaftler sich an der ewig jungen Menschenseele und ihren übernatürlichen Bedürfnissen in öder Rechthaberei versündigen werden (was schwerlich ausbleiben kann), wird auch ihnen der Held erstehen, der sie zu dem übrigen legt. Zeigt eine führende Wissenschaft sich nicht tüchtig, allem höchsten Streben der Menschheit zu genügen, versagt sie irgend einem ihr von der Natur eingepflanzten Lebensdrange die Nahrung, so verdient sie die Herrschaft nicht und muß stürzen — unweigerlich!

Für die Naturwissenschaft liegt diese Gefahr in der Überschätzung des Körperlichen gegen das Seelische und in der Sorglosigkeit gegen das religiöse Bedürfnis. Einst in ihren Flegeljahren, als die jungen Studenten der Chemie nach der künstlichen Darstellung organischer Stoffe es nur noch für eine Frage der Zeit hielten,

daß der Homunculus eines Tages fertig in der Retorte liege, als Büchner sein törichtes Buch schrieb und Häckel Darwin überbot, da schien es fast, als solle der junge Herkules in seiner Wiege der Schlange erliegen, statt sie zu erdrücken. Seitdem ist aber der Held zum Jünglinge geworden, und nun reift er sichtlich immer mehr und mehr dem männlichen Bewußtsein entgegen, daß seine Kraft sich nicht in gewaltsamen Kunststücken, in einseitigem Materialismus und dergleichen erproben soll, sondern in weiser Mäßigung auch das Seelische und vor allem das Religiöse als etwas Natürliches betrachten und so beherrschen muß. Die Darwinsche Entwicklungslehre, diese große Universalerbin aller bisherigen Wissenschaft, wird ihre höchsten Triumphe als Welt- und Lebensanschauung erst in einer vielleicht nahen Zukunft feiern. Sie wird, wie sie es jetzt schon begonnen hat, mehr und mehr auch die bisher rein spekulativen Wissenschaften zu ihrer Methode der vergleichenden Herleitung aller tatsächlichen Erscheinungen zwingen, die Religions- und Sittenlehre wie die Philosophie, die Sprachwissenschaft wie die Ästhetik, die Jurisprudenz wie die Mystik. Konstruktive Philosophie, philosophische Systeme werden sich nicht mehr als Wissenschaft ausgeben können, sondern nur noch als subjektive Überzeugung. Männer wie Hegel oder auch wie Schopenhauer werden für absehbare Zeit keine Herrschaft mehr gewinnen. Ihre Hirngespinste werden wie etwa die bekannten theologischen „Beweise" vom Dasein Gottes als Gespenster am hellen Tage umherlaufen. Siegreich wird vor allem die naturwissenschaftliche *Methode des Erfahrungsbeweises* sein. Keine Wissenschaft wird als solche anerkannt werden, die nicht durch Erfahrung zu ihren Schlüssen gelangt, und eine andere Schulung des Denkens, als am Leitfaden der naturwissenschaftlichen Methode wird es auch auf unsern höheren und niederen Lehranstalten künftig nicht mehr geben. Dann werden die Köpfe wieder klar werden und der Wille wird besser sein Ziel finden, als heute.

Aber die Herzen werden dann auch kühler werden, kühler als jetzt? Das *brauchte* und *dürfte* nicht die Folge sein. Sollte es aber kommen, so wäre dann eben die Naturwissenschaft im Stadium des Greisenalters, und die Zeit wäre reif für eine — neue Wiedergeburt. —

Und nun der *Sozialismus*!

Jetzt ist er in der Form der *Sozialdemokratie* der Schrecken

aller ruhigen Gemüter, aber schon wirkt in Millionen Seelen allmählich und den meisten unmerklich ein Umwandlungsprozeß. Es vollzieht sich, was wir im ersten Teile andeuteten, daß die führende Aristokratie der Menschheit der Träger eines Gedankens werden muß, wenn er einer neuen Kulturepoche das Gepräge geben soll. Die Sozialdemokraten vermehren sich dabei zunächst um viele Wahlstimmen, weil die übrigen Parteien nicht den Mut des Entschlusses finden, sich ehrlich und offen nach dem neuen Leitgedanken zu reformieren. Aber diese Vermehrung der Sozialdemokratie ist zugleich der Anfang vom Ende ihrer Herrschaft, wobei es gleichgültig ist, ob sie Gelegenheit erhalten wird, die Ohnmacht ihres Programms durch eine Revolution und ihre bekannten Folgeerscheinungen oder, was wir wünschen müssen, durch einen geistigen Bankerott auf friedlichem Wege zu beweisen. Je mehr Gebildete sich dem sozialistischen Gedanken öffnen, desto sicherer wird die dumpfe, geistig völlig unmündige Masse des sozialdemokratischen Heeres vom Ziele ihrer revolutionären Hoffnungen abgedrängt. Aus der Sozialdemokratie wird ein gesunder Reformsozialismus werden und nach und nach alle Kulturstaaten unter die Herrschaft seiner Ideen bringen. Am Ende des Weges, in dessen Mitte wir uns befinden, werden die sozialdemokratischen Apostel erkennen, daß die Erfüllung soweit hinter ihren Träumen zurückgeblieben ist, wie die naturgeschaffene Notwendigkeit hinter dem Rechenexempel phantastischer Köpfe zurückzubleiben pflegt. Anderseits wird aber die neue Zeit, welche den Sozialismus bis zu seiner natürlichen d. h. menschheitsgemäßen Möglichkeit durchgeführt haben wird, auch von so unbefangener Denkart sein, die ersten sozialdemokratischen Idealisten trotz ihrer Irrtümer als Wohltäter der Menschheit anzuerkennen. Heute,*) wo uns die Selbstsucht der beati possidentes und die lärmenden Schlagworte des Kampfes noch blind auf beiden Augen und taub auf beiden Ohren machen, wird man solche Unbefangenheit nur bei verhältnismäßig wenigen Zeitgenossen treffen.

Ein neues Geschlecht, das auf dem Berge stehen wird, zu dem wir jetzt emporklimmen, wird als Bagatelle ansehen, was uns jetzt

*) Wohlverstanden am 1. Januar 1891, wo es noch nicht durch den Dresdener Parteitag vom Jahre 1903 vor aller Welt klar beleuchtet war, wie hart und auf die Dauer aussichtslos der Kampf der Sozialdemokratie mit dem Reformsozialismus werden wird.

am meisten erschreckt. Dankend erwärmen aber wird es sich an dem Feuer des sittlichen Lebens, das mit der sozialistischen Idee entzündet wurde. Und diesen *sittlichen Kern des sozialistischen Kampfes* kann heute schon bemerken, wer seine Augen zum Sehen und sein Herz zum Empfinden gebrauchen will. Nötig dazu ist nur die Erkenntnis, daß das Geld, das nur zum bequemeren Austausch der durch Arbeit geschaffenen Güter eingeführt wurde, sich nun zu unserm Tyrannen erhoben und uns zu seinen Sklaven erniedrigt hat. Es macht den Arbeiter jeder Art, den Handwerker wie den Gelehrten, trotz aller Arbeitslust und Geschicklichkeit zum Spekulationsobjekt des Geschäfts — das ist schlimm; es jagt den Landmann von seinem Grund und Boden, obgleich er säet und erntet und seine Schuldigkeit tut — das ist schlimmer; es entnervt die Männer und entwürdigt die Frauen, macht sie zu Verrätern an ihrer bessern Überzeugung, raubt ihnen in tausend Fällen Mut, Ehre und Gewissen und überredet sie noch, es müßte so sein und ließe sich nicht ändern — das ist das allerschlimmste.

Wie das allmählich so geworden, läßt sich im einzelnen hier nicht erläutern, ist ja auch oft genug von besseren Kennern dargestellt. Die zahllosen neuen Hilfsmittel der Gütererzeugung haben den Prozeß eingeleitet, die Erleichterung des internationalen Verkehrs hat ihn verschärft, Trägheit und Gedankenlosigkeit haben sich das Übel über den Kopf wachsen lassen, und das Judentum, das nach Mommsen schon im Kaiserlichen Rom das „Ferment der Dekomposition" war, hat nun auch in allen modernen Staaten den Prozeß der Fäulnisgärung beschleunigt. Ohne die jüdische Rasse wäre es vielleicht noch eine gute Weile im langsamen Verfall vorwärts gegangen, aber diese Leute mit ihrem Triebe zu unproduktiver und schwindelhafter Geldanhäufung durchmessen alle Wege rascher, weil selbst die vorsichtigsten Gesetze ihnen noch immer Maschen zum Durchschlüpfen offen lassen und weil sie sich im Daseinskampf von dem ungeschriebenen Gesetze des Gewissens und innerlicher Scheu nicht leiten und beirren lassen, wohlgemerkt so lange wenigstens, bis sie nicht im eigentlichen oder übertragenen Sinne des Wortes auf Gummi fahren.

Man könnte hoffen, daß die auch bei uns nun stärker und stärker aufschwellende Judenfrage ohne Gewaltmittel durch den anzustrebenden Reformsozialismus gleich mitgelöst werden könnte,

doch stellt sich dieser Aussicht die Beobachtung entgegen, daß diese Rasse bei allen neuen Bewegungen, mögen sie Namen haben, welche sie wollen, sofort den Griff des Mechanismus in die Hand nimmt, — nicht infolge größeren Talentes, sondern durch ihre Geschicklichkeit in der äußeren Mache und weil die nicht jüdischen Elemente sich aus Idealismus und Harmlosigkeit von den Faiseurs stets überrumpeln lassen. Ist doch selbst der rabiate Sozialistenkongreß in Brüssel vor der Judenfrage mit schweigender Scheu vorübergegangen und hat doch längst die mächtige Partei der deutschen Sozialdemokraten in der Person des Herrn Singer den Bock zum Gärtner gemacht!

In diesem Zustand angekommen, der sich nicht von selbst mildern kann, sondern durch die Logik der Tatsachen mit jedem Jahre verschärfen *muß*, hat die Gesamtheit des Staates im Dienste des göttlichen Geistes der Menschheit die Pflicht, dem einzelnen die Möglichkeit der Bewährung seiner besten geistigen und sittlichen Kräfte zurückzugeben, da er sie sich aus eigenem Vermögen nicht erhalten kann. Das Deutsche Reich hat sich zu solcher Auffassung seiner Pflicht zuerst von allen Völkern bekannt und den Arbeitern dieses Bekenntnis in verschiedenen Gesetzen der Fürsorge ausgesprochen.

Aber die sozialistische Frage gilt in ihrem höchsten und wichtigsten Sinne, als Wiederherstellung der sittlichen Freiheit, *mehr noch für den Mittelstand, ja für einen großen Teil der obersten Stände*, als für die große Schicht des untersten Volkes. Und sobald diese Überzeugung nur erst einmal überallhin durchgedrungen sein wird, sobald erst einmal die Frage zur klaren Beantwortung kommt, wer eigentlich an dem Fortwuchern des manchesterlichen Kapitalismus ein Interesse hat, dann wird man von den kümmerlichen Anfängen der jetzigen Schutzgesetzgebung zu gewaltigen Organisationen fortschreiten, welche, wie ehemals die Zünfte in dem beschränkten Raum der Städte, so durch das ganze Reich hin und im nationalen Rahmen allmählich durch alle Staaten (etwa in Form von Berufsgenossenschaften) dem jetzigen endlosen Kampfe zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ein für alle Glieder gedeihliches Ende machen, weil sie alle nach gerechterem Maße als jetzt an das gemeinsame Interesse binden werden. Nicht jede Beschränkung, gegen welche wir uns jetzt im Namen unserer persönlichen Freiheit auflehnen, wird

in diesem neuen Zustande vermieden werden können; aber wenn es so weiter geht, wird bald genug das Verhältnis eintreten (wenn es nicht schon besteht), daß nur die Rentiers in ihrer vor allem Konkurrenzwind geschützten Ecke sich jener persönlichen Freiheit tatsächlich erfreuen, alle andern aber — Arbeitgeber wie Arbeitnehmer — sich von dem uneingeschränkten Kampf ums Dasein nicht nur in ihrem persönlichen Behagen, sondern namentlich in der sittlichen Verantwortung vor ihrem Gewissen geknechtet fühlen. Die Wahl wird zuletzt nicht mehr sein: persönliches Behagen oder persönlicher Zwang? sondern: Aufstreben zu voller sittlicher Verantwortung oder sittlicher Untergang?

Wie diese Frage beantwortet werden wird, darüber bin ich bei meinem unausrottbaren Vertrauen auf den Fortschritt des Menschengeschlechts zu sittlicher Vervollkommnung nicht zweifelhaft. Und zuversichtlich glaube ich auch, daß gerade dem deutschen Volke bei diesem Gange in eine neue und bessere Zeit ein höchstes Verdienst vorbehalten ist, weil, so viel sich übersehen läßt, in keinem andern Volke die soziale Frage so klar als eine sittliche Frage erfaßt wird und weil unser Volk zu dieser höchsten Aufgabe wahrer Menschlichkeit die besten Naturanlagen mitbringt.*)

Wenn aber die soziale Frage, so verstanden, die höchsten sittlichen und geistigen Kräfte verlangt, um sie zum Heilswerke einer Wiedergeburt der Menschheit zu gestalten, dann ist es klar, daß die Sozialdemokratie mit ihrem Appell an die dumpfe und stumpfe Geisteskraft der Masse nur ein Anfangsstadium bleiben kann, das wir — mit oder ohne Revolution, das sei dahingestellt — überwinden müssen. Edelste Leistungen der Menschheit können nur mit ihren besten Kräften nach Maßgabe der Zuchtwahl bestritten werden, nicht mit der Masse der geistig und sittlich Unselbständigen, welche — unbeschadet der Ausnahmen — das große Heer der Proletarier durchweg darstellt. Gleichheit zu fordern in dem Sinne, daß wir manche papierne Schranke gesellschaftlichen Vorurteils fallen lassen und die sittliche Menschenwürde auch in dem Niedriggestellten unbedingt anerkennen sollen, ist nur vernünftig. Gleichheit in dem Sinne aber, daß wir die Unterschiede körperlicher, geistiger und sitt-

*) Was ich hier als Forderung aufstelle, habe ich später in deutlicheren Umrissen in einem „Nationalen Wirtschafts-System" auszubauen versucht. Vgl. den Abschnitt unter diesem Titel im Kapitel „Deutschbund", Anhang.

licher Begabung wegdekretieren sollen, welche die Natur selbst auf dem Wege der Zuchtwahl täglich neu schafft, ist eine Unvernunft, welche sich nie und nirgend auch nur auf kurze Dauer halten ließe oder mit dem völligen Untergang der Menschheit bezahlt werden müßte. *Freiheit* ist ein Gut, das wir uns jetzt nach der manchesterlichen Ausartung durch selbstgewollte Unterordnung unter das Interesse der Gesamtheit, durch eine Beschränkung also zurückerobern müssen. *Brüderlichkeit* endlich, deren Name auf unsrer Fahne steht, seit wir uns Christen nennen, kann in Wahrheit nur dadurch betätigt werden, daß jeder seine natürlichen Vorzüge im Dienste der Nächstenliebe gegen seine Familie, gegen sein Volk, gegen die Menschheit und so auch gegen Gott gewissermaßen zurückzahlt und somit adelt. Das ist der Sinn der biblischen Vorschrift, daß jeder mit dem ihm anvertrauten Pfunde wuchern soll. — —

Schon bei der Betrachtung dieser beiden Haupthebel einer neuen Kulturepoche, der Naturwissenschaft und des Sozialismus, habe ich nicht vermeiden können, daß ich, obgleich die gesamte Kulturmenschheit gemeint war, tatsächlich doch immer an die besonderen Zustände *in unserem Volke* anknüpfte. Es wird sich eben in solchen Fällen immer unmittelbar die Wahrheit fühlbar machen, daß jede Persönlichkeit in die gesamte Menschheit auf keinem andern Wege, als durch die erweiterte Persönlichkeit ihres Volkes, ihrer Nationalität wirken kann. Es gibt nun aber noch einige Faktoren, an welche sehr viele Menschen beim Klange des Wortes „Wiedergeburt" zu allererst denken und die sich doch nach ihrem Wesen von vornherein auf die Wirkung im einzelnen Volke beschränken müssen. Ich meine damit das, was man *nationale Wiedergeburt* nennt und ihre Folgeerscheinung: *die Wiedergeburt von Dichtung und Kunst*.

Das Nationalitätsprinzip ist noch immer der leitende Gedanke der großen Politik und wird es für absehbare Zeit bleiben. Es behauptet sich siegreich überall gegen die Diplomatie, die, alten Gewohnheiten folgend, immer noch zu einer äußerlichen Arithmetik mit Geld, Soldaten oder in der inneren Politik mit Fraktionsinteressen neigt und sich durch die aus dem Innern der Völker hervorquellenden Instinkte der Nationalität meistens in ihrer Geschäftigkeit belästigt fühlt. Wir Deutschen erleben das jetzt an der Polenpolitik unserer Regierung, gegen die jeder Nationalgesinnte Widerwillen empfindet. Fährt sie auf diesem

Wege fort, so wird sie es mit den natürlichen und gesunden Instinkten unseres Volkes leicht verderben und kann sich eines Tages von der Nation moralisch verlassen finden, denn eine Regierung, die in falschem Versöhnungseifer sich auf Römlinge, Polen, Franzosenfreunde — kurz auf alle Elemente, deren Herz in deutschfeindlichen Interessen schlägt, gegen die Regungen des deutschen Volksbewußtseins stützt, — eine solche Regierung rüttelt an dem Boden, auf dem sie am sichersten steht.*) Die Zeit der Kabinettspolitik ist ein für allemal vorüber; moderne Völker wollen in allem wesentlichen ihren Weg selber bestimmen.

Der Kampf für das nationale Wesen ist ein heiliger, von der Natur selbst gewollter Kampf, denn er soll jeder einzelnen geistigen oder sittlichen Kraft unter uns den Organismus einer erweiterten Persönlichkeit schaffen, durch die allein sie auf gesunde Weise in die gesamte Kulturmenschheit hinein wirken kann. Eine Überspannung des Wollens ist dabei natürlich sehr leicht möglich, aber für uns Deutsche liegt diese Gefahr nach unserer ganzen Art gewiß nicht vor; eher das Gegenteil, wie wir täglich an den Folgen unserer allzu großen Gutmütigkeit und Trägheit erfahren.

Über alles dieses und die Aufgaben eines richtig verstandenen Nationaleifers habe ich mich in früheren Aufsätzen so ausführlich ausgesprochen, daß ich mir in diesem Zusammenhange weiteres ersparen kann. Heute wäre vielmehr zu prüfen, ob wir denn in diesen zwanzig Jahren nach dem französischen Kriege nicht wirklich schon einige merkbare Schritte zum Ziele der inneren nationalen Wiedergeburt gemacht haben. Und da läßt sich gottlob doch einiges verzeichnen; die Achtung vor unserem eigenen Besitz hat sich vermehrt, die geistige Abhängigkeit vom Auslande hat im gleichen Schritte mit der industriellen langsam zwar, aber doch stetig abgenommen. Noch bleibt viel, sehr viel zu tun, aber ein Anfang zum Bessern ist doch unverkennbar. Das Erfreulichste in diesem Sinne ist die Reinigung unserer Sprache von entbehrlichen Fremd-

*) Das war die „Polenpolitik der Versöhnung" unter dem Musterkanzler Caprivi, aus der wir nun zur „Polenpolitik des Kampfes" zurückgekehrt sind — hoffentlich ohne jemals wieder rückfällig zu werden. Der bei Hof ein- und ausgehende und zum „Admiralski" erhobene Kocielski und der in Lemberg auf Kaiser und Reich schimpfende Kocielski waren die Sinnbilder dieser beiden Arten von Polenpolitik. Für Deutschland wird es immer besser sein, wenn Kocielski schimpft.

wörtern, die trotz allen Widerstandes internationaler Zeitungen wie akademischer Wunderlinge doch schon bis zu dem Punkte fortgeschritten ist, den ich früher einmal als die Probe auf den Erfolg bezeichnete: daß es nämlich allgemein als ein Beweis schlechten Geschmacks empfunden wird, wenn jemand ohne Not mit Fremdwörtern um sich wirft. Dieser Zustand ist tatsächlich eingetreten. Die meisten Behörden fügen sich willig dem allgemeinen Verlangen, und wo ein Verein sich zusammentut, da sucht er sich in seinen Satzungen — statt der früheren „Statuten" — auf eine deutsche Grundlage zu bringen. Hand in Hand mit der Reinigung geht die innere Verbesserung unserer Sprache, indem man in Wort- und Satzlehre ihren durch ein Übermaß von abgezogenen Begriffen bleichsüchtig gewordenen Körper mit frischem Blut zu füllen sucht, mehr gegenständlichen Ausdruck in sie hineinbringt und auf das Mundartliche als auf eine noch längst nicht ausgeschöpfte Quelle sprachlicher Wiedergeburt mehr als früher Acht gibt. Wer aber erwägt, daß zu solchem Entschlusse und zu seiner Durchführung nicht die Mode, sondern auf die Dauer nur eine innere Bekehrung zu deutschem Denken und Empfinden wirken kann, der wird diesen nationalen Gewinn nicht für gering halten. Wären wir hierbei von dem guten Willen und der Einsicht unseres akademischen Gelehrtentums und der Bureaukratie abhängig gewesen in dem Maße, wie wir es leider bei der Reform unseres Schulwesens und unseres Rechtes sind, dann wären wir in verhältnismäßig kurzer Zeit so weit nicht gediehen.

Hier müssen wir länger, aber wir werden nicht vergeblich kämpfen. Das läßt sich schon heute deutlich erkennen; denn zwischen dem verbohrten Ausspruche des Kölner Gymnasialdirektors Jäger, „die Nation habe sich mit dem Wunsche nach einer Schulreform einen ungeheuren Bären aufbinden lassen", und der Dezemberkonferenz, wo dieser Bär mit aller Feierlichkeit als ernsthaftes und gefährliches Tier behandelt wurde — liegen tatsächlich nur zwei Jahre. Und das Deutsche als Unterrichtsfach ist hierbei bereits grundsätzlich zu Ehren gekommen, obgleich man sich nach dem gewohnten Rezepte bureaukratischer Weisheit entschloß, tatsächlich lieber erst einen halben, statt eines ganzen Schrittes zu tun. Es saßen nämlich in der Mehrheit neben den Geheimräten noch die orthodoxesten Gymnasialschulmeister vom Schlage der Jäger und Uhlig, und das muß dann natürlich eine vollendete Mischung

von Kleingeisterei geben. Aber vorwärts sind wir doch gekommen seit der Masseneingabe im Jahre 1887, und so werden wir auch noch vollends den deutschen Geist in unseren höheren Schulen durchsetzen, wenn nur die deutschen Eltern sich auf ihr deutsches Gewissen besinnen und uns in der Arbeit unterstützen.

Mit dem Kampf um unser volkstümliches Recht steht es ähnlich, nur fehlen hier noch die rechten tatkräftigen und ausdauernden Rufer im Streit, die der öffentlichen Meinung der Deutschgesinnten eine Waffe in die Hand geben, mit der sie fechten könnte. Theoretische Erörterungen allein tun's nicht. Dem Einzelnen wie namentlich den Berufsverbänden muß gezeigt werden, wo und wie uns die Juristen das Fleisch unserer volkstümlichen Rechtsbegriffe genommen haben, um uns mit dem öden Knochengerippe der römischen Schablonenbegriffe nur allzu kümmerlich zu entschädigen. Die Deutschgesinnten müssen sich wohler unter dem Rechte fühlen, den Fremdlingen muß es schwerer werden, uns „von Rechtswegen" das Fell über die Ohren zu ziehen — das sei die Probe! Dann studieren wir nicht mehr Jura, sondern lernen das Recht, das dann auch das Rechte und die Gerechtigkeit sein wird, weil es mit unserem deutschen Gewissen besser zusammenklingt.*)

Von unserer modernen Dichtung und Kunst — um nun zuletzt auch zu diesem schwierigen Kapitel einige Worte zu sagen — haben schwerlich selbst die einsichtigsten unter den Deutsch-

*) Inzwischen ist das große Werk des Bürgerlichen Gesetzbuches zustande gekommen. Dem deutschen Rechtsbewußtsein hat es zwar noch nicht alle Wünsche erfüllt, aber da jedes Gesetzbuch vernünftigerweise nur aussprechen kann, was im ungeschriebenen Rechtsbewußtsein schon lebendig ist, so darf man auch von diesem Gesichtspunkte mit dem Erreichten für jetzt und für die nächste Zukunft wohl zufrieden sein. Einstweilen sind die sicheren Gewinnposten dieser Errungenschaft: Stärkung des Reichsbewußtseins durch einheitliches bürgerliches Recht; Abkehr vom römischen und Hinlenkung zum deutschen Rechtsbegriff; deutschere Rechtssprache. Der Weg ist nun frei für deutsches Rechtsempfinden, so daß es seiner selbst immer mehr bewußt und willens werden kann. Auf allen Gebieten des geistigen und praktischen Lebens, erfreulicherweise mehr und mehr auch bei den Juristen bekundet sich ein Hineinwachsen in deutsches Rechtsempfinden, und sicher läßt sich schon heute sagen, daß eine Neuauflage des Bürgerlichen Gesetzbuches nur deutscher werden kann. Verheißungsvoll erscheint mir namentlich, daß die Verfechter der Bodenreform, die mit ihrer germanischen Auffassung von Gemein-Besitzrecht am Grund und Boden und mit ihrem Widerstande gegen den persönlichen Bodenwucher lange Zeit völlig aus-

gesinnten den Eindruck, daß sie fest mit tiefen Wurzeln im deutschen Geiste wachse. In der Tat sind noch gut sieben Zehntel unserer jungen Dichter und Künstler von bewußtem Streben zu deutschem Wesen weit entfernt, ja sie weisen jedes derartige Ansinnen zurück, als mute man ihnen Einseitigkeit und Beschränkung zu. Deutsche — so sagen sie — seien sie ja durch Geburt, anders als deutsch zu denken und zu empfinden vermöchten sie ohnehin nicht, aber wie sollten sie die rechte Weite und Höhe neuer Ideale erreichen, wenn sie das Urteil über deren Wert von der geistigen Trägheit deutscher Spießbürgerlichkeit und dem versüßlichten Geschmack der deutschen Familienblattliteratur nähmen. Diesen selbstbewußten Trotz lasse ich uneingeschränkt gelten und teile ihn, aber wie sich mit solchem Trotz die sklavische Hingebung erst an den französischen Naturalismus Zolas und später an die norwegischen und russischen Vorbilder vereinigen läßt, bleibt mir unverständlich. Als gerechte Strafe dieser Ausländerei betrachte ich, daß unsere Jüngeren in so ziemlich allem, was sie schaffen, eine dürre Geistigkeit ohne Leidenschaft, ja ohne Wärme heranzüchten, und weder bei dem eigenen Volke noch bei den Fremden, die sie nachahmen, irgend welchen Eindruck machen.

Unsere Jüngeren vertrösten sich natürlich auf die Anerkennung eines kommenden Geschlechtes, aber gerade darin täuschen sie sich am schlimmsten; zu spät werden sie zu der Einsicht kommen, daß sie mit dem natürlichen Boden ihres nationalen Wesens, aus dem sich jeder Mensch, vor allem aber der Dichter und Künstler immer neue Kraft holen muß, auch die einzige Nährmutter ihrer Wirkung von sich gestoßen haben. Das Verdienst, das sie wirklich haben, das sie aber mit allen vorgeschrittenen Geistern ihres Volkes teilen, besteht darin, die Abkehr von den hellenistischen Einflüssen, die von Goethe und Schiller in ihrer zweiten Periode wieder in unsere Literatur zurückgeführt wurden und sich durch ihre Epigonen auf allen Gebieten der Kunst bis in die neueste Zeit erhielten, gründlich vollzogen und so die Kunst mit dem frischen

sichtslos zu kämpfen schienen, nun doch hier und da schon praktisch durchgedrungen sind. So z. B. bei der Verkaufs-Regelung des Bodens in unsrer ostasiatischen Pachtkolonie und bei der immer weiter um sich greifenden Besteuerung des brachliegenden Baugrundes nach dem gemeinen, nicht nach dem Kaufwert. Wie es scheint, wird auch im Hypothekenrecht über kurz oder lang der sieghafte Einfluß dieser Bestrebungen fühlbar werden.

Blute größeren Wirklichkeitsſcheines erfüllt zu haben. In der Kraft eindringender Charakteriſtik und dem größeren Scheine der Naturwahrheit, zeigen die Werke der jüngeren Dichter, Maler und Bildhauer wirklich durchweg einen Fortſchritt gegen die letztvergangene Zeit, aber ſchon legt ſich auf die friſch ſprießende Kraft eine neue Schultyrannei, welche dem Schaffen der mittleren Talente jede Unbefangenheit zu nehmen droht. Nichts fürchten dieſe Leutchen mehr, als wenn ihnen jemand an ihrem Neueſten nachweiſen könnte, daß darin Spuren eines ideellen Stiles ſeien, der vielleicht gar an Schiller gemahne, daß der Dialog in ihrem Drama ſich hier und da von dem vollen Wirklichkeitsſcheine entferne, weil er nicht geſtammelt und geſtottert, ſondern in zuſammenhängenden Sätzen gebildet ſei. Ein Monolog nun gar — der gilt ihnen als der Gipfel der Unmöglichkeit! In der Tat: die Merker können zur Zeit der Meiſterſinger nicht lächerlicher und pedantiſcher für die heilige Tabulatur geeifert haben, als die heutigen Beckmeſſer für die Schablone des echten und gerechten Naturalismus oder Realismus. Und dabei geraten dieſe Herren, die ſich ſo gern als rettende Genies fühlen gegen die „konventionelle“ Kunſt früherer Zeiten, ahnungslos in das ſeichte Fahrwaſſer der trivialſten Alltäglichkeit und Geiſtesöde, ſpotten ihrer ſelbſt und wiſſen nicht wie. Und wo es ſich bei ihnen nicht um die ſogenannte Armeleutepoeſie handelt, die bei den unteren Klaſſen natürlich ebenſo wenig Eindruck macht, wie bei den „Bourgeois“, da wühlen ſie im Schmutze geſchlechtlicher Probleme, und wenn das Publikum ſich daran entſetzt, dann halten ſie das für die ſicherſte Gewähr der Unſterblichkeit.

Wo liegt nun in dieſem Labyrinth der Narretei der Ausweg? Nach meiner Anſicht zunächſt in der Selbſtbeſinnung auf die nationale Art. Es hat zu allen Zeiten zweierlei Kunſt gegeben; jede von ihnen ſetzt ein ſicheres Können voraus, aber in der Wirkung ſind ſie doch weſentlich verſchieden. Die eine wendet ſich an die ſchlichten Inſtinkte der geiſtigen Kindheit des Volkes, zu welcher ein großer Teil der Erwachſenen immer gehört und jeder, auch der Höchſtgebildete in gewiſſen Stimmungen Neigung empfindet. Das iſt die Volkskunſt im engeren Sinne. Sie unterſcheidet ſich nicht in der Form, ſondern nur im geiſtigen und Empfindungsgepräge von der höheren Kunſt, welche allein den Anſpruch erfüllen kann, Führerin zu neuen Kulturepochen und

deren Spiegelbild zu sein. Von der niederen Kunst ist es selbstverständlich, daß sie sich an die eingeborenen, von allen verstandenen Regungen der Volksseele anschließen muß. Aber auch bei den Vertretern der höheren Kunst sollte man mehr, als es heute geschieht, bemerken, daß sie mit ihren besten Leistungen tief in dem Volke wurzeln. Ihre Gebilde sind oft das einzige, was fremde Völker von unserer Volkseigenart — ich will nicht sagen — wissen, aber doch empfinden. Man bedenke, welche Ehre und Weihe unsere großen Komponisten dem deutschen Empfinden im Auslande gegeben haben, man vergesse auch nicht, daß Goethes Gretchen fremden Völkern noch heute den Grundtypus deutscher Weiblichkeit bedeutet. Es kann sein, ja wird sich in der Regel ereignen, daß ein Volk zu der Zeit, da ein Künstler höchster Kraft in ihm emporwächst, sich seinem gesteigerten Denken und Empfinden noch nicht verwandt fühlt, ihn mißachtet, tadelt, ja befehdet (worin eben das Martyrium hoher Seelen besteht); früher oder später aber wird es seinen Irrtum erkennen und sich durch den Märtyrer bereichert finden, sobald es sieht, daß er doch Fleisch von seinem Fleische, Geist von seinem Geiste ist. Eine solche Verwandtschaft zwischen höchstem Kunstschaffen und schlichtem Volksempfinden muß also vorhanden sein — das ist eigentlich selbstverständlich. Aber in Gärungszeiten, wie den unsrigen, wo die vorwärts strebenden Geister in bewußter Abkehr von dem allgemeinen Volksempfinden sich nicht genug tun können, erscheint es gar nicht überflüssig, das Selbstverständliche einmal besonders zu betonen.

Praktisch läßt sich daraus allerdings, wie ich gerne zugebe, wenig folgern. Der große Künstler bleibt Führer, er muß die neuen Wege der Zukunft finden und kann dabei nur auf den Rat seiner eigenen Seele hören. Das Volk ist und bleibt Gefolge. Erst eine spätere Zeit und das unbefangenere Ausland können beurteilen, ob der Künstler sich in seinem Schaffensdrange in kosmopolitische Einsamkeit verloren oder, so weit er auch schweifte, so hoch er auch stieg, doch den Zusammenhang mit der Seele seines Volkes nicht verloren hat.

Und aus dem Gesagten geht wohl hervor, daß ich weit davon entfernt bin, dem aufstrebenden Künstler- und Dichtergeschlechte irgend welche engherzigen Rezepte schreiben zu wollen. Sie mögen sich an keinerlei überlieferte ästhetische Vorschriften binden, sie können frei in die Weite schweifen und den Geist der neuen Zeit,

wie jeder sie versteht, in Gestalten ihrer Phantasie prägen, aber sie müssen sich auch bewußt bleiben, daß nur das Schaffen lebendige Wirkung tun kann, welches von der Seele ihres Volkes einmal als stammverwandt empfunden werden wird, und ferner, daß es keinerlei Wirkung auf ein erträumtes Allgemeinmenschliches, auf ein abstraktes Publikum von Gebildeten gibt, wenn nicht zuvor das eigene Volk des Künstlers seinen Werken den Durchgangsstempel der Echtheit aufgeprägt hat. Auch um das Gezeter der Väter und Mütter brauchen sie sich nicht zu kümmern, die fort und fort die Künstler und Dichter zum gezähmten Sittlichkeitsprediger für ihre unerzogenen Söhne und Töchter herabwürdigen möchten — gewiß nicht; aber sie mögen auch bedenken, daß nur der weite Flügelschlag einer wirklich großen Künstler- und Menschenpersönlichkeit sich über die Anstandszäune herkömmlicher Sittlichkeitsbegriffe hinwegheben darf, und daß die Alltagsmenschen in dem Künstler etwas in jeder Beziehung Größeres müssen ahnen können, wenn sie ihre Kleinlichkeiten darüber vergessen sollen. Dieser höhere Standpunkt ist dann auch immer die höhere Sittlichkeit. Er prägt sich stets aus durch das Merkmal, das wir in der Kunst Naivetät nennen, niemals durch Berechnung (Raffinement). Er allein macht völlig freie Bewegung erträglich und erlaubt.

Die Wahrheit dieser Sätze wird sich nun an der nächsten Zukunft erweisen, denn ich halte die Hoffnung fest, daß wir auch auf diesem Gebiete einer Wiedergeburt entgegengehen, die sicher erblühen wird, wenn unsere Dichter und Künstler nach der vollzogenen Befreiung vom klassischen Epigonentum mehr als bisher die Seele ihres Volkes suchen und sie in ihrer Persönlichkeit gesteigert und bereichert darstellen.

Vom deutschen Reiche zum deutschen Vaterlande.

(11. Oktober 1892.)

Fürst Bismarck hat bei der letzten großen Truppenschau über das deutsche Nationalbewußtsein mehrfach bei dem Gedanken verweilt, daß die patriotische Empfindung doch alles in allem stärker und verläßlicher sei, als der klug abwägende politische Verstand. Nun ja — in den Tagen von Kissingen und Jena hätte der politische Verstand, der ein vorsichtiger Herr ist und gern zum Schweigen rät, wenn Sprechen gefährlich wird, sicherlich den alten Kanzler im Stich gelassen. Aber das Herz gab ihm freudig den Beweis, daß er, obgleich aller äußeren Macht entkleidet, dennoch der hohe Anwalt unserer vaterländischen Ideale bleiben soll.

In diesem Sinne muß man den Ausspruch des Fürsten als ein Gelegenheitswort verstehen; allgemeine Geltung würde er selbst ihm schwerlich zuerkennen — er am wenigsten. An vaterländischer Empfindung hat es ja auch vor Bismarck im deutschen Volke nicht gefehlt. Es war die Sehnsucht aller gebildeten Deutschen, die Begeisterung der Dichter für „des Deutschen Vaterland", das nach den Worten des alten Arndt immer „größer" sein mußte. In Prosa nannte es sich „großdeutsches" Empfinden, weil es Österreich selbstverständlich einschloß und bei unseren süddeutschen Volksgenossen hundertmal lieber auf Preußen, als auf Österreich verzichtet hätte. Diese sehnsüchtige Träumerei aber erkannte Bismarck zu unserem Glücke als eine schöne Torheit, nahm sie als ein Hindernis mehr auf seinem Wege und schob sie beiseite, weil gottlob sein politischer Verstand doch weitsichtiger und seine Tatkraft doch stärker war, als das nationale Empfinden des damaligen deutschen Volkes.

Er wird auch heute noch weit davon entfernt sein, das bloße patriotische Empfinden für mehr zu schätzen, als für ein treues Instrument, mit dem ein tüchtiger Kopf etwas Rechtes fertig bringen kann. Aber Bismarcks Worte, recht betrachtet, weisen auf eine Entwicklung des Deutschgedankens hin, von der wir zwei Stationen bereits hinter uns haben und die dritte zu beginnen im Begriffe stehen. Diese Entwicklung einmal zu beleuchten und daraus eine der wichtigsten Gegenwartsaufgaben des deutschen Volkes herzuleiten, liegt ganz im Rahmen der nationalen Mahnungen, die ich schon seit Jahren für das dringlichste Thema meiner größeren Aufsätze halte. — —

Als wir zuerst vom deutschen Vaterlande schwärmten und sangen, sehnten wir uns nur nach der äußeren Form für die innerlich so reich vorhandene Fülle der Liebe zu allem, was wir in Wort und Gesinnung, in Sitten und Gebräuchen, in Dichtung und Kunst als deutsch empfanden. Diese Sehnsucht ward erfüllt, nicht so zwar, wie die edelsten Träumer unter unseren Vorfahren es gewünscht hatten, aber doch so, daß alle Einsichtigen sich zunächst damit aussöhnten. Aus dem glühenden Empfinden ward ein politischer Begriff und eine tatsächliche Macht, aus dem deutschen Vaterlande das Deutsche Reich.

In dieser neuen Fassung unseres Volkswesens leben wir nun zweiundzwanzig Jahre. Wir sind nicht träge gewesen, nach außen und innen unser Heim zu sichern und auszugestalten. Alle Tatkraft unseres Volkes, namentlich die verstandesmäßige, hat sich geregt, und mit Wohlgefühl genießen wir das Bewußtsein, daß wir mächtig geworden sind auf der Erde. Unruhige Nachbarn halten uns wach und wissen kaum, was für einen wichtigen Dienst sie damit dem deutschen Michel leisten, dem immer noch die alte Schlafsucht in den Gliedern steckt. Wir sind wohlhabend geworden, zum ersten Male seit dem dreißigjährigen Kriege: — wen will es wundern, daß sich die Freude am Genuß so oft noch ungeschickt und wenig feingeistig, wie bei einem Emporkömmling, äußert, denn vornehm im reichen Besitze zu sein ist eine Tugend der Vererbung, mithin der Zeit.

Aber wenn wir uns an den Vorzügen und Errungenschaften unseres neuen politischen Zustandes freuen, können wir doch auch die Enttäuschungen, die er uns gebracht hat, keineswegs übersehen. Die Wirklichkeit bleibt ja dem Traume und der Sehnsucht

immer etwas schuldig. Aber ganz so platt und nüchtern-genußsüchtig wie gegenwärtig braucht die Wirklichkeit des Deutschen Reiches doch wohl nicht zu bleiben. Es ließe sich doch versuchen, ob nicht mit einer kräftigen Ausräucherung der Geist des öden Materialismus zu bannen und mit etwas Zutat von Geist und Gemüt nun aus dem Deutschen Reiche wieder ein neues deutsches Vaterland zu machen wäre. Die Deutschen von ehemals hatten ein Deutsches Reich nur in ihren Träumen, aber sich selber, ihre Sitten und Gebräuche, ihr Sprechen, Denken und Empfinden, ihr Behagen und ihre Neigungen besaßen sie sicherer als wir. Wir dagegen haben zwar ein Deutsches Reich gewonnen, aber unser Deutschsein im geistigen und edlen Begriffe des Wortes beginnen wir zu verlieren. Unser echtes deutsches Behagen haben wir seit dem großen Umzuge in den Neubau noch nicht wiedergefunden. Doch eben jetzt — wenn mich mein Zeitempfinden nicht ganz im Stiche läßt — beginnt und ist schon erkennbar eine Gegenströmung, welche uns dahin treiben könnte, daß wir uns in unserem Deutschen Reiche auch deutsch-volkstümlich einrichten und den ganzen vorhandenen Organismus unseres staatlichen, gesellschaftlichen, religiösen und künstlerischen Daseins mit deutschem Blute durchdringen, das heißt ihn erst wirklich uns zu eigen machen.

Mein äußeres Merkmal für Art und Ziel dieser Strömung ist leicht zu kontrollieren; jeder mag an sich und seinen Bekannten prüfen, ob ich recht habe oder nicht. Ich behaupte, daß das Verhältnis der gebildeten Deutschen zum Judentum ein völlig anderes geworden ist, als es noch vor wenigen Jahren war. Die schlechten Rasseneigentümlichkeiten des Judentums, die unserem Volkswesen ewig fremd und unverstanden bleiben müssen, wollten wir bisher mit christlicher Geduld überwinden, und wir vergaßen, daß Christus selbst mit dem Wucher und Schacher keine Gnade übte, sondern sie einfach aus dem Tempel jagte.

Eine Bewegung, die mit wieder erwachendem Rassebewußtsein den Widerstand zuerst gegen das übermächtig gewordene Judentum richtet, bedeutet einen echten Frühling deutschen Geistes, den ich mit ungeduldigem Herzen längst ersehne. Wie sich dieser neue Geist an den Idealen des Sozialismus stärken und bewähren kann, habe ich in dem Kapitel „Wiedergeburt" angedeutet. Es wird noch dringende Veranlassung kommen, darauf des näheren einzu-

gehen.*) Heute aber möchte ich meine Betrachtungen ganz der Räumungsarbeit zuwenden, die manchem unbequem und zarten Nerven unerquicklich sein mag, auch manchen unverbesserlichen Träumer, wie ich wohl weiß, in seinen Menschheitsillusionen stört. Man muß sich aber nur einmal klar machen, daß der Schnitt am Judentum geschehen muß, wenn nicht unser ganzes Volk krank werden soll — dann wird sich kein vernünftiger Deutscher mehr gegen solche Betrachtungen und ihre Schlußfolgerungen sträuben.

Seit vor 13 oder 14 Jahren hier in Berlin das Signal zur öffentlichen Erörterung der Judenfrage gegeben wurde, sind wir in unseren Erkenntnissen und Erfahrungen doch tüchtig vorwärts gekommen. Ich erinnere mich noch sehr wohl der hoch gespannten Empfindlichkeit des Volkes Israel vor jener Zeit. Damals geriet das „Berliner Tageblatt" in Aufregung, als eine andere Berliner Zeitung in dem Berichte über eine Gerichtsverhandlung zu den Personalien des Angeklagten bemerkt hatte, daß er „Jude" sei — nicht etwa „Israelit", (welche Bezeichnung den Juden von jeher erträglicher war, weil damit, nach einem allerdings nur konventionellen Brauch, die Täuschung aufrechterhalten wird, daß es sich nur um eine Verschiedenheit des Bekenntnisses, nicht der Rasse handle), sondern schlechthin „Jude". Schmerzbewegt fragte damals jenes Blatt: „Sind wir noch im Mittelalter? Hat Lessing vergeblich gelebt? Beherzigt man so die Lehren seines Nathan?" Nun, seitdem hat man sich solche Überempfindlichkeit abgewöhnen müssen. Die Judenfrage ist heute keine Frage mehr in dem Sinne ob?, sondern nur noch in dem wie? Denn inzwischen haben alle humanitären Schlagwörter an den Tatsachen ihre Kraft verloren. Den Geist Lessings lassen wir ungestört, denn um des Glaubens willen wird in deutschen Landen wohl einmal ein protestantischer Pfarrer gemaßregelt, auch hat die evangelische Bevölkerung ihre liebe Not, den ultramontanen Appetit von sich abzuwehren, aber den Juden stört niemand in seiner Glaubensübung, er mag sich Synagogen bauen, wo und wie viel er will. Nein, über diese Verschiebung der Gesichtspunkte sind wir hinaus. Jeder Deutsche weiß heute, daß es nicht die Glaubensgenossenschaft, sondern die Rasse und ihre unsittlichen Instinkte sind, die wir zu bekämpfen haben. Bekämpfen ist freilich schon ein sehr gewagter Ausdruck. Kann einer noch sagen, er kämpfe,

*) Vgl. das Kapitel „Reines Deutschtum".

wenn er den Schild der Gesetze an den Gegner ausliefert, das Schwert seines Mutes stumpf gemacht und Leib und Seele mit tausend Fesseln der Erwerbsgier verstrickt hat? Ist nicht die Regierung, die uns schützen sollte, gleichfalls an Händen und Füßen gebunden durch die Gesetze, über die wir selbst sie zur Hüterin gemacht und durch die brutale Gleichung, daß Macht = Geld, Geld aber = Jude ist? Von einem regelrechten Kampfe kann nicht mehr die Rede sein; es fragt sich nur noch, ob wir in unserem deutschen Gewissen und unserer zahlenmäßigen Überlegenheit den Entschluß finden, ein Übel abzuschütteln, das unsere besten geistigen und sittlichen Volkskräfte zu ersticken droht. Soll die Eiche weiter gedeihen oder die Mistel? Das ist die Frage, alle weitere Erörterung wird heutzutage von jedem Deutschgesinnten als überflüssig empfunden.

Das Verdienst, die Erkenntnis bis dahin gefördert zu haben, fällt zum großen Teile der organisierten Partei der Antisemiten zu; es wäre ungerecht und undankbar, es ihr zu schmälern. Aber ersichtlich ist auch, daß diese Partei wegen der Persönlichkeiten vieler ihrer Führer und Hauptagitatoren und wegen ihres stark demagogischen Charakters nicht den Rahmen bilden kann, um die allgemeine nationale Bewegung, die sich jetzt vorbereitet, zu einem unverfälschten Ausdruck zu bringen. Sie hat eine verhängnisvolle Neigung, das Deutschtum rückwärts in einem früheren, zum Teil überwundenen Kulturzustande zu suchen und darauf festzubannen. Aus demselben Grunde hat sie auch ihre Bestrebungen gelegentlich, wenngleich ohne rechte Beharrlichkeit, zu fest an das Christentum in seiner orthodoxen Form angeknüpft und gibt so dem von den Juden gern festgehaltenen Verdachte Nahrung, es handle sich schließlich doch nur um einen Streit der Bekenntnisse. Die schlimmsten Fehler aber hat diese Partei gemacht, indem sie sich von Anfang an bei allen Vornehmdenkenden in den Geruch der demagogischen Hetze brachte, weil sie den edlen deutsch-sittlichen Kern der Judenfeindschaft zu wenig, das Geld aber und den Neid um des Geldes willen zu stark betonte. Aus ihrem Programm läßt sich freilich dieser Vorwurf nicht erweisen, wohl aber haftet er nach den Taten ihrer Agitation in der allgemeinen Empfindung. Das neueste Beispiel, wie plump demagogisch diese Agitation die niedrigsten Instinkte des deutschen Volkes wachruft, bildet der viel besprochene Prozeß Busch-

hoff. Wie nur war es möglich, den heiligen Krieg, den wir im Namen deutschen Volkstums gegen die Verderbnis des Judentums zu führen haben, bis zu der bekannten Aufregung um einen solchen Prozeß zu erniedrigen! Wenn es jemals vorgekommen ist, oder heute noch vorkommt (was ich bezweifle), daß Juden zu ritualem Zwecke Mord an Christenkindern begehen — was hätte eine solche Bagatelle mit unsern unermeßlich größeren Beschwerden gegen den Geist des ausbeutenden Judentums zu tun! „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht mögen töten; fürchtet euch aber vor denen, die Leib und Seele verderben in die Hölle." Dieses Wort scheint niemandem eingefallen zu sein in der niedrigen und über alles Maß abgeschmackten Erregung jenes Prozesses, und doch sagt es besser, als irgend ein anderes, um was es sich bei unserm Kampfe handelt.*)

Was uns not tut, ist eine große Vereinigung der ehrlich und mutig Deutschgesinnten, welche sich weder auf eine konservative, noch liberale, noch irgendwelche politische oder

*) Es sind seit der ersten Veröffentlichung dieser Worte 12 Jahre ins Land gegangen, aber weder die äußere noch die geistige Entwicklung der parteimäßig organisierten Antisemiten gestatten, das obige Urteil zu mildern. Nach dem Prozeß Buschhoff haben wir seitdem den Prozeß über den ermordeten Konitzer Gymnasiasten Winter erlebt, und so gewiß der schauerliche Tatbestand dieses Mordes geeignet war, selbst bei Gebildeten die Phantasie quälend zu beschäftigen und die bange Frage wachzurufen, ob nicht doch in diesem besonderen Falle an einen Ritualmord geglaubt werden müsse, so gewiß hätte man an der antisemitischen Partei und ihren Führern eine wachsende Überlegenheit in der politischen Behandlung des Falles zu spüren wünschen müssen. Nichts davon war zu merken! Mit der blinden und wilden Inbrunst, die von höheren, geistigen Aufgaben des Kampfes gegen das Judentum nichts zu wissen und zu erwarten scheint, stürzten sie sich auf den eklatanten Fall. Auch solche antisemitische Abgeordnete, die sich sonst durch ihre parlamentarische Tätigkeit das Verdienst gesichert hatten, daß sie zu rechter Zeit dem gespannten nationalen Empfinden einen kräftigen, gemeinverständlichen und humorgewürzten Ausdruck zu gewähren verstehen, sanken nun wieder einmal, ganz erfüllt von der Sorge um ihren agitatorischen Beruf, in die platteste Demagogie zurück. Die stiermäßige Tapferkeit, die sie dabei bewiesen, haben manche mit dem Martyrium empfindlicher Gefängnisstrafen gebüßt, aber sie selber werden nach dem dauernden Ergebnis dieses vergeblichen Kampfes nicht behaupten, daß sie auch nur die Zahl oder Macht ihrer Partei vermehrt, geschweige denn im deutschen Volke das Vertrauen gestärkt hätten, eine größere antisemitische Partei im deutschen

kirchliche Schablone eingattern läßt, dafür aber alles bewilligt, was das Deutschtum nach innen und außen festigt, alles verneint, was es zersplittert und schwächt. Eine Nationalpartei*) also schlechthin, die ihre Waffen aus der modernen Zeit und ihren Bedürfnissen, nicht aus irgend welchem Arsenal der Vergangenheit holt und sich in allen konkreten Fragen von der Überzeugung leiten läßt, daß wir auf dieser Erde kein heiligeres Ziel haben können, als 1. uns selber mit aller Kraft auf unserem Eigenen zu behaupten, 2. dieses natürliche und notwendige Selbstinteresse dadurch zu adeln und vor dem Geiste der Menschheit zu rechtfertigen, daß wir in Erkenntnissen und Empfindungen nicht das Kleine und Niedrige, sondern allzeit das Größte und Edelste aus unserm Volkscharakter emporfördern. Ich glaube zuversichtlich, und auf dieser Überzeugung stehen alle meine Hoffnungen und Wünsche für eine deutsche Zukunfts-Kultur, daß wir viel mehr, als es bis jetzt geschehen, uns in allen einzelnen praktischen Fragen auf das deutsche Gewissen und Empfinden in jeder einzelnen Brust verlassen können, wenn wir nur erst den Mut gefunden haben werden, ihm freie Bahn zu lassen. Dann werden wir manche Form in unserem politischen Organismus zerschlagen, der wir als ausländischem Gewächs uns mühsam angepaßt haben, weil es uns an Vertrauen zum eigenen Wesen

Reichstage könnte die nationalen Aufgaben des Reiches im Innern und Äußern mit staatsmännischem Weitblick fördern. — Dieses letztere Bedenken bleibt bei mir noch wach, nachdem ich während der Drucklegung dieses Buches mit großer Freude davon Kenntnis genommen habe, daß der linke Flügel der Partei (unter dem Vorsitze Dr. Zimmermanns) in der diesjährigen Hauptversammlung (1904) zum ersten Male den Versuch gemacht hat, die allzu eng auf das Antisemitische beschränkte Denkgewöhnung der Anhänger ins Nationale zu weiten. Das Programm ist dadurch ohne Zweifel größer und freier geworden, aber für die praktische Wirksamkeit einer politischen Partei bedeuten mehr als das Programm die führenden Personen. Diese bleiben dieselben, und ob auch sie mit dem neuen Programm innerlich weiter und größer geworden sind, ob sie es noch werden können — das ist und bleibt mein Zweifel.

*) Dieser politische Ziel- und Schlußpunkt meiner Gedankengänge ist hier zum ersten Male ausgesprochen und wird im weiteren Verlaufe naturgemäß immer sichtbarer. Eine Zusammenfassung der Gründe, die dieses Ziel empfehlen, und der Versuche, die ich in späteren Jahren zu seiner Verwirklichung gemacht habe, wird der Leser in dem Kapitel „Nationale Reform unsers Parteiwesens" (Anhang) finden.

fehlte; manche auch werden wir uns neu schaffen, unbekümmert um die theoretischen Forderungen andersgearteter Völker, und wir werden uns dabei wohl fühlen, weil weder der einzelne noch sein ganzes Volk Besseres tun kann, als sich selber getreu zu sein — nach dem Spruche: „Sei getreu bis in den Tod", das heißt sei dir selber getreu, „so will ich dir die Krone des Lebens geben." Denn die Krone des Lebens ist das Vollgefühl, in dem alle Kräfte wachsend gedeihen, daß ein jeder seine Natur rein und ungehindert ausleben kann.

Weil aber ein solches Ausleben in innerlicher Harmonie einem Volke nur dann möglich ist, wenn seine Einzelnen einander gleichartig sind oder sich wenigstens als gleichartig *empfinden*, so ist die nächste Forderung für die Nationalpartei, die ich mir als Vorkämpferin solcher Ziele denke, die Ausscheidung der Elemente, die wir nach dem *allen heutigen Deutschen ohne Ausnahme innewohnenden Bewußtsein* als ungleichartig, völlig wesensverschieden empfinden. Allen Deutschen ohne Ausnahme sage ich mit vollem Bewußtsein, denn auch von den freiwilligen Schildknappen des Judentums, den Mitgliedern der deutsch-freisinnigen Partei oder von den Arbeitern, die sich von einem Singer und Genossen an der Nase führen lassen, wird keiner mir einreden, daß er nicht gegen die angeborene Art der jüdischen Rasse schon bei den Gutwilligen, geschweige denn bei den Übelwollenden eine Abneigung empfände. Aber einige von ihnen zwingen aus falsch verstandener Humanität solche Regung nieder, die meisten nehmen um politischen und finanziellen Nutzens willen die jüdische Bundesgenossenschaft, die in Wahrheit eine Despotie ist, auf sich, und weil für einen Mann, der frei sein könnte, solche Knechtschaft ein schimpfliches Gefühl ist, so reden sie anderen und, wenns gelingen will, auch ihrem eigenen Gewissen ein, daß sie aus Überzeugung Beschützer des Judentums seien. Das ist menschlich, aber nicht eben männlich.

Die Hauptbedingung für die künftige Nationalpartei, ein starkes, dem ganzen deutschen Volke verständliches Bedürfnis, wäre also erfüllt. Dennoch fehlt viel daran, daß eine solche Partei schon in naher Zukunft entstände oder in unseren Parlamenten Einfluß gewänne. Denn noch lange wird es trotz der überall aufleuchtenden Erkenntnis dauern, bis die Mehrzahl des Volkes die Lösung der Judenfrage als eine der dringlichsten unter allen

unseren politischen Aufgaben betrachten lernt, noch länger vielleicht, bis die vorhandenen Parteiformen zerschlagen sind und diese neue an ihre Stelle getreten ist. Einstweilen werden die veralteten Parteien von heute versuchen, ihr schwindendes Leben mit dem frischen Blute der neuen Geistesbewegungen weiter zu fristen. So sehen wir es an der konservativen Partei, die in ihr Programm sowohl den sozialistischen wie den judenfeindlichen Gedanken aufzusaugen versucht. Von der nationalliberalen Partei hat bis jetzt nur der sächsische Zweig einen schüchternen Versuch solcher Art gemacht und damit, wie es scheint, der Mehrzahl der übrigen Parteigenossen einige Verlegenheit bereitet. Denn die Nationalliberalen — das zeigt sich immer mehr und mehr — finden nicht den Entschluß, sich um moderner Forderungen willen von den Interessen des Kapitalismus los zu machen. Sie hoffen, daß ihr dürrer Ast doch noch einmal wieder grün werden könne, hoffen es jetzt vielleicht mehr als je, nachdem Bismarck in Jena wieder einmal das protestantische Bewußtsein gegen den Turm des Zentrums in Waffen gerufen hat.*)

Protestantisches Bewußtsein! Wenn man das Wort recht verstände, könnte es wohl den Ankergrund bieten für eine große, alle wahrhaft Deutschgesinnten umfassende Partei, denn der recht verstandene Protestantismus bedeutet die Entwicklung der Autoritätsreligion zur Persönlichkeitsreligion im Einklange mit unserem germanischen Rassencharakter, der recht verstandene Protestantismus bedeutet die fortschreitende Steigerung der Sittlichkeits-

*) Und jeder Zweifel an ihrer Kraft zum Wiederjungwerden wird vollends jetzt der Partei geschwunden sein, da ihr die Bewegung der nationalliberalen Jugend neuen Zuwachs verspricht. Aber abwarten! Diese nationalliberale Jugend könnte sich eines Tages als politischer Unterschlupf für strebsame Juden (getaufte und ungetaufte) entpuppen, die zu der absterbenden Fortschrittspartei kein Vertrauen mehr haben und die „Genossenschaft" der Sozialdemokratie für ihre gesellschaftlichen Bedürfnisse nicht brauchbar finden. Damit würde dann der nationale Teil dieses angeblich nationalliberalen Zuwachses höchst fragwürdig und die ganze Bewegung ungefähr eine Neuauflage der ehemaligen Sezession um Bamberger und Rickert, die sich bekanntlich auf dem Wege über die sogenannte „Judenschutztruppe" auch immer mehr ins „Freisinnige" entwickelt hat und heute bei Barth und national-sozialer Kompanie (Naumann und Gerlach) angekommen ist. Mögen die nationalliberalen „Alten" wohl achtgeben, welches Geistes Kinder diese „Jungen" eigentlich sind, und im übrigen des Wortes eingedenk sein: „Qui mange du juif, en meurt!"

begriffe vom Schein ins Sein, vom Äußeren ins Innerliche, vom Niedrigen ins Adlige, wozu wiederum der germanische Volkscharakter die größte natürliche Anlage hat. In diesem Sinne wäre eine auf dem protestantischen Bewußtsein stehende große Partei nichts wesentlich anderes, als die von mir gewünschte Nationalpartei, und ich glaube in der Tat, daß Fürst Bismarck eine solche Ausdeutung sich innerlich vorbehalten hat. Aber der von ihm gewählte Ausdruck ist leider mißverständlich. Die meisten Nationalliberalen werden dabei an eine neue Auflage des Kulturkampfes denken, in welchem sie ja eine Praxis hinter sich haben. Die protestantische Orthodoxie wird sich persönlich angesprochen fühlen, obgleich ein orthodoxer Lutheraner einem allein auf sich selbst begründeten Deutschtum ebenso fern steht, wie irgend ein ultramontaner Kaplan. Die Deutschgesinnten unter den Katholiken werden sich durch das Wort von vornherein ausgeschlossen fühlen, und die ultramontanen Katholiken nehmen es, wie wir in Mainz gesehen haben, einfach als die neue Losung zum Kampfe, dem sie mit Begierde und Zuversicht entgegen marschieren. So wird das Wort, anstatt zu einigen, nach allen Seiten neue Mißverständnisse aussäen, und wenn sich wiederum das größte Hemmnis unserer Volksentwicklung, der Streit zwischen Protestanten und Katholiken verschärft, wird der schlimme Feind des Deutschtums, der Jude seine helle Freude daran haben, und das bittere Scherzwort von Meyerbeers „Hugenotten" wird sich abermals bewahrheiten: Katholiken und Protestanten prügeln sich, und der Jude macht die Musik dazu. Darum bin ich mir völlig bewußt, daß ich die wahren Interessen unseres Volkes nicht verrate, wenn ich als meine Überzeugung bekenne: es ist übel getan, aus dem Konfessionshader ein neues Streitwort zu machen. Überlassen wir alles Kirchentum, das katholische, aber auch das protestantische ruhig der inneren Auflösung, welche die fortschreitende Erkenntnis schon gewirkt hat und unaufhaltsam weiter wirken wird. Hüten wir uns, den teuren Kaufpreis einer Lutherschen Reformation im äußeren, politischen Sinne zum zweiten Male zu bezahlen. Legen wir den Kampfplatz für alle künftige Glaubensreformation in jedes Einzelnen Kopf und Herz, und sorgen wir nur, daß die Deutschen sich in sich selbst, das heißt ungestört von asiatischer Verderbnis entwickeln können, dann werden sie im Lichte der Wissenschaft und auf dem festen

Grunde ihrer angeborenen Sittlichkeit, von denen kein Papst sie mehr abschneiden kann, die Reformation in aller Stille vollenden.

Nun klingt es freilich fast wie eine Schelmerei, wenn einer den kirchlichen Frieden empfiehlt in dem Augenblicke, da die Zentrumspartei sichs immer bar mit kirchlichen Zugeständnissen bezahlen läßt, wenn sie weiter nichts als ihre verd.... staatsbürgerliche Pflicht und Schuldigkeit tut. Sie hat sich auf den für uns anderen Deutschen sehr unbequemen Zustand eingerichtet, niemals und grundsätzlich nicht satt zu werden, und mit solchen Nachbarn ist freilich schwer Frieden halten. Aber dennoch ließe sich nach meiner Überzeugung in diesen Dingen manches bessern und zuletzt sogar ein Abschluß erreichen, der dem Deutschtum zugute käme. Viel wäre schon gewonnen, wenn man sich gewöhnen könnte, in beiden Lagern nicht so sehr auf die kirchlichen Wächter zu hören, welche sich gegenseitig unter Anrufung ihres Gottes reizen und in allen Fragen zuvörderst untersuchen, ob nicht für Rom oder für das Himmelreich oder wie sie es nur nennen ein Schnitt zu machen sei. Führe man diesen unruhigen Gesellen mit einiger Gelassenheit über die Nase und entschlösse jeder Gebildete sich ein für allemal, seine inneren Angelegenheiten mit Gott und Christus selber zu verwalten, so könnte man den Appetite der geistlichen Herren manches zubilligen. Nur müßte Zug um Zug gegeben und genommen werden: für das Recht der freien Eroberung im Schulwesen zum Beispiel die Abschaffung aller Strafbestimmungen, welche bisher die freie Kritik an kirchlichen und Glaubensbedingungen beschränken. Vielleicht verzichten bei dieser Gegenforderung Ultramontane und Orthodoxe auf ihre Wünsche, denn in Deutschland ist von jeher die Kritik allen kirchlichen Autoritäten sehr gefährlich gewesen. Sollten sie aber um solchen Preis die Gabe nehmen, so wüßte ich nicht, warum man freier Forschung und Wissenschaft nicht die Kraft zutrauen sollte einer kirchlichen Verdummung die Wage zu halten, zumal heute wo die Sozialdemokratie ohnehin mit einem Schnitte die großen Volksmassen von allem Kirchentum getrennt hat. Kurz: wenn ich schon nicht weiß, ob ich unter dem Gesichtspunkte der grausamen Ungerechtigkeit des Bauernkrieges und der nationalen Verwüstung des dreißigjährigen die Reformation Luthers mehr für einen Stolz des deutschen Namens oder für ein furchtbares Unglück halten soll, so ist mir doch völlig klar, daß jetzt kein Glaubens

oder Kirchenstreit unter irgendwelchem Vorwande unser Volk aufs neue entzweien und uns in der unendlich wichtigeren Aufgabe unserer nationalen Kulturgestaltung hemmen sollte.*)

Das wichtigste ist: nun, nachdem wir politisch einig sind, mit dem Genius unseres Volkes möglichst allein zu sein und zu bleiben, das asiatische Judentum also auszuscheiden oder sonst in sicherer Form unschädlich zu machen. Ich fasse hier mit dem Ausdruck Judentum diejenigen der Rasse anhaftenden Eigenschaften zusammen, welche von uns als Gegensatz und Hemmnis unserer sittlichen Rasseneigenschaften empfunden werden. Natürlich weiß ich so gut wie irgend jemand einen ehrenhaften Juden von einem verwerflichen zu unterscheiden; desgleichen empfinde ich es in der Seele aller ehrlich gutwilligen Juden als eine starke Prüfung, daß die Erregung des Deutschtums sich nun auch gegen diejenigen richten muß, die wissend nicht gesündigt haben und sich an den Maßlosigkeiten ihrer Rassegenossen unschuldig fühlen dürfen. Ist aber erst einmal die deutsche Geduld erschöpft und wird die Frage aufgeworfen, so wäre es eine Verschleierung der Wahrheit, wenn man nicht Rasse gegen Rasse ausspielte, sondern den Wahn aufrecht erhielte, daß doch hier und da ein Jude durch eifriges Bemühen zum Deutschen geworden sei oder werden könne. Der in

*) Leider ist dieser Weg bewußter und entschlossener Gelassenheit durch böse Neuerungen unsrer kirchenpolitischen Verhältnisse arg durchkreuzt worden. Mindestens taktisch kann also die hier angegebene Methode einstweilen nicht befolgt werden. Bis zur Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes zu Anfang des Jahres 1904 durften wir uns selbst und jeden andern wegen der ultramontanen Gefahr beunruhigten Evangelischen auf den Trost verweisen, daß das Bollwerk des Jesuitengesetzes noch unverletzt dastehe. An sich ein nach ziemlich willkürlicher Logik stehen gebliebener Rest der ehemaligen Kulturkampf-Gesetzgebung und tatsächlich nicht einmal ein ausreichendes Hindernis gegen persönlichen jesuitischen Einfluß im Deutschen Reiche, war dieses Gesetz doch moralisch von entscheidender Bedeutung. Denn so lange es unversehrt in Geltung blieb, war es, je mehr umstritten und berannt, desto offenbarer und feierlicher ein Zeugnis von dem festen Willen der Reichsregierung und des Bundesrates, den erreichten Friedenszustand zwischen den beiden christlichen Bekenntnissen wenigstens vor dem sozusagen berufsmäßigen Störer zu schützen. Durch den bloßen Fortbestand dieses Gesetzes bekundeten Kaiser und Bundesrat, daß sie trotz aller gesetzgeberischen Schwierigkeiten in einem von Zentrum und Sozialdemokratie beherrschten Reichsparlament noch den Willen und die Kraft zur Macht fühlten. So war das Jesuitengesetz das Banner für ein wohl begründetes Vertrauen. Kein Wunder also, daß mit dem Banner nun auch das Ver-

allen Dingen so kühl und klar urteilende Graf Moltke hat auch in dieser Beziehung die Wahrheit erkannt und ruhig ausgesprochen. Das Judentum — so ungefähr lautet eine darauf bezügliche Stelle, die mir im Wortlaute nicht zur Hand ist — fühle sich bei seinem Wirken in den anderen Völkern durchaus solidarisch; also müsse es auch bei etwaigem Widerstande dieser Völker gegen das Judentum als solidarisch betrachtet werden.

Es wird einzelne beglückte Gegenden in Deutschland geben, wo man noch heute von einer Judenfrage praktisch nichts weiß und demnach in ungestörtem Genusse altgewohnter Menschlichkeitsideale auch von Maßregeln gegen die Juden nichts wissen mag. Aber die Bewohner solcher Gegenden machen es sich denn doch gar zu leicht mit ihrer Duldung; als Tugend wird man sie ihnen jedenfalls nicht anrechnen dürfen, da sie keine Gelegenheit haben, sie zu erproben. Sie mögen in eine Hochburg des deutschen Judentums gehen, zum Beispiel nach Berlin, und sie werden nach einer Wanderung durch die Reichshauptstadt besser als aus hundert Broschüren die tatsächliche Bedeutung der Judenfrage in Deutschland erkennen. Wenn sie aus dem Augenschein etwa im Zentrum der Stadt ermessen haben werden, was es für den deutschen Kaufmann bedeutet, sich neben der gewissenlosen Schleuderpraxis seines jüdischen Nachbarn als ehrlicher Mann zu behaupten; wenn sie sich einen ungefähren Überblick schaffen über das Judentum an der Börse, wie es um unsere gesamte Industrie

---

trauen herabgesunken ist, und daß mit der Leidenschaftlichkeit, deren das deutsche Volk in den Fragen der Kultur und des religiösen Gewissens immer fähig war, eine tiefe Besorgnis die Herzen aller evangelischen Deutschen beschäftigt. Die über 290 000 Unterschriften, welche ich nach kurzer Zeit für eine der „Deutschen Zeitung" im Frühjahr 1903 beigelegte Eingabe an den Bundesrat abliefern konnte, als es sich um den Versuch handelte, die nach der Reichstags-Erklärung des Grafen von Bülow *drohende* Gefahr der teilweisen Aufhebung des Jesuitengesetzes abzuwenden, gab zum ersten Male Zeugnis von dieser Erregung. Das Gleiche haben dann *nach* geschehener Tat die stürmischen Versammlungen des Evangelischen Bundes und die nun wohl schon auf weit über 50 000 gestiegenen neuen Beitritts-Erklärungen zu diesem Bunde bewiesen. Für den Gedanken irgendwelcher Vorbereitung einer nationalen Partei bedeuten diese Tatsachen, daß sie kaum von der Kraft des lebendigen Bedürfnisses und volkstümlicher Empfindung emporgetragen werden könnte, wenn sie nicht von allem Anfang an auch den Kampf gegen Rom und Zentrum ausdrücklich auf ihr Progamm schriebe. Vgl. das Kapitel „Die nationale Reform unsers Parteiwesens" (Anhang).

und unsere Landwirtschaft seine Schlingen legt und seine Herrschaft vorschiebt bis in jene höchsten Kreise, welche den Machtwillen des Deutschen Reiches vertreten; wenn sie den Polypenknäuel des jüdischen Agentur- und Vermittelungsgeschäftes überblicken und sich klar machen, daß in der Umarmung dieser massenhaften Fangarme jede aufrechte Tugend gebrochen oder gebeugt werden muß; wenn sie sehen, daß von 22 größeren Berliner Tageszeitungen nur höchstens fünf das Judentum offen als Feind bekämpfen, die anderen aber alle aus freiwilliger oder unfreiwilliger Überzeugung dem Judentum dienen oder durch Schweigen gefällig sind; wenn sie die Theater besuchen und zu ihrem Schrecken erkennen, daß unter dem harmlosen Namen „Deutsches Theater" oder „Berliner Theater" überall in den Erstaufführungen der Orient und zwar meist der völlig ungemischte Orient darüber zu Gerichte sitzt, was dem deutschen Volke fortan als brauchbares Theaterstück gelten soll, was nicht; wenn sie sich weiter überlegen, daß außer dem Schauspielhause alle Bühnen, von der wohltemperierten philiströsen Häuslichkeit des Deutschen Theaters bis zur plüschgepolsterten Fäulnis des Ronachertheaters hinunter unter jüdischer Leitung stehen, daß mithin bei dieser Siebvorrichtung keine Zensur mehr nötig hat, aus der dramatischen Literatur die für das Judentum unangenehmen Wahrheiten fern zu halten; — wenn sie alles das sehen und es wird ihnen nicht herzensangst um die Zukunft unseres Volkes, dann haben sie entweder ein staunenswertes Maß von Duldung oder — ein erstaunlich kaltes Herz für das Deutschtum. Das eine wäre mir so unverständlich wie das andere; ich will mit beiden Fehlern nicht rechnen, sondern alle Deutschgesinnten bitten, sich die Gefahr, welche diese ungeheure Macht des Judentums unserem geistigen und sittlichen Wesen droht, gleichermaßen dringlich und nahe ans Herz zu legen. Denn das hodie mihi cras tibi gilt hier mehr, als irgendwo sonst. Im Königreich Sachsen hatte man's auch bis vor kurzem noch gar nicht eilig mit solchen Sorgen. Seitdem aber auch dort die große jüdische Hochflut hereingebrochen ist, hat nach einem volkspsychologischen Gesetze, das sich für alle öffentlichen Erregungszustände in Sachsen bekundet, auch die antisemitische Bewegung dort ihre schärfsten Formen und die allgemeinste Beteiligung gefunden.

Was also kann geschehen? Es gibt Juden, welche selbst be-

greifen, daß ihre Rasse den Deutschen nun bereits lästig werden muß. Von einem Einsichtigen dieser Art wurde mir das Wort erzählt: Wenn ich nicht Jude wäre, würde ich ganz sicher Antisemit sein. Ein anderer hat sich dahin geäußert, daß man für eine Einschmelzung der Juden bis auf 1 v. H. der deutschen Bevölkerung entschieden eintreten müsse, wobei er sich dann wohl schon zutrauen mag, dafür zu sorgen, daß er selber jedenfalls nicht weggeschmolzen wird. An Einsicht fehlt es also nicht, und sie findet sich meist in Verbindung mit einer Selbstironie, die der jüdischen Rasse bei ihrem organischen Mangel an sittlichem Ernst sehr nahe liegt, dem gesund fühlenden Deutschen aber dennoch immer etwas wie Grauen einflößt. Wir werden uns, sobald der Kampf völlig ernst geworden sein wird, vor der Sippschaft der antisemitischen Juden ganz besonders in acht zu nehmen haben.

Ich will nicht sagen, daß ich den jüdischen Schriftsteller Caro zu dieser Spezies, wie sie mir vorschwebt, gerechnet haben will; aber doppelt auf meiner Hut werde ich immer sein, wenn ein Jude etwas zur Judenfrage äußert, und so habe ich die Ausführungen und Ratschläge, welche dieser Herr in einer der letzten Nummern der „Grenzboten" gab, mit dem Entschluß aus der Hand gelegt, vor den Wegen des Herrn Caro dringend zu warnen. Er schließt so: Da die Deutschen uns Juden doch nicht mehr loswerden können, so bleibt nichts anderes übrig, als die Maschen im Fangnetze der allgemeinen bürgerlichen Gesetze wieder einmal etwas mehr zuzuziehen und womöglich so eng zu machen, daß auch die geriebensten Juden nicht mehr durchschlüpfen können. Wie man sieht, ist das dieselbe Richtung, in der schon bisher unsere löbliche Staatsmaschinerie Gesetze in Hülle und Fülle fabriziert hat, nachdem einmal fern vom deutschen Gewissen der Verstand unserer Machthaber, Juristen und Parlamentarier auf den großen Walzengang des allgemeinen gleichen Rechtes für alle eingestellt war. Und was ist bisher der Erfolg dieser Massenfabrikation gewesen? Es gibt (außer den Juristen natürlich) kaum einen Deutschen, der auch nur annähernd die gültigen Gesetze seines Landes und des Reiches kennt; jeder kommt darüber aber leicht hinweg mit dem Troste, daß er ja sein Gewissen in der Brust habe, und daß ihm nichts geschehen könne, wenn er nur sein Gewissen respektiere

und einigermaßen aufmerksam rechts und links sehe. Es ist klar, daß er bei dieser altväterischen Zuversicht bei erster Gelegenheit knietief in die Gerichtstinte geraten kann, und solche Fälle kommen täglich vor. Dann stehen die armen Tröpfe da und haben in berstender Wut das Gefühl, als hätten sie in ein ihnen aus reiner Niedertracht gelegtes Fangeisen getreten. Schreiberseelen und Advokaten fühlen sich groß bei dem Anblick und lachen sie aus. Wer es aber gut meint mit unserem Volke, der möchte eher darüber weinen, daß es so viele Gesetze heute gibt, von denen kein ehrliches Gewissen etwas ahnen kann. Andererseits möchte ich behaupten, daß es kaum einen Juden gibt, der nicht die Gesetze seines Interessengebietes ganz genau kennte, und nicht nur den buchstäblichen Inhalt der Gesetze, sondern auch — was ihn immer noch mehr interessieren wird — die Schlupflöcher in ihrem Gewebe. Das ist der Unterschied zwischen deutsch und jüdisch, und nun liegt die Frage so: eine edle Rasse von angeborener Sittlichkeit, die trotz jahrhundertelanger Herrschaft römischer Juristen noch heute den Glauben festhält, ihr Gewissen sei ungeschriebenes Gesetz und kein geschriebenes dürfe mit dem unmittelbaren Gefühle von Recht und Unrecht in Konflikt kommen; daneben eine andere Rasse, die grundsätzlich alles für erlaubt hält, was nicht verboten ist, und immer auch, so lange ihr Besitztrieb ungesättigt ist, praktisch nach diesem Grundsatz verfährt: — kann man es vor dem sittlichen Gewissen der Menschheit verantworten, diese beiden so verschiedenen Rassen auf den gleichen Rechtsboden zu stellen? Wird der Jude auf diese Weise Gewissen erwerben, oder ist es nicht sicherer, daß der Deutsche allmählich vom jüdischen Geiste lernt, sein Gewissen pensioniert und sich auf die aalglatten Kniffe „einfuchst" (wie der bezeichnende Ausdruck lautet), mit welchen man die Schlupflöcher der Gesetze aufspürt und erfolgreich benutzt? Wer in die Lebensanschauung unserer halb- und viertelsgebildeten deutschen Geschäftsleute hineinlauscht, der wird bald darüber volle Klarheit haben, daß der Ausgleich der Rassen, der auf dem sogenannten „gemeinsamen Rechtsboden" stattfindet, ein Ausgleich auf Kosten des deutschen Gewissens ist. Eine alte Erfahrung übrigens, daß, wenn man Pferd und Esel zusammenspannt, nicht der Esel besser, sondern nur das Pferd schlechter wird.

Hat man sich erst einmal überlegt, wie frevelhaft leichtfertig

unser Volk mit sich selber und seinen besten, feinsten Rasseeigenschaften umsprang, als es mit einem Ruck und ohne weitere Bedingung die Juden aus dem Stande der Schutzbefohlenen zur bürgerlichen Gleichberechtigung erhob, dann ist der nächste und selbstverständliche Schluß, daß es ein Verbrechen am deutschen Volke wäre, auf dieser Bahn weiter zu gehen. Mit solchen übertollen Experimenten muß man einmal aufhören. Auf seine eigene Rasse gestellt, muß das deutsche Volk in seinem Rechtsleben so gut wie in den übrigen Kulturgebieten eine nationale Reorganisation vornehmen, was in den meisten Fällen eine Zurückbildung des Vielgestaltigen und Verwirrenden ins Einfache und Schlichte unserer noch immer gottlob lebendigen Gewissensregungen und Volksinstinkte bedeuten wird. Eine Wiedergeburt steht unserem Volke da bevor, an der man sich schon in der bloßen Vorstellung zu tausend reinsten Freuden begeistern kann, und jammerschade, daß wir, die wir sie so heiß ersehnen, sie nicht nur nicht mehr erleben, sondern dem glücklicheren Geschlechte nach uns sogar in der unangenehmen Beleuchtung einer über die Maßen unnatürlichen und abgeschmackten Kulturschicht erscheinen werden! Die Juden aber an diesem Kraftgefühl teilnehmen zu lassen, das nur ein Volk von annähernd gleichartiger Blutsmischung genießen kann, wird unseren gesunderen Nachkommen gewiß nicht einfallen.

Ich bin mir bewußt, daß dies wie rosarote Zukunftsmalerei aussehen muß, aber es gibt keine andere Möglichkeit, einen Zustand klar zu zeichnen, von dem wir jetzt noch so undenkbar weit entfernt sind. Ihn für unausführbar zu halten, diese Torheit kann nur der begehen, der es dem deutschen oder irgend einem anderen von der Judennot befallenen Volke ernsthaft zutraut, es werde sich von dem Judentum einspinnen und allmählich das Blut aussaugen lassen, ohne auch nur noch einmal mit den Fäusten dreinzuhauen. Bei dem deutschen Volke rechne ich bestimmt auf ein Erwachen, denn ich sehe, wie es schon jetzt zuweilen erstaunt die Augen aufschlägt. Erwacht es aber, so wird die Zukunft, die ich schaue, Wahrheit werden, und der Weg dazu wird sich finden, wie sich ein Weg noch immer fand, wo ein Wille war. Unsere Juristen freilich werden es nicht machen, sie können über ihr Dornengehege von römischer Gesetzmacherei nicht mehr wegguckeu, wie ich mich neulich selber überzeugte. „Gibt es juristisch eine

Möglichkeit, die Juden unter ein Fremdenrecht zu bringen, wie es die Konservativen des Königreichs Sachsen nach ihrem neuesten Programm beabsichtigen?" „Nein," antwortete mir der Jurist, „zivilisierte Staaten haben kein Fremdenrecht; dergleichen gibt es immer nur in unzivilisierten Ländern." „Zivilisation" ist mir schon lange verdächtig, als Nährgelatine für den Bazillus judaicus wurde sie es noch mehr. Aber ich fragte weiter: „Gibt es denn sonst eine Möglichkeit, um einen deutschen Juden künftig so zu behandeln, wie heute etwa einen Ungarn oder Franzosen, den unsere Regierung einfach des Landes verweisen kann, wenn er sich unnütz macht?" „Nein," war da wieder die Antwort, „einen Ungarn oder Franzosen kann man abschieben, weil man weiß, wohin; aber die Juden können wir ebensowenig loswerden, wie die Zigeuner, denn sie sind beide nirgendwo zu Hause."

Sonderbar, sonderbar! Die Jurisprudenz weiß also keinen Rat für diesen dringlichen Fall, aber die Jurisprudenz ist eben eine alte Dame, die den Wert ihrer dürren Begriffe überschätzt. Wenn sie die Fenster und Türen ihres Hauses geschlossen hat, bildet sie sich ein, es könne niemand hinein. Daß die Fenster im Notfall auch eingeschlagen werden, daran denkt sie nicht. Das wäre ja Rechtsbruch! Mag sein, aber wenn ein tüchtiges Volk nur die Wahl hat, *mit* dem „Rechte" von heute stranguliert, oder *gegen* dieses „Recht" frei zu werden, so glaube ich zu wissen, daß es sich nicht strangulieren lassen und dennoch im höheren Sinne „recht" handeln wird.

Um den Weg ist mir also nicht bange; es kommt nur darauf an, daß wir das Ziel klar und fest ins Auge fassen. Möglich, daß wir noch lange zu warten haben; möglich, daß erst die bitterste Not der rechte Lehrmeister für uns werden wird. Bezeichnend für die Schwierigkeit der Frage, vielleicht auch für die Macht der persönlichen Zusammenhänge ist es ja, daß selbst Fürst Bismarck der Judenfrage bisher immer ausgewichen ist, obgleich wir von diesem obersten Anwalte unserer nationalen Rechte gerade in solch einer Existenzfrage einen Rat verlangen dürften, und obgleich das deutsche Judentum ihn schon von jeher mit einem so unauslöschlichen Hasse verfolgt, als wäre er das Haupt der judenfeindlichen Bewegung. Nun, ihr Instinkt geht nicht irre, insofern dieser große Mann uns ja das nationale Feuer

entzündet hat, dessen Flammen dereinst auch über der Moderluft des Judentums zusammenschlagen müssen. Und wunderbar wäre es, wenn sein Geist nicht schon mit den sittlichen Kräften rechnen sollte, die aus dem Unterschiedsbewußtsein gegen jüdisches Wesen im deutschen Volke jetzt überall emporwachsen. Vielleicht ist das eine Frucht des nationalen Zusammenschlusses, die sich für ihn von selbst versteht, vielleicht fühlt er sich zu alt, um selber diese wichtige Zukunftsaufgabe noch anzuschneiden. Doch wie wir uns auch sein Schweigen erklären müssen: so viel ist sicher, daß wir uns mit der kurzen Betrachtung, die er neulich dem Gegenstand widmete, nicht beruhigen können. „Wir können doch keine Bartholomäusnacht oder Sizilianische Vesper veranstalten!" Gewiß nicht, aber wir können und müssen uns des jüdischen Überflusses entledigen, wie Rußland es auch tut. Erst das Schutzverhältnis statt des Bürgerrechtes, dann die Beschränkung der Zahl für jede Stadt auf einen unveränderlichen Stand, und endlich für die Verwaltung das Recht, jüdische Mißbräuche kurzer Hand zu beschneiden. Natürlich dürfte bei alledem die Taufe nicht etwa die absolute Grenze für Jude und Nichtjude sein; vielmehr könnte man höchstens den schon in zweiter Generation Getauften hinreichend Kraft und Willen zutrauen, sich der Gleichberechtigung mit den Deutschen würdig zu erhalten.

Das alles erscheint, wenn man es blank und offen ausspricht, als Chimäre. Aber fragt jeden deutschgesinnten Mann von ernsthaftem politischen Willen, ob nicht die korrupte Mehrheit der Juden, mit der die wenigen Gerechten eben leiden müssen, Schlimmeres verdient hätte, ob er weniger für auskömmlich hält. Ist das aber unsere Überzeugung, so muß es auch mehr und mehr nach außen treten. Unsere Volksvertreter müssen in ihren Wahlkreisen, in Wahlversammlungen von diesen Fragen erfahren. Es muß ihnen klar werden, daß die Deutschgesinnten sich heutzutage aus dem zermürbten Zustande der alten Parteiprogramme und aus der völlig temperamentlosen Rechenkunst der Fraktionspolitik gar nichts machen, daß sie aber deutsches Blut in ihnen merken wollen und eine sichere Witterung für das, was unserer Rasse schadet.

Und wenn nur soviel erst erreicht wird, wenn man nur erst das Losungswort laut bekennt, an welchem deutsch und judenfreundlich sich scheiden, dann sind wir bereits auf dem Wege,

den meine Überschrift bezeichnet — von der gemütlosen Wohngelegenheit der Mietskaserne des Deutschen Reiches zum traulichen Volksheim des deutschen Vaterlandes.

Nachwort 1904. Dieser Aufsatz bedarf bei seinem im wesentlichen unveränderten Abdruck in der Neuauflage sozusagen eines Rechenschaftsberichtes als Nachwort. Der Leser wird wissen wollen, worin sich nun meine Auffassung der Judenfrage bei ihren scharfen Zielforderungen von Programm und Praxis der antisemitischen Partei dermaßen unterscheide, daß ich einen Trennungsstrich gegen diese Partei machen konnte. Er wird ferner wissen wollen, ob ich meiner Auffassung einen Erfolg zuschreibe und welchen. Zuvor gebe ich ohne weiteres zu, daß die verflossenen zwölf Jahre uns dem Endziele eines wieder einzuführenden Sonder-Gastrechtes für die Juden, einer Beschränkung ihrer Zahl für die einzelnen Orte, ja auch nur einem Abschlusse ihrer immer frischen Zuwanderung erkennbar kaum näher gebracht haben. Das ändert aber natürlich nichts an der Richtigkeit des Endzieles, und jeder, der den Charakter dieses wie aller anderen Aufsätze meines Buches richtig beurteilt, wird leicht erkennen, daß es aus Gründen der beabsichtigten Wirkung nötig war, die als richtig erkannten Ziele durchweg näher an das Auge des Lesers heranzurücken, als sie in Wirklichkeit liegen mögen. Ich wollte ja nicht vor allem Tatsachen festlegen, sondern zum Werden der Dinge helfen. Zu den von deutschgesinnten Männern und Frauen zaghaft oder halb erkannten Wahrheiten wollte ich Mut machen, stockende Entschlüsse hervorholen, Wunsch und Willen zu wärmerem Volkstum überall beflügeln. Nicht auf lückenlose Darstellung der Fragen kam es mir an, sondern in dem klaren Bewußtsein, daß der dunkle Drang Tausender von Landsleuten mit meinen eigenen Wünschen und Erkenntnissen zusammenklang, machte ich mir nach Möglichkeit ihren augenblicklichen Standpunkt, ihre gegenwärtigen Bedürfnisse und ihre Wahrscheinlichkeits-Berechnung zu eigen, um hier ihre Zuversicht zu beflügeln, dort vor einem falschen Wege zu warnen und überall das Urteil zu klären. Bei dieser Absicht darf es nichts verschlagen, die Entfernung des Zieles zu unterschätzen, wenn nur das Ziel selbst richtig oder unerläßlich erscheint.

Dies im allgemeinen vorausgeschickt, glaube ich allerdings behaupten zu dürfen, daß die Behandlung der Judenfrage, wie ich sie mit dem obigen Artikel im bewußten Gegensatz zur Praxis der antisemitischen Partei eingeleitet habe, weniger einseitig und erbittert, aber im schließlichen Erfolge doch fruchtbarer geworden ist, als die bis dahin von Christlich-Sozialen oder Partei-Antisemiten irgend welcher Richtung angewandte Methode. Der Aufsatz hatte bei den nur den gebildeten Ständen angehörigen Lesern des Blattes, in dem er zuerst erschien, eine für mich selbst überraschende starke Wirkung. Sie läßt sich schwerlich anders erklären, als daß eine Volksschicht, die ihren Abstand vom Judentum und die Notwendigkeit einer Abwehr gegen dasselbe wohl empfand, aber weder eine so scharfe, ihr widerstrebende

Empfindung wie den „Haß" und noch weniger die Methode agitatorischer Massenverhetzung daransetzen mochte, in meinen Worten das kühlere Maß des Notwendigen und zugleich Erträglichen fand. Die Partei-Antisemiten schrieben mir mit wohlabgewogenem Ausdruck das Verdienst zu, durch meinen „Salon-Antisemitismus" auch die gebildeten Schichten für ihre Wahrheiten geöffnet zu haben. Selbstverständlich hofften sie, daß die Frucht meiner Arbeit ihnen zufallen werde, und ich hätte sie ihnen gern gegönnt, wenn sie der weiteren und höheren Aufgabe gemäß endlich Partei-Selbstzucht gelernt und ihre Praxis mehr ins Geistige veredelt hätten. Aber da sie, wie schon angedeutet (s. Anmerkung zu S. 93), keine dieser Erwartungen erfüllten, so trifft sie nicht unverdient das Urteil, daß sie selber ihre gefährlichsten Widersacher geblieben sind. Nach Einigungsversuchen, die immer wieder mit neuem Zerfall und verschärfter Selbstzerfleischung endeten, haben sie das Vertrauen der Gebildeten fast überall verloren, ihre festeste Domäne in Sachsen nunmehr bis auf ein Mandat eingebüßt und werden nach menschlicher Voraussicht als eigene Partei kaum jemals Einfluß auf die Entwicklung des Reiches üben. Und dieser Zerfall ist ein doppelt scharfer Vorwurf für sie, weil er die Schlußsumme ihrer Leistungsfähigkeit in einem Zeitraum bedeutet, der im deutschen Volke selbst (einschließlich der gebildeten Schichten) ein unverkennbares Anwachsen antisemitischer Gesinnung und unter den Juden die ebenso deutlich wahrnehmbaren Kennzeichen der Unsicherheit und inneren Ratlosigkeit herangereift hat. Der Antisemitismus hat überall in unserm Volke zugenommen, nicht als Partei- oder Nur-Antisemitismus, nicht als Einzelprogramm und Selbstzweck, aber wohl in der Form, daß man sich der Unvereinbarkeit zwischen Judentum und Deutschtum mehr als früher bewußt geworden ist, daß man auch in der Gesellschaft mehr den Mut zu kühler Abwehr, in den Farbenverbindungen der Hochschulen den Entschluß zur Ablehnung und sogar in den liberalen Parteien bis zur Couleur Richter hin die Fernhaltung jüdischer Reichstagskandidaten ratsam gefunden hat. Das Gegenspiel dieser Abwehr sind im jüdischen Lager die neugegründeten Schutzvereine für jüdische Interessen, die Zionisten-Bewegung und die ersten Anläufe zur Gründung deutschnationaler Judenverbände, welche den Versuch machen möchten, die jüdische Solidarität preiszugeben, um gegen diesen Verzicht endlich das Vertrauen der Deutschen einzuhandeln. Die Anzeichen dieses neuen und erfreulichen Zustandes ließen sich häufen, und in Summa kann man ohne Übertreibung behaupten: niemals seit jenen kindlichen Zeiten, da man mit unglaublich leichtherziger Vertrauensseligkeit den Juden die bürgerliche Gleichberechtigung gewährte, ist die Gefahr des Judentums im deutschen Volke allgemeiner empfunden und die Notwendigkeit still entschlossener Abwehr schärfer begriffen worden, als zu jetziger Zeit. Am praktischen Endziel gemessen sind das, wie ich mir nicht verhehle, noch immer recht bescheidene Errungenschaften. Noch heute werden die meisten bezweifeln, ob wir jemals auf diesem Wege zum Endziel gelangen werden. Aber wir sind jedenfalls niemals seit dem Jahre 1848 in der Abwehrempfindung gegen das Judentum weiter vorangewesen, und die jetzt erreichte Stimmung ist, wenn nicht zu positiven Maßnahmen gegen die jüdische Gleichberechtigung, *so doch für den Zusammenschluß der nationalen Elemente auf der*

Grundlage der deutschen Bluts-Zusammengehörigkeit schon nahezu ausreichend. Dieser letztere Punkt ist nach meiner Meinung von entscheidendem Werte. Ein Nur-Antisemitismus konnte zu diesem Erfolge nicht führen, denn er setzt eine Überhitzung und eine Einseitigkeit des Gesichtspunktes voraus, die ein Volk von 60 Millionen in seinen Gefühlen gegen eine Million jüdischer Volksfremdlinge, auch wenn sie noch so viel Einfluß haben, dauernd nicht leisten wird. Mindestens darf man sie von dem vielleicht angetäuschten, aber jedenfalls noch vorhandenen Überlegenheitsbewußtsein und von der politischen Temperamentlosigkeit des deutschen Volkes nicht erwarten. Dagegen läßt sich die Methode der nicht persönlich adressierten, nicht hetzenden und noch weniger neidisch erscheinenden, kühlen aber entschlossenen Abwehr gegen das Judentum in der Gesellschaft, wie im Partei- und Staatsleben allmählich wohl durchsetzen. Denn diese Methode entspricht im Grunde dem persönlichen, instinktiven Bedürfnisse jedes einzelnen Deutschen. Um ihn für diese Methode völlig zu gewinnen, muß man ihn nur dégourdir (wie Bismarck sagte), ihn „entschüchtern", ihm das „chronische schlechte Gewissen" nehmen, das er sich ehemals in der Schule mit Lessings „Nathan der Weise" und ähnlicher Lektüre angelesen hatte, und ihm Mut machen zu der echteren Weisheit, daß man der Menschheit und ihren Idealen auf keine Art besser dienen kann, als indem man den natürlichen geistigen und sittlichen Wuchs seines eigenen Volkes durch keine törichte Rücksicht auf minderwertige fremde Volkselemente verkrüppeln und entarten läßt.

Ich brauche zum Schluß aber wohl kaum ausdrücklich zu sagen, daß ich die politische Erfolglosigkeit der parteiantisemitischen Methode nicht etwa um bloßen Vorrang-Streites willen mehrfach scharf betont habe. Ich erkenne vielmehr dankbar an, daß die gröbere Arbeit in der Judenfrage vielleicht nötig war, um die feinere vorzubereiten, aber ich bedaure allerdings den politischen Mißerfolg des Partei-Antisemitismus nicht, weil diejenigen, die ihm gedient haben, vielleicht nur durch diese grausame Erfahrung darüber belehrt werden konnten, daß der Antisemitismus nur ein Element und keineswegs das wichtigste einer viel weiter und höher greifenden nationalen Weltanschauung und Politik sein darf. Überspannt man seinen Wert, so rächt sich das durch eine Verengerung der Intelligenz und des Empfindens und macht beide für die größeren Aufgaben nationaler Politik untauglich. Beispiele für diese Wahrheit anzuführen, wäre für den Frieden in der Verwandtschaft gefährlich, und ich hege ehrlich den Wunsch, daß alle bisherigen Parteiantisemiten sich mehr und mehr den größeren Aufgaben des Vaterlandes öffnen und dereinst in der besonnenen Durchsäuerung einer großen nationalen Partei mit dem rechten deutschen Rassebewußtsein ihre besondere und wichtige Aufgabe erkennen möchten.

noch alte Quellen wieder fließen machen — darüber kann kein Zweifel sein.

Und nun liegt es nahe und wird uns täglich schon in Rede und Schrift vor Augen gestellt, daß sich das Christentum, der alte, durch mehr als ein Jahrtausend erbberechtigte Kulturträger unseres Volkes zuerst wieder als Helfer und Tröster darbietet. Das Deutschtum führt daneben mancher auch im Munde, ja die meisten der jetzt Hoffenden fühlen stärker die Erbauung ihres Deutschbewußtseins, als des Christentums, aber die wenigsten nur wagen den Gedanken, daß in der anscheinend für alle Zukunft untrennbaren Legierung von deutsch und christlich das *Deutschbewußtsein mit der Zeit das stärkere Metall geworden, vielleicht sogar von Anfang an gewesen sei.* Ich aber bin diesem Gedanken allmählich näher getreten, habe ihn, wie ich glaube, in ehrlicher Erfahrung erprobt und finde ihn reif, nun ausgesprochen und näher erläutert zu werden. Er bildet den Kern der Aufsätze, in welchen ich, allmählich vom Äußeren zum Inneren vordringend, meine nationalen Mahnungen niedergeschrieben habe, und so möge er denn unbefangene und warmherzige Leser finden, wie seine Vorgänger.

I.

Kann uns das Christentum zu einer nationalen Wiedergeburt führen?

Wer den keimenden Frühling deutscher Seelen mit den religiösen und sittlichen Kräften des Christentums nähren und im Wachstum fördern wollte, der müßte selbstverständlich anstreben, daß diese Kräfte *lebendiger* in uns werden, als sie bis zu diesem Augenblicke sind. Eine oberflächliche Betrachtung der gegenwärtigen Geistesregungen unter deutschen Protestanten könnte zu dem Schlusse verführen, daß eine christliche Wiedergeburt tatsächlich im Schwange, mithin alles im besten Zuge sei. Wer aber näher hinsieht, muß bemerken, wie wenig alle diese mannigfachen Regungen aus der theologischen Klausur heraus in die großen Schichten des Volkes, ja nur der gebildeten Deutschen hinüber schwingen, wie vielmehr immer wieder die ehrlichsten unter den Theologen zu der Einsicht zurückkehren: noch ist mit all dem Eifer

Reines Deutschtum.

(11. April 1893.)

Bis vor kurzem war die Traulichkeit seelischer Nachbarschaft zwischen den Einzelnen unseres Volkes so gut wie aufgehoben; namentlich in den mittleren Schichten, in denen die schlichten sittlichen Instinkte eines Volkes ihre Wohnung haben, ging jeder wie mit blödem Auge und gelähmter Zunge ohne Drang und klares Ziel seine Wege, während die oberen Stände aus aller Herren Ländern zusammenborgten, was an Regierungsgrundsätzen, politischen Maximen, Einrichtungen, Lebensanschauung, zu Erbauung, Vergnügen und Genuß jedem nach seinem Geschmack oder Ungeschmack tauglich schien. So häufte man vielerlei zusammen, aber man besaß im Grunde wenig, weil neben den vielen fremden Erwerbungen nur wenig eigenes seelisches Wachstum war. Nun aber beginnt ein Drang in uns zu treiben, in dem schon heute viele Millionen Deutsche aller Stände sich innerlich zu einem Ziele begeistern, in dessen Feuer, wie wir deutlich fühlen, unser ganzes Volk wieder zusammenschmelzen könnte.

Die positiven Kräfte der Befruchtung zu suchen — das ist jetzt die schwere und verantwortungsvolle Aufgabe, die sich zur Entscheidung herandrängt. Jeder fühlt, daß es schlichte, allen Volksgenossen verständliche und für alle Seelen gleich auferbauliche Kräfte sein müßten, denn der trennenden Geistessimpeleien haben wir genug genossen und empfinden deutlich, wie zerfahren, schwankend und ohnmächtig sie uns gemacht haben. Nicht die Phantome philosophischer Köpfe nützen uns da, ebensowenig auch die kühlen Erkenntnisse der Wissenschaft, die wohl den Verstand der Gebildeten erhellen, aber kein Herz erwärmen können und dem schlichten Sinne der großen Mehrheit ewig fern bleiben. Neue Quellen von Kulturkraft müssen wir gewinnen, oder besser

ließe sich dann von unserem Anliegen an die Kirche reden, und darum ist es doch nicht so ganz verräterische Preisgabe, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, wenn Moltke trotz seines eigenen freien Bekenntnisses die Überzeugung aussprach: über kurz oder lang werden wir doch alle wieder katholisch. Was er damit sagen wollte, ist ja klar. Gegen die Macht der protestantischen Kirche fühlte er Mißtrauen, und wer die Augen nicht gewaltsam schließt, fühlte es nicht minder. Zugleich bemerkte er, wieviel Macht und Einfluß dagegen in unsern inneren Reichsangelegenheiten die Partei der katholischen Kirche gewonnen hat, bloß weil sie den Kampf gegen die zersplitterte Mehrheit der Protestanten zu ihrem Einigungsbande gemacht. So konnte ihm wohl der Wunsch kommen, daß wieder ein Dach über allen kirchlich gläubigen Deutschen sich wölben möge. Denn sicherlich traute er den politisch geeinten Deutschen die Kraft zu, daß sie die Befreiung der Gewissen unter dem Scheinregiment einer besitzgesättigten katholischen Kirche nur desto sicherer vollbringen würden. Nur sind das freilich — man muß es zugeben — olympische Berechnungen, die selbst nicht bei allen religiösen Gesinnungsgenossen Moltkes ohne Widerspruch bleiben werden. Die deutsche Wahrhaftigkeit rebelliert gegen diese Einschläferungspolitik noch heute, wie sie es in Luther tat; auch bleibt die Furcht, ob wir wohl können würden, was wir heute uns vornehmen, wenn der Papst eines Tages seine Herrschsucht an uns sättigte und mit Pomuchelskopp sagen könnte: „Alles mien!" Und schließlich zwingt man nicht den Geist, der seit Luthers Tat drei Jahrhunderte in und auf uns wirkte, durch politisch kluge Berechnungen aus seiner Bahn. Er ist stärker, als wir, und so mögen wir wohl hoffen, an seiner Hand als folgsame Jünger eines Tages die Lichtung aus diesem Urwalde konfessioneller Verwirrung zu finden, nicht aber in Auflehnung gegen ihn.

Gewiß ist nur das eine, und darin erkenne ich den Kernpunkt auch des Moltkeschen Ausspruches: daß wir überhaupt erst das höhere und gemeinsame Christentum über seinen beiden jetzigen Hauptbekenntnisformen suchen müßten, damit es wenigstens der Entwicklung unseres Deutschbewußtseins nicht offenkundigen Schaden täte. Schaden? Aber wir wollten ja Hilfe von dem Christentum erbitten für unsre nationale Wiedergeburt! Ja, das ist eben die Ironie dieses Bittganges, daß wir gleich bei der mächtigsten Kirche des Christentums vergeblich

anklopfen und nur bedacht bleiben müssen, daß sie uns nicht schade, geschweige denn uns Hilfe bringe.

Wenden wir uns also zur protestantischen Kirche zurück, die sich mit gutem inneren Rechte die deutsche Form des Christentums nennt. Da stehen wir nun gleich mitten in einer unheilbaren Verwirrung, um nicht zu sagen in der vollen Auflösung. So weit diese Kirche noch äußere Autorität und festes Gefüge hat, entbehrt sie von einem großen Teile derer, die sich zu ihr zählen lassen, der freien Zustimmung, daß sie den echten protestantischen Geist habe. So weit sie aber die volle Gewissensfreiheit als erstes Prinzip walten läßt, ist sie zwar protestantisch, aber man darf nicht sagen, daß sie noch Kirche sei. In beiden Formen als solchen ist von der lebendigen, auferbauenden Kraft, die wir suchen, nichts zu finden. Sie selbst, diese Kirche, bedarf der Stützen; es ist ein mitleiderweckender Anblick, wie sie bald hier bald dort sich neue Stärke zu schaffen sucht und doch alles verlorene Mühe bleibt. Es ist eine Selbsttäuschung, wenn die sogenannte orthodoxe Partei die Trennung der Kirche vom Staate herbeiwünscht und davon neues, kräftigeres Gedeihen erhofft; vielleicht erhielte sie noch lange Zeit ihr Dasein, aber sie hätte nach Form und Inhalt kein Recht, sich von der katholischen Kirche fern zu halten oder sich protestantisch zu nennen. Eine Selbsttäuschung freilich ist es auch, wenn die zahlreichen Namensprotestanten ihre unheilbare Gleichgültigkeit gegen die Kirche damit entschuldigen, daß, wenn nur der Pastor mit seiner Predigt mehr ins Leben griffe oder die stärkeren dogmatischen Zumutungen geschickt vermiede, sie wieder mit neuem Eifer am kirchlichen Leben teilnehmen würden. Lebendigen Drang, wenn er einmal verloren ist, bringt eine warme Predigt oder gar ein furchtsames Vermeiden alles etwa Anstößigen nicht mehr zurück; die sogenannten guten Kanzelredner haben ihren Lohn dahin, wenn sie eine Art von Kunstgenuß bieten und unsere empfindliche Aufgeklärtheit nicht stören. Selbsttäuschung ist es endlich, wenn zum hundertsten und tausendsten Male idealgesinnte Männer wieder einen Vorstoß gegen die gleichgültigen Herzen wagen, mit einem Buche oder einer Rede hier und da ein paar leicht empfängliche Seelen entflammen und nun die Zeit für reif halten, um das „Gleiche leicht und frei und freudig" zu binden.

Nicht das bedeutendste, aber ein sehr charakteristisches Beispiel dieser Selbsttäuschung bietet Herr v. Egidy. Da es immer noch

einige Leute zu geben scheint, welche der Überzeugung leben, daß ich nach meiner Gesinnung Herrn v. Egidy lebhaft beifallen müßte, so will ich hier noch einmal deutlich erklären, daß ich weder seine „Ernsten Gedanken", noch sein „Ernstes Wollen" jemals völlig ernsthaft habe nehmen können, wenn ich auch bisher nicht bezweifle, daß ich es mit ehrlichen Gedanken und ehrlichem Wollen zu tun habe und dafür meine persönliche Hochachtung immer bereit halte. Von David Friedrich Strauß, von Renan, Feuerbach, von Uhlich, dem Begründer der freien Gemeinden, die in den sechziger Jahren viel tiefer ins Volk hineingriffen, als Egidys „Einiges Christentum" jemals greifen wird, wissen wir jetzt schon völlig klar, daß sie Schatten ohne Blut waren. Und nun soll man es mit Herrn v. Egidy oder gar mit dem Schönredner Drummond (in schlohweißen Büchern mit Golddruck) ernster nehmen, da doch auch ihr Begeisterungsrausch über die Seelen einiger Gebildeten nicht hinausgedrungen ist und selbst in diesen schon wieder ausklingt? Dann könnte man sich ja lieber gleich Hals über Kopf in Försters Gesellschaft für ethische Kultur stürzen, denn viel weniger Lebenskraft hat diese Retorten-Existenz am Ende auch nicht, als jenes papierne einige Christentum, nur daß Prof. Förster bedeutend weniger Rassegewissen hat, als Herr v. Egidy, und es daher über sich gewann, seiner jungen Schutzbefohlenen als ersten Säugling das notleidende Judentum an die Brust zu legen. Dieses heißhungrige Raubtier hat aber schon kräftigere Ammen um Kraft und Leben gebracht, als die Gesellschaft für ethische Kultur und ihre in verschiedenen Abteilungen übersichtlich dargestellte Ohnmacht vorzustellen behaupten kann.

Nein, man befürchte nicht, daß ich die guten Absichten und die echt deutsche Zuversichtsfreude in dem persönlichen Charakter des Herrn v. Egidy verkenne oder gering schätze, aber ich sehe klar, daß er einen Weg geht, auf dem er niemals ankommen wird. Er gleicht dem Manne, der ein verglimmendes Feuer findet und mit herzlichem Eifer hineinbläst, um sich und andere daran zu erwärmen. Nur bemerkt er in seinem Eifer nicht, daß es nur Schlacken und Asche sind, in die er bläst; die wiedererwachende Flamme bedürfte aber vor allem des neuen Brennstoffes, und diesen werden wir anderswo suchen müssen, als im Christentume.

Indessen da ist zuvor noch Professor Harnack zu nennen, der aus dem Apostolikum ein paar kräftige Steine des Anstoßes heraus-

gebrochen hat und darum vielen als ein bewunderungswürdiger Held gilt. Da darf auch der schwäbische Pfarrer Schrempf nicht vergessen werden, der seine Mannheit bewies, als er mit Auszeichnung in die Kirchenverbannung zog. Die haben doch beide ein gut Stück Erregung gebracht, namentlich in theologische Kreise! Aber wenn ich nun erkläre, daß die Tat des Professors Harnack für mich persönlich nichts leistet, daß das gesamte Apostolikum für mich so wie so eine tote Reihe von Worten ist, von der ich schlafend oder wachend, wirkend oder leidend keinen Trost mehr zu empfangen habe, mag nun „geboren von der Jungfrau Maria, empfangen vom heiligen Geiste" darin stehen oder nicht — erkläre ich das nur für mich oder zugleich im Geiste von einigen Millionen anderer Protestanten, die auch so denken, es aber auszusprechen unterlassen? Wenn ich sage, daß ich des Pfarrers Schrempf männliche Ehrlichkeit liebe und achte, im übrigen aber bekenne, daß er durch sein Martyrium für mich nichts verworfen oder gerettet hat, das zu verwerfen oder zu retten sich noch lohnte — denkt man, ich stände mit solcher Ansicht allein in Deutschland? Die theologische Erregung seh' ich wohl und spüre ihre papiernen Fluten auf dem Büchertische, aber was weiter? Diese Erregungen sind ja nichts Neues, sie haben seit der Reformation nicht aufgehört und manches evangelischen Pfarrers Leben mit polemischem Denk- und Schreibwerk völlig versandet, aber das Endergebnis dieses papiernen Ebbens und Flutens scheint mir unabweisbar dies zu sein, daß das Wasser des Zweifels siegreich geblieben ist und von dem festen Lande des geschichtlichen Glaubensinhaltes ein Stück nach dem andern weggebröckelt hat. Es ist eine begreifliche Selbsttäuschung, wenn Theologen und ein kleiner Kreis von gebildeten Laien diese Broschüren-Erregung für Betätigung der Religion hielten. Eine Unterhaltung war es ja in der Tat, aber keine Erbauung, und diese ist es, worauf es in religiösen Dingen allein ankommt. Man beruft sich für diese unermüdliche Bibelkritik der protestantischen Theologie auf den eingeborenen Wahrhaftigkeitsdrang von Luthers Reformationstat und hat zweifellos Recht, denn wenn die Bibel allein uns Autorität sein soll, dürfen und müssen wir sie uns genau ansehen, und jede künstliche Hemmung der wissenschaftlichen Kritik wäre unprotestantische Willkür. Aber da wir nun mit solcher Kritik auf dem rechten protestantischen Wege sind, so ist es auch sicher, daß das Kirchentum protestantischen Bekenntnisses

dereinst in den kühlen Fluten der Bibelkritik verschwinden muß, wie Helgoland in der Nordsee. Wer das leugnet und an der Einbildung festhalten möchte, die Zuversicht einer kirchlichen Gemeinschaft könne trotz fortwährender Verminderung des Glaubensinhaltes unerschüttert bleiben, der leugnet die Seele des Menschen und ihre Gesetze.*)

So wird es dem Protestanten um der Wahrheit willen schon ein schwer Stück Arbeit, sein kirchliches Bekenntnis sich lebendig zu erhalten. Wie aber sollte dieses Bekenntnis vollends ein Ankergrund bleiben können für sein sittliches Wollen und Handeln?

„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" — pflegen wir das zu tun oder auch nur ernstlich zu wollen? „Liebe deine Feinde, tu' wohl denen, die dich hassen und verfolgen?" — haben wir das jemals vermocht? Wohlverstanden unsere Feinde zu lieben, nicht etwa nur milde oder mitleidig, ein großmütiger oder gerechter Feind zu sein? Haben wir jemals auch nur wünschen können, uns zur Liebe an unserem Feinde zu vermögen? Würden wir nicht meinen, daß alles Maß der Dinge und Menschen uns aus der Hand gleiten würde, wenn wir z. B. den als böse erkannten Mitmenschen liebten, anstatt ihn durch und durch zu verneinen, also mindestens unschädlich zu machen? „Euer Reich ist nicht von dieser Welt, trachtet vor allem nach der Vollkommenheit eures

*) Nur um nicht durch Schweigen zum Mißverständnis zu reizen, will ich in einer Anmerkung ausdrücklich bezeugen, daß ich von dem Fortgang religiöser Erörterung in dem verflossenen Jahrzehnt wohl Kenntnis habe und auch weiß, daß mancher auf diese „religiöse Bewegung" große Hoffnung setzt. Solche Hoffnung freilich hege ich nicht. Ich sehe wohl, daß die Literatur, die hier in Betracht kommt, nicht nur Theologen-Literatur ist. Laien sind es, die am Materialismus Enttäuschung erlebt haben, das Bedürfnis zum Religiösen wieder stärker empfinden und nun mit dem leeren Kruge ihres Bedürfnisses von einer Quelle zur anderen, unbildlich gesprochen von Tolstoi zu Emerson, von Harnack zu Dr. Johannes Müller wandern, um schließlich zu finden, daß der rechte Trank für sie nirgend zu holen ist. Das Darbieten wie das Suchen und Erproben in dieser Bewegung sind erfreulich als ein Beweis, daß man sich hier und da — und zwar nicht nur im evangelischen, sondern auch im katholischen Kreise, wo die Versuche am Reformkatholizismus nicht aufhören — ernstlich an der schweren Aufgabe bemüht, „das höhere und gemeinsame Christentum über seinen beiden jetzigen Hauptbekenntnisformen" zu finden, aber weder die Tiefe noch weniger die Breite dieser Bewegung gestatten, irgend welche ernstere Hoffnung daran

himmlischen Vaters" — bewahre, wir haben uns im Gegenteil recht behaglich eingerichtet in dieser Welt, denn sie ist uns nicht ein Jammertal der Pilgerschaft, sondern eine Stätte des Lebens und Wirkens. Selbst die Idealsten unter uns wollen zunächst in und an dieser Welt ihre Ideale verkörpern, von den Genußsüchtigen und Schwachen zu schweigen. Die ganze Geschichte des Christentums selbst ist in diesem Sinn die aufgehäufte Chronik seiner Vernachlässigung und teilweise bewußten Fälschung. Wenn ein Chinese unsre sittlichen Gebote kennen lernt und sieht, wie sorglos wir uns damit auf Erden einrichten, dann muß er uns verlachen oder verachten, wie er es auch wirklich tut. Wir können ihm entgegnen, daß auch er an *seinen* Geboten ein Heuchler sei, aber nicht, daß wir keine Heuchler wären.

Nun ist die bekannte Ausrede auf solche Einwände: Die absoluten sittlichen Forderungen des Christentumes könne man nicht entbehren, wenn auch unsre Schwachheit leider nicht gestatte, sie zu erfüllen. Indessen unsre Wahrhaftigkeit hat eigentlich nie aufgehört, über diesen schwachen Notbehelf zu lachen oder sich zu entrüsten. Schließlich haben die meisten sich gewöhnt, das Nachdenken über diese Dinge zu vermeiden. Wenn sie es aber doch einmal in irgend einer beschaulichen Stunde tun, so wird es ihnen immer eine peinliche Empfindung geben, daß sie sich mit so ernsten und hohen Forderungen so bequem abfinden. Und dann räumt wohl mancher für seine Person mit den absoluten Forderungen des Christentums auf, denn sich selber traut man schon die Kraft zu, auch ohne die zehn Gebote ein sittlicher Mensch zu bleiben, aber nach außen lassen wir nichts davon verlauten, weil unsrer Eitelkeit die Ansicht schmeichelt, daß „die anderen" der christlichen Krücke für ihren Lebenswandel nicht entbehren könnten.

---

zu setzen. Es sind ausschließlich die Gebildeten, die Persönlichkeiten, die Einzelnen, die im Kampf um ihre Weltanschauung zu größerer Achtung vor dem Werte des Religiösen zurückgekehrt sind und nun guten Rat für ihre Seele suchen. Das Volk — in jedem tiefsten oder trivialsten Sinne des Wortes — nimmt an dieser „Bewegung" nicht den geringsten Anteil, und ich wüßte nicht zu sagen, wo man den Hebel zu Hoffnungen für die Zukunft *dieser* Bewegung ansetzen sollte, da sie schon bei ihren jetzigen Anhängern über den regelrechten Elektizismus nicht hinauskommt und kaum in jedem einzelnen ernstlich Wurzel faßt, geschweige denn die Kraft gibt, aus sich heraus zu wachsen und die Außenwelt zu erobern.

Dies ſind die tatſächlichen Zuſtände, unter denen ſich die chriſtliche Kirche von heute den Namen unſrer ſittlichen Führerin antäuſchen läßt. Und dabei denken wir uns nichts Arges. Wie aber, wenn wir unſern ſelbſtgewiſſen Lebenswandel mit dem eindringlicheren Namen einer „Nachfolge Chriſti" benennen wollten? — welcher Wahrhaftige würde ſolchen Hohn ertragen! Und doch iſt die Nachfolge Chriſti zweifellos das Ideal ſittlichen Wandels im chriſtlichen Sinne. Es hat Zeiten gegeben, da unter allgemeiner Zuſtimmung derjenige für den beſten Chriſten galt, der die Weltflucht, den freiwilligen Verzicht auf die Welt und ihre Freuden am hartnäckigſten verſuchte. Aus den ernſten Männern und Frauen, die am unerbittlichſten ihr Fleiſch ertöteten, hat die katholiſche Kirche ihre Heiligen gemacht, auf dem Grundſatze der Weltflucht ſtehen noch heute ihre Klöſter. Und wenn in unſern Tagen ein Tolſtoi im Denken, Schreiben und Beiſpiel immer ſchärfer die Überzeugung verkörpert, daß das einfachſte Leben das ſittlichſte und daher menſchenwürdigſte ſei, ſo mögen wir den Kopf dazu ſchütteln, aber ein Zweifel, daß ſolche Nachfolge Chriſti echter ſei, als unſer bequemes Leben und Lebenlaſſen, iſt nicht erlaubt. Selten genug ſind heute ſolche Beiſpiele ehrlicher Weltflucht, aber daraus folgt nicht, daß wir das echtere Chriſtentum hätten, ſondern nur, daß das Chriſtentum, da es nur noch wenig ekſtatiſche und bußfertige Bekenner hervorbringt, die beſte Kraft ſeiner Herrſchaft an uns verloren hat. Die katholiſche Kirche verſtand ſich gewiß ebenſo gut, ja beſſer, als irgend ein anderes chriſtliches Bekenntnis mit den Bedingungen irdiſchen Lebens und Wirkens abzufinden, aber indem ſie der Weltflucht nicht nur Raum gab, ſondern ſie ſogar als Zeugnis außergewöhnlicher Kraft mit dem Heiligenſchein belohnte, hat ſie der Abſicht nach den Kern chriſtlicher Lehre richtiger verſtanden, als z. B. die proteſtantiſche.

Dieſe Meinung rüttelt nun freilich an den Grundlagen der Lutherſchen Reformation, ſie wird von dem geſamten Proteſtantismus beſtritten werden. Die Werkheiligkeit mit allen ihren widerlichen Kaſteiungen und häßlichen Lügen iſt ja von dem kühnen Wittenberger Mönch aus ihrer Zwingburg ausgetrieben, damit wir in dem Vertrauen auf die göttliche Gnade die chriſtliche Liebe gewönnen und in der Erlöſung allein durch den Glauben als freie Gotteskinder unſere Menſchenwürde zurück erhielten. Darauf iſt einfach zu erwidern: gewiß hat Luther mit gutem Erfolge den

Geist der Liebe aus der Bibel beschworen und die feurige, edel männliche Tatkraft des christlichen Philosophen Paulus wohl angewandt, um das Christentum von dem dürren Aste der Weltflucht und Selbstkreuzigung auf die grüne Weide des Lebens zurückzuführen; aber im Irrtum war er, als er glaubte, die Kirche damit *christlicher* zu machen, denn nur *deutscher* ist sie durch ihn geworden. Und darum wird der Ruhm seiner Christlichkeit unter aller nur denkbaren Anfechtung zuletzt verwelken, aber der Ruhm seiner Deutschheit wird blühen, je länger desto herrlicher. Indem er zuerst, unbewußt zwar, aber mit der sicheren Kraft einer echten Rassenatur das Deutschtum losband von einer auf die Dauer unhaltbaren Gemeinschaft mit dem christlichen Himmelsbürgertum, hat er zugleich wieder jene Lebenskraft für uns entfesselt, an der wir uns zu neuem Idealismus erfrischen und verjüngen können, wenn der christliche Idealismus an uns mehr und mehr seine Kraft verlieren sollte.

Inzwischen hat sich freilich Luthers Halbheit, der Zwiespalt seiner christlichen Inbrunst und seiner deutschen Gesundnatur, an der Schöpfung dieses gewaltigen Mannes, der protestantischen Kirche bis zum heutigen Tage schwer gestraft. Insofern sie eifrig im Christentum war, nahm sie immer aufs neue den Anlauf zu Weltflucht und Kasteiung; insofern sie deutscher Rassegesundheit nicht völlig genügen kann, kränkelt sie unter unsern Augen und ist sterbenskrank. Wo sich protestantisches Christentum von einem Sonntagsschmuck des Lebens zu täglichem und stündlichem Bedürfnis entwickelt, wie ehemals bei den Puritanern und heute z. B. bei den Pietisten oder Stundisten, da schlägt sofort eine inbrünstige Sehnsucht zum Reiche Gottes und die Verachtung dieser Welt wieder durch; das „Jammertal" ist wieder das A und O religiöser Betrachtung. *)

*) In der ersten und zweiten Auflage hatte ich jene „inbrünstige Sehnsucht zum Reiche Gottes" durch folgende Anführung erläutert:

„Mit Widerwillen erfüllt es uns, wenn die Bußfertigkeit sich mit einer gewissen Wollust paart und dann jenes Zerrbild protestantisch-christlicher Zerknirschung erscheint, das uns aus dem bekannten Verse geradezu faunisch angrinst:

Ich bin ein wahres Rabenaas,
Ein rechter Sündenknüppel,
Der seine Sünden in sich fraß,
Gleichwie den Rost die Zwippel.

Großstädtische Kanzelredner freilich werden sich vor solchen Extremen zu hüten wissen, und ihrer geschmackvollen Diplomatie entspricht im allgemeinen auch die lauwarme Wirkung ihrer Worte. Aber doch auch sie haben schließlich, wenn getröstet und erquickt sein muß, keinen andern Trost zu bieten, als das Geheimnis des Kreuzes, d. h. die Kraft der selbstwilligen Entsagung in Gott. Und auch mit dieser zehnmal destillierten Weltflucht muten sie jedem urwüchsig deutschen Empfinden noch zuviel zu.

Denn die Natur des Deutschen — im Gegensatze zu allem Weltschmerz, den wir als eine törichte und weibische Winselei empfinden — ist tätige Lebensfreude. Eine kurze Erläuterung des Wortes wird nötig sein, um Mißverständnisse abzuwehren. Der Deutsche ist ernst und einer tieferen Erfassung des Lebens immer zugeneigt gewesen. Stets war es ihm selbstverständlich, sittliche Pflichten anzuerkennen und mit allen ihren Folgen auf sich zu nehmen. Zu arbeiten, zu ordnen, etwas auszurichten und am Ende des Lebens bei dem erquicklichen Bewußtsein anzukommen, daß sein Mühen auch die Kinder vorwärts gebracht habe, ist jedem Deutschen natürliches Bedürfnis. Aber da er es so mit seiner Schuldigkeit ernst nimmt, hat er auch die Zuversicht, daß sein Gott, der ihn ohne sein Zutun in diese unvollkommene Welt gerufen hat, mit ihm gerecht und billig in Anrechnung des guten Willens verfahren werde. „Gott verläßt keinen guten Deutschen" ist eine fast trivial gewordene Wendung, aber sie spricht die innerste Überzeugung unsers Volkes aus. So nehmen wir es mit Gottes Zorn gelassen, weil wir hoffen, daß er uns nicht treffen

> O Jesus, nimm mich Hund beim Ohr,
> Wirf mir den Gnadenknochen vor
> Und nimm mich Sündenlümmel
> In Deinen Gnadenhimmel.

werde. Ich weiß wohl, das ist nur Ausgeburt und Karikatur, aber sie gehört auch zur Physiognomie des Protestantismus, und jeder von uns kann aus seinen persönlichen Erinnerungen irgend ein Beispiel hervorheben, daß solche Wollust der Sündenzerknirschung in den Predigten evangelischer Geistlichen oft genug auch [illegible] betreffen läßt."

Wie ich dies schrieb, war mir unbekannt, daß die Echtheit der „Rabenpredigten" schon zu verschiedenen Zeiten Gegenstand heftigen literarischen Streites gewesen. Ich nehme an, daß ihre Anführung in diesem Buche eine abermalige Untersuchung in den nächstinteressierten Kreisen veranlaßte. Das Ergebnis war, daß im Jahre 1901 das Sekretariat der freien kirchlich-sozialen Konferenz einen Preis von 100 Mk. für denjenigen ausschrieb, der

werde, und weil wir jedenfalls nicht um Gnade winseln möchten, wenn wir dennoch schuldiger vor Gott sein sollten, als unser Gewissen uns eingibt. Hier im Leben aber, wo wir klar die Wärme und den Adel des Guten und die Gemeinheit des Unsittlichen empfinden können, nehmen wir es mit unseren Idealen in allen schweren Entscheidungen sehr leidenschaftlich, und es ist eine ganz allgemein unter uns anerkannte Ansicht, daß ein Deutscher das Recht habe, lieber mit seinem Ideal zu sterben, als ohne es zu verderben. Sein Leben betrachtet der Deutsche wenn nicht als sein Eigentum, so doch als Gottes freies Geschenk, das er wohl für sein Ideal einsetzen, aber nicht ideallos verhunzen lassen dürfe.

Alle diese edle Selbstbestimmung zum Guten, diese Gelassenheit im Leben und Sterben — kann man sie nicht tätige Lebensfreude nennen im Vergleiche zu dem chronischen schlechten Gewissen, welches der normale Zustand eines eifrigen Christen sein muß? Haben nicht unsere innersten Anschauungen, die sich in allerlei unbewußtem Urteil und Empfinden äußern, von dem schlechten Gewissen bereits zuviel angenommen und wäre es nicht eine köstliche Befreiungstat, wenn wir nun hinfort den eingeborenen Idealismus unseres Volkstums zum einzigen Richter über uns setzten?

Wirklich bekommt alles nun ein anderes Gesicht, wenn wir nur erst zu denken wagen, daß das Erbteil der Art, unser Blut, der einzige wahre und unbeschränkte Souverän unseres Lebens, nicht nur des körperlichen, sondern auch des geistigen, sittlichen und religiösen Lebens ist und daß wir durch keine äußere Offenbarung

das Gesangbuch einer evangelischen Gemeinde mit dieser Strophe einsenden könne. Das war jedenfalls ein gut gewähltes Mittel, um den Streit zum Austrag zu bringen. Im August 1902 berichtete das genannte Sekretariat, daß der Preis tatsächlich nicht habe gezahlt werden können. Über 100 Personen hätten sich gemeldet, aber keine hätte ein derartiges Gesangbuch vorweisen können. Auch alle Nachforschungen in der größten deutschen Gesangbuchbibliothek (zu Wernigerode) seien ohne Ergebnis geblieben. Auf die Frage, woher denn nun die Strophe komme, gab das Sekretariat folgende Auskunft: „Die älteste Fundstelle der Rabenaasstrophe sind die „Schlesischen Provinzialblätter" vom Jahre 1840, II, S. 361. Der radikale Literat Wilhelm Wolff (1809—1864) hat gegenüber Friedrich Engels zugestanden, daß er die Rabenaasstrophe in die „Schlesischen Provinzialblätter" eingeschmuggelt habe. So berichtet Engels auf eine Anfrage von Herrn Archivrat Dr. Jacobs, Wernigerode, im August 1894 (also ein Jahr nach der ersten Auflage meines Buches. D. Verf.) Lic. Georg Hoffmann hat in seinen Untersuchungen

zu einem anderen Ziele treiben können, als wohin dieser Souverän von Anfang an die Offenbarung unbewußt in sich trägt. Anfang und Ende, d. h. was Menschen ewig nennen dürfen, ist nun diese unsere angeborene, durch alle Entwicklungsformen beeinflußte, aber niemals völlig veränderte Rassenart, Christus dagegen nur ein Anfang und ein Ende. Alle Überschätzung vorübergehender Kulturformen lehrt diese Erkenntnis meiden, aber auch alle Gehässigkeit, weil alles, was war und sein wird, als Notwendigkeit erscheinen muß im Dienste eines allmächtigen Willens, der in den Gesetzen der ganzen für uns erkennbaren Welt und so auch in unserem Bluterbe wirkt. Nun fangen wir an, aus dieser einen Quelle alles herzuleiten und hängen nicht mehr dem Traume nach, daß das Christentum nach dem plötzlich und von außen eingreifenden Willen seine Macht an uns bekundet habe, sondern wir erkennen, daß umgekehrt wir auch an dieser Kulturform, wie vorher am arischen Götterglauben das angeborene Erbe unseres Rassen-Idealismus bezeugten.

Die fromme Zuversicht der ehemaligen Apostel und der heutigen Missionare, daß nach der Verheißung dermaleinst alle Völker im religiösen Glauben ein Hirt und eine Herde sein werden, muß nun schwinden, da wir aus der tatsächlichen Entwicklung sehen, daß wie zuerst Griechen und Römer das Christentum aufnahmen und dann auch alle anderen europäischen Arier in diesem Bekenntnis ihren religiösen und sittlichen Leitstern fanden, mit dieser Eroberung der Zug des christlichen Idealismus doch auch sein Ende fand, und daß weder die Juden selbst, unter denen er geboren

über die Mahnmalsstrophe (Liegnitz 1898 u. 1899) es sehr wahrscheinlich gemacht, daß Wilhelm Wolff auch der Verfasser des Spottverses ist."

Damit war denn diese Frage abschließend aufgeklärt, und ich zögere nun selbstverständlich nicht, die Strophe auch meinerseits als apokryph anzuerkennen. Sie kann als Beweisstück im Sinne einer authentischen Gesangbuchstrophe hinfort nicht mehr dienen. Wie ich aber dazu gekommen bin, sie aus meiner Erinnerung mit völliger Sicherheit als selbst gelesenes Stück eines Gesangbuches zu betrachten, das wurde mir aus dem Eifer klar, mit dem eine große Zahl von Lesern der „Deutschen Zeitung" auf jene Veröffentlichung des Sekretariats in bestimmtester Form die Erklärung abgaben, sie hätten die Strophe gleichfalls selber in Gesangbüchern gelesen. Die meisten bezeichneten dabei — aus dem Gedächtnis — das Porst'sche Gesangbuch als den Fundort. So konnte also auch in der Redaktion der „D. Z." nachgeprüft werden, aber die Strophe fand sich nicht. Und Archivar Dr. Jacobs ergänzte diesen Befund durch

wurde, noch ihre semitischen Brüdervölker, weder die Mongolen, noch selbst die auch-arischen Inder in der christlichen Anschauung die natürliche Verklärung ihres Volkscharakters finden mögen. Mit den paar Negern, Japanern, Indern, Juden oder Chinesen, die man nach großen Opfern gewinnt, soll man ebensowenig Aufhebens machen, wie etwa mit den Abessiniern, die ja auch Christen sind, aber von so grober Art, daß man sagen kann, das Taufwasser habe ihnen kaum die Haut genäßt, geschweige denn ihr Herz verändert.

In der unerbittlichen inneren Abkehr der Juden vom Christentume liegt gewiß eine starke Versuchung zu der Frage, ob Christus selbst und unter seinen Jüngern vor allen der feurige und tiefinnerlich idealistische Paulus wohl wirklich jüdischen Blutes und nicht vielmehr Nachkommen versprengter Arier gewesen seien, aber diese Bemühung erscheint ebenso müßig, wie die andere verrannt und töricht, aus einzelnen jüdischen Bestandteilen der christlichen Lehre das ganze Christentum zu verdächtigen. Vielmehr steht soviel fest, daß der erbliche Idealismus der Arier, besonders aber der Germanen an dem Christentum sich nicht so viele Jahrhunderte hindurch und mit soviel Inbrunst hätte bezeugen können, wenn er darin nicht das seinem eigenen Charakter angemessene Höhere gefunden hätte. Aber freilich muß ebenso fest im Gedächtnis gehalten werden, daß bei dem sogenannten Bekehrungswerk nicht Christus das Gold hergab und die arischen Völker, je nach ihren besonderen Anlagen, die verschiedene Prägung, sondern umgekehrt das Gold des Idealismus in verschiedenem Feingehalt schon ein

die Mitteilung, daß in Wernigerode sämtliche Ausgaben des Porst'schen Gesangbuches darauf durchgesucht seien — mit demselben negativen Ergebnisse. Bewiesen war also durch die Zeugnisse jener Leser nur die Gleichartigkeit der Erfahrung, daß die Phantasie das Gedächtnis in solchen Fällen arg foppen kann.

Genug! Die Rabenaasstrophe ist und bleibt unecht. Aber für die Sache, um die es sich hier handelt, war meine Beschäftigung mit dem Porst'schen Gesangbuche doch nicht ohne Ergebnis. Sie bestätigte mir, daß ich zwar mit der einzelnen Erinnerung geirrt hatte, mit der Hauptsache aber, dem Hinweise auf jene „Wollust der Bußfertigkeit und Zerknirschung" durchaus im Recht war. Einige Proben aus dem Porst'schen Gesangbuche mögen das beweisen. Da steht in Nr. 221 (Neudruck der Jonas'schen Verlagsbuchhandlung: „Du heißgebratenes Osterlamm, du meiner Seelen Bräutigam! laß mich dich recht genießen." In Nummer 220: „Ich bin ein Mensch voll Sündengrind, laß deine Hand mich heilen." In Nummer 399: „Du hast

sicheres Erbteil der Arier war und Christi Lehre nur die Prägung schaffte. Daraus folgt aber: 1. daß Taufwasser es wirklich nicht tut und daß z. B. der Übertritt eines Juden uns nicht veranlassen kann, ihn von dem Schicksale auszunehmen, das seine Rasse ihm bereitet; und 2. daß das Gold des arischen, besonders des germanischen Idealismus Wert und Kraft behalten wird, auch wenn die Züge der christlichen Prägung mit der Zeit unleserlich werden sollten.

II.

Vom Christentum zum Deutschtum.

Es wäre zwar sehr abgeschmackt, wenn einer nach den bisherigen Erörterungen behauptete, ich wollte das Christentum abschaffen oder hielte dergleichen für möglich, aber auf alle Fälle mag doch ausdrücklich bemerkt werden, daß auch nach meiner Ansicht ein eingewachsener Organismus nicht abgeschafft werden, sondern höchstens absterben, d. h. in neue Lebensformen allmählich übergehen kann. Für diese neue Lebensform halte ich die stärker als bisher ihrer selbstbewußte Volksseele, erkenntnismäßig getragen von der Naturwissenschaft, tatsächlich erprobt und immerfort nach ihrer Art weiter entwickelt an den Aufgaben der ge-

mich, o Jesu! recht reichlich erquickt und an die Trost-Brüste der Liebe gedrückt." Die bezeichnendsten Verse haben auch in G. Langenscheidts „Naturgeschichte des Berliners" (Berlin 1878) ein Stelle gefunden.

Nr. 731. (Mel. Zion klagt mit Angst und Schmerzen.)

„HErr! ich will gar gerne bleiben, wie ich bin, dein armer Hund, will auch anders nicht beschreiben mich und meines Herzens Grund; denn ich fühle, was ich sey, alles Böse wohnt mir bei; ich bin aller Schand' ergeben, unrein ist mein ganzes Leben.

Hündisch ist mein Zorn und Eifer, hündisch ist mein Neid und Haß, hündisch ist mein Zank und Geifer, hündisch ist mein Raub und Fraß; ja, wenn ich mich recht genau, als ich billig soll, beschau', halt' ich mich in vielen Sachen ärger als die Hund' es machen."

Das wird genügen, um die Entartung christlichen Empfindens zu kennzeichnen, die ich geißeln wollte. Die Rabenaasstrophe war also nicht ein Beispiel dieser Entartung, sondern selbst schon eine Verspottung derselben, und selbstverständlich hätte die Karikatur ihren abschreckenden Zweck verfehlt, wenn die verspottete Wirklichkeit nicht schon annähernd ebenso häßlich gewesen wäre.

samten Kulturmenschheit. Das Christentum, nachdem es so lange und bis in die feinsten Lebensäußerungen auf die Volksseele gewirkt hat, kann nie wieder mit allen Spuren daraus verschwinden, ebensowenig wie bisher z. B. der alte germanische Götterglaube aus dem kindlichen Schatze unseres Volksgedächtnisses, dem Aberglauben und den Märchen und Sagen ganz verschwunden ist. Aber mehr und mehr, ja heute schon deutlich erkennbar wird auch das Christentum aus dem lebendig wirkenden Bewußtsein der geistig Erwachsenen in die kindliche Dämmerung der geistig Unerwachsenen zurückgedrängt werden. Ein langer Prozeß des Absterbens steht da noch bevor, und wem unseres Volkes Gesundheit am Herzen liegt, wird gar nicht wünschen, daß dieser Prozeß sich rasch oder gar gewaltsam vollziehe.

Unser ganzes öffentliches Leben ist ja mit dem Christentum durchtränkt, und wie immer bei mählichen Umwandlungen geschieht, werden auch hier die Formen des Christentums seinen Geist noch lange überdauern. Unsere Staaten nennen sich christlich, unsere Gesetze nehmen ihre höchsten Gesichtspunkte vom Christentum, unsere öffentlichen Einrichtungen, Fest- und Ruhetage, Kranken- und Armenpflege haben sich von Christi Auftrag Namen und Ordnung gegeben, und wenn auch jeder Einsichtige weiß, wieviel hier an mehr als einer Stelle das angewandte Christentum seinem Geiste schuldig geblieben ist, so wird doch niemand wünschen, daß die wohltätige Macht der Gewohnheit mit plötzlichem und darum sicherlich nutzlosem Umsturz unterbrochen werde.

Draußen in der Fremde kann dem Deutschen, der sich innerlich losgelöst hat, die Kirche sogar wieder ans Herz wachsen, weil er fühlt, daß an dem Gotteshause seine Nationalflagge weht. Freilich gleicht er darin längst nicht dem Engländer, und leichteren Gewissens wird er auch in Zukunft den nationalen Zusammenschluß in Turn-, Sing- und geselligen Vereinigungen suchen, die seinem religiösen Eigenwillen keinen Zwang auferlegen, aber duldsamer wird er in der Fremde doch sein und sogar wieder Opfer bringen, die er daheim der Kirche vielleicht versagte.

Und soweit ist selbst in der Heimat, ausgenommen vielleicht bei den Sozialdemokraten, die alte Gewohnheit noch mächtig, daß wenige nur bei den wichtigsten Abschnitten des Lebens an irgend einer eigenwilligen Erbauung nach Wahrheit und Gewissen Genüge finden im Vergleich zu den gewohnten Erbauungsformen der Kirche,

welche ihre Kraft im allgemeinen Verſtändnis haben. Man läßt taufen, obgleich ſehr oft der Vater, zuweilen auch die Mutter keine innere Zuſtimmung und ernſthaften Entſchluß zu der heiligen Handlung in ſich fühlen; man konfirmiert, weil man keine Ausnahme vom Brauche machen möchte; die Bräute und ihre Mütter drängen auf kirchliche Trauung, da die nüchternen Formen der ſtandesamtlichen Bindung nach ihrem Gefühle nicht feſt und feierlich genug binden; man läßt endlich über die Leichen derjenigen den Segen der Kirche ſprechen, die im Leben kaum noch wußten, wie eine Kirche von innen ausſieht. So iſt es heute und ſo wird man es menſchlich begreifen, aber es iſt keine Wahrhaftigkeit in dieſem Zuſtande, und darum kann er nicht dauern. Wenn der Widerſpruch gegen die Kirche ſich in irgend einem Eifer bekundete, ſtände es beſſer für ſie, denn an offenbarem Widerſtande könnte ſie neues Leben gewinnen, wie einſt die katholiſche Kirche an Luthers Reformation; an dieſer Gleichgültigkeit aber und ganz äußerlichen Anbequemung wird das offizielle Chriſtentum langſam erſticken, wie Dünenſand ein Wrack einſargt oder der ſchweigſame Schnee einen Erfrierenden langſam begräbt.

Beſonders ſtarke Lebenskraft hat die Kirche noch und wird ſie behalten in unſerer Poeſie, denn all die Wärme und Weihe der Empfindungen, die unſer Volk Jahrhunderte lang in ſie hineingetragen, die ſtrahlt nun auch heraus, und macht jedes Einzelnen Erinnerungen reicher und wärmer. Aber wenn wir uns recht prüfen, iſt das nicht die geiſtliche Kirche, die Gemeinde der Gläubigen oder gar die Kampfſtätte des theologiſchen Streites, die ſo traulich aus lieben Kindheitsbildern in unſer heutiges Bewußtſein herüber wirkt, ſondern es iſt ganz greifbar die eine beſtimmte Kirche mit dem kalkigen Poſaunenengel über der Kanzel, der eine Pfarrer, der unter dieſem Engel ſo milde ſegnen, aber auch ſo eifrig grollen konnte. Nun ſchmilzt auf einmal alle kühle Überlegung dahin, und nur wehmütig wird mir bei dem Gedanken, daß ſpätere Geſchlechter entbehren ſollten, was mir ſo weihevoll aus meinen Jugendtagen herüber klingt. Denn nun denk' ich an das dunkle Schieferdach auf dem blendend weißen hohen Gebäude in dem lieben Dorfe, wo ich meine Schulferien ſo gern verlebte. Nun ſteh' ich wieder im Glockenturm und ſchaue durch die Luke hinaus auf die Dächer und die ſonnigen, prangenden Felder oder unter mir auf die ſtillen Hügel mit den ernſten Kreuzen, und über

meinem jungen Haupte schwingt die Glocke dröhnend ihre letzten Klänge und trägt auf ihren großen Wellen meine Seele fort, aufwärts. Oder ich treibe mich während des Sonntagsgottesdienstes vor der Stephanikirche in Goslar umher und gucke neugierig durch die Gitter in den Katakombenraum, wo damals staubige Särge standen, und ich bemühe mich, irgendwo in den düsteren Ecken des modrigen, dunklen Raumes Schädel oder Knochen zu erspähen, um das Grauen der Kreatur desto stolzer zu überwinden. Da plötzlich rauschen die Klänge des Schlußchorals drinnen von der Orgel empor, die Gemeinde fällt wie aufjauchzend ein, und mit Urgewalt reißt diese Kraft des Lebendigen Sinn und Seele an sich, daß ich andächtig stehe und lausche. Glockenklang und Orgelrauschen — welches deutsche Herz würde sich nicht ärmer fühlen, wenn diese Stimmen nicht mehr friedevoll hineintönten in die Wirren und Sorgen des Tages und die Stunden der stillen Beschaulichkeit! — Wer auch möchte sie in unseren kleinen Städten und auf den Dörfern missen — die feierlichen und oft so kerndeutschen Gestalten unserer Pfarrer, die alle höchste Weihe, aber auch alles Behagen und allen Frieden ihrer Umgebung in sich zu vereinigen und wieder auszustrahlen verstehen aus ihrem epheuumsponnenen Heim in die Unruhe dieser Welt! Die romantischen Neigungen unserer Dichter haben sich deshalb immer wieder hingezogen gefühlt zum traulichen Pfarrhause und es zum Danke geschmückt mit allen Bildern idyllischen Friedens, die gewiß nicht in jedem Falle die Wirklichkeit spiegeln, aber ebenso gewiß das Ideal bedeuten von dem, was das deutsche Volk im Leben und Wirken namentlich seiner ländlichen Pfarrer empfindet.

Soll die Poesie dieser warmen Klänge und Farben mit der kommenden Epoche des reinen Deutschtums verschwinden? Aber wer sagt denn, daß sie verschwinden müsse? Wer möchte es verantworten, aus unserem ländlichen Leben, wo der Pastor oft der einzige Träger höheren Gedankenganges und die Kirche die einzige Erbauungsstätte ist, beide einfach auszumerzen und die Bauern der Verzweiflung des geistigen Todes zu überlassen? Nicht um der Poesie willen, die rascher, als man gewöhnlich denkt, um alle noch so prosaischen Neuheiten der Kulturentwicklung ihren Epheu zu schlingen pflegt, sondern um Unheil zu vermeiden wird kein Vernünftiger daran denken, die Kirchen und die Pfarrer abzuschaffen. Auch in ferner Zukunft noch würden die Geistlichen als wissen-

schaftlich vorbereitete Pfleger und Hüter unserer Volksideale und als vornehmste Zeugen unserer Volkssitte ihren Platz behaupten. Ohne prophezeien zu wollen, könnte man sich den Übergang vom deutschen Christentum zum christlichen Deutschtum in den jetzigen Formen der kirchlichen Organisation wohl vorstellen. Es wächst ein Theologengeschlecht heran, in welchem Schaffens- und Wahrhaftigkeitsdrang gleich stark zu sein scheinen. Viele von diesen jungen Geistlichen wollen vor allen Dingen lebendig ins Herz ihres Volkes hineinwirken, für die bloße Scheinautorität ihrer Stellung haben sie keinen Geschmack. Nun, so kann man sich denken, daß eines Tages, wenn der Geist sie treibt, diese jungen Pfarrer von den deutschen Idealen als den Leitsternen unserer Sittlichkeit predigen könnten, in denen allein von jeher Gott sich für uns offenbare. Sie könnten eines Tages erkennen und bezeugen, daß diese Offenbarung ihnen sicherer erscheine, als die durch das Christentum, das zwar dem deutschen Volke lange Zeit hindurch ein großes und würdiges Haus gewesen sei, aber zuletzt doch ohne allerlei Zwang und Widernatur sich nicht habe behaupten lassen. Und so habe unser Volk eingesehen, daß es ganz sein selbst in voller Wahrhaftigkeit erst sein werde durch das Vertrauen, daß Gott seinen Willen an uns am klarsten durch unser deutsches Gewissen offenbare. Wenn so erst einer den neuen Geist bezeugte, wer weiß, ob sich nicht mehrere fänden, ja ob nicht vielleicht der ganze Neuguß viel geräuschloser in die alten Formen ginge, als man sich jetzt vorzustellen wagt!*)

*) Je älter ich werde, desto lieber beschäftigt sich meine Phantasie mit den Umrißlinien eines Zukunftsbildes, das meine Wünsche erfüllen würde. Die Kirche mit Orgel und Glocken der Mittelpunkt jeder Volksgemeinde, sobald und so oft sie sich im Gottesdienst und bei ernstem Anlaß zusammenfindet. Die Würdigsten jeder Gemeinde — ohne Ansehen des Standes, Berufes oder Geschlechtes — die erwählten Ältesten und Vertreter, deren Anwesenheit jedem Vorgange Würde und Wert eines Gemeindeaktes gibt. Von den Ältesten vorgeschlagen, von der Gemeinde erwählt, der Pfarrer als Sprecher, Seelsorger und Vollzieher bei allen Weihehandlungen. Er ist, wie heute, ein studierter Mann und steht fest auf dem Boden christlicher wie volksgeschichtlicher Wissenschaft. Gottesdienst und Gedenkfeiern an Sonn- und Festtagen für die gesamte Gemeinde und außerdem für jeden Einzelnen immer wiederholte Einprägung seiner Volks- und Gemeindezugehörigkeit durch feierlich-eindrucksvollen Anteil der Gemeinde an allen Stationen seines Lebens. Das Kind erhält seinen Namen vor den Ältesten; vor ihnen und von ihnen auch den Segen und die Mahnung beim Austritt aus der

Fragt nun nach alledem jemand, wo die zehn Gebote und die Glaubensartikel des reinen Deutſchtums ſeien, dann lautet die Antwort: Alle beſten Geſetze ſind ungeſchriebene; müßte man ſie ſchreiben, ſo wären ſie nicht mehr lebendig. In dieſem Sinne ſind auch die Geſetze des reinen Deutſchtums zwar ungeſchriebene, aber darum deſto unverbrüchlichere Geſetze in jedes Deutſchen Empfinden und Gewiſſen. Will man dennoch eine kurze und überſichtliche Formel haben, um raſch den Unterſchied gegen den bisherigen Zuſtand zu nennen, ſo mag es dies Bekenntnis ſein: Um der Wahrhaftigkeit willen finde jeder ſeine Seligkeit nach eigenem Glauben, doch müſſen wir ſittlich leben und ſtreben alleſamt nach dem Erbe der Väter.

Es läßt ſich denken, daß dieſes Bekenntnis Vielen nicht genügen wird. Es iſt zu ſchlicht, — aber die großen abſoluten Forderungen haben uns bisher nicht weiter gebracht. Es iſt zu unbeſtimmt, — aber jede Beſtimmtheit für das Allgemeine zeugt aufs neue Unwahrheit für den Einzelnen. Es verſpricht ſo wenig, — aber gerade ſo viel, wie wir halten können, und in Gewiſſensdingen ziemt es keinem Deutſchen, mehr zu verſprechen. Gut, aber müſſen nicht ſittliche Forderungen hoch über jeder möglichen Erfüllung ſtehen, damit wir nicht in Selbſtgenüge ſatt werden, ſondern immerfort wachſen können? Wir könnten mit erfüllbaren Forderungen nicht ſelbſtgenügſamer werden, als wir in dieſer Zeit mit den abſoluten leben und hätten doch eigentlich noch unſre Gewiſſensheuchelei als Extralaſt zu tragen. Aber zudem: es gibt in der Sittlichkeit auch ohne Bibel und Beichtvater keine erfüllbare Forderung; denn jede Tugend oder Tüchtigkeit, wenn du ihren Namen nennſt, trägt ſich das Bild ihres Ideals immer voran, und ein ehrliches Gewiſſen

Schule. Vor den Älteſten legen Verlobte die Hände ineinander zum Ehebund, und im Beiſein der Älteſten ſinkt unter dem Segensſpruch des Pfarrers die Leiche ins Grab. Den Wert des eindringlichen Wortes und das Verlangen des Menſchen nach der feierlichen Form leugnet nicht, wer das Leben und die Menſchenſeele kennt. Das Traurige an dem heutigen Zuſtande iſt, daß Bedürfnis und Erfüllung ſich ſo ſelten treffen und ſo oft verfehlen. Mir ſcheint, der geiſtige Inhalt und das rechte, ans Herz greifende Wort würden ſich von ſelber finden, wenn in der Art, wie ich es mir ausmale, nur erſt einmal der Einzelne in lebendigen Zuſammenhang mit dem Ganzen ſeiner Gemeinde und ſeines Volkes geſetzt würde. Feſte, volkstümliche Formen, wenig oder gar keine Lehre (Dogma) — das würde geſunder Keim für geſundes Wachstum ſein.

hat an jeder einzelnen mit viel Eifer zu streben, ehe es sich daran genug tut. Nun ja, aber werden wir ohne nähere Anleitung immer sicher erkennen, welches die unserm Vätererbe gemäße Sittlichkeit ist? Sicherlich, denn was wir Gewissen nennen, ist weiter nichts, als die ungeschriebene, aber trotzdem leserliche Gesetzestafel dessen, was unseren Vätern sittlich gut und sittlich schlecht erschien, wonach sie lebten und strebten. Nur was unsere Väter auf diese Tafel schrieben und wir entziffern lernen, hat und behält lebendige Kraft an uns; auch was sie als überzeugte Christen an sittlichen Werten durch Geschlechter forterbend sich erwarben, ist nun ein Inventarium unseres Gewissens geworden, und so wird, was wir Lebendigen von guten Kräften uns in ehrlichem Bemühen hinzu gewinnen, vielleicht, sofern es von Dauer in der Nachwelt bleibt, der Gewissenstafel als neue Forderung hinzugefügt werden.

Wer die Bibel für ein deutlicheres Zeugnis von Gottes sittlichem Willen an uns Deutschen hält, der möge diese Zuversicht wohl prüfen, ob er sie auch erweisen kann. Ich kann in aller Vergangenheit des Christentums nur sehen, daß jeder ehrliche Erkenntniseifer an dem Labyrinthe der Bibel rein zum Simpel oder zum Narren geworden ist und daß jede böse Absicht gleichfalls in der Bibel ihre Waffen gefunden hat. Es ist keine Albernheit scholastischer Trugschlüsse, keine Roheit und Scheußlichkeit gewesen, gegen die der gesunde Menschenverstand und das schlichte Gewissen sich nicht aufgelehnt hätten, aber die Bibel hat ihnen zum Siege helfen müssen. Wo der Liebesgeist des neuen Testamentes nicht ausreichen wollte, mußte der Straf- und Rachegeist des alten den Schild darüber halten. Die Wissenschaft wurde geknebelt, Ketzer wurden verbrannt, Völker geknechtet, Angeklagte gefoltert, Treulosigkeit geheiligt; denn für alles fand sich in dem alten Testamente, der finsteren Chronik des Judentums, ein Vorbild oder Beispiel. Selbst Luther, der befreien wollte und doch nicht aufhören mochte, die Bibel als das einzige Richtmaß menschlicher und geistlicher Erkenntnis zu verfechten, ist dadurch oft genug zum öden Dialektiker herabgesunken. Es ist ein quälendes Schauspiel zu sehen, wie dieser kraftvolle Mann in seinen Streitschriften, in Predigten und Mahnungen in selbstgeschmiedeten Fesseln klirrt und seine natürliche Gesundheit freventlich vergeudet. Er führte Kritik ein und übte sie, aber er blieb Zeit seines Lebens ein gefesselter Prometheus, und weil er nichts ganz tat, muß selbst

seine Freiheit uns Willkür scheinen. Erst unser deutsches Volksgewissen kann uns ganz befreien, denn nur dieser Gesetzgeber kann nie veralten, weil mit dem Wechsel der Zeiten auch dieser Souverän unserer Sittlichkeit sich langsam fortentwickelt.

Ein weiteres gewichtiges Bedenken: Wie sollen wir unsere Kinder an die Quelle unsrer großjährigen Erkenntnis leiten, wie sollen wir für junge Herzen die Erbauung zurichten? Mit manchem öden Gedächtniskram aus Bibel oder Katechismus würde es freilich nach und nach ein Ende nehmen müssen, wie es ja jetzt schon auf dem Papiere der neuen Lehrpläne*) für die höheren Schulen gefordert wird. Aber mancher Kernspruch der Bibel wird nach wie vor der kräftigste und anschaulichste Ausdruck religiöser Seelenerfahrung bleiben, und von unseren Gesangbuchliedern zeugt manch' eines — wenn man es nur recht aus diesem Standpunkte betrachtet — kräftiger von deutschem als christlichem Empfinden. In aller absehbaren Zukunft wird dem Kindergemüte kein helleres Beispiel von Kraft, Frieden und Erlösung gotterfüllten Lehrens und Wandels aufgerichtet werden, als Jesus von Nazareth, keiner wird sein, der sich mit ihm an Stärke und Lieblichkeit des Ewigen in der Menschenbrust vergleichen ließe. Keiner hat für unser deutsches Gewissen wie er das Böse durch Erkenntnis und Leben überwunden, keiner war bei eigener sittlicher Größe milder gegen die schwachen Kämpfer, keiner kann wie er die Wogen der Leidenschaft glätten, keiner hat unschuldiger für sein Ideal gelitten und keiner also kann den Frieden seines Glaubenstrostes so stark wie er in unsere Seele leiten, da er um seiner Menschenliebe willen den qualvollsten Tod erlitt und denen, die nach ihm für Ideale starben, den Triumphgesang gab: Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?

So könnte Jesus von Nazareth für unsern Religionsunterricht auch fernerhin im höchsten Sinne der Erlöser bleiben, aber er müßte dennoch ein anderer werden. Es ist ein Unterschied, die Kinder zu lehren, daß sie durch einen Glaubensvorgang von geheimnisvoller Kraft die sittlichen und geistigen Eroberungen in Jesu Leben einfach zu ihrem Besitztum machen könnten, oder sie nur an Jesu Beispiel zur Liebe und Treue für die eigenen, von ihren Vorfahren ererbten Ideale zu entzünden. Man hat versucht, aber

*) von 1892.

trotz der mehr als tausendjährigen Arbeit der christlichen Kirchen zuletzt doch nicht völlig erreicht, den Inhalt der Jesu-Ideale dem deutschen Gewissen einzuimpfen. Es sollte nun aber versucht werden und würde sicherlich gelingen, an Jesu Beispiel vor allem zu zeigen, wie ein gotterfüllter Mensch den Schatz seiner eigenen, von seinem Volke ihm vererbten Ideale erwerben, vermehren und zuletzt selbst mit dem Tode verteidigen soll.

Um also den besonderen Inhalt des deutschen Ideals (auch im Unterschiede zu dem christlichen) kennen zu lernen, muß der künftige Religionsunterricht ein neues und sehr wesentliches Element hinzunehmen. An ausgewählten Lebensläufen sollte den Kindern gezeigt werden, wie hier und da vorbildliche Männer und Frauen ihre angeborene deutsche Sittlichkeit darlebten und selbst unter dem erdrückenden Einflusse des Christentums annahmen, was ihrer deutschen Natur gemäß war und ablehnten, was ihr widerstand. An solchen Zügen, die in unseren volkstümlichsten Gestalten oft sehr scharf ausgeprägt sind, verweilt heute schon Alt und Jung mit der eigentlichen Haupterbauung, aber man unterdrückt diese Instinkte, damit ja nicht das Christentum zu kurz komme. Künftig aber müßte der deutschen Natur ihr volles Recht werden, und dann würde man Wunder von Erbauungskraft selbst in strohernen Köpfen spüren.

Nun könnte hiernach vielleicht der Verdacht aufkommen, daß ich den künftigen Religionsunterricht in einer nationalen Sittlichkeitslehre wesentlich beschließen und das Religiöse, d. h. das Verhältnis der gläubigen Seele zu Gott bei Seite schieben oder ganz fern halten wollte. Das ist natürlich gar nicht mein Ansinnen; doch bin ich mir allerdings bewußt, daß es sich bei diesem Teile des Unterrichtes nur um eine Weckung und Anregung, nicht um eine Sättigung des religiösen Bedürfnisses handeln kann, wenn nicht das ganze Werk verpfuscht werden soll. Hier vor allem also keine trockenen Begriffsentwickelungen oder gar einen platten Gedächtniskram! Der Lehrer begnüge sich vielmehr auch hier damit, daß die Kinder aus den Lebensgängen vorbildlicher Deutscher erfahren, wie diese Gott fanden und ihr Herz in ihm beruhigten. Dann wird schon von selbst den jungen Seelen die Erkenntnis dämmern, daß Gott jedem Menschen ein anderer ist, daß er auch nicht sich selber darbringt, sondern dem Himmel abgezwungen werden muß im Überschwange einer Glücksempfindung oder, was öfter begegnet,

in ratloser Verzweiflung der Herzen, die sich selbst zermartern. Dies alles möge der Lehrer wie eine Ahnung in den Kindern langsam aufsprießen lassen, mit voller Klarheit aber und aller sittlichen Schärfe präge er ihrem Gewissen ein, wie zwar die göttliche Gewalt es durchaus nicht eilig habe mit der Sorge, daß wir sie erkennen und ihr Ehre erweisen, wie es aber das Dümmste und Jämmerlichste wäre, wenn ein Menschenkind irgend einem anderen Menschen zu Liebe inbezug auf Gott Unwahrhaftigkeit triebe, da doch Gott das Innerlichste und Tiefste und Aufrichtigste in uns sein müsse oder überhaupt nicht bei uns sein könne. Also lieber Gott noch nicht erkennen, als ihn heuchlerisch bekennen — das muß oft wiederholte Mahnung werden. Solche Wahrhaftigkeit gegen sich erzieht zugleich Achtung vor den religiösen Bedürfnissen anderer, d. h. Duldung, und beide, zu allgemeiner Anerkennung gebracht, geben den Kindern das Gefühl völliger Freiheit, in welcher allein die edle Natur sich auf all ihr bestes Eigentum besinnen kann.

Diese Religionserweckung wie jener Anschauungsunterricht in deutscher Sittlichkeit würden beide ein feuriges Herz und eine behutsame Hand beim Lehrer fordern, aber der Unterricht selbst würde sich solche Lehrer erwecken aus denen, die an dem jetzigen Katechismusdrill und Bibelspruch-Haarspalten ihre letzte Schwungfeder längst verloren haben.

Und wie — um nun auch den Zettel an das Fach zu kleben — soll man diesen Unterricht nennen, da er mit der christlichen Religionslehre doch nur mittelbar zu tun hätte? Väterlehre? Das wäre mißdeutig. Aber Kinderlehre (ein Wort, das man in meiner Heimat damals für Konfirmandenunterricht gebrauchte) würde herrlich passen, denn vor allem müßte ja in dieser Stunde den Kindern eingeprägt werden, sich als Kinder, als sittliche Erben ihrer Väter empfinden zu lernen!

Nun wäre weiterhin aber dem Einwande zu begegnen, daß einer sagte: Wenn also das reine Deutschtum die stärkste Quelle unserer Sittlichkeit war und künftig die einzige sein soll, so wäre es wohl am besten, sie ringsum einzugattern und alles Fremde von ihr fern zu halten? Was gründliche und anhaltende Abschließung wirkt, lernt man an den Chinesen. Sie haben sittlich gewiß keinen Schaden davon gehabt, und ihre soziale Verträglichkeit läßt wenig zu wünschen, aber etwas mehr Luftzug und

Freiheit wäre ihnen doch zu gönnen. Mit Recht verbinden wir mit dem Worte Chinesentum alle jene geistige Versumpfung, Rückständigkeit und Selbstzufriedenheit, welche nur da entstehen kann, wo sich nicht täglich die eigenen Kräfte mit den höchsten Kräften anderer messen. Und so würde uns ihr Beispiel alles in allem gewiß nicht zur Nachahmung reizen, selbst wenn wir es in unserer Macht hätten, die Riegel an allen Toren des Deutschen Reiches zuzuschieben. Aber freilich sind chinesische Abschließung und ungehemmter Zufluß aller Schädlichkeiten (des Judentums z. B.) zwei Extreme, zwischen denen die rechte Mitte auch hier die Weisheit bedeutet. Sorgen wir, daß unsere Volksseele immer in kräftigem Bewußtsein ihrer selbst erhalten bleibe, dann wird uns der freie Zufluß der Anregungen aus anderen Völkern nicht schaden, sondern nur nützen, und dann, aber auch nur dann kann es eine deutsche Tugend *werden*, was uns jetzt schon zu Unrecht als eine solche angepriesen wird: daß wir so unbefangen die Vorzüge anderer Volkscharaktere erkennen. Sie uns *anzueignen*, könnte freilich auch in Zukunft nur ein völlig irregeleitetes Deutschbewußtsein uns anraten wollen, denn tatsächlich hat unser Volkscharakter trotz aller solcher Aufschwätzereien verwaschener Köpfe seine ganz bestimmte und ganz eigene Prägung behalten, und wer die Gesetze natürlichen Wachstums ringsum in der Welt erkennt, wird weder erwarten noch wünschen, daß wir jemals ein Erborgtes zu unserem Eigenen machen möchten. Aus dieser organischen Gesetzmäßigkeit folgt aber keineswegs Unfreiheit, weder für den Einzelnen, noch für das Volk; denn recht verstandene Freiheit bedeutet nur, daß wir tun *können*, was wir unserer Natur nach tun *müssen*. Danach bestimmt sich das Maß der Einwirkung anderer Völker auf uns. Und welcher Deutsche nun umgekehrt in Sorge ist, daß er nicht auf die fremden Völker, somit auch nicht auf die Menschheit wirken könne, wenn ihm der Arm durch sein Volk gebunden werde, dem ist zu sagen, daß jede Einzel-Persönlichkeit sich zuvor in die höhere Persönlichkeit ihres Volkes auswachsen und verstärken muß, bevor überhaupt eine Wirkung auf andere Völker möglich wird. Dies ist in früheren Aufsätzen näher erörtert und braucht hier nicht wiederholt zu werden.

Noch viele andere Einwände gegen die Lehre vom reinen Deutschtum mögen im Hintergrunde lauern, die ich nicht vorweg abwehren kann, denn wer ungewohnte Behauptungen verteidigt,

muß ſich auf ehrlichen wie auf böswilligen Widerſtand gefaßt machen. Aber ich bin dennoch gefaßt und zweifle nicht, daß der Lauf der Dinge mir recht geben wird, und darum verzichte ich hier wie in manchem anderen Punkte auf Vollſtändigkeit, um nur das notwendigſte zu ſagen. Die ehrlich Rückſtändigen glaube ich überzeugt zu haben, daß ich weder die Geſchichte unſeres Volkes noch eines Einzelnen Glauben und Gewiſſen vergewaltigen will. Aber nun werden die ſtürmiſch Gläubigen mich wegen Halbheit verklagen. Wie, werden ſie ſagen, du weiſeſt uns auf das reine Deutſchtum und willſt doch nicht den Schnitt gegen das Chriſtentum machen, willſt die Kirchen ſtehen laſſen und ſogar die Prieſter in die neue Zeit herüber nehmen? Was bedeutet es denn, nur den Standpunkt zu ändern und die Dinge zu laſſen, wie ſie ſind?

Es bedeutet ſehr viel, denn richtig angeſehen iſt alles, was wir Kulturentwicklung nennen, zuerſt nur eine Änderung unſeres Geſichtspunktes geweſen, wodurch zunächſt das Verträgliche näher herangezogen, das Unverträgliche zurückgeſchoben wurde und ſo allmählich, ehe man ſichs recht verſah, auch unſere Zuſtände ein anderes Geſicht bekamen. Vom reinen Deutſchtum aus betrachtet, wird manche Einrichtung und manches Gebot des Chriſtentums ſich leicht in unſer neues Bewußtſein einſchmelzen, und um ſo leichter wird das von ſtatten gehen, da Luther dieſe Arbeit ſchon begonnen hat. Vieles aber auch, und darunter manches Hauptſtück chriſtlicher Geſinnung, wird nun zurückweichen, und wir werden den Mut in unſerem Deutſchbewußtſein finden, es völlig auszumerzen.

Wenn wir die tatſächlichen Zuſtände in Kirche, Staat und Geſellſchaft einſtweilen auch laſſen, wie ſie ſind und nur einen neuen inneren Standpunkt zu ihnen gewinnen, ſo iſt das für die Gegenwart genug und für die Zukunft doch der Anfang der Vollendung. Daß die Dinge nur langſam unſerer beſſeren Erkenntnis folgen, iſt Naturgeſetz und nicht zu ändern, aber ob wir unterdeſſen vertrauensvoll oder gleichgültig, freudig oder verzagt ſind, und ob uns friſche Kraft wächſt oder ob ein Schwächegefühl ganz von uns Beſitz nimmt, das hängt doch allein von unſerem inneren Standpunkte zu den Dingen ab.

Vergleichen wir das Chriſtentum mit einem hohen, weitgelagerten Gebirge, zu dem die meiſten der ariſchen Völker ſehnſuchtsvoll wanderten und in deſſen Tälern ſie Wohnung nahmen,

weil sie wähnten, hier sei für immer ihre ruhige und sichere Stätte; so erscheint uns Deutschen der Protestantismus als der höchste Berg dieses Gebirges. Langsam hat uns die Zeit auf seinen lichten kühlen Gipfel emporgehoben, aber nun, da wir oben stehen, breitet sich nicht nur alles Gebirge klar und übersichtlich zu unseren Füßen, sondern wir schauen auch — freudig bewegt, weil wir es nicht zu denken wagten —, daß ein Ende des Gebirges sei und hinter ihm ein neues blühendes Land, auf dem sich wohnen läßt, über das wir wandern können — weiter, weiter in die unergründliche Zukunft. So Wichtiges schafft uns ein neuer Standpunkt!

III.

Einige wichtige Zeitaufgaben im Lichte des reinen Deutschtums.

Man wird vielleicht erwarten und fordern, daß ein Inventarverzeichnis unserer sittlichen Erbschaft aufgestellt werde, um so den gegenwärtigen Besitzstand des reinen Deutschtums zu ermitteln. Aber auf diesem Wege sind wir zu sehr von der Willkür des Einzelempfindens abhängig, als daß wir zum Ziele gelangen könnten, denn nicht jeder von uns ist zu jeder Zeit im Erkennen und Wollen ein Mustertypus deutschen Wesens, wohl aber soll jeder zu jeder Zeit ein ehrlicher Bekenner seines Gewissens sein, und darum sollen wir ihn nicht zu einem Zeugnis überreden, dem seine Wahrhaftigkeit nicht frei zustimmen würde.

Wir könnten auch versuchen — und dieser Versuch ist schon begonnen —, durch die naturwissenschaftliche Methode des Erfahrungsbeweises gewisse äußere Merkmale der germanischen Rasse, wie Langschädel, blaue Augen, blondes Haar, weiße Haut von den schriftlichen Zeugnissen der Alten und von den sogenannten Reihengräbern der Merowinger in ihrer Entwickelung bis auf unsere Zeit zu verfolgen, um dann die geistigen Eigenschaften, welche mit jenen körperlichen sich verbunden zeigen, als den Rassetypus des reinen Deutschtums zu erweisen.*) Dieses Bemühen kann ungeahnte Frucht tragen und manche Vermutung, die wir jetzt nur durch Instinkt erfassen, als wissenschaftliche Wahrheit erweisen,

*) Vgl. dazu die Kapitel „Rassen-Aristokratie", „Gobineau und Nietzsche".

aber es setzt die unermüdliche Sammelarbeit von Jahrhunderten voraus, und selbst wenn es gelingen sollte, wird es mehr Licht in die Vergangenheit, als in die Gegenwart bringen und unserem gegenwärtigen Deutschempfinden schwerlich genug tun. Denn wir fühlen alle unmittelbar und können es auch erproben, daß der reichste Besitz deutschsittlicher Erbschaft keineswegs immer an Walzenschädel, blonde Haare und blaue Augen gebunden ist. Es wäre also vor allem wichtig, die Gesetze der Entwicklung zu kennen, nach welchen die geistige Erbschaft sich erneuert und stark im Bewußtsein erhält, auch wenn die äußeren Zeichen germanischer Abkunft bei einzelnen Kindern blonder Eltern oder in ganzen Geschlechterfolgen verschwinden. Ja, wenn sogar, wie es den Anschein hat, unser ganzes Volk allmählich immer mehr rundschädelig würde, könnte doch nur der allergraueste Theoretiker uns aufreden wollen, daß wir zu irgend einem Zeitpunkt aufhörten, die geistigen und sittlichen Erben unserer germanischen Väter zu sein; vorausgesetzt natürlich, daß die Entwicklung ins Rundköpfige und Dunkelhaarige sich allmählich vollzöge und nicht etwa so, wie sich in Frankreich das gallische Element von dem fränkischen mit einem großen Aderlaß durch die Guillotine befreite. Bei allmählicher Entwicklung bleibt jedes Volk so lange Erbe seiner Vorfahren, wie es Erbe zu sein wünscht und bewährt, denn das Bewußtsein und der Wille zu ererbten Idealen beweisen vollkräftig, daß diese Ideale noch herrschen. Kurz: — wie man es auch betrachten mag, auf anthropologischem Wege werden wir schwerlich dahin gelangen, das Inventarium des reinen Deutschtums aufzustellen.

Leichter kämen wir vielleicht zum Zwecke, wenn wir rückwärts fragten in unsere Geschichte, und sicherlich wird ein Buch wie Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Geschichte" für unsere künftige Kinderlehre*) einen wahren Schatz bedeuten, aber das ist doch auf den ersten Blick klar, daß der Geschichtsschreiber nicht das Recht hat, ganze Abschnitte tatsächlicher deutscher Kulturentwicklung darum zu übergehen, weil sie zu seinem vorgefaßten Bilde reinen Deutschtums nicht passen wollen. Er muß vor allem dem Tatsächlichen gerecht werden, wir aber gebrauchen für alle Zwecke der Erziehung, d. h. für alles, was in die Zukunft unseres Volkes deutet, nur das Vorbildliche, das Ideal des reinen

*) Vgl. den II. Abschnitt dieses Kapitels.

Deutschtums. Und das ist nun das merkwürdige, daß, obgleich unser Volk geschichtlich durch die verschiedensten Zustände, Zeitanschauungen, Moden hindurchgegangen ist und obgleich jeder der heute lebenden Volksgenossen sein eigenes Deutschtum mit souveränem Gewissen selber bestimmen will, dennoch eine überwiegende Stimmenmehrheit zu gewinnen wäre, wenn man Umfrage halten wollte, in welchen Zeiten unserer Geschichte einem jeden deutsches Wesen am reinsten ausgeprägt erschiene. Man würde starke Abweichungen im einzelnen erhalten, aber im ganzen würden sich doch die Stimmen der Urteilsfähigen am dichtesten häufen um die Völkerwanderung, die Zeit des Städtewesens, die Reformation und die Freiheitskriege.*) Diese Übereinstimmung, der sich wahrscheinlich auch die Ausländer anschließen würden, beweist aber, daß in jedem einzelnen Deutschen trotz seines von der Norm vielleicht stark abweichenden Eigendenkens und -Fühlens ein Idealbegriff reinen Deutschtums vorhanden ist, welcher gewiß durch den Schulunterricht eingeprägt, aber später doch auch durch die Erfahrung der Erwachsenen bestätigt wurde und nun auf jeden Fall beweist, daß mit dem Blute unserer Väter ein gemeinsames geistiges und sittliches Bedürfnis in uns aufwächst, das jenes Ideal mit starker Neigung erfaßt.**)

Dieses Ideal nun, nie ganz erfüllt, aber immer angestrebt, ist das einzig echte und immer lebendige Inventarium reinen Deutschtums in unserem Gewissen. Es ist der unausgesprochene, unergründliche und doch immer wirk-

*) Einen statistischen Versuch dieser Art, durch den ermittelt werden sollte, in welchen Stücken unsrer Nationalliteratur sich die deutsche Volksseele am deutlichsten und reinsten verkörperte, hat auf meine Anregung der Deutschbund gemacht. Vgl. den Bericht darüber in dem Kapitel „Der Deutschbund" (Anhang).

**) Als ich diese Zeilen schrieb, war mir der Blick in die Anthropologie und was sie uns für die bessere Erkenntnis des germanischen Erbes auch in unserm Volke zu sagen hat, nur durch die wertvollen Untersuchungen meines verehrten Freundes und Mitarbeiters Otto Ammon geöffnet. Erst viel später wurde ich durch die Übersetzung Prof. Schemanns mit dem Rassenbuche des Grafen Gobineau bekannt, von dem ich vorher nichts wußte. An diesem Buche wuchs mir die eigene, sicher festgehaltene Ahnung vom entscheidenden Werte der Rassenmischung für die Geschichte der Menschheit und ihrer Kulturen zur klar erkannten Gewißheit empor. Ich habe dann in einigen Aufsätzen „Rassen-Aristokratie", „Gobineau und Nietzsche", die Gedankengänge verfolgt, die sich daraus im Rahmen meiner Absichten ergaben.

ſame Antrieb, daß wir wählen, was wir wählen, lieben, was wir lieben und bekämpfen, was uns zuwider iſt. Wenn dieſer Trieb unſerer Natur ungereizt bleibt oder auf dem glatten Strome unſerer Gewohnheit dahintreibt, kommt er uns ſchwerlich zum Bewußtſein, aber wenn Zeit und Verhältniſſe neue Aufgaben an unſere Schwelle tragen, dann nehmen wir das Maß unſeres Urteils und die Empfindung deſſen, was uns natürlich oder widernatürlich, begehrens- oder verabſcheuenswert erſcheint, mit mehr oder weniger klarem Bewußtſein von dieſem Ideal. Hier offenbaren ſich die Unterſchiede und Grenzen der Volkscharaktere, und hier iſt das Gebiet, wo die gemeinſamen Aufgaben der Kulturmenſchheit von jedem Volke mit den beſonderen Mitteln ſeiner Art gelöſt werden müſſen. Der Wiſſenſchaft, die ja bis in die Eingeweide international iſt und es nach ihrem rein verſtandesmäßigen Weſen auch wohl ſein muß, dem Handels- und Beſuchsverkehr zwiſchen den Völkern, denen die neue Zeit immer bequemere Wege ſchafft, wird dieſer nationale Eigenwille immer ein Verdruß ſein. Immer wieder werden ſie es bequemer finden, den Völkern aufzureden, daß eines ſich für alle ſchicke, und Unheil genug werden ſie damit anſtiften, aber zuletzt werden doch immer wieder lebenskräftige Völker ſich auf das Ihrige beſinnen und es trotz allen erleichterten Austauſches der Wiſſenſchaft wie der Waren kräftig feſthalten. Täten ſie es nicht, ſo würden ſie erfahren, daß ſie durch allzu reichliches Nehmen nur ärmer werden und zuletzt erlöſchen würden. Uns aber könnte es ſo

Wenn man ſie lieſt, wird man verſtehen, daß ich die geniale Größe dieſes Raſſe-Philoſophen dankbar zu verehren, aber von dem Aufbau meiner eigenen nationalen Welt- und Lebensanſchauung nichts zu widerrufen fand. Der Hauptwert von Gobineaus Werk fällt nicht, wenn man auch die Theorie von den reinen Raſſen als unhaltbar preisgibt und nicht mit ihm an der Aufwärtsentwicklung der Menſchheit wegen der immer ſtärkeren Vermiſchung der weißen Raſſe mit geringeren verzweifelt. Wenn nur die Überzeugung von dem entſcheidenden Werte günſtiger Blutsmiſchung und einer überlegenen Fernwirkung der weißen Raſſe beſtehen bleibt, ſo bleibt Gobineaus Werk ein Anfang ganz neuer Erkenntnis und bedeutet, wie ich in dem Kapitel „Gobineau und Nietzſche“ des Näheren ausgeführt habe, nach meinem Dafürhalten vor allem eine ſtrenge, gar nicht zu überhörende Mahnung an die Geſchichtsſchreiber aller Völker, daß ſie hinfort den Zuſammenhang geſchichtlicher Ereigniſſe und nationaler Erfolge oder Mißerfolge nicht eher wirklich hinreichend erklärt zu haben glauben ſollten, als bis ſie den Geheimniſſen der Raſſemiſchung an der Hand aller nur denkbaren Hilfsmittel bis in jede Falte nachgegangen ſind.

gut, wie kaum etwas anderes, zum Zwecke förderlich sein, wenn wir uns an einigen der größeren Aufgaben, die gegenwärtig allen Kulturvölkern zu lösen gegeben werden, die besondere Art deutschen Bedürfnisses zum Bewußtsein brächten.

Die soziale Frage.

Da ist zunächst die bitterschwere Aufgabe, Lebensarbeit und Lebensgenuß, welche in neuester Zeit zuerst durch die Benutzung der Dampfkraft aus dem Gleichgewichte gehoben und dann durch die Tyrannei des Geldes so in Mißverhältnis gebracht wurden, daß Freiheit und Würde des Menschen dabei verloren gehen, wieder zu einem erträglichen Ausgleiche zurückzuführen. Die Sozialdemokratie hat der untersten Schicht aller Kulturvölker nicht nur die Erkenntnis dieses Zustandes und deren wissenschaftliche Begründung gegeben, sondern auch ihren Willen zu gemeinsamer Auflehnung organisiert. Der Wille nährte sich anfangs wohl nur von Begierde, Not und Neidempfindung, bald aber fing er an, von den edleren Seelenkräften zu zehren, und da wurde die Sozialdemokratie eine unwiderstehliche Macht, weil sie sich zu einem Evangelium und ihre Anhänger in gläubige Bekenner verwandelte, welche vertrauten, ohne erkennen zu können und zu wollen. So ist die Sozialdemokratie vor unseren Augen zu einem Riesen auferwachsen, und ein besonders lehrreiches Beispiel von der dämonischen Kraft eines heraufkommenden Kulturgedankens wird es immer sein, wie wir übrigen Deutschen uns äußerlich und in unserem Bewußtsein zu der Sozialdemokratie gestellt haben. Erst lachende Ablehnung

---

Soviel ich sehe, machen sie selbst bis heute noch nicht einmal den Versuch dazu, und da die Notwendigkeit dieser allerdings schwierigen und zumeist vielleicht fast hoffnungslosen Aufgabe noch nicht in das Bewußtsein aller Gebildeten durchgedrungen ist, dürfen sie es wagen, sich der Abzahlung dieser Schuld mit selbstgenügsamem Stillschweigen zu entziehen. Aber das kann so unmöglich bleiben, denn für die Enthüllung des *Gewordenen* bedeutet jede andere angebliche Kausalität nur ein Tasten an der Oberfläche, so lange die einzig wirklich hinreichende Kausalität des Blutszusammenhanges nicht aufgedeckt oder doch wenigstens klar und ehrlich auch von dem Geschichtsschreiber in die ihr zukommende Ehre eingesetzt ist. Ein nicht minder bedeutendes Schuldkonto, das aber bis heute gleichfalls kaum anerkannt, geschweige denn abgetragen ist, bedeutet Gobineaus Werk für alle Staatsmänner, Diplomaten, Journalisten, die sich in irgend einer Form an der *werdenden* Geschichte ihres Volkes in Rat oder Tat bemühen. Volkswirtschafts-, Handels- und Verkehrspolitik, Verwaltungs- und Gesetzeskunde, Wissenschaft und Kunst und was sonst die leitenden Zeitgedanken bestimmen mag, sind, auf

mit Schimpf und Hohn; dann gewaltsame Unterdrückung; dann, als die Märtyrer nur desto mehr Scharen der Gläubigen schufen, verwundertes Aufschauen und behutsames Einlenken; endlich sozialpolitische Gesetze, durch welche wir Pflicht und Bereitschaft zur Fürsorge für unsere handarbeitenden Volksgenossen so klar bekundet haben, wie außer uns bisher kein anderes Volk. Und so — nur eiliger noch und gründlicher — war auch der Wandel unseres inneren Menschen. Man darf behaupten, daß unter den gebildeten Deutschen heute nur wenige noch den Gedanken einer Reform unseres Erwerbslebens vom Individuellen ins Genossenschaftliche, d. h. Sozialistische ganz verwerfen, denn fast jeder Unbefangene ist nun zu der Erkenntnis erwachsen, daß, um den gesunden Kern, des Sozialismus zu erfassen, wir weder die dürren internationalen Utopien der Sozialdemokratie, noch ihr bedenkliches Experiment der sozialen Republik mitzumachen brauchen, sondern im Gegenteil den sozialistischen Bau, wenn überhaupt, nur auf nationalem Boden aufführen könnten. Der Sozialismus ist ganz allmählich und verschwiegen eine Herzenssache des deutschen Volkes geworden, die deutsche Sittlichkeit ist an ihm zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen. Nicht um die Handarbeiter allein handelt es sich dabei, sondern um die Befreiung aller schaffenden Kräfte unseres Volkes, um die Rettung unserer deutschen Ideale aus der Tyrannei des dummen, plumpen, grausamen und entsittlichenden Geldes.

Als Deutsche — sage ich — bewähren wir uns hauptsächlich,

die werdende Entwicklung eines Volkes oder der gesamten Kulturmenschheit betrachtet, den Hilfsmitteln vergleichbar, mit denen ein Gärtner das Wachstum seiner Pflanzen zweckmäßig fördert, aber sie sind nicht Samen oder Pfropfreiser, ohne deren rechte Auswahl und Züchtung alle Hilfsmittel vergebliche Mühe bleiben müßten. So lange eine Politik (zumal wenn sie sich nationale Politik nennen will) nicht den entscheidenden Wert der Blutsmischung eines Volkes wenigstens erkennt und — mehr als das — sie zweckmäßig zu beeinflussen sucht, verdient sie nicht mehr als den Namen einer banausischen, ja ganz gedankenlosen Stümperei.

So gewiß es nun in diesen Aufsätzen meine Absicht war und ist, nach meinen Kräften die werdende Entwickelung unseres Volkes zu beeinflussen, so gewiß kann und will ich sie der Kritik vom anthropologischen Gesichtspunkte nicht entziehen. Mein ganzes Buch und damit mein ganzes kulturpolitisches Lebenswerk, dessen Stationen im Denken und praktischen Versuchen es ja gewissermaßen protokolliert, atmet ja keine Überzeugung stärker aus, als die Gewißheit von einer durch Blutserbe erzeugten und fortgepflanzten

nicht als Christen, indem wir den Sozialismus so betrachten und empfinden, wie es jetzt zumeist geschieht; deutsche Sittlichkeit und Lebensanschauung werden an der sozialen Not erwachen und sich veredeln, nicht Christi Beispiel und Gebote. Es könnte kaum eine andere Aufgabe kommen, die so wie diese nach ihrer ganzen Art das Christentum in uns betätigen müßte, wenn es noch lebendig wäre. Und darum, weil doch tatsächlich aus diesem Geiste keine Hilfe kommt und keine Umgestaltung unserer Verhältnisse, beweist keine Aufgabe so augenfällig wie diese, daß jener Geist eben nicht mehr Lebendiges in uns wirkt. Was tut es, daß hier und da ein evangelischer Mann mit Wort oder Beispiel sich rührt, weil er empfindet, jetzt sei die Zeit der christlichen Bewährung; wen kann es täuschen, wenn der Papst unter vielen anderen Ansprachen an die katholische Christenheit auch einmal in einer die soziale Frage erläutert. Die soziale Tat läßt dennoch hüben wie drüben auf sich warten, und beide Kirchen fahren fort, die Himmelspolizei des herrschenden Kapitalismus zu spielen. Aus dem reichen Schatze christlicher Lehre besinnen sie sich nur auf ein paar Vorschriften, welche beweisen, wie klug Christus sein konnte, wenn ihn die Pharisäer in die Enge trieben. „Gieb dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist," „Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat" — und damit wird jede Auflehnung von der Schwelle gewiesen, im übrigen soll sich aller Hunger der wirtschaftlich Geknechteten mit dem Troste himmlischer Freuden begnügen. Die angreifende Schärfe Christi gegen die

innersten Besonderheit des deutschen Volkes. Den Titel „Reines Deutschtum", den ich schließlich allen Aufsätzen mit ihrem doch vielfach verschiedenen Inhalt voransetzte, habe ich im Einklang mit dieser Grundüberzeugung gewählt, obgleich ich mir bewußt war, wie leicht er mißdeutet werden kann. Er hat schon manchem oberflächlichen oder nicht eben gutwilligen Beurteiler zu dem allzu billigen Einwande Gelegenheit gegeben, daß es von vornherein eine Torheit bedeute, bei einem Volke, dessen romanisch-keltisch-slawische Zumischung auf der Hand liege, den Wahn von der Möglichkeit „reinen" Deutschtums bestärken zu wollen. Das Wort „rein" kann und soll aber natürlich, wie ich dem verständigen Leser kaum zu sagen brauche, keinen Tatbestand aus irgend einer früheren, geschichtlich nachzuprüfenden Zeit, geschweige denn aus der Gegenwart feststellen. Es bedeutet vielmehr 1) die durch die ältesten geschichtlichen Zeugnisse und unsere gegenwärtige Gefühlsübereinstimmung beweisbare Überzeugung, daß „deutsche Art", unbeschadet der geschehenen und von mir als gegeben anerkannten Mischung mit romanisch-keltisch-slawischen Zusätzen, noch heute etwas Besonderes und unmittel-

Reichen, sein nicht mißzuverstehendes Gebot, aus irdischem Gute keine Schätze zu sammeln und ohne Sorge um den morgenden Tag mit dem Bedürftigen zu teilen, was jeder sein eigen nennt, das Beispiel endlich der kommunistisch organisierten ersten Gemeinden — alles das bleibt ungesprochen und ungetan jetzt, da die Kirchen der Sozialdemokratie gegenüber stehen, wie es ehemals ohne Nutzen blieb, als Luther im jammervollen Bauernkriege sich auf die Seite der Bedrücker warf. War oder ist das christlich? Das Hohngelächter der Sozialdemokraten und ihre einmütige Abkehr von der Kirche gibt die Antwort, denn das Christentum, wo es im Geiste seines Stifters wirken will, muß immer der Anwalt der Schwachen, muß immer der Retter der Notleidenden und zwar nicht nur durch Gebet und himmlische Vertröstung, sondern vor allem auch durch irdische Erleichterung sein.

Aber wäre denn zu wünschen, daß so das Christentum als revolutionierendes Mitleid immerfort in die natürlichen Schichtungen der Völker eingriffe und immerfort das natürlich Starke zum Diener des natürlich Schwachen machte und immerfort also das unterste zu oberst kehrte? Keineswegs, denn was es damit an Unfriede, Begehrlichkeit und Entartung anrichtete, wenn herrschsüchtige Päpste den Hirtenstab als Szepter ihrer angeblichen Demut schwangen, das hat unser Volk in jahrhundertelangen Leiden bitter erfahren müssen. Das Christentum, richtig verstanden, hat die Absicht und muß sie haben, schon hier auf Erden vor Gott alles gleich zu machen oder, wie Nietzsche — in diesem Punkte unanfechtbar — gezeigt hat, die Sklavenmoral zur Herrenmoral zu verkehren. Liegt aber die Sache so, daß Christi Kirche Christi Geist

---

bar von unseren ältesten Vorfahren erblich Abzuleitendes ist, und 2) die Forderung, daß diese heute noch als richtig erkannte besondere „deutsche Art" nunmehr bewußt als einziger Weg gesunder und für uns wie für die ganze Menschheit gleich heilsamer Entwickelung festgehalten werde.

Bin ich zu dieser Forderung vorwiegend aus Gründen des Denkens und Empfindens gekommen, indem ich doch deutlich überall erkennen lasse, daß der sichere Untergrund dieses Denkens und Empfindens eben die angeborene deutsche Natur, das deutsche Blutserbe ist, so hat mich die Bekanntschaft mit Gobineau darin nur bestärkt und mich außerdem zu der Überlegung angetrieben, ob nicht auch sozusagen rassen-politisch einige Maßnahmen möglich wären, um desto sicherer die deutsche Art zu erhalten. Darüber wird man in den oben genannten Aufsätzen das Nähere finden.

im Stiche läßt, da sie am Sozialismus ihren Beruf nicht übt, und wiederum so, daß ihre Hand Unheil stiften würde, wenn sie sie an diese Aufgabe legte — was soll es dann noch mit dieser Kirche?*)

Das Christentum geht im Namen der Liebe und des Mitleids, das Deutschtum im Namen der Gerechtigkeit. Liebe und Mitleid, wenn sie nach dem Worte des Apostels „nimmer aufhören", d. h. nicht an halber Erfüllung sich genügen lassen, entarten und entnerven ein Volk, Gerechtigkeit macht es stärker. Liebe fängt an mit dem Rufe: Allen das Gleiche! und endet, wenn man sie ungestört am Werke läßt, mit der Forderung: dem Schwächsten das Beste. Gerechtigkeit aber sagt: Jedem das Seine! Und weil ein Volk damit gesund bleiben kann, ist Gerechtigkeit die bessere Liebe. Freilich dürfen wir auch die andere Seite des Bildes nicht übersehen. Stärke zeigt ihre edle Bewährung vor dem göttlichen Gewissen der Menschheit in der Fürsorge für die Schwachen, indem sie sich selbst entäußert; Gerechtigkeit muß von der Liebe sich das Maß der Dinge nehmen, sonst wird sie zum Büttel der Roheit. Eine Gerechtigkeit auf unedler Grundlage würde zum Despoten jedes edlen Gefühles und gäbe dem Unzulänglichen unverdiente Dauer. Darum muß Gerechtigkeit immer in Sorge sein um richtiges Maß und auf den Schalen ihrer Wage Härte und Mitleid wohl im Gleichgewichte halten.

So aber prüfend werden wir finden, daß das Christentum unserer deutschen Gerechtigkeit eine hinreichende Grundlage gegeben hat und noch für unabsehbare Zeiten geben wird, darauf sie nicht mit rohem Drucke erzumschienter Glieder, sondern nur mit linden Füßen stehen kann. Reichlichen, ja überreichlichen Anteil hat die Liebe an unserer Gerechtigkeit, sie darf sogar in manchen Punkten um einiges härter werden, damit nicht um der Liebe willen unser Volk verkomme. Ist nicht das Gebot an unsere Ärzte, ein unheilbar dem Tode geweihtes Menschenleben ihm selbst zur Qual und seinen gesunden Pflegern zum Opfer mit aller Kunst zu erhalten, eine starr gewordene Formel christlicher Liebe? Ist nicht, wenn wir Krankenhäuser mit verschwenderischer Fürsorge ausstatten und an der darbenden Gesundheit achtlos vorübergehen, bis sie auch dem Siechtum verfallen ist, ein unvernünftig Maß, ja ein selbstmörderischer Trieb in unsrer Liebe? Ist es nicht ge-

*) Vgl. den Schlußteil des Kapitels „Außerhalb der Arena"

radezu eine Tollheit, Sträflinge mit übertriebener Fürsorge zu umgeben, die Freien aber allen Härten des Lebens schonungslos auszusetzen, bis sie den Sträfling beneiden lernen und durch irgend ein mutwilliges Verbrechen ihre Freiheit von sich werfen, um wenigstens Unterkunft und Lebensunterhalt zu gewinnen? Hat es noch Sinn und Verstand, wenn wir durch kein Gesetz der Abwehr gesundes Blut vor ungesundem bewahren, sondern dem Siechen, dem Entnervten, ja dem offenkundig Verseuchten gestatten, im ehelichen Bunde Kinder zu zeugen, ihnen selber zur Qual für ein im Mutterschoße bereits verstümmeltes Leben und unserem Volke je länger desto schlimmer zur Entartung? Wahrlich, der Liebe ist in unseren öffentlichen, vom christlichen Armesündergeiste beherrschten Einrichtungen vorerst genug und übergenug geschehen; um der Gesundheit unseres Volkes willen wird es hohe Zeit, daß wir auf die Gerechtigkeit uns besinnen.

Und so ist es denn die Gerechtigkeit, unserem deutschen Volke so fest ins Herz geprägt, wie kaum einem zweiten auf der Erde, mit welcher wir auch vor allem an den jetzt zu lösenden Aufgaben unseres wirtschaftlichen Lebens unsere Lebenskraft stärken oder wieder herstellen müssen. Denn unter der wirtschaftlichen Entartung unserer Zustände — das müssen wir wohl begreifen und diese Überzeugung uns von keinem Sophisten entreißen lassen — leiden nicht nur die Sozialdemokraten, die am bittersten klagen, sondern wir alle, hoch und niedrig, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Industrielle, Handwerker, Bauern, Kaufleute wie Offiziere und Beamte — kurz wir alle, soweit wir in Amt, Beruf oder Lohnverhältnis arbeiten müssen, um von dem Erwerbe zu leben. Zwar verdienen wir gewiß nicht alle gleich unauskömmlich in Anbetracht des Platzes, auf den einen jeden Geburt oder Streben gestellt haben und in dem er sich nach Menschenrecht behaupten möchte, aber der etwa mangelnde Verdienst ist überhaupt nicht der wundeste Punkt der sozialen Not.

Schlimmer ist, daß in dem wahnsinnigen Konkurrenzkampfe auf Leben und Tod unsere Seele anfängt Not zu leiden, weil mehr und mehr uns jegliche Sammlung, jegliches Behagen verloren geht. Wie viele sind heute noch unter uns, denen nach Schillers Wort die Menschenzierde zukommt, daß sie im tiefsten Herzen spüren, was sie erschaffen mit ihrer Hand. Nicht Herren unserer Arbeit sind wir noch, sondern ihre Sklaven; nicht daß

wir arbeiten können und in der Arbeit unsere Kraft erproben, gibt uns Genuß, sondern nur die Begierde erfüllt uns, unsere Arbeit in möglichst viel Geld und möglichst viel äußeres Ansehen umzusetzen. Und so lassen wir alle uns ruhelos durchs Leben hetzen, pflücken selbst unsere Erholung hastig vom Wege, wie eine Herde Schafe, die niemals vor dem Hunde Ruhe findet, und brechen am Ende zusammen, ohne des Lebens froh geworden zu sein. Die edlen Blüten der Menschlichkeit, welche nur im stillen Tale der Muße und am Quelle wunschloser Beschaulichkeit wachsen, sind den meisten von uns eine unbekannte Erquickung; in allen Erbauungen, die den Menschen über sich selbst heben, sind wir träge und unkundig geworden, unersättlich nur in Habgier und Eitelkeit. Kein Einsichtiger kann hoffen, daß wir bei längerer Gewöhnung in dieser neuen Lebensweise uns wieder sammeln könnten, denn das Beispiel der Amerikaner zeigt uns, daß dieser Weg, einmal beschritten, kein langsameres Tempo, sondern nur ein immer schnelleres erlaubt, und daß die edlen Erbauungen menschlichen Behagens in der Seele des Galoppierenden niemals ihre Wohnung finden. Wenn wir noch Sehnsucht nach stiller Beschaulichkeit empfinden, sollten wir uns nicht, wie der Erwerbsphilister meistens tut, der Regung als einer hinderlichen Weichherzigkeit schämen, sondern wir sollten uns besinnen, daß es unsere deutsche Volksseele ist, die um verlorene Freuden klagt.

Aber dieser Schaden, so schlimm er sein mag, ist noch nicht der schlimmste. Verderblicher noch wirkt die Hast des wirtschaftlichen Kampfes auf unser Gewissen. Einige haben erkannt, der Sozialismus sei eine sittliche Frage. Das ist er auch, aber nicht eben darum allein, weil er die höheren Schichten mahnt, an den niederen ihre Menschenpflicht zu tun, sondern mehr noch darum, weil wir alle, hoch oder niedrig, bei rechtem Denken Ursache finden, um unsere Sittlichkeit zu sorgen, daß wir sie nicht unversehens in diesem grimmigen Kampfe ums Gold verlieren. Der sogenannte Kampf ums Dasein bleibt gewiß das beste Mittel für die Auslese der Tüchtigsten auch im Menschenleben, aber wehe dem, der nicht sehen will, daß der heutige wilde Konkurrenzkampf nicht den Adligen unter uns, sondern oft genug den Gewissenlosesten die Palme des Erfolges reicht. Dieser Kampf ums Dasein kann nie die Auslese, sondern nur die Vernichtung der Tugend wirken, oder man müßte glauben wollen, daß in der Menschheit künftiger

Zeiten für gut und tüchtig gelten könnte, was heute noch und von jeher für schlecht und niedrig galt. Würden jemals käufliche Gesinnung, kriechende Strebsamkeit, erlogene Empfindung und die Wollust der Unfreiheit die herrschenden Kräfte der Welt, dann wäre für das Deutschtum der Tag der Götterdämmerung gekommen, von dem unsere Vorfahren sangen, und die Erben des deutschen Volkes wären nicht Deutsche mehr.

Aber noch fühlen wir ja, daß unsere alten Götter leben (welche nur die Verkörperung unserer sittlichen Begriffe waren), da sie in unserer Brust der Verderbnis widerstreben, zaghaft noch und ohne rechtes Vertrauen zu ihrer Stärke, aber doch mit völliger Klarheit, wenn jeder nur ehrlich seine unbefangene Neigung fragt. Die Namen und Vorwände unserer Sehnsucht sind verschieden, aber die Sehnsucht ist bei allen im Grunde dieselbe. Wir fühlen uns in die Fremde gestoßen und wünschen uns nach der Heimat unseres deutschen Gemütes zurück. Nach brauchbaren Waffen suchen wir, nach blanken, nicht verrosteten, mit denen wir uns unsere Heimat zurückerobern, nach einem Schiffe, das uns hinübertragen könnte, und beides finden heute Millionen gebildeter Deutschen in den Verheißungen des Sozialismus.

Es versteht sich schon aus dem Gesagten von selbst, daß ich unter Sozialismus nicht das Phantom der Sozialdemokraten verstehe, dessen Vater der nüchternste Verstand und dessen Mutter die Genußsucht ist. Sie fabeln einen Zukunftsstaat für den Typus Mensch, eine Abstraktion also, die zwar ebensoviel Logik haben kann, wie irgend eine andere Maschine, aber nur nicht Knochen und Fleisch und ein lebendiges Dasein. Es gibt schlechterdings keine Menschen an sich, sondern nur So-und-so-Menschen, von Anfang an bestimmt und so auch bis an ihr Lebensende gebunden durch die individuelle Prägung ihrer Vorfahren und ihres Volkes. Und jede so geprägte Menschenpersönlichkeit erregt zwar immerfort den Schein, als ob Verstand Gewalt über sie hätte, in Wahrheit aber ist sie in Tun und Behagen auf die Dauer allein untertan dem Empfinden, d. h. der unbewußten Richtschnur, welche ihr die Geburt, mithin die Eigenart ihrer Eltern und ihres Volkes auf den Weg gegeben haben. Dieses natürliche Empfinden ist der einzige Träger aller künstlichen Erziehung, indem man entweder die Anregungen so wählt, daß sie von dem natürlichen Empfinden wie von einem willigen Strome getragen werden, oder so, daß

an dem Gegensatze das natürliche Empfinden und Verlangen zum Bewußtsein seiner selbst kommt. Traumbilder von künftigen wirtschaftlichen Zuständen, wie sie die Sozialdemokratie lediglich mit dem Verstande entworfen hat, sind schon für unsere Phantasie reizlos, geschweige denn wirksam für unsere instinktiven Seelenkräfte. Wer also Zukunftsbilder malen will, der bescheide sich von vornherein auf ein bestimmtes Volk, dann forsche er nach den innersten Regungen dieses Volkes und wähle danach Formen und Farben seines Bildes. Dann könnte es ihm gelingen — nicht Gott vorzugreifen und der Zukunft den Weg zu zeigen, wohl aber der Sehnsucht seines Volkes ein Ziel zu geben, nach dem es mit allen angeborenen Kräften seiner Seele streben könnte, ja streben müßte. In dieser Richtung liegt, was ich mir über den Sozialismus vorstelle, und so nur kann ich ernsthaft fragen, was uns Deutschen durch ihn vielleicht an neuer Kraft und Gesundheit gewonnen werden könnte.

Von allen Schäden unserer gesteigerten Kultur scheint mir die Genußsucht die schlimmste zu sein. Die Sozialdemokratie hat gleich an dieser Stelle den schwersten Fehler gemacht, was daraus zu erklären ist, daß sie bloß rechnet, aber nicht empfindet. Anstatt grundsätzlich die einfachere Lebenshaltung zu fördern und in dem Einfachen möglichste Gleichheit für alle, macht sie die Genußfülle der jetzigen Reichen zu ihrem Maße und verlangt sie für alle. Damit hat sie freilich die Begierde der Proletarier vor ihren Wagen gespannt, und dieses Pferd ist bisher ihr bestes gewesen, aber Sittlichkeit kommt nie zum Ziele in einem Wagen, den die sinnliche Begierde zieht. Meines Sozialismus erstes Gesetz wäre also: Einfachheit und Selbstbescheidung in Genüssen und bei diesem Streben möglichste Gleichheit für alle. Der einzige Luxus, den wir zulassen, diene der Kunst in öffentlichen Bauten, Bildwerken, dichterischen Aufführungen, denn die Kunst allein kann des Überflusses froh werden, ohne daran zu verderben. Aber wird sich denn dieser Traum der größeren Einfachheit auf diesem unserem Jahrmarkte der tollgewordenen Kultur verwirklichen lassen? Danach frage ich zunächst nicht, sondern nur, ob deutsche Art im innersten Kerne ihres Wesens der Einfachheit geneigt ist und ob etwa Sehnsucht danach im heutigen Geschlechte sich spüren läßt. Auf beide Fragen antworte ich freudig ja und weiß, daß alle guten Regungen unseres Volkes dieses Ja bestätigen. Die Grundnatur deutschen Wesens

liebt das Schlichte und Einfache, jeder umständliche Mechanismus des Lebens und Verkehrs ist uns zuwider, gestelzte Verhältnisse nicht weniger als gestelzte Menschen, obgleich wir uns wahrlich schon oft genug freiwillig zu dem überwunden haben, was offenbar gegen unsere Natur ist, denn Gott hat unserer angeborenen Einfachheit leider den Affen der Fremdensucht beigegeben, damit wir doch zuzeiten unsere Narrenfeste feiern können. Aber auf die Dauer vertragen wir doch nicht, unsere Natur zu verkehren, und nach solcher Fülle des Genusses, wie wir sie zum ersten Male seit über zweihundert Jahren in dieser letztvergangenen Zeit genossen haben, wendet sich das unbefangene Gewissen der Besten unseres Volkes von selbst wieder der Einfachheit zu Das läßt sich zuletzt nicht beweisen, nur empfinden läßt sichs, und es wird empfunden. Wenn also der natürliche Zug der Einfachheit die stärkste Kraft einer sozialen Wiedergeburt wäre, wir haben diese Kraft und werden ihren Segen noch verspüren, ebenso wie die Italiener, an denen jeder tiefere Beobachter mit Bewunderung erkennen muß, wie jugendlich frisch, bescheiden und natürlich sie sich auf den Trümmern einer furchtbar entarteten Luxuskultur das Wohnhaus der Zukunft zimmern.

Das Ideal nun des einfachen Lebens liegt für den Deutschen sicher nur in den schlichtesten Formen des Erwerbslebens, d. h. da, wo Arbeitsleistung und Lebensgenuß in angemessenem Verhältnis und greifbarem Zusammenhange stehen. Der Deutsche war und ist ein guter Bauer, war und ist ein tüchtiger Handwerker. Selbstlosere Hingabe an mühsame und wenig lohnende Arbeit, als bei dem deutschen Gelehrten findet man nirgendwo in der Welt, größere Selbstverleugnung in pflichttreuer und kärglich bezahlter Arbeit übt kein Beamter so wie der deutsche. Und auch unsre Kaufmannschaft, als sie noch das Maß ihrer Rechtlichkeitsbegriffe allein von deutscher Sittlichkeit nahm und im eigenen Lande mit keinem schlechteren Volke den Kampf ums Dasein führen mußte, war bei allem Wagemut und großen Gelderfolgen pedantisch gewissenhaft in ihrer Arbeit und wunderbar enthaltsam im Lebensgenuß. Nicht Geiz tat sich darin kund, aber haushälterischer Sinn und die tiefgewurzelte Erkenntnis, daß ein einfaches Leben vor dem eigenen Gewissen wie vor dem Volksgewissen das sittlichste Leben sei. Nun hat seitdem sich manches verändert — das Handwerk verkümmert in der dunklen Ecke, der Bauer fühlt sich bei Seite geschoben und

leidet nicht nur unter dem schlichten Namen „Bauer", sondern ebenso unter dem prunkenden des „Gutsbesitzers" Not, der Krämer kämpft mit seinem deutschen Gewissen und dem jüdischen Nachbarn einen bittern und meistens ruhmlosen Kampf. Nur der Großindustrielle und der Großgrundbesitzer und die haute finance des Groß-Börsenschwindels haben reichlich, und die Großstädte sind der Tanzplatz, auf dem sie ihren Tanz ums goldene Kalb aufführen, während das ganze übrige Reich zur Tribüne herabgewürdigt wird, um dem Tanze zuzuschauen. Aber alle diese Größen sind von der unheilvollen Art, an denen ein Volk nicht wächst, sondern klein und elend wird. Es sind die großen „Unternehmer", welche ihre Arbeit nicht mit gesundem Schweiße, sondern mit schlaflosen Nächten bezahlen und bei denen nicht die arbeitende Hand dem Munde das sichere, aber bescheidene Brot bietet, sondern die Glücksgöttin entweder großen Überfluß oder großen Bankerott und manchmal auch Pistolenkugel oder Zuchthaus beschert. Noch sind auch wir Deutschen — darüber ist keine Täuschung möglich — nicht zu der Erkenntnis gereift, daß bei dem vorgerückten Zustande unserer persönlichen Freiheitsbedürfnisse jede wirtschaftliche Größe, möge sie scheinbar noch so nützlich für unser Volk wirken, über ein gewisses Maß hinaus schon durch ihre Existenz unsere persönliche Würde und Freiheit gefährdet; noch vermögen die meisten von uns nicht zu begreifen, daß in wirtschaftlichen Verhältnissen eine gesunde und rücksichtslos geübte Demokratie der beste Schutz aller wahren aristokratischen Eigenschaften eines Volkes ist. Aber das ungesunde Verhältnis zwischen Arbeit und Verdienstanteil in unserem Erwerbsleben empfinden wir doch alle, und so braucht uns nur die Not noch etwas stärker zu pressen, dann wird unser Volk sich schon entschließen, die wirtschaftliche Freiheit zu beschränken, damit unsere menschliche Freiheit wieder zu ihrem Rechte komme.

Welche Wege diese Not uns führen wird — revolutionäre oder reformatorische —, kann heute niemand wissen und braucht uns hier auch nicht zu beschäftigen. Genug, daß unser Gewissen uns zunächst deutlich sagt, was uns in den jetzigen Wirtschaftszuständen erträglich, was unerträglich ist und mit welchen Änderungen wir uns zufriedener fühlen würden. Amerika hat aus diesem Gesichtspunkte nur noch für wenige unter uns irgend welche Verheißung, denn deutlich fühlen wir, daß dort die Freiheit nicht

nur ein Leben ohne Muße und eigentliche Menschenwürde, sondern überhaupt nur ein Scheinleben und selbst dieses für kurze Zeit noch führen wird. Eine soziale Reform aber, welche den natürlichen Unterschied der Menschenbegabung einfach wegdekretieren oder die Freude am Eigenen durch Aufhebung alles persönlichen Besitzes ganz vernichten wollte, würde dem Deutschen noch weniger behagen, weil er deutlich fühlt, daß rechtlicher Besitz allein ihm Freiheit und Herrentum verbürgt, Besitzlosigkeit aber ihn zum Sklaven erniedrigen würde. So muß denn zwischen diesen beiden Extremen der amerikanisch ausgearteten Erwerbsgier und des sozialdemokratischen Kommunismus das Mittel liegen, das uns wieder gesund machen kann. Ich finde es in dem scharf ausgeprägten wirtschaftlichen Nationalismus, verbunden mit einem besseren Ausgleiche zwischen Arbeit und Lebensgenuß.*)

Wer den richtigen Standpunkt zu dieser Grundforderung gewinnen will, der möge sich zunächst durch keinen naheliegenden Einwand verwirren lassen, sondern nur die eine Frage beantworten, ob er glaubt, daß bei dem jetzigen Zustande unseres wirtschaftlichen Lebens oder bei dem Zustande, wie ich ihn fordere, unser deutsches Gewissen, unser deutscher Begriff von Menschenwürde und Sittlichkeit besser zu ihrem Rechte kommen würden. Die Antwort kann gottlob keinem Deutschgesinnten zweifelhaft sein, und dabei darf ich mich beruhigen, weil ich an dem Menschengeschlechte irre werden müßte (was mir niemals einfällt), wenn ich nicht vertrauen dürfte, daß kein Volk auf die Dauer seine angeborne Sittlichkeit von seinen Verhältnissen knechten, fälschen und verhunzen läßt, sondern zuletzt immer wieder sich auf das Seinige besinnt. Die 5 oder 10 v. H., die jetzt bei uns im Überflusse leben, mögen über mein Zukunftsbild lächeln. Wer mit blödem Verstande den Fortschritt nur in der geraden Linie denken kann und darum das Amerikanertum für den unübertrefflichen Renner des wirtschaftlichen Wettkampfes hält; wer nicht begreifen mag, daß eine Selbstbeschränkung, die zur Sittlichkeit zurückführte, darum der einzig wahre Fortschritt sein würde — der mag lächeln.**)

*) Weiteres dazu in dem Abschnitt „Ein nationales Wirtschaftssystem" in dem Kapitel „Der Deutschbund" (Anhang).

**) Heute — das gestehe ich willig — gehört schon ein außergewöhnliches Maß von Zuversicht und selbständigem Denken dazu, um bei solchen Worten

Die Kleingläubigen, die ihre eigene Sehnsucht ersticken, weil sie nicht zu denken wagen, daß all diese nichtige Hast unsres wirtschaftlichen Lebens, all dieser Tand und Flitter einem ernsthaften Menschengeschlechte wieder entbehrlich werden könnte — sie mögen zweifeln und lächeln. Auch die klugen Nationalökonomen mögen lächeln, weil sie zwar unsere wirtschaftliche Krankheit erkennen, aber kein Mittel der Genesung finden, da wir ja nach ihrer Meinung nicht unser wirtschaftliches Schicksal in den eigenen Händen halten, sondern, gefesselt an das große Rad des Weltverkehrs, unrettbar fortgezogen werden, entweder mitrennend, daß uns der Atem ausgeht, oder geschleift und zermalmt. Alle diese Erbpächter der Weisheit werden dennoch eines Tages ihre Torheit erkennen, wenn ein Volk, noch bevor es sittlich ganz erschöpft ist, mit freiem Entschlusse den Wettkampf einstellt und den anderen Völkern eine neue Rennbahn öffnet, wo Sittlichkeit die Schranken zieht und wahre Menschenwürde den Preis bildet. Meine Hoffnung flüstert mir zu, daß zuerst das deutsche Volk dieses neue Ideal aufstecken werde — möge sie nicht täuschen!

Aber diese Überzeugung freilich gebe ich von vornherein dem Triumphgefühl der Tagesweisen preis: kein noch so verständiger Zuspruch, keine noch so flammende Begeisterung eines Einzelnen wird unserem Volke das neue Ideal zur Tat erwecken. Nein bevor nicht die Not, der leibliche und sittliche Hunger den Willen zur Auflehnung uns aus allen Poren treibt, wird auch nicht durch die

nicht zu lächeln. Denn heute scheinen alle Wege unserer Wirtschafts- und vom Kaiser selbst proklamierten „Welt"-Politik in der Tat direkt zum Amerikanismus zu führen. Man kann heute wohl den Eindruck haben, daß es gar keine Möglichkeit mehr gebe, diesen Ausgang zu vermeiden. Seitdem unsere Landwirtschaft den Rang der Haupternährerin des deutschen Volkes nicht mehr hat behaupten können, scheinen auch besonnene Leute für die Entwicklung Deutschlands zum Industrie- und Handelsstaate das Galopp-Tempo als das einzig Denkbare und Ersprießliche zu betrachten. Schon drückt das Argument, daß wir außer mit den reichen Mitteln eines amerikanisch organisierten Industrie- und Handelsstaates die notwendigen Aufwendungen für Heer und Flotte nicht bezahlen könnten, mit bedenklicher Überredungskraft selbst auf gut deutschgesinnte und national strebende Männer. Rückständig erscheint der Argwohn und Verdruß, mit denen ein großer Teil unseres Volkes den freundschaftlichen, allzu beflissenen Verkehr unserer höchsten Kreise mit dem Amerikanertum betrachten; doppelt rückständig, seitdem die Amerikaner in der sympathisch männlichen, fast soldatischen Persönlichkeit Roosevelts einen Präsidenten erhalten haben, der den Mammonismus ame-

Massen der Fanatismus der Selbstentäußerung glühen, aus dem allein die großen Volkstaten geboren werden.

Und dann noch eine zweite Forderung, die gewiß nicht weniger erheiternd auf den Philister wirkt und dennoch eines Tages im wahren Sinne des Wortes blutiger Ernst werden muß. Wenn ein Volk, z. B. das deutsche, *für sich selber* Entschluß und Tat zu einer sozialen Wiedergeburt gefunden hätte und zögerte dann, den Segen dieser Selbstbeglückung auch den andern Kulturvölkern zu bringen, *im Notfalle mit der Schärfe des Schwertes*, dann wäre es so gut, als hätte es den eben gefundenen Schatz mit eigenen Händen wieder vergraben. Das ist die alte Wahrheit, die in der Geschichte jeder Religionsgründung und jeder großen politischen Revolution aufs neue sich bewährt hat und dennoch heute von allen Menschenfreunden wiederum bestritten werden wird, besonders da in dieser langen Friedenszeit einige hysterische Hühner männlichen und weiblichen Geschlechtes wieder sehr vernehmlich von ewigem Frieden kakeln.

Ewiger Friede?

So führt uns das soziale Problem, aus dem Gesichtspunkte des reinen Deutschtums betrachtet, vor eine zweite große Zeitfrage, die zwar für die gesund und unmittelbar Empfindenden unter uns noch keine Bedeutung hat, unseren weltbürgerlichen

---

rikanischer Milliardäre, der heute noch genau so stinkend ist, wie er immer war und sein wird, mit dem für ein deutsches Auge so verführerischen Schimmer der Ritterlichkeit verdeckt. Ja, wir sinken dem Amerikanismus in die Arme — wer sollte dieses Schicksal aufhalten? Nun, gemach! Noch braucht der Kurs, der heute gesegelt wird, nicht der endgültige zu sein. Es könnten dem Kaiser und den Bundesfürsten, bevor sie ganz vertraulich mit Amerika werden, doch noch einige Bedenken kommen. Wie nämlich z. B. das deutsche Heer und die deutsche Beamtenschaft, beide unerläßlich fußend auf Gehorsam, Treue und Unbestechlichkeit, mit dem Geiste des amerikanischen Mammonismus ohne Schaden für den Bestand des Reiches sich vermischen könnten? Ganz abgesehen von der deutschen Volksseele und einigem Inventar, das ihr teuer und wert geworden? Es könnte sich ferner ereignen, daß in dem Augenblicke, wo uns nichts mehr übrig zu bleiben schiene, als die schlichte Kapitulation vor dem Mammonsgeiste des Amerikanismus, gerade aus dieser Unausweichlichkeit das deutsche Volk mit Blitzesdeutlichkeit erkennte, wie schlecht die Politik war, die in solche Sackgasse führte. Noch sind wir nicht am Ende dieser Politik, noch ziemt uns nicht, unter ihren Absichten

Träumern aber mächtig den Kopf verwirrt. Ist der Krieg ein Übel? Müssen wir ernstlich den ewigen Frieden und als Mittel dazu internationale Schiedsgerichte anstreben?*) Auch an dieser Frage läßt sich scharf erweisen, daß christliches Gebot dem natürlichen Empfinden unseres Volkes widerspricht. Der Christ, er mag sich wenden wie er will, steht immer wieder vor der Forderung: Du sollst nicht töten! Den Einzelnen nicht, also noch weniger massenweise! Trotz des Christentums haben freilich die Kriege bis heute nicht aufgehört, ja es wurde kein Krieg zu noch so schnöden Zwecken begonnen, der nicht den Segen der Kirchen und ihrer bestellten Diener gefunden hätte. Aber der Geist des Christentums verschuldet am Ende nicht, was unvollkommene Diener in seinem Namen gefehlt haben, und jener Geist gebietet unanfechtbar, nicht nur den Feind nicht zu töten, sondern ihn zu lieben, weshalb alle Friedensapostel mit Hohn und Spott betrachten, was für ein Zerrbild wir aus unserem Christentum machen, da wir noch immer Kriege führen. Das Christentum versagt also in dieser Frage seine Kraft vollständig, und das ist eine so allgemeine Überzeugung geworden, daß es unter Gegnern wie Anhängern der Friedensidee längst nicht mehr als ehrlicher Streit gilt, wenn unser altersschwaches Christentum als Richter über Krieg oder Frieden angerufen wird. Nein, man appelliert an das Kulturbewußtsein des 19. Jahrhunderts, man malt die Nachtseiten

---

und Erfolgen die Summe zu ziehen. Aber wenn sie eines Tages gleitend dort ankommen sollte, wo sie gehend nicht hinzukommen hoffte, dann wird man für sie das Urteil bereit halten: — daß jede „Weltpolitik", jeder Industrialismus, jede Handelsära für die deutsche Volksseele „gerichtet" ist, die uns zum Amerikanismus führt. Das deutsche Volk will weder auf den Wohlstand seiner letzten 30 Jahre noch auf den größeren Wohlstand künftiger Jahrhunderte verzichten, es will der Industrie nicht die Märkte und dem Handel nicht die greifende Hand verschränken, aber auch seine Weltwirtschaft soll national und sozial sein, auch das reich werdende deutsche Volk will deutscher Art und Sitte treu bleiben. Nicht anschmiegend höflich muß daher, wie es mir scheinen will, die Weltpolitik sein, die wir Deutsche brauchen können, sondern geschickt zuwartend, aber in jedem geeigneten Augenblick rücksichtslos zugreifend. Der Erwerb von Kolonien und die Schaffung von Schutzgebieten ist die einzige Art, wie wir dem deutschen Handel und der Industrie sichere Märkte schaffen können, ohne unserem Volkstum zu schaden.

*) Seitdem ist das internationale Schiedsgericht im Haag tatsächlich eingesetzt — als erstes tragisches Monument der platonischen Friedensliebe eines russischen Kaisers, dem wir wünschen mögen, daß seinem Namen nicht

des Krieges, sein Blut, seine Roheiten, sein tierisches Wüten und seine grausamen Zerrüttungen in allen Verhältnissen, zu deren Pflege liebenden Menschenherzen jedes längste Leben voll Opfer und Arbeit noch zu kurz erschien; man zeigt, wie der Mensch im Kampfe gegen seine bösen Leidenschaften und gegen Gewissensknechtung eine unvergleichlich edlere Stätte finde, um wahren Mut und wahren Freiheitsdrang zu beweisen; man setzt das Leben selbst als unveräußerliches Gottesgeschenk, als absoluten Herrscher auf den Thron und verkündet, daß der Tod die schlimmste Sünde gegen das Leben sei, gerade wie unsere Ärzte nicht blinder und einseitiger die Lebenserhaltung um jeden Preis zum einzigen Gesetze ihrer Kunst machen könnten, wenn die Regel nicht wäre, daß alle, sondern nur, daß einige Menschen schließlich sterben müßten.

Das Leben also als notwendigstes Kulturmittel — das ist der Grund, auf dem die modernen Friedensapostel stehen. Weiß sich einer nichts Besseres, als das Leben, so mag er wohl um einen Widerstand verlegen sein, oder ist er ein Christ im Geiste und in der Wahrheit, so hat er das fünfte Gebot und mag die Waffen strecken. Unsre deutsche Sittlichkeit aber, die hier noch kräftig in jedem unverbildeten Empfinden pulsiert, macht mit dem ganzen Larifari kurzen Prozeß. Sie sagt aus Moltkes Munde: Der ewige Friede ist für die Menschheit nur ein Traum, und nicht einmal ein schöner! Nein, gewiß kein schöner, denn der Friede, der keinen Krieg mehr als Austrag schlimmster Verwicklungen vor sich sähe, würde uns verjauchen und verrotten bis ins tiefste Herz, zum Abscheu unser selbst. Macht erst die aufrechte Ehrlichkeit zum

noch grausamere Ironie im Buche der Geschichte vorbehalten sei, als der Krieg mit Japan, den er jetzt zu führen hat. Dunkle Wolken ballen sich um dieses träumende Haupt, als habe sich das Schicksal vorgenommen, gerade an ihm und dem russischen Volke zu zeigen, daß die Fortschritte in wie Versäumnisse an der Kultur Spannungen in der Menschheit erzeugen müssen, die sich nur durch Katastrophen lösen lassen. Aber das Haager Schiedsgericht mag ja trotz dieses ironischen Beigeschmacks für seinen Begründer ein länger oder dauernd brauchbares Instrument für die leichteren Verwicklungen der Diplomatie bleiben, „ausgenommen die Fälle, wo die Ehre oder Interessen der Nationen auf dem Spiele stehen", d. h. mit anderen Worten ein Instrument gegen den Krieg für alle diejenigen Fälle, wo er bei der heutigen Größe des Risikos auch ohne dieses Instrument vermieden werden würde. Ironie, überall Ironie, von welcher Seite man die Sache be-

Diplomaten, nehmt der kriechenden Schlauheit den beredten Mund, laßt die Wahrheit zur siegreichen Herrin werden und die Lüge zur verachteten Sklavin unter den Menschen, gebt der Treue den Preis und der Falschheit die Schmach, pflanzt uns Erkenntnis ins Herz, daß wir wahrem Verdienste nachlaufen und das aufgeblähte verabscheuen; vor allem vergeßt nicht, die Gaben auszugleichen unter den Menschen, oder reißt ihnen wenigstens die Triebe des Hungers und der Liebe, der Herrschsucht und des Neides aus der Seele: — dann predigt ewigen Frieden, und ihr werdet Gläubige finden. Aber bis dahin ist eure Predigt Torheit, ja Verbrechen, denn der ewige Friede würde alle kräftigen Wallungen unseres Blutes, die oft das Schlechte, öfter aber die Tugend fördern, auf ewig zum Sklaven schleichender Gemeinheit machen. Ein Schmarotzervolk, wie das jüdische, strebt mit allen Instinkten seiner Herrsch- und Habsucht für den ewigen Frieden, denn seine zersetzende Arbeit am lebendigen Leibe der Völker würde in diesem Zustande ungehindert von statten gehen. Aber eine erdgewachsene Nation fühlt, daß ein Krieg unter Umständen zum Gedeihen ebenso nötig, ja nötiger ist, als der Friede, wie ja in der Natur nicht bloß Sonnenschein und milder Regen, sondern auch Sturm und Ungewitter das Leben fördern.

In unserem deutschen Volke aber sind friedliche Neigungen und kriegerische Tüchtigkeit so glücklich gemischt, daß in diesem Betracht kein anderes Volk der Erde unser Beispiel erreicht und keines so berufen scheint, der Menschheit auf dem Wege zum wahren Fortschritt vorzuleuchten. Gerechtigkeit, d. h. die Achtung vor dem wohlbegründeten Besitze der andern hat eine feste Stätte in unserm

trachten mag! Aber leider ist Ironie diejenige Form des Witzes, auf welche sich der weibliche Teil der Menschheit aus Naturanlage am schwersten versteht, und diese weibliche Seite reicht heute im deutschen Volke weit in den männlichen Teil hinein. Es ist — auch eine Folge unseres langen Friedens! — namentlich in den Köpfen unserer gebildeten männlichen Jugend bezüglich der Möglichkeit des ewigen Friedens eine Logik im Schwange, ein Verfall der Urteilskraft, den man nicht besser charakterisieren kann, als mit einem Vergleich, den Bismarck einst bei irgend einer Gelegenheit im Reichstage anwandte. Wenn ich diesen Fall — so ungefähr waren dem Sinne nach seine Worte — für möglich oder gar wahrscheinlich nehmen sollte, so müßte ich nach der Logik der Frauen verfahren, welche zwar wissen, daß der Zug nach der und der Station fahrplanmäßig zu bestimmer Zeit abgeht, aber unter besonderen Umständen mit der Hoffnung rechnen, daß er ausnahms-

Gewissen; immer aber, so lange wir zurückblicken können, hat unser Volk auch Freude gehabt an allen Tüchtigkeiten des Leibes und der Seele, welche bei den großen Entscheidungen des Waffenganges den Ausschlag geben. Auf diesem Sinne gilt es zu beharren, denn er vor allem macht uns zu einem Herrenvolk. Er hat ehemals das Germanentum zum Pflanzgarten adliger Menschheit gemacht, aus welchem zur Zeit der Völkerwanderung die Edelreiser für verwilderte Kulturnationen genommen wurden. Er hat selbst in den Zeiten unserer politischen Schwäche sich noch bewährt, da andere Völker halb spöttisch, halb voll Ehrfurcht anerkennen mußten, daß wir der „Kulturdünger der Welt" seien. Er muß nun, da wir wieder stark geworden, unsere unbewußte Tugend sein, und keine Neuempfindung verblaßten Christentums darf ihn beirren, denn mit dieser unserer ererbten Harmonie zwischen Friedensliebe und Kriegstüchtigkeit verteidigen wir unsere Stärke und zugleich den wahren Adel der Menschheit. Keine Eigenschaft unseres Volks hat so wie diese uns jugendlich erhalten, daß noch heute nach so viel Strapazen der Zivilisation, nach so viel Zopfgelehrsamkeit und bureaukratischer Blutleere das Ideal unseres Volkstums Siegfried der ewig Junge heißen darf und daß alle ursprünglichen Triebe unserer schulgeplagten Knaben sich auf dieses Vorbild richten. Noch immer sind wir kindlich in innerster Empfindung, harmlos in unseren Freuden, einfach in unseren Trieben trotz aller Entartung der Einzelnen; noch immer sind wir zeugungskräftig, und unser Stamm vermehrt sich, daß längst nicht alle Volksgenossen auf dem eigenen Boden Nahrung finden. So wird die Mahnung doppelt dringlich, daß wir auch Helden bleiben, denn wer weiß, ob die germanische Völkerwanderung ein vereinzeltes Beispiel der

weise auch einmal zu anderer Zeit fahren könnte. Ganz dieser Logik gemäß hörte ich neulich einen jungen Mann von akademischer Bildung im vollen Ernste sagen: „Dieser russisch-japanische Krieg wird, denk' ich, der letzte große Krieg sein, dann wird keiner mehr nötig werden." Und als ich darauf kräftig lachte, sagte er im Tone der Überlegenheit und mit ernster Verweisung im Blick: „So hätten Sie auch gelacht, wenn in früheren Zeiten einer Ihnen geweisſagt hätte, die Kriege zwischen den deutschen Städten würden aufhören. Nun, sie *haben* aufgehört!" Ich gebe also zu, daß die Idee vom ewigen Frieden nicht nur zum Lachen ist und daß ihre Ausrottung aus den Köpfen (wenn nicht ein deutscher Krieg selbst demnächst die Beweisführung übernimmt) eine verzweifelte Arbeit werden kann, nachdem die Logik so rapide entartet ist.

Geschichte bleiben wird! Die Völker rings umher sind entweder welkensreife Früchte, die ein nächster Sturm vom Baume schütteln kann, wie Türken, Griechen, Spanier, Portugiesen und ein großer Teil der Slawen; oder sie sind zwar stolz und rassefreudig, aber greisenhaft geklügelt in ihrer Kultur, kärglich im Nachwuchs und ohne Maß im Ehrgeiz wie die Franzosen; oder sie haben, trotzend auf die Unnahbarkeit ihres Wohnsitzes, der Gerechtigkeit allzu sehr vergessen und ihre Selbstsucht zum Maße aller Dinge gemacht, wie die Engländer und Amerikaner. Wer weiß, ob wir Deutschen nicht allen diesen Entartungen zur Zuchtrute und zur Gesundung bestimmt sind, wer weiß, ob wir nicht wieder, wie unsere Vorfahren in grauer Vorzeit, mit dem Schwerte ausziehen müssen, um Land zu suchen für unsern Überwuchs! Selbst aber, wenn dies alles nicht nötig würde, könnte die eigene soziale Gesundung, die wir jetzt im Namen unserer sittlichen Volksideale erstreben, uns eines Tages zwingen, auch den übrigen Völkern das Heil der neuen Wirtschaftsformen aufzunötigen. Zu alledem bedürfen wir, daß das blanke Schwert unserer Kampfesfreude und Kriegstüchtigkeit nicht roste, und darum müssen wir fernerhin mit vollem Bewußtsein in uns stärken, was wir sogar aus dem Christentume glücklich herübergerettet haben und wozu die unbefangene Neigung noch jeden von uns treibt: — die kriegerische Tüchtigkeit. Zauberischen Klang hat schon jetzt in unseren Ohren das Wort, daß wir ein Volk in Waffen heißen dürfen, an Erinnerungen des militärischen Dienstes stärkt selbst der sozialdemokratische Arbeiter zum Ärger aller Agitatoren sein Selbstbewußtsein, und mit allgemeiner Bereitwilligkeit dulden wir, daß der ritterliche Offizier unserer Gesellschaft darlebe, was sie als vornehm, adlig und ehrenhaft gelten lassen soll. Aber noch oft genug regt sich auch der Philistertrieb falscher Sparsamkeit namentlich in unseren politischen Parteien, der Pedant und der Phantast, die sonst nichts mit einander gemein haben, lassen sich — lächerliche Toren beide — vom Juden die Losung geben, um dem Volke sein angeborenes Kriegertum zu verleiden.*) Mit diesen Neuezuständen, die vom sonst vernachlässigten Christentume nur gar zu gerne ihre besten Gründe nehmen,

*) Vgl. den Abschnitt „Persönlichkeit und Staat" im Kapitel „Das Persönliche im Nationalen". Unter dem hier behandelten Gesichtspunkte, daß sich das Christentum mit dem Deutschtum in einem noch unausgeglichenen Gegensatz befindet, will auch der Streit um das Duell betrachtet sein.

müssen wir brechen, ebenso wie wir mit den Anmaßungen unserer elenden Kärrnergelehrsamkeit, die uns den Kopf mit totem Ballast vollstopft und unser angebornes Empfinden verdorrt, kurzen Prozeß machen müssen. Alle unsere staatlichen und wirtschaftlichen Einrichtungen seien so beschaffen, daß wir gesund nach deutscher Sittlichkeit im Frieden und kampftüchtig im Kriege, ein echtes und rechtes Volk in Waffen bleiben können, unsere Jugend aber in Zukunft mehr und mehr so erzogen, daß sie ein Volk in Waffen werde, nicht trotz der falschen Ideale einer verdorrten und ausländisch verfälschten Gelehrsamkeit, einer nur heuchlerisch dem deutschen Gewissen angepaßten Religion, sondern gefördert von einfach-gesundem Wissen, wahrhaftiger Religion (die nur des einzelnen echtes Eigentum sein kann) und der ererbten Sittlichkeit des Deutschtums.

Hier münden längst gehegte und gepflegte Bestrebungen nationaler Schulreform in den Gedankengang dieser Mahnungen ein; so kann ich hier wieder auf frühere Worte zurückweisen.*)

Die Frauenfrage.

Mit Absicht messe ich unser Deutschbewußtsein nur an den großen Zeitfragen und wähle unter ihnen besonders diejenigen, bei denen wir uns haben verleiten lassen, die allgemein menschliche, internationale Lösung für die nächstliegende zu halten. Vielleicht ist aber diesem und jenem nun die Überzeugung näher gekommen,

den das Zentrum kaum schärfer und zäher betreibt, als orthodox-protestantische Geistliche.

*) Vor elf Jahren waren die Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsbestrebungen bei uns noch in den Anfängen einer öffentlich fühlbaren Bewegung, was freilich nicht hinderte, sondern im Gegenteil zur Folge hatte, daß ihre Vertreter, namentlich die der gänzlichen Enthaltsamkeit, mir immer aufs Neue klar zu machen versuchten, daß gerade ich als Förderer des Deutschtums zum Kampfe gegen den Alkohol verpflichtet sei, daß ich mich lächerlich machen würde, wenn ich in dieser Hinsicht nicht bald besseren Willen bewiese u. dgl. m. Nach meiner Erfahrung sind von allen Propheten neuer Heilslehren diejenigen, die eine Körperheilung und Erneuerung auf dem Wege der Reform der Nahrungs- sowie der Genußmittel anstreben, weitaus die temperamentvollsten, unduldsamsten und einseitigsten. Das gilt von den Naturheilern so gut wie von den Vegetariern und auch von den „Abstinenten". Sie haben wohl selber kein Bewußtsein von dem Eindruck, den ihre harte und übertriebene Einseitigkeit

daß wir nicht einmal in die Nachbarschaft verwandter Völker, geschweige denn in die Weite der gesamten Menschheit wirken können, außer wir stehen fest mit beiden Füßen auf dem unsrigen. Kultur und Fortschritt sind gewiß geistiger Art, aber sie bedienen sich öfter des Armes der Macht, als der Zunge der Überredung, und Macht kommt uns nur aus der Erde, darauf ein jedes Volk gewachsen ist. Von manchen andern wichtigen Aufgaben, z. B. der ersehnten Umwandlung unseres Rechtes vom Römischen ins Deutsche, versteht es sich von selbst, daß wir sie nur durch die Stärkung unseres volkstümlichen Wesens lösen können; dabei brauchen wir also hier nicht zu verweilen. Aber es bleibt noch ein Problem, das kurz zu betrachten wäre, weil auch an ihm das Deutschbewußtsein sich stärker bewähren müßte, als wir bisher gewohnt sind: — die Frauenfrage.

Sie ist für die Gebildeten unseres Volkes länger, als irgendwo anders, keine ernsthafte Frage gewesen; erst der starke Hebel der allgemeinen sozialen Not hat sie dazu gemacht. Und ich für meine Person glaube, daß die Frauenfrage für unser Deutschbewußtsein im wesentlichen gelöst sein wird, wenn wieder gesundere wirtschaftliche Zustände das Heiraten leichter machen werden, als es jetzt ist. Denn wegen all der Nervositäten, die jetzt so reichlich um die Frauenfrage emporwuchern, werden wir uns dann keine Sorge mehr machen. Immer aufs neue werden wir es erleben, daß die Frau, so urgesund von Natur und durch die Notwendigkeiten ihres Geschlechtes so eng mit der Schöpfung ver-

auf ruhig beobachtende, gutwillige, aber im natürlichen Gleichgewicht lebende Menschen macht. Sie glauben vielmehr rechte Diener eines sittlichen Gebotes zu sein, wenn sie im Kurztakt ihres Fanatismus immer wieder auf dieselbe Stelle klopfen. Dabei übersehen sie dann völlig, daß jeder Unbefangene die Probe auf das Heilrezept, das sie verkünden, zunächst an ihnen selbst, an ihrem körperlichen und geistigen Wesen macht. Und wenn er dann in so manchem Falle den Typus des Fanatikers bei diesen Propheten mehr oder weniger in Reinzucht ausgeprägt findet, so kann er höchstens noch trotz, aber gewiß nicht wegen solcher Leistungsprobe gläubig werden.

Soviel ich beobachten kann, hat man auch da, wo deutsche Männer und Frauen für ihre Person im Alkoholgenuß mäßig oder gar ganz enthaltsam sind, ein gelassenes Lächeln für den Übereifer, den einzelne Propheten dieser Frage widmen. Ich habe nicht den Eindruck, daß selbst bei den umsichtigen und für alles Edle gutwilligen Deutschen die Stimmung für die Abstinenz-Fanatiker im Laufe der Jahre besser geworden wäre

wachsen, doch eine verhängnisvolle Neigung behält, ihre seelische Persönlichkeit in launenhafte Subjektivitäten zu steigern, für welche der Generalnenner in Form einer allgemein befriedigenden Organisation auf keine Weise gefunden werden könnte, vorausgesetzt, daß nicht das ganze Staatswesen an die Kleiderschleppe der Frau gehängt werden soll. Eine Summe von Nervosität ist aber noch keine Persönlichkeit, geschweige denn ein Charakter, und nur auf Charakteren, die in ihren Willensregungen doch beharrlich und verantwortlich bleiben wollen, kann ein Staatswesen sich gesund erhalten.

Es beweist also meines Erachtens nicht den Eigennutz der Männer, sondern ihre Einsicht in die natürliche Schwäche der Frau, wenn sie den Staat und seine Leitung von weiblichen Nervosität frei halten. Nur desto größer wird aber in Zeiten, wie den jetzigen, dem männlichen Teile eines Volkes die Pflicht der Fürsorge für den weiblichen, und so betrachtet bekommt die Frauenfrage für jeden verständigen Deutschen ein sehr ernstes Gesicht. Naturgemäß hat jedes gesunde Mädchen ein Recht auf Ehe, und kein Volk kann auf die Dauer gesund bleiben, das diesem Rechte nicht freien Raum gibt. Da aber das ganze Lebensglück des Weibes in seiner Liebe, also auch in der Ehe beschlossen bleiben muß, so ist ferner zu fordern, daß möglichst nur die freie Neigung und eine möglichst klare Erkenntnis von der übernommenen Verantwortung zum Ehebunde führen dürfen. Würde so dem natürlichen Berufe und der persönlichen Freiheit der Mädchen ihr Recht *vor* dem Ent-

und kann ihnen auch mit gutem Gewissen einen stärkern Erfolg in Zukunft nicht wünschen. Wenn ich trotzdem bei der Neuauflage meines Buches und im Zusammenhange dieser Betrachtung über moderne Zeitfragen im Spiegel des Reinen Deutschtums wenigstens in einer Anmerkung auch auf diese Frage zu sprechen komme, so geschieht's, weil nach meiner Ansicht dieser Kampf gegen den Alkohol in Deutschland nicht nach der Schablonentaktik anderer Länder, weder also auf amerikanische noch selbst auf skandinavische Art geführt werden darf, wenn wir nicht allen etwaigen sittlichen Gewinn durch Einfuhr einer widerlichen Heuchelei bezahlen sollen. Auch diesen edelgemeinten und an sich heilsamen Bestrebungen kann ich nur wünschen, daß sie sich mit besserem Verständnis für unsre Grundnatur in das deutsche Volk einwachsen. Dann wird dieser nervöse und dürre Fanatismus von ihnen abfallen; sie werden williger aufgenommen und getragen werden, wenn sie mehr an die im deutschen Volke auch für diese Frage reichlich vorhandene Einsicht und weniger an die Krampfadern appellieren.

Bevor noch die Mäßigkeits- und Abstinenz-Bewegung nach dem Muster

schlusse, so müßte desto kräftiger alle Nervosität der weiblichen Natur abgewehrt werden, wenn sich die Pforte des Ehebundes hinter ihr geschlossen hat. Hielte ihr nun die Liebe des Mannes nicht ganz, was sie versprochen, so richtet ja die Liebe zu ihren Kindern die höhern Ideale vor ihr auf, und hülfe selbst diese nicht fort über allen Schmerz der Enttäuschung, so muß das Bewußtsein trösten, daß die Sittlichkeit ihres Volkes in allem, was Entsagung fordert, auf ihrer Opferfähigkeit ruht.

So mindestens sittlich — wenn sie nicht glücklich sein durfte — ist die deutsche Ehe von jeher gewesen; so ist sie noch heute trotz mancher Ausnahmen der Entartung; so wird sie auch bleiben, ja allgemeiner noch wieder werden, wenn wir nur das deutsche Ideal an Stelle des verblassenden christlichen in unserer Seele mit Bewußtsein stärken. Deutsche Ehe und deutsches Familienleben sind heute noch die stärksten Quellen unserer nationalen Kraft und in allen Hauptdingen merkwürdig wenig berührt von den Entartungen unserer Zeit. Aber wie gewaltig brausen die Stürme *vor* diesem Hafen und oft genug noch *mitten* in ihn hinein, und wie jammervoll häufen sich hier die gestrandeten Existenzen, weil unser kapitalistisch verrottetes Wirtschaftsleben so vielen unserer jungen Männer die Ehe zu einem Luxus macht und mehr noch unserer Mädchen in verbitterte Einsamkeit oder in die Unzucht treibt. Dies ist der Teil der Frauenfrage, der allein für das deutsche Volk Berechtigung hat und dringend seine Lösung fordert. Sie wird sich von selbst geben, wenn eine wirtschaftliche Wiedergeburt uns zu

anderer Länder auch bei uns stärker erkennbar wurde, war tatsächlich der Gipfel des Mißbrauchs, gegen den sie sich richtet, längst überschritten. Damit will ich den Wert ihrer sittlichen und heilsamen Absichten nicht herabsetzen und auch das Verdienst ihrer bisherigen und künftigen Mithilfe durchaus nicht schmälern. Nur für ein unbefangenes Urteil über den *Tatbestand* möchte ich damit Raum schaffen und ein gesünderes, weniger fanatisches, deutscheres Temperament auch in diesen Bestrebungen anbahnen helfen. In den oberen Volksschichten hat die Hinwendung zu Spiel und Sport, die im übrigen wegen der Engländerei unserm deutschen Selbstbewußtsein wieder so manchen Verdruß bereitet, auf den Alkohol-Mißbrauch doch ganz außerordentlich hemmend gewirkt. Turnen, Sport und Spiele vertragen sich nicht mit den Erschlaffungen des Alkohols. Wo sie zur Liebhaberei werden, wecken sie auch über die jedesmalige Leistung hinaus die Freude am sehnigen, schlanken, stattlichen Körper. Sie fördern den Ehrgeiz, die unförmige Gestalt wieder in Form zu bringen und dauernd darin zu erhalten. Und daraus folgt dann von selbst, daß Trink-Völlerei oder

gesunderen und einfacheren Lebensformen zurückführt und unser dann auch sittlich gekräftigtes Volk die Ehe wieder als Volksgebot von jedermann fordern kann.

Bis dahin aber können wir die Frauen nicht nur gewähren lassen, sondern müssen sie sogar unterstützen in dem Bestreben, ihre Kräfte an einem Teile der Berufe zu erproben, welche bisher allein den Männern gehörten. Als Lehrerinnen und Erzieherinnen unserer Töchter, als Pflegerinnen der Kranken machen sie nur die natürliche Überlegenheit ihrer Natur für das Gemeinwohl nützlich. Ob sie als Ärztinnen wirklich die Tugend der Schamhaftigkeit erleichtern würden, die wir bei unseren deutschen Frauen nicht vermissen möchten, sollte wenigstens erprobt werden, und ich für meine Person bin noch keineswegs sicher, daß die Probe auf die Dauer gelingen wird. Literatur und Kunst stehen den Frauen ohnehin offen, und für manche Stellen im öffentlichen Dienste scheinen sie verwendbar zu sein. Wollte der heutige Staat diesem und weiterem Begehren der Frauen den Zutritt verschließen, so fügte er zur Gewalt die Unsittlichkeit, denn immer müssen wir uns gegenwärtig halten, daß jeder Mensch, also auch die Frau, nicht nur zu leben, sondern auch nützlich zu leben das Recht hat, daß aber unser jetziges krankhaftes Wirtschaftsleben tatsächlich vielen Frauen nicht erlaubt, im Zuge ihrer Natur als Hausfrau und Mutter nützlich zu sein und ihnen nur die schlimme Wahl zwischen untätiger Selbstverbitterung oder Unzucht läßt.

Die heutige Gesellschaft hat also zweifellos kein inneres

---

gar Trink-Zwang unmöglich und mäßiger Alkoholgenuß guter Geschmack und Mode werden, völlige Enthaltsamkeit aber jedenfalls nicht mehr dem Spott ausgesetzt bleibt. Wer möchte nicht eine Besserung unsrer frühern Trink-Unsitten den deutschen Gebildeten von Herzen wünschen, wer würde es nicht geradezu mit Jubel begrüßen, wenn so die Aussicht sich öffnet, daß unser tatsächlich so arg deformiertes Volk durch scharfe Trainierung und größere Mäßigkeit in Essen und Trinken wieder in bessere Form käme! Aber wer will behaupten, daß bei diesem erfolgreichen Angriff gegen den Alkohol die Mäßigkeitsbestrebungen an sich irgendwelchen direkten Anteil gehabt hätten oder gar, daß die Enthaltsamkeitsbewegung unentbehrlich wäre, um den Wirkungen dieser Sportliebhaberei einen Erfolg zu sichern, den sie nicht schon durch sich selbst hervorbringen könnte!

Immerhin ist in der oberen Volksschicht bisher den körperlichen Übungen nur eine kleine Minderheit sicher gewonnen, die zwar auf Gesellschaft, Geschmack und Mode schon mit der Stärke einer herrschenden Macht wirkt und Widerspruch kaum noch aufkommen läßt, aber doch naturgemäß Körper und

Recht, den Frauen in ihrem Kampfe für nützliche Betätigung, d. h. für ihre Sittlichkeit zu wehren. Eine spätere, wirtschaftlich vereinfachte und gesundete Gesellschaft aber kann dieses Recht wohl wiedergewinnen, und dann wird die Frauenfrage verschwinden oder ein ganz verändertes Gesicht bekommen. Was dann noch von ihr übrig bliebe, wäre die Frauenfrage der Nervosität, und diese abzuwehren würde Pflicht und Recht des deutschen Volkes sein, im Namen seiner Männlichkeit und Gesundheit. Wie sehr Völker entarten, in welchen die Nervosität des Weibes das Szepter führt, zeigen uns warnend genug die Spanier. Auch Frankreich kämpft immerfort mit dieser Gefahr, Schweden würde ohne sie sich kräftiger bewähren, und die österreichische Hauptstadt nicht so völlig zum deutsch-jüdischen Capua entartet sein. Hat also ein sozialreformiertes Deutschland sich selbst erst wieder kräftiger im Zaume, so müssen auch unsere Frauen und Mädchen ihren flatternden Launen Halt gebieten, und gottlob zwingt noch keine Erfahrung am heutigen Geschlechte zu dem Verdachte, daß sie das nicht können oder mögen würden. Auch in den Frauen, obgleich ihre individuelle Natur so stark und ihr Talent zum Gemeinsamkeitsgewissen so schwach ist, wird doch das Deutschbewußtsein eine größere Macht werden, als es bis zum heutigen Tage bei den meisten ist. Das Christentum zur Deutschreligion zu vergeistigen, wird freilich mancher von ihnen unmöglich scheinen, denn der persönliche Christ- oder Heiligenkultus ist manchem weiblichen Liebesdrange eine schwer entbehrliche Gewohnheit geworden. Auch hat in manchem

Gewohnheit der großen Mehrheit des Volkes noch nicht in den Kreis ihres Einflusses hereingezogen hat. Aber auch hier, wo sie nun ihr eigentliches Arbeitsfeld suchen möchte, kommt die Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsbewegung zu spät, um nur aus eigener Kraft einen entscheidenden Triumph zu erringen. Auch hier hat auf ganz anderen Wegen eine natürliche Entwicklung schon soviel vorgearbeitet und wird auch in nächster Zukunft ganz aus sich selbst soviel Mißbrauch beseitigen, daß irgendwelcher Fanatismus der Enthaltsamkeit sein Ziel verfehlen muß. Ich meine die deutlich erkennbare Tatsache, daß unser Volk im Genusse seiner mit dem Jahre 1870 begonnenen Wohlhabenheit auf dem Punkte der Sättigung angekommen ist, soweit die gröberen Genüsse des allzu guten Essens und des übermäßigen Trinkens in Frage kommen. Zunächst die oberen Schichten haben, wenn mich meine Beobachtung nicht völlig täuscht, dieses Vergnügen ausgekostet. Sie betrachten zum Teil mehr oder weniger nachdenklich die Kehrseite der Medaille, wo allerlei Krankheit, Unbehagen, Lebensverkürzung sichtbar werden, und sie haben bereits angefangen, aus Überzeugung mäßig oder

Kopfe noch die von der Kirche behutsam gepflegte Vorstellung Kraft, daß erst das Christentum das Weib zu seiner jetzigen bürgerlichen Würde emporgehoben habe. Aber es gibt schon heute viele deutsche Frauen, die Religion und Kirche wohl zu unterscheiden wissen, und jede wird sich leicht überzeugen lassen, wenn man sie nur belehren will, daß das Christentum — ganz abgesehen von seiner mindestens kühlen, vielleicht sogar feindlichen Stellung zur Ehe — wohl bei Griechen und Römern und asiatischen Völkern das Weib aus sklavischem Stande zu erheben hatte, bei unseren germanischen Vorfahren aber für solche Befreiung kaum noch etwas zu tun fand. Denn das gesunde Gewissen der Germanen umgab das reine Mädchen mit der unsichtbaren Schutzwehr der Unverletzlichkeit und verehrte das Ahnungsvolle in ihm wie etwas Göttliches; die Ehefrau aber war nicht die Sklavin ihres Mannes, sondern die Priesterin seines Hauses, die weihevolle Königin seiner Feste und seine vertraute Genossin in allen höchsten Ehren seines Lebens. Wie ein echter deutscher Jüngling heute noch für seine erste keusche Liebe alle Heiligtümer seines Herzens entzündet, wie ein echter deutscher Mann noch heute in das Ohr seiner Frau alle Freude und Erfolge seines Lebens, aber auch alle sorgenden und hilfesuchenden Gedanken vertraut —, so ist in diesen tiefsten und unmittelbarsten Bekundungen unseres Volksgeistes das Christentum, als wär' es gar nicht gewesen. Denn germanisch war auch hier von allem Anfang an schon christlich, vielleicht sogar sittlicher, als christlich; und wenn wir mit diesem unserem heutigen Em-

gar enthaltsam zu werden. Die untere Schicht aber der Arbeiter ist nach den Erfolgen unseres wirtschaftlichen Aufschwunges und der Sozialdemokratie erst später aus dem schlimmern Übel des Branntweins in den Genuß der reichlichen Biertöpfe gekommen, aber die ungetrübte Freude daran ist auch für diese Schicht schon vergangen. Auch die Arbeiter werden nach meiner Beobachtung sehr bald überzeugte Mäßigkeitsfreunde oder Enthaltsame werden, und mit der Brauerei-Industrie wird es — wenigstens in Norddeutschland — bald im Galopp abwärts gehen.

Ich wage da eine Prophezeiung; aber ich weiß aus sicheren Beobachtungen, daß wir schon heute in der Zeit ihrer Erfüllung angekommen sein würden, wenn nicht die Brauereien noch einmal eine neue durstige Schicht unsers Volkes aufgestöbert hätten, die sie nun in der Form des außerordentlich erleichterten Flaschenbierkaufes versorgen. Indessen auch dieser letzte Aufenthalt naturgemäßen Überdrusses wird bald überwunden sein, und dann wird der Absturz des deutschen Bierverbrauches in großen Zahlen zu uns sprechen. Daß nun infolge dieser starken Wendung unseres Genuß-

pfinden und Bedürfnis die germanischen Sitten und Anschauungen zur Zeit des Tacitus verglichen, wir fänden, daß wir in den Jahrhunderten der christlichen Einwirkung vielleicht nur verloren, schwerlich etwas gewonnen haben. Das sollten unsere Frauen wissen und wohl bedenken, daß ihrer Liebe nirgendwo eine wärmere und würdigere Heimat werden kann, als in deutscher Sitte nach dem Erbe der Väter.*)

IV.

Dichtung und Kunst im reinen Deutschtum.

Es bleibt noch übrig, den Gedanken des reinen Deutschtums auf die Tätigkeit der schaffenden Phantasie in Dichtung und Kunst anzuwenden. Dabei handelt es sich, wie unser jetziger Zustand nun einmal ist, um nicht mehr und nicht weniger, als um die Wiedergeburt einer gesunden deutschen Kunst von Grund auf und daß wir aus Millionen Gleichgültigen ebensoviele Anteilnehmende, d. h. unsrer Kunst und Dichtung überhaupt erst ein Publikum schaffen. Eins ist ohne das andere nicht denkbar, und im wieder zu erweckenden Deutschbewußtsein liegt das einzige Mittel, um beides zu gewinnen.

Wenn ich mit dieser Behauptung recht habe, wird man zugeben, daß Wichtigeres, ja Notwendigeres für unsere Kunst gar nicht geschrieben werden könnte. Dennoch werde ich mich gerade in

lebens im Wirtshausbetriebe eine Revolution vor sich gehen wird, daß der Gast dem Wirte zunächst die volle Freiheit zum Trinken oder Nichttrinken abgewinnen muß, versteht sich wiederum von selbst und würde sich im Notfall auch ganz ohne besondere Hilfe verwirklichen. Aber wenn die Mäßigkeitsvereine hier nach wie vor erleichternd, fördernd mit Beispiel und Abwehr eingreifen, kann man's ihnen danken. Die Enthaltsamkeitslehre dagegen sollte den Bezirk ärztlicher Heilwirkung und Hilfe nicht verlassen. Will sie aber nach wie vor ihr Rezept zum Zwang für alle machen, so habe ich zur Gesundheit und Gelassenheit des deutschen Volkes das Vertrauen, daß es sich dazu nicht wird überreden lassen.

*) Ich kann mir vorstellen, daß diese wenigen Bemerkungen zur Frauenfrage einer Nächstbeteiligten, etwa einer Führerin der Bewegung ganz unzulänglich erscheinen im Bewußtsein der Kämpfe und Erfolge, welche die letzten zehn Jahre auf diesem Gebiete gebracht haben. Heirat und Heiratspolitik — wird sie spöttisch fragen — sollen der Angelpunkt unserer Frauenbewegung sein? Siehst du denn nicht, daß davon bei uns kaum noch die

diesem Teile meines Gedankenganges sehr kurz fassen und brauche die Wasserfluten der schon so hoch geschwollenen Literatur der Kunsthebammen nur unerheblich zu vermehren.

Ein kälteres Verhältnis, als zwischen allem ernsthaften Kunstschaffen und dem deutschen Volke während der letzten zwanzig Jahre bis zum heutigen Tage bestanden hat, läßt sich kaum noch denken. Und das ist so und bleibt so, obgleich Kunst und Dichtung gerade während dieses Zeitraums eine innere Revolution durchgemacht haben, welche alles bloß Herkömmliche über den Haufen warf und sowohl das technische Können wie auch die persönliche Wahrhaftigkeit der Schaffenden ganz bedeutend steigerte. Aber die vielen selbstbewußten „Jüngsten", die mit ihrem Feuer und Trotz das Publikum hinter sich zu zwingen hofften, sehen sich in allen ihren Träumen völlig getäuscht; ihre Kunst ist wie ein Klavierspiel im luftleeren Raume — Musik ohne Schall und Widerhall. Was sie etwa der Kunst an Unbefangenheit, lebendigem Wirklichkeitsschein und neuen Ausblicken gewonnen haben — von Allem gilt das entsagungsvolle Wort vos, non vobis! Ihr Bienen habt den Honig gesammelt, aber nicht *für euch*! — Schlimmer noch ist das Los der Einsamen, die still in sich das Heiligtum des Deutschbewußtseins pflegten, aus dem allein unserer Kunst die künftige Blüte wachsen kann, denn heute noch will keiner auf sie hören, an sie glauben. Die „Jüngsten" sind doch wenigstens eine Schule und machen in den vier Wänden der literarischen Kritik unermüdlich Lärm. Da schaut das träge Publikum zuweilen auf und merkt, daß

Rede ist, ist dir nicht einmal klar geworden, wie unser ganzer Kampf um die *Persönlichkeit* der Frau geht, um die Befreiung der Frau aus der hier stärkeren, dort schon schwächeren Vormundschaft des Mannes zu gleichen persönlichen, gesellschaftlichen, politischen Rechten, wie sie der Mann genießt? In der Tat — ich bemerke, daß die Frauenbewegung in ihren heutigen Ausdrucksformen überraschend wenig vermuten läßt, es könne der Ursprung ihres Erfolges bei uns in Deutschland in der Tatsache liegen, daß wir über eine Million mehr Deutsche weiblichen als männlichen Geschlechts zählen und die Heiratsmöglichkeit auch *außerdem* durch mancherlei wirtschaftliche und sittliche Mißstände beschränkt wird. Man kann sogar, wie ich zugebe, geradezu irre daran werden, ob wirklich die Sorge um den Mann *überhaupt* für das Wachstum der Frauenbewegung in Deutschland irgendwie geholfen habe. Bei den Frauen und Mädchen wenigstens, die erkennbar unter dem Einflusse der Bewegung stehen, ist die Unbekümmertheit um den Mann stellenweise schon so stark zum Trotz, zur Erbitterung, ja zur Verachtung gegen den Mann entwickelt, daß höchstens die kühne Vermu-

etwas im Gange ist, lauscht auch wohl auf Augenblicke hin, und wenn es gleich an den neuen Tönen keine Erbauung findet, so merkt es sich doch die Namen und denkt: „Das also ist die neue Kunst, die neue Dichtung!“ Aber auf die einsamen Vorempfinder des Deutschtums in der Kunst achtet niemand, denn niemand ahnt noch, daß auf diesem stillen Acker einst unser Frühling blühen wird. Gegen die „lärmenden Jüngsten“ in der literarischen Kinderstube ist das Volk stumpf, aber in seinem dunklen Instinkte doch gerecht, gegen die einsamen Pflüger der Zukunft stumpf und ungerecht zugleich.

Wie nun kann das anders werden? Dem heutigen Geschlechte unserer Dichter und Künstler das Evangelium der Wiedergeburt durch das reine Deutschtum zu verkünden, scheint mir von allen schweren Stücken dieser Wüstenpredigt das schwierigste zu sein. Den anderen kann man sagen: Lernet stärker empfinden! Geht wahrhaftiger eurem Herzen nach! Werdet wieder freie Menschen, da ihr Sklaven seid! Denn sie haben zwar Entschuldigungen und Vorwände, warum sie alles das bisher nicht waren, aber sie fühlen doch, der eine klar, der andere dunkel, daß ihnen ein Heil geschähe, wenn sie der Wiedergeburt teilhaftig werden könnten. Aber die Dichter und Künstler entgegnen: Niemand kann stärker empfinden, denn kein Werk unserer Hand, unserer Feder, das nicht in der Glut unseres Herzens zuvor geschmolzen und geformt wäre! Niemand kann wahrhaftiger sein, denn wir decken mit unübertrefflichem Freimut alle lichten, aber auch alle dunklen Flecken

tung bleibt, verschmähte Liebe habe diese häßliche Maske vors Gesicht gelegt. Oder man muß den ursächlichen Zusammenhang der jetzigen Frauenbewegung mit einem mangelhaft versorgten Heiratsbedürfnis überhaupt aufgeben. Und ich bedenke mich gar nicht, dieses äußerste Zugeständnis zu machen, um dann aber mit verstärkter Eindringlichkeit den Wunsch zu wiederholen, daß unsere Staatsmänner in Regierung, Parlament und Presse möglichst bald und gründlich gute Heiratspolitik machen möchten (z. B. durch verschiedene Bemessung des Gehalts und Wohnungsgeldes für verheiratete bezw. zur Ernährung von Verwandten verpflichtete und ledige Beamte). Denn dies ist und bleibt die „Frauenfrage“ (richtiger die Männerfrage), die unser Volk und seine künftige Gesundheit im tiefsten Grunde angeht. Den Kampf um die Befreiung und Gleichberechtigung der Frau, mag er nun innerlich doch mit dem Heiratsbedürfnis zusammenhängen oder wesentlich nur aus dem Einflusse der Frauenbewegung anderer germanischer Völker auf das unsrige erklärt werden, können wir dann mit Ruhe seine bleibende Kraft entwickeln lassen. Manches, was wir in diesem Teile der

unserer Seele auf, um die reine Menschlichkeit zu offenbaren! Niemand kann freier sein, denn wir bezahlen unsere Freiheit mit Not und Verkennung! Wir sind ja die Priester und Märtyrer unserer Ideale, und hätten wir nicht die Selbstgewißheit unserer starken, wahrhaftigen und freien Persönlichkeit, wo sollten die Ideale bleiben? Ist nicht Wiedergeburt, daß man abwirft, was man war und ein neuer Mensch wird? Wer will uns von Wiedergeburt sprechen, da *wir es* doch sind, die auf die Wiedergeburt des Volkes nach *unseren* Idealen warten?

Ja, wer will diesen selbstgerechten und eitlen Seelen von einer Wiedergeburt durch das reine Deutschtum sprechen! Und doch kann ich nicht anders sagen, als daß es gerade ihnen am allernötigsten ist.

Sie bilden sich alle ein, Deutsche zu sein, und die wenigsten *sind* es doch. Zuvörderst ist nicht jeder Künstler deutsch, der in deutscher Sprache schreibt, auf deutschem Boden Ton modelliert oder Häuser baut, in deutschen Konzerten zuerst seine Musik spielen läßt, einem deutschen Publikum seine Bilder verkauft. Die Seele muß deutsch sein, das Material kommt erst weit hinterher in Betracht, und daraus folgt die Wahrheit (von der es eine Schande oder eine große Lächerlichkeit ist, daß man sie noch aussprechen muß), daß unsere Kunst und Dichtung undeutsch ist, soweit sie von Juden gemacht oder ausgeübt wird. Wer das nicht unmittelbar zugestehen will, der wird doch höchstens sagen können, die Juden hätten ein so großes Talent der *Aneignung*, daß es ihnen nicht

---

Bewegung in den Zusammenkünften aufgeregter Weiber und vielfach unter jüdischer Stimmführung schon erlebt haben, manchen Aufsatz auch der überlegteren Vorkämpferinnen in den Preßorganen und Vorfälle wie die Herausforderung der Dame Anita Augspurg an die Weimarer Polizei rechne ich nach wie vor zu den „Nervositäten".

Es wird gut sein, wenn die Männer im allgemeinen und die regierenden im besonderen sich dadurch nicht beirren lassen, die Frauen zur Fähigkeitsprobe zuzulassen, *soweit es nur irgend ohne Schaden für sachliche Interessen geschehen kann*. Mögen sie Gymnasien besuchen und studieren, mögen sie Waisenräte und Gewerbeinspektoren werden, mögen sie alle irgend für sie geeigneten Ämter übernehmen, nur dürfen in keinem Falle um ihres Geschlechtes willen die Anforderungen herabgemindert werden. Nichts wäre hier verkehrter, als irgend welche Politik gewaltsamer Zurückdrängung, so lange wir durch die Fülle männlicher Mitbewerber imstande sind, das Niveau jeder einzelnen Berufsleistung auf der Höhe unserer höchsten Leistungsfähigkeit überhaupt zu halten. Auch die Rücksicht, daß

ſchwer falle, ſich auch die deutſche Seele anzueignen; ſie könnten darum dennoch der deutſchen Kunſt zuletzt Gewinn ſchaffen. Wer ſo ſpricht, — und es ſind ihrer viele, die ſo ſprechen —, der mag in einem ſo heillos verwirrten und ſelbſtvergeſſenen Volke, wie wir es jetzt ſind, noch einige Gläubige finden, aber ein Volk mit ſtarker Empfindung ſeiner ſelbſt würde ihn auslachen, und von dem Weſen der Kunſt hat er keine Ahnung. Denn eine andere Kunſt hat es nie gegeben und wird niemals ſein, als die mit jedem Atemzuge die Seele eines beſtimmten Volkes kündet; die freudigen oder traurigen, die leichten oder tiefſten Regungen dieſer Seele — das macht an ſich keinen Unterſchied —, aber jedenfalls immer den Atem eines beſtimmten Volkes. Und dieſer Atem liegt in dem lebendigen Organismus des Volkes untrennbar gebunden, wie die Blüte eines Baumes in ſeinen Wurzeln; ja noch feſter und echter, denn einen Baum kann man mit fremden Schößling pfropfen, aber ein Volk von kräftiger Seele wird in jeder Zeit ſeines nationalen Erwachens die aufgepfropften Kunſtreiſer verdorren und verwelken laſſen und wieder zu ſeiner Natur zurückkehren. Nun zeigt uns freilich die Kulturgeſchichte aller Völker und leider des unſrigen zumeiſt, daß auf die kurzen Tage des volkstümlichen Lebens und Wachens lange Nächte des Schlafes folgten; das ſind die alexandriniſchen Nächte, in denen Volk und Kunſt nichts voneinander wiſſen. Aber das iſt ja gerade, wovon unſer Klagelied begann, daß unſer Volk von ſeiner heutigen Kunſt nichts weiß und nichts wiſſen will, weil ſie alexandriniſch iſt. Nach

durch den weiblichen Mitbewerb ſo und ſo viel Männer alljährlich verhindert werden mögen, zu heiraten und einen Hausſtand zu gründen, ſollte keinen Vorwand zu gewaltſamer Abdämmung bieten. So lange wenigſtens nicht, bis unſere Regierung und unſere Parlamente ſich grundſätzlich entſchließen, mit einer planmäßigen Heiratspolitik den Anfang zu machen und bis dann die Mehrheit der Frauen, die heiraten, aber nicht um Frauenrechte kämpfen wollen, ſich auf die Pflicht beſinnt, ihren Mehrheitswillen auch deutlich zu bekunden.

Aber nun liegt abſeits von dieſem Kampfe der eigentlichen Frauenbewegung die allgemein zugängliche, öffentliche Beobachtung deſſen, was unter den Frauen und Mädchen der germaniſchen Völker heute vorgeht auf dem rein geſellſchaftlichen Gebiete und im Verkehr der Geſchlechter. Hier iſt unter dem Einfluſſe Amerikas, Englands und der ſkandinaviſchen Länder ein ſelbſtändigeres Auftreten der Mädchen auch in Deutſchland mehr und mehr möglich geworden. Und die Erörterung der Geſellſchaft dreht ſich nun in allen Tonarten um die Stellungnahme zu dieſer Entwickelung, von der man

Wachsein und Wiedergeburt sehnen wir uns ja, da wir lange genug im Schlafe erstarrt waren. Wer wagt es, nun mit der Kunst der Aneignung und ihren jüdischen Propheten noch unsere Geduld zu reizen, da wir doch nach echter deutscher Kunst verlangen! Die Juden haben es sich ja von Heine bis Fulda redlich sauer werden lassen, allen Regungen unseres Volkes nachzulauschen und nachzufühlen, aber ist denn einer, der deutsch empfindet und von ihrer Kunst Nahrung und Erhebung seiner Seele gewonnen hätte? Die Juden haben uns — halb gierig, halb unterwürfig, wie immer — den ganzen Marktbetrieb der Kunst aus der Hand gewunden; kaum ein Theater oder Konzertsaal noch, kaum eine Zeitschrift oder literarische Gesellschaft, kaum ein Kunstverein, wo sie nicht den Knopf des Mechanismus in der Hand hätten. Aber fühlt sich denn nicht unser Kunstempfinden müde und matt und angeekelt von all dem lärmenden, aufdringlichen Treiben? Für einen Tautropfen deutscher Keuschheit würden wir diesen Ozean von parfümiertem Waschwasser, für einen Grashalm echter deutscher Kunst alle diese Potemkinschen Dörfer freudig dahingeben. Es bleibt also dabei: die Juden fege der Kehrbesen deutschen Geistes zuerst aus dem Tempel, denn ihre Kunst wie ihr Geschmack sind undeutsch, können deutsch auch in alle Ewigkeit nicht werden!

Die dann zurückbleiben, soll man genauer prüfen. Sie werden sich freilich wehren und sagen: Wir sind von deutschen Eltern geboren und atmen deutsche Luft; alles, was wir denken, fühlen und gestalten, ist ja notgedrungen deutsch — Gott sei's geklagt!

---

fühlt, daß man sie — wohl oder übel — über sich werde ergehen lassen müssen. Ob man der Dame die Zigarette nach Tisch und im häuslichen Kreise allenfalls bewilligen, aber in der Öffentlichkeit keineswegs gestatten wolle, ob ein Spazierstöckchen in der Hand junger Mädchen nicht eine offenbare Unweiblichkeit sei, ob der unbeaufsichtigte Verkehr junger Leute das sittliche Verantwortlichkeitsbewußtsein wirklich stärke oder ob die größere Freiheit die Sitten verschlechtere, ob das junge Mädchen bei alledem für den jungen Mann an Reiz gewinne oder verliere — das ungefähr sind die Fragen, welche die allgemein wahrnehmbare, die gesellschaftliche Frauenbewegung betreffen. Will man von nationalen Wünschen aus auch dazu einen Standpunkt nehmen, so würde ich glauben, daß dem deutschen Volke sein männlicher Charakter am besten gewährleistet würde, wenn jeder junge deutsche Mann sich gegenüber diesen Freiheitsübungen der Mädchen das Bewußtsein der Souveränetät seines Geschmacks und seiner Wahl stark erhielte. Dies wäre zugleich das sicherste Mittel, um Auswüchse des Selbständigkeitsdranges, die den Frieden künftiger Ehen gefährden müßten, zu verhindern.

wird mancher noch hinzuseufzen —; darum wäre also keine Sorge, damit aber auch nichts zu gewinnen! So denken heute tatsächlich die meisten unserer Dichter und Künstler, und nun überführe sie einer dieser jammervollen Torheit und mache ihnen klar, daß es für sie trotz ihrer Geburt keine schwerere Aufgabe, aber auch kein größeres Heil geben könnte, als daß sie wirklich deutsch, d. h. Universalerben der deutschen Volksseele würden! Nun erkläre man ihnen, daß deutsch in der Kunst sein nicht heiße: mit einem leeren Tornister auf die Wanderschaft gehen und von Franzosen, Norwegern oder Russen alles Fremde zusammenschleppen, sondern daß ein deutscher Künstler oder Dichter den Ehrennamen gar nicht verdiene, er sei denn bis in jede feinste Seelenfalte deutsch geprägt und habe an der Fülle des Eigenen so genug, daß ihm nach Fremdem gar nicht gelüste! Das sage man ihnen, und wie die Stimmung bis vor kurzem war, möcht' ich wetten, daß sie den Mahner einfach verlacht und verspottet hätten. Man darf nicht vergessen, daß dieses jüngste Künstler- und Dichtergeschlecht sich wohl oder übel der Zustimmung eines großen Publikums hat entwöhnen müssen und nun gewissermaßen ohne Öffentlichkeit eine Welt für sich spielt, in der man einfache Gesundheit und ernste Kraft des Empfindens als eine Alltäglichkeit von gestern betrachtet, immer die Nase im Winde hält nach dem Neuen und Neuesten und darum jede noch so krankhafte Albernheit für einen Augenblick mit neidischer Verblüffung begrüßt. Es hat gute Wege, ehe diese Herren sich von den Blasiertheiten ihrer jugendlichen Greisenhaftigkeit durch ehrliche

---

Aber im ganzen finde ich, daß diese Frauenbewegung national noch weniger zu beunruhigen braucht, als die politische und soziale. Sie kommt uns von Völkern, deren germanischer Rassencharakter unverdächtig ist; sie führt im Endziel uns wahrscheinlich unseren eigenen ältesten Vorfahren wieder näher; und wir wollen doch ja nicht vergessen, daß der dreißigjährige Krieg mit seiner äußeren und inneren Verhunzung unseres Deutschtums auch den Zuschnitt unseres Familienlebens ins Kleine und Armselige verkehrt hat. Seit jener Zeit ist unser Ideal von deutscher Frauenehre unzweifelhaft etwas kleinbürgerlich geworden und die deutsche Ehrbarkeit im Verkehr der Geschlechter hat einen starken Beigeschmack von jener Prüderie bekommen, die im romanischen Geschlechter-Verkehr ihren Ursprung und bis heute ihre Berechtigung hat. Werden unsere Frauen und Mädchen in ihrem gesamten Auftreten freier und selbstbewußter, so wird unser ganzes Volk wahrscheinlich dadurch einen stolzeren Zuschnitt bekommen und an Achtung unter den Völkern nur gewinnen.

Erkenntnis oder vernünftige Zusprache abbringen lassen, aber das Deutschtum wird bei seiner Wiedergeburt dieser müden und welken Kämpfer ja ohnehin entbehren können. Auch sie mögen mit den Juden, die immer die Zuhälter ihrer Unzucht waren, bei Seite treten oder ruhig als Streu auf den Frühlingsacker sinken — das Deutschtum verliert nicht allzuviel an ihnen. Denn dieses ganze Künstlergeschlecht geht zwischen Größenwahn und Selbstironie einen widerlich taumelnden Gang; ihre geistige Persönlichkeit ist meist nur ein Komplex von Nervenzuckungen, ihre Kunst der Charakteristik unterscheidet sich nicht von der des Anatomen, und wie dieser üben sie sie an Leichen, an moralischen wenigstens. Nichts gewinnt ihren Ernst, nichts ihre Ausdauer, nichts ist ihnen im Grunde heilig, es sei denn ihre Ruhmsucht. Nein, die Gefäße des Deutschtums in der Kunst müssen reinlicher und keuscher sein, als diese, aber vor allem auch stärker. Kerle müssen kommen, so ernst und so neckisch, so kindlich rein und doch so wohl bekannt in allen Himmeln und Abgründen des Menschenherzens und so gesegnet schließlich mit den Gaben der Phantasie und des Humors, wie etwa Böcklin unter den Malern ist und wie ich unter den heutigen Dichtern noch keinen weiß. Vielleicht, daß er schon lebt, doch das Tor seines Einzuges ist noch geschlossen.

Was ist nun aber deutsch in der Kunst? Schwierige Antwort! Die Elemente ließen sich wohl zusammenfinden. Etwa so. Der deutsche Dichter oder Künstler wird im Grunde immer ernst und keusch und tüchtig sein, niemals leichtfertig. Sein Ausdruck sei schlicht und anspruchslos, aber voll Kraft. Nichts unerträglicher, als hohles Pathos oder in den Spiegel schielende Selbstgefälligkeit. Ironie oder Weltschmerzelei sind deutscher Kunst immer ein zersetzendes Salz gewesen, Humor dagegen war immer ein willkommener Schmuck ihrer echten Kraft, denn Humor gibt sinniger Lebensfreude, wonach sie zumeist verlangt und ist zugleich die beste Verhüllung deutscher Keuschheit, die immer von ihrem Innersten nur eine Ahnung geben mag. Gegen romantische Empfindsamkeit, die jedem Deutschen im Blute liegt, wehre sich der Künstler nicht allzu scharf, denn sie ist eine Neigung, von der wir selbst die krankhafte Ausartung leichter ertragen, als den völligen Mangel. Die herbe und kühle Größe, die aus den Denkmälern der germanischen Vorzeit spricht, haben wir Nachgeborenen allzu sehr in Kultur verwässert, doch fühlen wir, daß wir sie wieder gewinnen könnten,

wenn wir die kriegerische Tüchtigkeit wieder mehr als bewußte Tugend gelten ließen. Das etwa wären die Elemente, aber nun bleibt das Lebendige daraus zu schaffen. Verschiedenste Mischungen sind möglich, mannigfache Strahlungen, aber nur das Lebendige hat Wert, zu dem das deutsche Volk spricht: Du bist Fleisch von meinem Fleische und Bein von meinem Bein.

Denn die deutsche Volksseele selber ist es, die schließlich zu Gerichte sitzt und mit ihrem Ja oder Nein stärker ist, als alle unsre Rede und Schrift, unser Hoffen und Fürchten. Jeder, der sich in der Kunst bemüht, fühlt das ergebungsvoll oder zähneknirschend, aber ihren Machtspruch muß er zuletzt doch anerkennen. Nur soll sich keiner einbilden, daß „Volkes Stimme Gottes Stimme" wäre, wenn das Publikum ein Theaterstück heute auszischt oder ihm Beifall jubelt. Das Publikum liebt immer das kürzeste Verfahren, dem Volke ist das längste noch nicht lang genug. Wer seinen Spruch vernehmen will, der muß weit in die Jahrhunderte zurückschauen. Da wird er manches Urteil gesprochen finden und manche Entscheidung, daran er sich halten kann, aber wer ganz sicher gehen will, der lasse auch der Zukunft noch ihre Möglichkeiten und bedenke, daß jedes Lebendige wie ein Fluß ist, in den nach dem Worte des griechischen Sophisten niemand auch nur einmal den Finger tauchen kann und sagen: Dies ist er — so ist er! Und dennoch gibt es den Fluß wie eine richtende Volksseele, und beide haben ihre bestimmte Art.

Es handelt sich hier zuletzt um das Geheimnis der Persönlichkeit, um das Rätsel, wie ein lebendiges Einzelwesen die Vielheit der inneren Regungen und der äußeren Einflüsse nicht nur in der Einheit des Bewußtseins, sondern auch in einheitlicher Grundneigung zusammenfaßt. Ein jeder blicke auf sein Leben zurück und sehe, was im Wechsel der Umstände, im Zuwachs des Wissens und der Erfahrung aus ihm geworden. Kann er im 20. oder auch im 40. Jahre klar entscheiden, was ihm unverlierbar zu eigen sei und was nur äußerlich anhafte? Erst wenn er am Rande des Grabes steht, mag er sich getrauen zu sagen: So war ich, so war ich nicht, dieses war meinem innersten Wesen möglich, jenes unmöglich. Und dennoch ist jeder eine Persönlichkeit von Anfang an, im Mutterschoße, ja in der ganzen Reihe seiner Vorfahren ist ihm schon die Einheit seines Wesens vorgebildet, die er durch alle Wechsel seines Lebens zu vollenden bestimmt ward. So auch die

Persönlichkeit eines Volkes, die wir die Volksseele nennen. Niemals, solange es mit Bewußtsein als ein Volksganzes lebt, kann einer ihm sagen: so bist du, und dieses ist dir möglich, jenes nicht, denn länger dauert das Leben eines Volkes, als des Einzelnen, und unendlich vielfältiger ist die Fülle seiner Umstände, seiner inneren Regungen und äußeren Einflüsse. Aber dennoch hat auch das Volk sein vorbestimmtes Wesen, und die Geschichte, die einst auf das Grab dieses Volkes schauen wird, kann alle Einzelzüge seines Charakters überschauen und die wesentlichen von den zufälligen scheiden. Wir Lebenden aber können dem Lebenden nur nach Wahrscheinlichkeit die Geheimnisse seiner innersten Neigungen ablauschen, und dabei müssen die Geschichte und unser Gewissen, das doch ein Teil des Volksgewissens ist, uns Führerinnen sein. Auf diesem Wege allein, also nur zaghaft und mit viel Bescheidung können wir enträtseln, was der richterliche Wille und das Urteil der Volksseele auch unserer Kunst bedeuten.

Und auch hier wieder gibt uns das Ideal, das jeder von uns trotz eigenwilliger Neigung und Gewöhnung im Herzen trägt, besseren Maßstab, als die kühle Erforschung der einzelnen Zustände. Wie oft hat der Kunstgeschmack unseres Volkes gewechselt von einem Gegensatz zum andern! Wir sind überempfindsam gewesen und wieder plattverständig geworden; wir sind wolkenhoch gestiegen im Idealismus und haben auch kümmerlich am Boden kriechen können; wir haben immer mit beiden Ohren nach außen gelauscht, sind jahrhundertelang wieder und wieder dem Irrlichte des Griechentums nachgelaufen und wissen doch sehr wohl, daß uns wirklich wohl und warm nur im Eigenen wird. Was hätten wir in der Kunst nicht erprobt, was wäre uns unmöglich gewesen! Schließlich haben unsere Gelehrten aus unserer Schwachheit eine Tugend gemacht und es uns zum Verdienste gerechnet, daß wir so trefflich übersetzen und entlehnen können und auf allen fremden Gassen besser Bescheid wissen, als im eignen Hause. Der alternde Goethe orakelte von einer Weltliteratur und begann selbst als Generalagent und erster Hausierer für diesen Ohnmachtsgedanken zu wirken! So haben wir unseren Wandertrieb auch im Geistigen oft, nur allzu oft betätigt, aber wer erfahren will, wer wir nun eigentlich sind, der forsche nicht, wie oft wir ausgefahren sind, sondern wohin es uns zog, wenn wir heimkehrten. Das ist unseres Volkes Herd- und Ruhestätte in der Kunst, und

dorthin sollen auch wir uns nach all den Erschöpfungen der Epigonenzeit und den Irrfahrten des heutigen Naturalismus zurückwenden, damit wir wieder auf dem Unsrigen stehen und das ganze Volk als lauschende Gemeinde um uns versammeln.

Die leidenschaftliche Größe und herbe Treue des Nibelungenliedes, die mit schlichten, fast ungelenken Worten zu uns spricht, wird alle empfänglichen Herzen noch heute ergreifen, wenn nur ein rechter Meister die Schlacken von der Dichtung abstreift. Walthers von der Vogelweide Innigkeit und edelgesinnte Gutmeinung senkt sich noch heute wie ein milder Frühlingsregen in unsere Herzen, wenn man die rechte Auswahl trifft. Heldensagen und Volksmärchen, in denen die letzten Reste der alten germanischen Götterlehre sich vor dem Christentum verbargen, versagen nie ihren Zauber an unseren Kindern. Hans Sachs, der treuherzige Schalk, sieht freundlich noch in unsere Tage, und wenn wir für manchen seiner Fastnachtsscherze nicht mehr harmlos und schlicht genug sind, so finden wir doch bis heute keine deutschere Versprache, als seinen Knittelreim. Luthers Kraft bleibt immer frisch; hörte die Bibel einst auf, das Buch der Gottesoffenbarung im kirchlichen Sinne zu sein, so würde es nach Luthers Übersetzung immer doch das Buch deutscher Sprach-, Gemüts- und Kraftoffenbarung bleiben. Schlichter und inbrünstiger zugleich wird sich kaum jemals deutsche Gläubigkeit bekunden, als in den Kirchenliedern Luthers und manches seiner Nachfolger, und einfältiger und köstlicher, als der alte Grimmelshausen im Simplicissimus kann keiner der Welt beweisen, was noch in einem deutschen Herzen kindlich unverdorben und zuversichtlich bleibt, wenn auch unser ganzes Volk durch ein Meer von Elend und Verwüstung geschleift wird.

Je näher wir der Gegenwart kommen, desto unsicherer läßt sich das wahrscheinliche Urteil des deutschen Volkes erkennen, weil bis jetzt fast nur das deutsche Publikum spricht. Dies gilt besonders von der „klassischen" Periode, die durch den systematischen Willen namentlich der preußischen Schulpolitik künstlich zu einem Nationalheiligtum erhoben wurde, und zwar zumeist in dem, was griechisch, also undeutsch an ihr ist, weil sich auf diese Weise die deutsche Klassizität so hübsch in die griechisch-römische Schul-Klassizität einfügen ließ und eins am andern bequem seinen Hebel fand. Aber das deutsche Volk hat diesen Anschlag preußischer Kabinettsweisheit noch nicht genehmigt. Es wird vielmehr sein Ver-

fahren erst beginnen, wenn die Dressur der Gymnasialherrschaft Bankerott gemacht haben wird — ein Ziel, dem wir uns jetzt ersichtlich nähern. Dann wird in der frischen Luft des wiedergeborenen Deutschtums manches beweihräucherte Heiligtum sich als schöne Leiche erweisen, und fortleben werden auch vom großen Vorrate unserer „klassischen Periode" nur diejenigen Werke, welche Fleisch von unserem Fleische und Geist von unserem Geiste sind. Lessing wird bei dem bevorstehenden Zusammenbruche des Klassizismus am meisten drangeben. Sein ästhetisches Lehrgebäude wird fast ganz zusammenstürzen, von der dialektischen Sprache und dem Geiste seines „Nathan" werden sich nur wenige noch überreden lassen, daß sie deutsch-natürlich seien, aber „Minna von Barnhelm" wird die neue Feuerprobe bestehen. Schiller dagegen wird fast unvermindert als gottgesegneter Priester des deutschen Idealismus in das neue Zeitalter hinüberschreiten, denn von jeher hat er an den schlichten Seelen seine emporhebende Sturmwindkraft am stärksten erprobt. Von Goethe werden wir das Deutsch-Natürliche als teuerstes Kleinod unserer Dichtkunst auch fernerhin bewahren, das Hellenistische und „Geheimderätliche" werden wir mit desto leichterem Herzen preisgeben. „Ob uns diese weiten Falten zu Gesicht steh'n, wie den Alten?" Diese Goethische Frage wird uns dann keine Frage mehr sein. „Zu Gesicht" haben uns ehemaligen Gymnasiasten die „Iphigenie" und die „Elegien" wohl gestanden, aber „zum Herzen" niemals so recht, denn unser Herz ist gottlob wählerischer, als unsere Augen. Unser Herz wird sich aber auch in Zukunft freudig vom Werther zum Götz und von da über die Goethische Lyrik zum Faust, als der höchsten Höhe deutscher Dichtung emportragen lassen. Bürgers poetische Kraft und deutsche Gesundheit ist so mit derbsinnlichem Wesen verquickt, daß man sich nicht wundern darf, wenn die akademische Gesalbtheit bis zum heutigen Tage naserümpfend an ihm vorbeigegangen ist. Um so mehr hat gerade er zu erwarten, daß eine Wiedergeburt der deutschen Volksseele ihm neue Ehren bringen wird. Auch Herder verdiente wohl, wieder mehr zum allgemeinen Bewußtsein emporzubringen. Der abgeseimt lüsterne und geschwätzige Wieland dagegen wird vermutlich ganz in Vergessenheit fallen. Die Romantiker werden in jedem deutschen Herzen, das seine Empfindsamkeit frei herauszusingen wagt, immer neue Auferstehung feiern, denn sie waren ja die Reaktionäre im Namen der deutschen Volksseele

gegen die ruhige Kälte der Klassiker. Von ihren Liedern werden selbst die krankhaft empfindsamen länger leben, als manches an sich gesundere Werk der Vorgänger, weil unserem wie allem Volkswesen nun einmal ein reichlich Maß von Empfindsamkeit eigen ist. Wo sich aber Gesundheit, Romantik und dichterisches Vermögen herrlich vereinigen, wie zum Beispiel bei Uhland, da wird die Liebe der Volksseele sich immer aufs neue angezogen fühlen.

Aus der nächsten Vergangenheit und noch mehr aus der Gegenwart ist bei dieser Auslese, die ja nur den leitenden Gedanken mit einigen Beispielen erläutern soll und weder unumstößlich noch vollständig sein kann, jedes Urteil sehr gewagt. Ich beschränke mich auf den Hinweis, daß die letzte allgemeine, bei Hoch und Niedrig gleich starke Wirkung von Fritz Reuter, dem Niederdeutschen ausgegangen ist. Scheffel hat sicherlich auch den deutschen Nerv berührt, aber sein Dichten hatte einen stark archivalischen Beigeschmack, und es war nicht die Jugend im allgemeinen, sondern vornehmlich die studentische mit ihren gelehrten Voraussetzungen, die er entzückte.

Und nun ist es nur die Dichtkunst, die wir hier bei flüchtigstem Ritte durch die Jahrhunderte aus unserem Gesichtspunkte geprüft haben. Nach dem Empfinden der fremden Völker, das für uns freilich nicht alles beweisen darf, prägt sich deutsches Wesen stärker und klarer in unserer Musik aus. Beethoven und Bach strahlen als deutsche Sterne über aller Welt. Unsere großen Kunstsiege in der gesamten Kulturwelt haben wir fast allein mit der Waffe der Musik erfochten — bis in die Gegenwart hinein, wo von allen unseren Künstlern Richard Wagner allein bei anderen Völkern Kunsteroberungen für den deutschen Namen macht. Das darf uns freuen, aber gerade dieser Erfolg hat für die eigene Erkenntnis unserer Volksseele nur wenig Bedeutung. Wir behalten doch das höhere Recht, zu empfinden, daß die Kunst dieses feurigen Mannes im Grunde ihres Wesens nicht naiv, sondern voll Absicht ist, ja zuweilen Pose zeigt und daß sie im Gegensatze zu Bach, Beethoven, Mozart, Haydn der eigentlichen Schlichtheit ganz entbehrt. Ich kann aber, wie ich gern gestehe, von Musik überhaupt nicht als Kenner, sondern nur nach meinem ganz laienhaften Empfinden sprechen.

Auch bei den übrigen Künsten muß ich mich mit einigem unsystematischen Nachdenken und dem besten Willen zur Erbauung

bescheiden. In der Malerei von heute vermisse und fordere ich geistige Größe und schlichte, wenn es sein kann, humorvolle Empfindungsinnigkeit vielleicht zu stark, um urteilen zu dürfen. Aber ich weiß doch, daß ich mich gern als Deutscher empfunden habe, als ich in der Tribuna zu Florenz sah, wie glücklich und einzigartig sich Dürer mit einem Bilde — längst nicht seinem besten — neben den mehr offenbaren, aber auch weniger innigen Schönheiten der Italiener behauptet. Ich fühle auch, wie das Sinnende und Träumerische in mir an den Bildern eines Schwind, eines Ludwig Richter, ja selbst an der anschaulichen Lehrhaftigkeit Wilhelm v. Kaulbachs Sättigung findet, während so viele andere ihm nur Steine statt des Brotes bieten. Und daraus schöpfe ich den Mut zu der Überzeugung, daß die Seele eines Böcklin und Thoma nicht nur mein persönliches Deutschbewußtsein, sondern auch die deutsche Malerei aufwärts bringen, während so manches andere an sich tüchtige Bild der Kunst verloren bleiben wird, bloß weil es in der deutschen Volksseele keine Heimat hat.

Von dem Jammer der deutschen Architektur ist nicht viel zu sprechen nötig. Ein Blick auf unsere Bauten aus dem letzten Jahrhundert und die gegenwärtige Ratlosigkeit zeigt klarer, als in vielen Bänden auseinandergesetzt werden könnte, wie diese Kunst schlechterdings zum geistigen Hungertode verdammt ist, wenn nicht ein einseitiges, aber lebendiges Volksbewußtsein ihr den naturgemäßen Ausdruck gibt, der dann ihr Stil und ihre charakteristische Schönheit wird. Alle Anleihen von rechts und links, aus Gegenwart und Vergangenheit haben der Architektur die lebendige Volksseele nicht ersetzen können. Wem das noch nicht einleuchtet, der überlege folgendes. Auf der*) Weltausstellung in Chicago war ein Gebäude zu errichten, welches ohne weiteres, gewissermaßen mit einem einzigen Überblicke für charakteristisch deutsch gelten durfte, nicht nur bei den fremden Völkern, die sich dort versammeln werden, sondern namentlich vor unserem eigenen Gewissen. Dem Baumeister Radke war die Aufgabe zugefallen, und er hat sie, wie ich glaube, so gut gelöst, daß künftig vielleicht alle fremden Besucher der Ausstellung mit dem deutschen Namen die Vorstellung dieses Hauses verbinden werden. Wie aber geschah das? Es ist ein Haus aus der Blütezeit unseres Städtewesens — unten Stein

*) damals nahe bevorstehenden —

und oben Fachwerk, in breiter Lagerung mit einigen Türmchen auf dunklem Dache, nicht ohne einigen Farbenschmuck, aber ohne Ziererei und Überladung, denn der gute Geschmack des Baumeisters hat das Seinige daran getan. Aber ein Blick auf dieses Haus, und wir empfinden nichts von Kunst und Absicht, sondern fühlen einfach alle unsere natürlichen Instinkte für Traulichkeit und wohnliches Behagen gesättigt. Dieselbe Empfindung, die uns erwärmt, wenn wir die alten niedersächsischen Städte, namentlich das traute Hildesheim oder Goslar, oder wenn wir Nürnberg durchschreiten. Das war deutsche Architektur, als ein starkes Deutschbewußtsein sich ungezwungen nach seiner Art auslebte, und wir fühlen deutlich genug, daß eine eben aufs neue erstarkende Volksseele keinen wesentlich andern, höchstens einen nach dem Baumaterial veränderten Ausdruck suchen und finden würde. Aber ohne eine stärkere deutsche Volksseele wird keine deutsche Baukunst sein, und vorher müssen wir deutscher sein, ehe wir deutscher bauen können — über diese unerbittliche Notwendigkeit hilft kein Kopfzermartern der genialsten Baumeister hinweg.

Und nun endlich die Bildhauerei — trostloser Gedanke! Sie ist mit ihrer Nacktheit ein frierender Fremdling in deutschen Landen, das deutsche Volk geht frostig an ihr vorüber, und ihre Jünger müssen unter allen deutschen Künstlern das Hungern am besten verstehen. An ihr wird der Bankerott der Antike vollendet, an ihr vor allem haben sich Winkelmann und Lessing die Rute verdient, mit der man sie dereinst als deutsche Volksverderber züchtigen wird. Wußten diese Herren nichts von Peter Vischer, Veit Stoß und den anderen Meistern deutscher Bildhauerei? O sicherlich, so gut unsere gelehrten Humanisten heutzutage davon wissen. Aber wie hätten sie sich denn bei der deutschen „Barbarei" aufhalten sollen, da ihre philologisch verdorrten Herzen von dem kalten Rausche der Antike ergriffen waren! Wirklich ein kalter Rausch, man kann es nicht anders bezeichnen; der Kunstsinn eines ganzen Volkes ist mit der Zeit daran erfroren. Akademiker aller Berufe bilden sich noch heute standhaft ein, daß die ruhige Schönheit klassizistischer Bildwerke ihr ganzes Entzücken sei — denn welches Selbstbetruges hätte eine hundertjährige Gymnasialherrschaft unsere Gebildeten nicht fähig gemacht, namentlich wenn Eitelkeit und Vornehmtuerei ihre Lockungen hinzubringen? —, aber daß ihnen diese Bilder ein innerliches Eigentum, eine Quelle der Wärme und Trau-

lichkeit geworden seien, werden wohl nur wenige der Wahrheit gemäß behaupten können. Für die ungelehrten Schichten unseres Volkes sind sie natürlich noch weniger als dieses Wenige, sie nehmen nichts von ihnen und geben ihnen auch nichts. Und in diesem trostlosen Zustande unserer Bildhauerei öffnen sich heute noch kaum die ersten Aussichten auf eine Besserung. — — —

Winter und Frühling stehen nahe beieinander; erlebten wir es nicht alljährlich — wer möchte in der Erstarrung der Winterzeit an das holde Wunder des Frühlings glauben? So dürfen wir auch auf eine neue Blüte unserer Kunst und Dichtung vertrauen, gerade weil sie jetzt so tief im Winterschlafe liegen, denn für alle Menschheitsentwicklung gilt der Satz, daß die Erkenntnis eines Übels bereits die halbe Besserung ist. Die andere Hälfte gibt der leidenschaftliche Wunsch nach Erlösung, die Mittel bieten sich von selbst, und die Befreiung ist dann zuletzt das Werk eines Augenblicks. Ein Kind vollbringt dann lächelnd, was vorher Riesen nicht bewältigen konnten. Wenn die Zeit zum Frühling reif geworden ist, dünkt uns das Tirilieren der steigenden Lerche der würdigste Lobgesang seiner Wunder und unserer Seligkeit. So wird auch die kommende Offenbarung des reinen Deutschtums in der Kunst von kindlichen Seelen vollendet werden, und die schlichtesten Sänger werden ihre besten Verkündiger sein.

So gewiß das ist, so gewiß werden es die meisten Dichter und Künstler von heute nicht glauben, denn die Wahrheit ist immer zum Erstaunen einfach, aber der Weg zur Wahrheit oft verwirrend und voll Müdigkeit. Die Heutigen finden es unerläßlich, nach Zolas glatten Rezepten sich zu mürrischen Statistikern menschlicher Jämmerlichkeit zu erniedrigen, allen Maulwurfsgängen Ibsens nachzubohren, Tolstois Juchtenmartyrium wenigstens in der Phantasie mitzukosten und Nietzsche selbst bis ins Irrenhaus zu folgen — der Künftige wird *einmal* deutsch d. h. gesund und kindlich auflachen, und alle jene „Geistesführer" werden mit einem Schlage Gespenster der vergangenen Nacht sein. Spricht man den Heutigen von reinem Deutschtum, so haben sie nur ein überlegenes Lächeln, denn ihr von allen ausländischen Spitzfindigkeiten totgehetzter Verstand läßt sie vermuten, daß man ihnen das hohle Pathos Wildenbruchscher Hohenzollern-Fanfaren oder sonst irgendwelchen „patriotischen" Redeklang aufnötigen wolle. Sie sind noch der gröbsten Mißverständnisse fähig und können nicht begreifen, daß es sich nicht

um „Patriotismus" (in Anführungszeichen), sondern um die Wiedergeburt der deutschen Volksseele handelt, nächst Gott des einzigen Souveräns, der zu deutschen Dichtern und Künstlern sagen kann und wird: Wenn's euch nicht paßt, euch nach mir zu schicken, so schüttelt den Staub von euren Füßen und geht — ich habe euch verworfen!*)

So wäre denn mit groben Strichen der Bezirk umschrieben, auf dem unserem Volke ein neuer Frühling erblühen kann. Es ist vorerst, wie ich mir wohl bewußt bin, nur ein Wunschland, aber doch urbares Land, nicht der Fels, worauf wir unsere Hoffnungen bauen, und Keime genug des Künftigen sind überall zu sehen. Die Zeit wird diese Keime entfalten. Wann und wie aber? — das kann niemand vorhersagen. Wir leben nicht mehr im Jammer deutscher Kleinstaaterei, welche zwar den Bund der Seelen nicht hindern konnte, aber jeden Bund der Kräfte zertrümmerte. Im geeinigten Reiche braucht deutscher Idealismus nicht mehr in himmelblaue Weltschwärmerei zu entarten, sondern er kann überall die Wurzeln in den heimischen Boden senken und so mit Höhe Kraft verbinden. Das schien uns oftmals eine leichte Aufgabe; wir glaubten im Jahre 70, die Frucht unseres Volkstums stände reif in Ähren und wir brauchten sie nur zu schneiden. Jetzt sind wir in 23 Friedensjahren belehrt, daß die Genußsucht auch eine Macht in uns ist und daß sie zunächst die weiten Grenzen des geeinigten Reiches höchst bequem fand, sich gründlich auszuwälzen.

*) Nicht ohne Genugtuung darf ich den Leser einladen, an den elf Jahren, die seit der Niederschrift dieser „Prognose" über damals gärende Kunst und Literatur vergangen sind, die Bestätigung meines Urteils zu registrieren. Die damals „Jüngsten" und meist im Publikum noch Unbekannten sind seitdem fast alle augenfällig geworden und haben sattsam Gelegenheit erhalten, vor lauschenden, ja beifallsfreudigen Hörern ihren Wert zu offenbaren. Fast alle noch lebend, füllen sie alle bereits den literarischen Friedhof; nicht die Naturalisten nur, auch die Symbolisten. Und längst hat sich der Überdruß an ihnen und die Sehnsucht nach der Rückkehr zur deutschen Literatur den Namen „Heimatkunst" und „Los von Berlin" gegeben. Auch ist im Zuge dieser Sehnsucht mit Frenssens „Jörn Uhl" ein Werk erwachsen, das an sich den Ruhm des Unvergänglichen und ganz echt Deutschen zwar nicht gewinnen kann, aber doch mit seinem großen Erfolge ein Wegweiser ist für die Richtung, wo deutsche Volksseele und deutsche Kunst ihre Heimat behalten.

Wir haben wieder einmal erfahren müssen, daß wirklich kein angestammtes Erbe uns mühelos bei neuen Erfolgen treu bleibt, wir müssen alle unsere wahren Güter in jedem Augenblicke neu erwerben, um sie zu behalten. So haben wir die sittlichen Verluste dessen, was uns eitel Gewinn schien, zuerst kosten müssen. Nun aber stehen Not, Verlegenheit, Übersättigung und Sehnsucht als Mahner vor unserem Gewissen — Heil dem Volke, dessen Gewissen schon auf leisen Mahnruf hört!

Deutsche Politik.

(November 1893.)

Was das reine Deutschtum als Lebensinhalt für den Einzelnen wie für das Volk wert sein könnte, habe ich früher zu zeigen versucht. Heute möchte ich beleuchten, was wir politisch dafür tun könnten. Ist das aber nicht eine Rückkehr zum Äußerlichen und eine entbehrliche Arbeit überdies? Haben wir nicht eine Reichsregierung und ein Auswärtiges Amt? Sorgen nicht Gesandtschaften und Konsulate für die Interessen unserer Stammesgenossen auf der ganzen Erde? Wirkt unter uns nicht der Deutsche Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande? Ist nicht der Alldeutsche Verband bemüht, das Bewußtsein der Interessen-Gemeinschaft aller Deutschen zu wecken? Den Deutschgedanken zu einer Weltanschauung auszubauen, ist bisher nur Wenigen in den Sinn gekommen, aber die vorhandenen Stammesgenossen zu sammeln, zu organisieren und im Widerstande gegen fremdes Volkstum zu stärken, darauf richtete sich sofort die Absicht jedes Deutschen, der seinen nationalen Drang irgendwie betätigen wollte, damit begann er seine Arbeit und darin suchte er ihren Erfolg und Abschluß. Was also könnte man da noch sagen oder tun? Nicht alles mehr, aber doch einiges noch und vielleicht nicht Unwichtiges.

Gegen die jetzige Reichsregierung (Caprivi) erhebe ich den Vorwurf, daß sie in politischen Gesinnungen und Taten weniger deutsch ist, als die heutige Deutschbewegung ihr zu sein erlaubte.

In den Reden unsres Kaisers hat zwar das Deutschbewußtsein manchmal einen treffenden und fast immer einen stolzen Ausdruck gefunden, aber Worte werden auch durch Wiederholung oder Häufung noch keine Taten. Überdies läßt sich nicht verkennen, daß der kaiserliche Wille, so edel er auch geartet ist und so hoch er

seine Ziele wählt, doch noch nicht immer mit dem Pulsschlag des Volkes völlig zusammenklingt. Das Wort des Kaisers und der Volksinstinkt gleichen den Pendeln zweier Uhren, die in einem glücklichen Augenblick einmal zu einem vollen Klange sich vereinigen, dann aber für lange Zeit wieder in getrenntem Takte auseinandergehen.

Der Reichskanzler aber (Caprivi), auf den nun doch — mag es ihm bequem sein oder nicht — die allgemeine Erwartung gerichtet bleibt, enthüllt sich je länger desto mehr als reiner Geschäftsführer. Es fehlt ihm allzu sehr der große Zuschnitt, allzu sehr die Freiheit und Persönlichkeit, und so sehr verschwindet er für aller Augen hinter den papierenen Mauern der Bureaukratie, daß kaum noch ein Mensch ihm zutraut, er könne oder wolle die Regungen des Volksgewissens vernehmen. In einem Deutschland, das von Preußen seine Einheit und seine Prägung erhielt, wird das Beamtentum noch für lange Zeit ein Wert ersten Ranges bleiben, aber immer auch wird unser Volk verlangen, daß dieses Beamtentum nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck sei. Bismarck verstand gewiß, das Instrument der Bureaukratie meisterhaft zu gebrauchen, aber niemals setzte er sich dem Scheine aus, daß der Mechanismus dieses Werkzeuges sein eigener Mechanismus beim Sehen, Fühlen und Handeln sei, immer stand er in voller menschlicher Unbefangenheit und mit dem Ansehen ureigener Willensfreiheit über dem Instrument. Wir haben jetzt einen papiernen Reichskanzler und möchten wieder einen von Fleisch und Blut unserer deutschen Art haben — das ist neben der Dankbarkeit der einzige sittlich berechtigte Kern jenes Bismarckrausches, den wir in den letzten Jahren erlebt haben. Denn alles, was sonst in dem Schwall dieser Empfindungen mitlärmte, wird bald verstummen vor der Erkenntnis, daß die Aufgaben unseres Deutschtums weiter hinauswachsen werden, daß unsere nationale Wiedergeburt keineswegs mit Bismarck beschlossen ist, sondern daß er uns nur bis vor die Schwelle dieser Wiedergeburt getragen hat und daß wir uns nun selber weiterhelfen müssen. Aber nach starken und klugen Männern sehnen wir uns, nach Männern wie Bismarck, die bei den unabweisbaren Aufgaben der nächsten Zukunft dem kreisenden Volksgeiste ebenso geschickte und ebenso starke Hebammendienste leisten könnten, wie er es getan.

Ich weiß sehr wohl, daß ich mit dieser Auffassung von Bismarcks Verdiensten sehr weit hinter der unbedingten Verehrung vieler Zeitgenossen zurückbleibe, denn wie schon oft nach dem Sturze eines großen Mannes ist auch heute wieder der Heroen-Kultus stark im Schwange.*) Dergleichen berührt mich indessen nicht; mein Freiheitsdrang und meine Religion gestatten mir keinerlei Menschenanbetung, und wenn ich Gottes Willen an mir erkennen will, so blicke ich auf mein Volk, von dessen Art und Eigenschaften Bismarck auch nach meinem Urteil eine der bedeutendsten Verkörperungen ist, doch bleibt das Ganze mir stets reicher, als der Teil. Und wenn die Art meines Volkes sich auch oft stumpf und unzulänglich, ja oft töricht und schwächlich bewährt hat, so weiß ich doch, daß schließlich nur die eingeborenen stillen Kräfte dieses Volkes, nicht seine Fürsten und nicht seine großen Männer den deutschen Namen durch allen Jammer der Vergangenheit hindurchgerettet und bis zu diesem Tage in Ehren erhalten haben. Der Volksgeist ist zugleich die Mutter und das hilfsbedürftige Kind alles persönlichen Heldentums; gegen seine Mutter kann niemand sich überheben, und gegen das Kind können wir wohl Liebe und Geduld, aber nicht Geringschätzung üben. Das alles versteht sich zwar eigentlich von selbst; wenn man aber die Hoffart fürstlichen Prunklebens mit allem byzantinischen Zubehör betrachtet, oder wenn man die lächerlichen Gespreiztheiten der sogenannten „guten" Gesellschaft sieht und schließlich, wenn man hört, in welche Überschwänglichkeit sich hier und da Heldenverehrung verliert, dann weiß man, daß es auch heute noch nicht vergebliche Arbeit ist, die falschen Altäre umzuwerfen und auf

*) Dieser Kultus wäre damals, in den Jahren nach Bismarcks Entlassung, nicht so ins übermaß gegangen, wenn man ein anderes ungefährliches Mittel gewußt hätte, den Groll gegen den Kaiser auszulassen. Jetzt sind wir aus Verbitterung und Überschwang schon wieder zu besserem Gleichgewicht zurückgekehrt, und die Liebe und Verehrung, die wir dem großen Helden und Wohltäter unseres Volkes schulden, ist bei den echten und treuen Deutschen wieder ins Herz zurückgekehrt, wohin sie gehört; bei den — andern ist sie wohl schon lange kalt geworden. Sie suchen und finden heute eine andere Adresse für ihre Huldigungen. Dieses Huldigungs-*Bedürfnis*, das Anzeichen der Haltlosigkeit, Unfreiheit und Liebedienerei ist es, das ich mit meinen Worten treffen will. Und darum sind sie heute so gut und vielleicht noch besser am Platze, als damals.

dem einen richtigen das Feuer zu erhalten. Das Wort des Erzbyzantiners Horaz: odi profanum vulgus et arceo (ich hasse das gemeine Volk und halte mir's fern) wird ja noch immer auf unseren Schulen als eine Offenbarung vornehmer Gesinnung gelehrt und muß manchem Gebildeten noch heute als Freibrief für schnödeste Selbstsucht und törichte Überhebung dienen. Und darum ist es auch heute noch nicht überflüssig, das Wort des ausgefeimten Epikuräers eine Anmaßung zu nennen und gegen ihn zu bezeugen: Ich liebe das Volk, auch das gemeine Volk und erkenne selbst in diesem getrübten Spiegel das Bild des nationalen Ideals, das mich beglückt und erhebt.

Aus dieser scheinbaren Abschweifung führt der Weg unmittelbar zu unserem Vorwurfe gegen die Reichsregierung, daß sie weniger deutsch sei, als das Volk.

Das ist zum Schmerze aller Vaterlandsfreunde fürs erste offenkundig in dem Verhalten der Regierung zur Judenfrage. Gewiß ist sie die Hüterin der Gesetze, und solange das Gesetz vom Jahre 1869 gilt, wird kein Vernünftiger wünschen, daß sie sich willkürlich darüber hinwegsetze. Aber Gesetze sind niemals und am wenigsten im modernen Staatsleben etwas ewig Gültiges, sie haben vielmehr nur die Bedeutung von Meilensteinen auf dem Wege fortwährender Bewegung des Volksgeistes. Auf diesem Wege den engsten Zusammenhang mit der Zeit- und Volksseele zu erhalten und immer mit vorausschendem Blick die Führung zu nehmen, ist das Kennzeichen einer tüchtigen Regierung. Eine Monarchie vor allem kann vor dem Bewußtsein des modernen Staatsbürgers ihren sittlichen Wert nur durch die Weisheit und Kraft ihrer Fürsorge beweisen. Bedenklich also — wenigstens für die Männer an der Spitze — ist es, wenn eine aus der Tiefe des Volkes heraufkommende Bewegung die Regierung nicht nur verständnislos, sondern sogar ohne guten Willen findet. Heute fragen sich Millionen in unserm Vaterlande: kann es denn die Regierung mit sehenden Augen verantworten, daß eine kleine Minderheit von Staatsbürgern durch den Mißbrauch ihrer gesetzlichen Rechte das wirtschaftliche Leben der Nation zur Fäulnis treibt und durch die gewissenlose Ausbeutung einer erschwindelten Geldmacht die seelische Kraft unseres Volkes bis ins Mark verdirbt? Würden nicht alle Opfer für unsere Wehrkraft zuletzt vergeblich sein, wenn die Regierung nicht zu

ihrem Teile sorgt, daß vor allem Leib und Seele des deutschen Volkes gesund bleiben? Durfte sie warten, bis das an Händen und Füßen bereits umstrickte Volk selbst sich regte? Mußte sie nicht vorbeugen mit allen Mitteln, die ihr rechts und links vom Gesetze noch reichlich offen standen, um wenigstens dem neuen Zuflusse des Judentums zu wehren? Und mußte sie nicht längst, wenn die Hilfsmittel der Verwaltung versagten, aus eigenem Antriebe die Aufhebung der Judenfreiheit verlangen, mindestens mit demselben Ernste und derselben Beharrlichkeit ihres Pflichtbewußtseins, wie sie eine Wehrvorlage verteidigt?

Aber es steht ja leider viel, viel schlimmer, als nur so, daß diese ehrlichen und sehr berechtigten Fragen keine Antwort finden werden. Es handelt sich ja nicht nur um ein Versäumnis oder um übergroße Schwierigkeiten, weil etwa die von den Juden gefälschte und getrübte öffentliche Meinung den Regierenden nicht gestattet hätte, das Notwendige zu tun; nein — es handelt sich einfach um eine Mitverschuldung. Die Regierung kann und konnte nicht der Anwalt des gekränkten Volksgewissens sein, weil sie selbst sich mit dem Judentum verstrickt hat. Man gesteht sich das gewöhnlich nicht mit Worten, aber man sagt es sich mit einem Wink der Augen oder mit einem Achselzucken. Und dieser Zustand ist nicht etwa von heute oder gestern, sondern scheint echte Bismarcksche Erbschaft zu sein, nur daß Bismarck mit seiner volkstümlichen Kraft dem Deutschbewußtsein sonst genugsam Speise zu bieten hatte, daß es nicht einfach von der Luft seiner eigenen Hoffnungen zu leben brauchte, wie heutzutage.

Nachdem das deutsche Volk wieder einmal zum Bewußtsein seiner selbst gekommen ist, erscheinen nun auch wieder einmal an der führenden Gesellschaftsschicht des Reiches in greller Beleuchtung alle Kennzeichen der Krankheit, an welcher sie immer gelitten hat und nach aller Wahrscheinlichkeit auch in Zukunft immer leiden wird. Ich meine den morbus internationalitatis, die „partielle" Lähmung des Nationalbewußtseins, eine sogenannte „vornehme" Krankheit, die sich bei den oberen Zehntausend aller Völker findet, kaum aber irgendwo stärker, als bei uns. Sie bringt es zu Wege, daß einzelne im Laufe der Geschichte mächtig gewordene Familien mit Zähigkeit an der überlieferten Einbildung festhalten, sie wären von Gott dazu bestimmt, das Grundgesetz der Volkszusammengehörigkeit zu durchbrechen und könnten unter

einander heiraten oder die frei werdenden Throne nach gegenseitiger Vereinbarung besetzen und hätten genug getan, wenn sie die etwa beleidigte Volksempfindung durch einige nichtssagende Förmlichkeiten versöhnten. Äußerlich hat ja diese Rechnung bisher noch immer gestimmt, weil die Macht der Gewohnheit noch zu groß ist, aber es fehlt nicht an allerlei Zeichen, daß wenigstens die großen und selbstbewußten Völker sich diesen nationalen Kleiderwechsel über ihre Empfindungen hinweg nicht allzu lange mehr gefallen lassen werden. Entweder werden sie die Fürstenmacht immer mehr zu einem bloßen Scheine verringern, oder sie werden — was mehr zu wünschen wäre — von ihren Fürsten verlangen, daß sie in allen ihren Taten, Gedanken und Worten jedem anderen ein unübertroffenes Beispiel echter Volkstreue seien. Noch sind wir so weit nicht, wie die Erbfolge des Herzogs von Edinburg in Gotha neuerdings bewiesen hat, aber die Stimmung des deutschen Volkes ist bei dieser Gelegenheit doch schon ziemlich erkennbar geworden.

Und was die großen Machthaber sich erlauben, ist zu allen Zeiten den kleineren ein Beispiel und Ziel des Ehrgeizes gewesen. Und so wird denn auch in dieser Gesellschaftsschicht, welche nach alter Überlieferung nur einen kurzen und verhältnismäßig mühelosen Weg zu den angesehensten Ämtern zurückzulegen hat, sorglos von einem Volke ins andere geheiratet, ohne zu fragen, ob das auch recht sei vor dem Gewissen ihres Volkes. Immer schon, besonders deutlich aber in Zeiten des nationalen Erwachens fühlt das Volk, daß ein großer Teil dieser führenden Gesellschaft dem innersten Volksempfinden ganz fremd und kalt gegenübersteht. Die Not des Volkes erschüttert sie nicht, gegen Unterdrückung und Ausbeutung schützen sie es nicht, an seinen leidenschaftlichen Bewegungen werden sie nicht warm, sie wollen nur den Vorteil ihrer Stellung sich unter allen Umständen erhalten und den Glanz ihrer „Vornehmheit" auskosten. Darum tun sie meist ihrem eigenen Bedürfnis schon genug, wenn es ihnen gelingt, das leidende Volk zu begütigen; selten zeigen sie Geduld und Eifer, es wirklich zu heilen. Der nationale Gedanke besonders hat in diesen Kreisen — mit wenigen und dann allerdings glänzenden Ausnahmen — wenig Verfechter gefunden, denn man empfindet nur zu gut, daß dieser Gedanke in seiner Nutzanwendung sehr lästig werden könnte. Man dürfte nicht mehr seine Kleider aus Paris beziehen, dürfte sich nicht mehr so blindlings der englischen Sportäfferei ergeben, könnte

nicht mehr mit französischer Liederlichkeit in Romanen und Theaterstücken kokettieren, müßte sich ganz ernstlich die Frage vorlegen, ob man eigentlich bei diesem durch und durch nur auf den Schein und die brutalste Selbstsucht gerichteten Flatterleben noch das mindeste Anrecht darauf hätte, als die „gute Gesellschaft" des deutschen Volkes zu gelten usw. usw. Denn diese Kreise sind zum großen Teile so stark von der Krankheit der nationalen Empfindungslosigkeit verseucht, daß sie gar kein Ende fänden, wenn sie den Anfang zur Selbsterkenntnis und Selbstzucht machen wollten. Ich bilde mir auch nicht etwa ein, daß hier jemals eine wesentliche Besserung zu erwarten wäre. Es könnte allenfalls bald einmal in diesen Kreisen Mode werden, national zu scheinen. Die Mode würde kommen und gehen, wie andere auch, aber den Grundcharakter der Gesellschaft würde sie nicht ändern, denn dauerndes Beharren im Guten erfordert sittlichen Ernst, sittlicher Ernst ist etwas „Langweiliges", und das Langweilige haßt man dort wie die Pest. Es hat also seine triftigen Gründe, wenn ich die nationale Wiedergeburt lediglich von dem Mittelstande unseres Volkes erwarte, derselben Mittelschicht, welche, solange wir von unserm Volke wissen, alle sittlichen Erneuerungen aus sich hervorgebracht hat, wenn sie auch zur äußeren Vollendung des Werkes nicht selten auserwählte Führer aus der oberen Gesellschaft freudig sich gefallen ließ.

Ist dieses Urteil über unsere führenden Kreise zu scharf? Nein, im Gegenteil — das Schlimmste blieb noch ungesagt. Keine andere Schicht des deutschen Volkes hat so schmählich Stolz und Gewissen ihres Volkstumes an den jüdischen Mammon verkauft, wie die „Edelsten der Nation", die den anderen ein Beispiel hätten sein sollen. Vor längerer Zeit erhielt ich einen merkwürdigen Brief. Ein paar Ungenannte baten mich, gelegentlich ein kräftig Wörtlein zu sprechen gegen die jetzt grassierende Sucht, in allen adligen Familien nachzuforschen, ob sich nicht hier und da ein Tropfen jüdischen Blutes finde. Diese verderbliche Neugier müsse den Adel um alles Ansehen bringen. Er habe sich ja jetzt wieder auf seine Pflicht besonnen und sei gut antisemitisch, aber unter das Vergangene müsse man einen Strich machen, denn bei genauem Zusehen würde sich kaum eine einzige Adelsfamilie finden, welche sich nicht mit jüdischem Blute verunreinigt habe. Das ist nun gottlob eine starke Übertreibung; es gibt auch heute noch tüchtigen

deutschen Adel, der niemals an solcher Selbstentwürdigung teilgenommen hat. Aber wahr ist es freilich, daß diese kernhaften Adligen die Entartung ihrer Standesgenossen nicht haben hindern können, wahr ist es auch, daß in solchem inneren Verfall die Quelle der Gleichgültigkeit zu suchen ist, mit welcher heute im allgemeinen das Volk dem Adel gegenübersteht. Wir kennen ja die Beweggründe solcher Heiraten, wir wissen ja, daß es nicht etwa blinde Liebe zu den Töchtern Israels war, daß vielmehr in den meisten Fällen eigener Widerwille und der Abscheu der Familie überwunden werden mußte und daß man dennoch sich das Opfer abgewann, weil man zuletzt lieber den inneren Stolz, als den äußeren Glanz und Genuß entbehren mochte. Soll man das ruhig hinnehmen? Nein! Wenn der Adel und unsere höheren Stände überhaupt nicht unter allen Umständen ihr deutsches Blut rein erhalten, wenn sie nicht auch in schweren Zeiten ihren inneren Stolz gegen alle Versuchung behaupten können, dann wüßte ich allerdings nicht, wozu sie in der Welt nutz wären. Nicht am Mittelstande ist es jetzt, wieder zu erhöhen, was sich erniedrigt hat, sondern der echte, kernhafte, gold- und genußfeste Adel sollte Zeichen aufstecken, daß man ihn erkennen und unterscheiden kann von denen, die sich selber weggeworfen haben. Dann würde auch vor dem geschärften Volksbewußtsein dieser Tage die höhere Gesellschaft wieder ihren durch viele hohe Taten wohlverdienten Ehrenplatz behaupten. Dann würde sich auch vielleicht wieder in ihr das Deutschtum in Worten und Werken einstellen, das wir jetzt bei so manchem Anlaß völlig vermissen.

Die Regierung aber lebt nun im Dunstkreise dieser zum großen Teil entarteten Gesellschaft; jüdische Mischlinge sind an wichtigen Stellen ihre Ratgeber und ausführenden Organe. Es ist eine bittere Erkenntnis, aber sie läßt sich um der Wahrheit willen nicht verschweigen, daß wir seit der Gründung des Reiches noch keine Regierung gehabt haben, in deren Tun und Denken sich klar für alle erkennbar der Wille verkörpert hätte: Alles zu bejahen, was dem deutschen Volkstum nützen und alles zu verneinen, was ihm schaden müßte.

Und doch sind wir ein Volk, das seinen heutigen nationalen Charakter mit seinen ältesten geschichtlichen Anfängen mühelos in einem einheitlichen Bewußtsein umspannen kann. Wir sind in we-

sentlichen Zügen noch ganz dieselben, die wir jemals waren. Wir wohnen noch auf demselben Boden, den unsere ältesten Vorfahren behaupteten, als sie in das Bewußtsein der Geschichtsüberlieferung eintraten. Noch immer müssen wir uns, eingekeilt zwischen Slawen und Romanen, gegen beide unserer Haut wehren, und Wehrhaftigkeit ist heute, wie in den ältesten Zeiten, die erste Bedingung unseres Daseins. Wenn irgendwo, sollten bei uns die nationalgewillten Regierungen die Regel sein, aber tatsächlich sind sie nirgendwo so sehr Ausnahme, als in unserer Geschichte.

Wenn Wehrhaftigkeit die oberste Bedingung unseres nationalen Daseins ist: wie kommt es, daß wir sie nicht auch zur Vorstufe aller bürgerlichen Rechte machen und daß die militärische Ehrenhaftigkeit nicht auch das Maß aller übrigen Ehrenhaftigkeit wird? Mancher Leser wird an dieser Stelle aufsehen und mit einem Seufzer fragen: ist noch nicht Militärwirtschaft genug im Deutschen Reiche? Ist der Offizier nicht ohnehin bei uns die erste Nummer zum Ärger aller bürgerlichen Rangbestrebungen? Ja, ich weiß sehr gut, daß heutzutage mancher Deutsche von einer nicht im nationalen Geiste geleiteten Presse und allerlei weibischen Unterströmungen des Zeitgeistes sich in grimmige Eifersucht gegen die blanken Knöpfe hat hineinhetzen lassen, aber ich kenne auch ganz merkwürdige Offenbarungen des Volksgeistes, die mit diesem Zivilverdruß im lächerlichsten Widerspruche stehen. Es gibt erzfortschrittliche Politiker, die gegen jede Militärvorlage toben und dennoch jeden Offizier als Gast ihrer Gesellschaften mit der zärtlichsten Liebenswürdigkeit behandeln, nicht etwa, weil sie aus Eitelkeit das Bewußtsein verlieren, sondern weil wider ihren politischen Willen der ererbte Geist deutscher Wehrhaftigkeit immer wieder durchbricht. Aus derselben Quelle stammt die Freude unserer evangelischen Theologen, daß man sie zum vollen Dienste mit der Waffe zugelassen. Und die blinde Liebe für soldatische Erinnerungen, deren die Sozialdemokratie unter ihren besten Anhängern noch nicht Herr geworden ist, erscheint mir als ein kräftig Zeugnis desselben Geistes. Es läßt sich vielleicht nicht behaupten, daß der preußische Militarismus schon der denkbar vollkommenste Ausdruck deutscher Wehrhaftigkeit sei, im Gegenteil kann man sich eine deutschere Form wohl vorstellen, aber zweifellos darf man sagen, daß die heimliche Liebe und das natürliche Verständnis für militärische Tüchtigkeit noch heute in jedem gesunden Deutschen lebt. Warum

also läßt die Regierung diese gesunde und für unser nationales Dasein so nützliche Anlage in so mancher Nutzanwendung verkümmern? Für die gesellschaftlichen Ehren des Offiziers hat sie ja reichlich, sogar vielleicht im Übermaße gesorgt, und der Verdruß der „Zivilisten" erklärt sich zum größten Teile daraus, daß man sie allzu kräftig den gesellschaftlichen Abstand von dem Militär empfinden läßt. *Aber die wirtschaftlich-sozialen Folgerungen unseres militärischen Volkscharakters sind schlechterdings noch gar nicht gezogen.* Wenn ein Offizier im Kriege verwundet wird und später infolgedessen seinen Dienst quittieren muß, ist es nicht eine Sünde gegen den militärischen Geist unseres Volkes, daß dieser Mann bei knapper Pension vielleicht gezwungen wird, sein empfindliches Ehrgefühl, welches er früher als die Zierde und den Stolz seines Berufes zu schützen hatte, im Kampfe ums tägliche Brot mühsam behaupten oder öfter noch gegen die Niedrigkeiten eines brutalen Geschäftsgeistes preisgeben muß? Dürfte ein deutscher Soldat, dem zur Ehre und im Dienste des Vaterlandes die Knochen entzwei geschossen sind, überhaupt jemals in die Lage kommen, daß in der Not um Arbeit oder Brot das Schicksal Schindluder mit ihm spielen darf, und wir anderen samt der Regierung stehen dabei und finden uns unter ein paar klugen Redensarten damit ab? *Nein, ein Volk in Waffen, das seine Kämpfer nicht wirtschaftlich zu sichern weiß, geht mit seinem besten Schatze leichtfertig um.**)

Aber der Mangel an Logik geht ja noch viel weiter. In Zeitungsanzeigen kann man jeden Tag lesen, daß ein „militärfreier Gärtner", ein „militärfreier Buchhalter" gesucht wird, während die „gedienten" Leute weit seltener nachgefragt werden. Man bedenke nur, was das heißen will! Die kräftigsten, brauchbarsten Leute werden aus ihrem Berufe gerissen, müssen die Last und die Kosten einer drei-, jetzt zweijährigen Dienstzeit auf sich nehmen, werden auch später wieder wochenlang ihrem Berufe entzogen, und doch sind unsere Verhältnisse so verkehrt, daß die Dienstgeber

*) Dieser Fehler hat sich seitdem ins Ungeheuerliche verstärkt. Die Sozialdemokratie hat Zeit gefunden, die Unzufriedenheit der Kriegsinvaliden für sich auszubeuten, der gesamte Reichstag hat sich wiederholt entrüstet, aber bis zum heutigen Tage werden Invaliden-Fürsorge und Militärpensionsgesetz von der Reichsregierung mit unbegreiflicher Lässigkeit behandelt.

es bequemer finden, denen den Vorzug zu geben, die ihren bürgerlichen Beruf ungestört fortgesetzt und immer verdient haben, während die anderen dienten! Die manchesterlichen Gewöhnungen unseres Denkens haben es wahrhaftig dahin gebracht, daß wir solch einen verbrecherischen Zustand ganz ordnungsmäßig finden. Wir schämen uns wohl nicht einmal bei dem Gedanken, daß in gefährlichen Zeiten unser Aller Wohl von der Opferfähigkeit derer abhängt, die wir wirtschaftlich unausgesetzt mißhandeln! Daß sie aus eigenem Pflichtgefühl oder aus selbstentzündeter Begeisterung ihre Schuldigkeit am Vaterlande tun und auf unsern Lohn nicht warten, versteht sich gottlob bei unserer deutschen Art von selbst. Aber was sie uns selbstverständlich geben, können wir darum noch längst nicht selbstverständlich nehmen, und so betrachtet wird es geradezu ein Schimpf, daß wir es uns zur Gewohnheit haben werden lassen, aus geschäftlicher Bequemlichkeit den gedienten Mann gegen den ungedienten wirtschaftlich zu benachteiligen.

Kommt man überhaupt erst einmal auf diese Dinge zu denken, so findet sich ein Unverstand neben dem anderen, und es kann sich nur noch fragen, ob wir mehr aus Gewissenlosigkeit oder aus Denkfaulheit gegen unsere besten Volkskräfte wüten.

Fast jedes Jahr bringt uns neue Steuern, und weil für den ökonomischen Instinkt der Mehrzahl jedes Volkes der Geldbeutel der handgreiflichste Maßstab bleibt, eine gute Regierung von einer schlechten zu unterscheiden, so wendet die vaterlandslose Presse bei solchen Gelegenheiten alle Advokatenkunst auf, um die Steuerzahler aufzureizen, während die Regierenden wiederum nichts unversucht lassen, um das Rückgrat des Volkes zu schmeidigen, damit es sich noch um eine Kleinigkeit biegen lasse, ohne zu knacken. Im wesentlichen erschöpft sich die Kunst des Regierens, die natürlichen Kräfte des Volkes zu messen und auf seine Bedürfnisse zu lauschen, bei uns auf diesen einen Punkt — eine armselige Kunst! Nichts aber kann die nationale Charakterlosigkeit unserer Steuerpolitik schärfer beleuchten, als die Tatsache, daß wir bei der Fülle von Abgaben die für unser Volk natürlichste und gerechteste Steuer, die Wehrsteuer, bis zum heutigen Tage nicht haben. Sie bringt bei mäßiger Veranlagung freilich nur etwa 80 Millionen, und wenn man dem Sinne einer solchen Abgabe ganz gerecht werden wollte, dürfte

man sie überhaupt nicht zur Deckung irgendwelcher materieller Bedürfnisse, sondern nur moralisch, als einen winzigen Ausgleich für die wirtschaftlichen Schädigungen unserer wehrhaften Männer benutzen, zur Erhöhung der Invaliden-Pensionen also oder aber zur Organisation einer staatlichen Arbeitsvermittlung für gediente Leute. Aber der Unsinn vom Standpunkte einer deutschen Politik liegt eben darin, daß wir die Wehrsteuer noch nicht haben, daß man überhaupt darum noch ein Wort verlieren muß!

Und dementsprechend geht denn auch alles andere einen möglichst verkehrten Gang bei einer Regierung, die für die nationale, erdgewachsene Grundlage ihrer Politik noch nicht das ABC zu kennen scheint. Im dritten und vierten Abschnitt des Aufsatzes „Reines Deutschtum" habe ich darauf hingewiesen, wie wir durch den Einfluß falscher christlicher Ideale und der Humanitätsphrase dahin gekommen sind, alle gesunden Verhältnisse auf den Kopf zu stellen. Inzwischen ist von einem Ungenannten ein Buch über „Sozialaristokratie"*) erschienen, das jenem Gedanken mit vollendetem Freimut bis in alle Einzelheiten nachgeht. Der Verfasser könnte ein bedeutender Kopf genannt werden, wenn ihn nicht eine im Zusammenhange seiner Gedanken völlig unverständliche Friedensschwärmerei um alle gesunden Folgerungen seiner richtig angelegten Vordersätze betrogen hätte und wenn er nicht aus doktrinärem Eigensinn an mehr als einer Stelle aus der Richtung des gesunden Empfindens entgleiste. Er faßt die Forderungen und Maßnahmen, welche nötig sind, um die Kraft eines Volkes zu erhalten und zu wahren, mit dem Worte „Volksstandspolitik" zusammen, und mit vollem Rechte macht er der deutschen Regierung den Vorwurf, daß sie zu einer gesunden Volksstandspolitik noch nicht den Anfang gemacht habe.

Wir nehmen es mit der Menschlichkeit übertrieben gewissenhaft, wenn es sich um Sträflinge handelt; wir lassen uns von dem wissenschaftlichen Ehrgeiz der Ärzte zu einem Aufwande für unsere Kranken verleiten, als ob es der höchste Maßstab unserer Kultur wäre, die Welt zu einem möglichst „rationell" eingerichteten Krankenhause zu machen. Wenn vollends eine Cholera-Epidemie droht, hat die moralische Seuche der populär gewordenen Bazillen-Litera-

*) Der Titel des Buches ist „Volksdienst, von einem Sozialaristokraten" (Berlin und Leipzig. Wienersche Verlagsbuchhandlung. 397 Seiten.)

ohnehin später oder — gar nicht. Sie „können ja nicht", weil die meisten nicht stark genug sind, den Stolz ihrer Männlichkeit und einer idealistischen Genügsamkeit gegen die albernen Anstandsbegriffe der Gesellschaft zu setzen, und weil die Regierung es mit ihrem manchesterlich leichten Herzen in der Tat schon ganz in der Ordnung findet, wenn sie weder für eine frühere Heiratsfähigkeit unserer gebildeten jungen Männer, noch für eine gründliche Reform der Anstandsbegriffe unserer Gesellschaft sorgt. Im Gegenteil: diese Begriffe der Gesellschaft von einem standesgemäßen Leben hat die Regierung in aller Form geheiligt durch die Bedingungen, welche sie an die Heiratserlaubnis für den jungen Offizier knüpft! Man bedenke: unsere Regierung, die Vertreterin des Volkes in Waffen, der oberste Anwalt unserer Wehrhaftigkeit, hat es über sich gewonnen, den Maßstab für die Heiratsfähigkeit und das standesgemäße Leben unserer jungen Truppenführer von

---

seit 1848 gegen Hungergehälter, kirchliche Hörigkeit der Schulen und Lehrer, für ihre bessere pädagogische und wissenschaftliche Ausbildung, für die gesellschaftliche Hebung ihres Standes und endlich für die Anerkennung der Volksschule als der gemeinsamen Vorstufe auch der höheren Schulbildung haben führen müssen. Sie haben gezeigt, daß sie kämpfen wollen und können, sie sind bei guter Führung mit der Zeit eine mächtige Organisation geworden, sie haben manches erreicht und ihre Stellung wie die der Volksschule wesentlich gebessert; aber wenn man weiß, mit welchen Empfindungen die führenden Kreise der akademisch Gebildeten diesem Kampfe zuschauen, dann muß man sagen, daß die Bedeutung der Lehrerschaft für die Kräftigung unserer nationalen Volkskraft und für die soziale Aussöhnung unserer beiden Volksschichten und endlich für die rechte Pflege des Geistes der Wehrhaftigkeit, kurz für alle wichtigsten Gesichtspunkte einer wohlverstandenen deutschen Volksstandspolitik noch nicht entfernt begriffen wird. Was für ein im Grunde bornierter und unfruchtbarer Geist akademischer Selbstgenügsamkeit und Überhebung ist es, der so viele in unserer führenden Gesellschaft nicht über den Standpunkt hinauskommen läßt: diese Volksschullehrer sind uns unsympathisch, denn viele von ihnen bleiben Halbgebildete und greifen in Urteil und Begehrlichkeit über ihre Grenzen hinaus! Um im Sinne dieser Anschauungsweise die Rechte der „gediegenen Bildung" und der „guten Erziehung" zu wahren, nebenbei auch um die Wünsche orthodoxer Landgeistlicher und sparbedürftiger adliger Schulpatrone zu erfüllen, hat die konservative Partei in der politischen Behandlung der Schul- und Lehrerfrage geradezu unglaublich gesündigt. Glücklicherweise aber können die Normen der „guten Gesellschaft", obgleich ich sie persönlich sehr hoch stelle und gewiß nicht verachte, auf die Dauer denn doch nicht allein die Richtlinien eines Staates bleiben, in welchem sich ein kraftbewußtes Volk Körper und Organe zur freien Betätigung aller seiner Gaben und

einer kapitalistisch entarteten Gesellschaft anzunehmen! Warum? Bedarf unsere Waffentüchtigkeit der goldenen Politur, oder verdient es etwa der gewissenlose Kapitalismus unserer Tage, durch die Abkommandierung unseres Offizierkorps zum Dienst am goldenen Kalbe noch moralisch gestützt zu werden? Nein, wenn die von vielen als heilsam und notwendig ersehnte Vereinfachung unseres wirtschaftlichen Zuschnitts uns kommen soll, so kann sie nur von demjenigen gesellschaftlichen Elemente kommen, dessen Ansehen unangefochten ist im ganzen Reiche: vom kaiserlichen Hofe und dem Offizierkorps. Bleibt hier die erlösende sittliche Tat aus, so geht alles seinen Krebsgang weiter bis zur Katastrophe, und unsere wehrhafte Volkskraft hat unermeßlichen Schaden davon. Denn die männliche Auslese unserer gebildeten Jugend verehrt (mit manchen affenartigen Auswüchsen leider, aber im

---

Wünsche aufbaut. So hat denn also auch die konservative Partei endlich eine umsichtigere Politik gegen Lehrer und Schule begonnen, als sie dem Kultusminister Bosse, der für dieses wichtige Werk unvergeßlich energisch und politisch geschickt kämpfte, das Lehrerbesoldungsgesetz als erste Grundlage einer staatlichen Gehaltsregelung bewilligte. Die zweite Probe von staatsmännischer Einsicht und Mäßigung werden die Konservativen demnächst zu geben haben, wenn die Pflicht der Volksschulunterhaltung gesetzlich festgelegt und zugleich über die Bedingungen entschieden werden wird, unter denen grundsätzlich der konfessionelle Charakter der Volksschule festgelegt werden könnte. Schon scheiden sich unter dem Eindruck der erwachenden Liebe und Billigkeit, die in diesem Vorgehen Regierung und Rechtsparteien bewiesen haben, aus der bisher einheitlich verbitterten Masse der Lehrerschaft zahlreiche Elemente ab und fangen an, Vertrauen zu fassen. Der erste Schritt ist also getan und das Ziel muß hierin sein: mehr und mehr die gesamte Lehrerschaft zu einer Kerntruppe des nationalen Gedankens und unbedingter Staatstreue zu machen. Ist das erreicht, so haben wir dem Deutschbewußtsein und der Deutschbewegung bei allen innerpolitischen Aufgaben einen Helfer von unvergleichlicher Kraft gewonnen. Aber im Sinne einer gesunden Volksstandspolitik ist auch damit noch längst nicht genug getan. Dazu gehört, daß die gute Gesellschaft unter Abschüttlung aller akademischen Gespreiztheiten und alles Erziehungs-Dünkels den Lehrer vertrauensvoll in ihrem Schoße aufnimmt und ihn so von dem Wahn kuriert, er müsse auch studieren, um auch für voll zu gelten. Da das Ideal des Hochschulstudiums nun einmal unter den Lehrern aufgerichtet ist, soll man ihnen den Weg dahin freimachen, denn künstliche Schranken schaden immer. Aber Staat und Gesellschaft behalten es in der Hand, daraus nicht eine weitere Mehrung unseres ohnehin schon bedenklich angeschwollenen Gelehrten-Proletariats und vollends unerträglichen Überwuchs der abstrakten Volkskräfte entstehen zu lassen, wenn sie nur dafür

ganzen doch mit richtigem Instinkt) in dem Offizier ihr Vorbild. Wie er nicht heiraten „kann" nach der Neigung seines Herzens und in der Jugendblüte seiner Kraft, weil die schönsten und gesundesten Mädchen nicht immer die reichsten sind, so „können" auch andere junge Männer nicht heiraten zur rechten Zeit. Wohl aber „kann" all diese kräftige männliche Jugend viel kräftige weibliche Jugend verführen und verderben oder, was bei den schamhaftesten von ihnen die Regel ist, an bereits gefallenen Weibern körperlich und sittlich ihre Gesundheit ruinieren. Und das geschieht jeden Tag, und das Heer der Prostituierten wächst und zieht in großer Parade an uns vorüber, und wir zucken die Achseln dazu, und alles bleibt beim alten. Der Nachwuchs aber, wenn dann wirklich in reiferen Jahren geheiratet werden „kann", ist welk und skrofulös oder verjüdelt, und unterdessen sitzen unsere tüchtigsten, deutschesten Mädchen, und kein noch so guter Kampf gegen die Versuchung rettet sie schließlich vor dem Schicksal, ihre Lebensfreude in die Wunderlichkeit oder die Verbitterung der alten Jungfer zu begraben. Der Jammer dieser unnatürlichen und darum gottlosen Zustände schreit zum Himmel, aber die Weisheit

---

sorgen, daß die seminaristisch gebildeten tüchtigen Lehrer in den Vollgenuß einer amtlich und gesellschaftlich würdigen Stellung kommen. Keiner könnte zu diesem Zwecke besser den Mittelsmann machen und wirksamer den Lehrer in den Vollwert seiner Stellung einführen, als der Offizier, der heute noch und hoffentlich für immer das unbedingte Vertrauen der guten Gesellschaft genießt. Aber man müßte ihm eine sachlich überzeugende, organische Unterlage dafür geben, und diese entsteht von selbst, wenn nicht nur bildlich gesprochen, sondern im nüchternen Zusammenhange der Tatsachen unser Heer wirklich die fortgesetzte Volksschule wird. Die Lehrer der ersten Volksschule müssen in dienstlichen Zusammenhang mit den Lehrern der zweiten Volksschule, den Offizieren, treten, und damit bahnt sich dann alles weitere an, was heute noch daran fehlt, daß der Volksschullehrer der Vertrauensmann zwischen oben und unten im Volke, der soziale Dolmetsch und Versöhner sein könnte. Ich glaube endlich auch, daß so verfahren, d. h. mit der grundsätzlichen sozialen Gleichstellung der Volksschullehrer mit den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft vorangegangen werden müßte, wenn man endgültig die gesellschaftlichen Bedenken beseitigen will, die jetzt im größten Teile von Deutschland die Eltern hindern, ihre für die höheren Schulen bestimmten Kinder in die allgemeine Volksschule, statt in eine Vorschule zu schicken. Der Staatswille könnte dieses Experiment ja erzwingen, aber da es zur sozialen Aussöhnung gefordert wird, wäre jede Maßregel von vornherein Unsinn, welche die Unzufriedenheit und Erbitterung nicht aufheben, sondern nur von unten nach oben umquartieren würde.

unserer Regierenden hat bis jetzt nicht einmal einen Anlauf genommen, um der Not zu steuern.*)

Alle diese Gesichtspunkte einer deutschen Volksstandspolitik habe ich schon früher in Kürze oder ausführlicher nachgewiesen. Jede solcher unerfüllten Forderungen bedeutet eine bittere Anklage gegen diejenigen, die im Namen einer Monarchie regieren. Aber damit ist das Sündenregister noch längst nicht erschöpft. Eine furchtbare Verschwendung deutscher Volkskraft bedeutet unsere Auswanderung. Man darf sagen, daß unsere Regierung durch die vollendet manchesterliche Sorglosigkeit, mit welcher sie die Auswanderung unorganisiert und ungelenkt aus dem Reiche hinausfluten läßt, einen unermeßlichen Totenacker des Deutschtums geschaffen hat. Über unsere östlichen Grenzen schlüpfen täglich die russischen Juden und schnorren sich alsbald in die großen Städte, namentlich nach Berlin, um die innere Fäulnis unserer Zustände zu verstärken. Langsamer, aber schließlich noch gefährlicher ist der Zustrom der slawischen Arbeiter, deren die Großgrundbesitzer und Großindustriellen bedürfen, weil die deutschen Arbeiter ihr Heil in den Städten suchen. In demselben Verhältnis aber rücken die kleinen deutschen Bauern und Handwerker von

---

Von innen heraus müssen wir da zum Ziele kommen und die rechte Zeit abwarten. Aber daß die allgemeine Volksschule als Eingangspforte der Bildung und Erziehung aller jungen Deutschen ein Hauptziel deutschbewußter Schulreform ist und bleibt, daß die Erreichung dieses Zieles der Schlußstein und das Triumphlied einer innerlichen Einigung unseres gesamten Volkes im Namen des Deutschtums sein würde, darüber bin ich nie im Zweifel gewesen.

*) Ich bin nicht müde geworden, bei jedem Anlaß auf eine gesunde Heiratspolitik hinzuweisen. Eine passende Gelegenheit dieser Art war die Neuregelung der preußischen Beamtengehälter im Jahre 1896. Damals wurde auch aus dem Landwirtschaftlichen Ministerium vom Geh. Rat R. Thiel ein Vorschlag zur unterschiedlichen Besoldung der verheirateten und ledigen Beamten gemacht. Ich habe ihn nach Kräften in verschiedenen Leitartikeln der „Deutschen Zeitung" unterstützt und später eine gebotene Gelegenheit eifrig benutzt, um den Finanzminister Miquel dafür zu gewinnen. Alles vergeblich! Selbst bei diesem staatsmännischen Minister, der sich sonst wohl auf die Tiefe und den Umfang des Begriffes „nationale Politik" besser als mancher andere Minister verstand, konnte ich nicht das rechte Verständnis für diese Maßregel wecken. Er fand einen solchen Schritt zu weittragend, außergewöhnlich und praktisch unbequem. (Vgl. im übrigen den Aufsatz „Reines Deutschtum", Abschnitt „Die Frauenfrage" nebst Anmerkung; desgl. das Kapitel „Rassen-Aristokratie".)

ihrem lange behaupteten Anwesen fort und folgen dem Sirenenruf jüdischer Auswanderungs-Agenturen oder den Lockbriefen ihrer schon übergesiedelten Verwandten nach Nordamerika. Nicht Millionen Proletarier sind es, die wir auf diese Weise alljährlich in den Ozean fremder Sprache und fremder Wirtschaftsinteressen versenken, nein Bauern sind es, deutsche Bauern und Handwerker, die wurzelechtesten Vertreter unseres Volkstums, die wir mit leichtem Herzen preisgeben. Ein Mensch, der mit seinem ererbten Vermögen so offenkundige Verschwendung triebe, wie unsere Regierung seit Jahren schon mit unserer wertvollsten Volkskraft, würde unter Vormundschaft gestellt werden. Wie sollen wir unsere Regierung beurteilen? Ist sie etwa macht- und wehrlos gegen die Auswanderung? Im Gegenteil: Sie hat ja zum Beispiel den erfreulichsten Anfang zu einer gesunden Deutschpolitik gemacht mit der Ansiedlungstätigkeit in polnischen Landesteilen — warum setzt sie nicht mehr Kräfte auf dieses Ziel? Warum durchkreuzt sie dieses gesunde Streben jetzt*) wieder durch eine Polenfreundlichkeit, für welche keine schlicht und ehrlich empfindende deutsche Brust jemals Verständnis haben wird? Man sagt, die Regierung habe solche Widernatürlichkeiten nötig, um sich Reichstagsmehrheiten mühselig zusammenzuflicken. Ja, das ist ja gerade das Unglück, daß wir Deutschen unsere Regierung immer und immer wieder als Kalkulator und so selten als schöpferischen Organisator empfinden. Wage sie es doch nur, ehrlich deutsch zu denken und zu reden, so wird ihr jetzt auf das rechte Wort ein Kraftsturm aus dem deutschen Volke antworten, welcher alle Polenwedelei und sonstige Reichstags-Arithmetik über den Haufen blasen wird. Unser Volk hat einst das kräftigste und in dieser Form bedeutendste Kolonisationswerk geschaffen, als es die im Jugendsturm der Völkerwanderung preisgegebenen rechtselbischen Gebiete mit echter niedersächsischer Zähigkeit den Slawen wieder abgewann. Diesem Vorbilde nachzueifern sind wir hoffentlich noch nicht zu klug und sicherlich nicht zu schwach geworden. Wir müssen nur gedenken, daß wir die Macht unserer deutschen Waffenfähigkeit auf blutigen Schlachtfeldern nicht dazu erprobt haben, um Staatsvisiten damit zu machen oder Kriegsdenkmäler zu enthüllen oder andere Völker mit großmütigen Geschenken zu überraschen oder den

*) Wohlverstanden: — in der Ära Caprivi!

Übermut der Yankees mit unserer deutschen Bauern- und Handwerkskraft zu mästen, sondern einzig und allein dazu, daß wir unser Deutschtum geistig und weltlich desto sicherer gegen Freund und Feind behaupten und auf jedermann nach dem Rechte des Stärkeren den Fuß setzen, der uns hindern will, unsere ehrlich erworbene Kraft nach unserer Notdurft zu verwenden.

Eine rechte Auswanderungspolitik müßte, um es mit einem Worte klar zu machen, eine Neuauflage germanischer Völkerwanderung sein, angepaßt an die neuzeitlichen Formen des Verkehrs und der diplomatischen Einwirkung, ein großes ziel- und planmäßiges Kolonisationswerk, für welches im Zusammenhange mit dem Auswärtigen Amte ein eigener Minister oder wenigstens ein eigener Unterstaatssekretär an der Spitze der findigsten und tatkräftigsten Beamten wahrlich keine Verschwendung wäre. Dieses Ministerium für deutsche Besiedelung würde zunächst im Deutschen Reiche viel zu tun finden. Da das Großgrundbesitzerwesen — mag man zu seinen Gunsten sagen, was man will — jedenfalls die volle landwirtschaftliche und gärtnerische Ausnutzung unseres anbaufähigen Landes hemmt, wie auch die möglichste Entfaltung unserer Volkskraft hindert, müßte eine allmähliche Verwandlung des Großbesitzes in Kleinbauernwesen eins der Hauptziele sein. Diesen Zustand vorzubereiten, wäre nichts geeigneter, als wenn die Regierung Vollmacht und Auftrag erhielte, frei werdenden Großgrundbesitz aufzukaufen und unter zweckmäßigsten Bedingungen in Bauernwirtschaften zu zerschlagen. Staatliche Musterwirtschaften und zwangsgenossenschaftliche Verbände der Bauern hätten dann dafür zu sorgen, daß der Trieb zu fortschreitend wissenschaftlicher Steigerung des Bodenertrages und der Viehzucht nicht einschliefe. Schon hierdurch würde ein sozialer Ausgleich der Landwirtschaft erreicht werden, der manche bäuerliche Kraft dem Vaterlande erhalten könnte.

Ferner aber müßte in den Landesteilen, die wir uns mit dem entschlossenen Willen des Volkes angeeignet haben, ein System gründlicher Einverleibung Platz greifen. Nichts kann lächerlicher sein, als unsere bisherige Einverleibungspolitik. Teile des ehemaligen Polens und Schlesiens gehören seit dem vorigen Jahrhundert zu uns, aber noch heute sind sie nicht unser gesunder Besitz, sondern nur ein Eitergeschwür an unserem Reichskörper.

Ich kann die Gerechtigkeitsregung derjenigen Deutschen nachempfinden, welche das beharrliche Nationalbewußtsein der Polen mit Bewunderung auf sich wirken lassen und darüber vergessen, daß dieses Volk ebenso beharrlich seine Ohnmacht zu praktischer Staatserhaltung bewiesen, mithin vor dem Urteile der Weltgeschichte das harte Schicksal der brutalen Teilungen Polens verdient hat. Mag man nun aber in Anbetracht deutscher Gerechtigkeitsliebe die Frage eines geeinigten Polenstaates nochmals aufrollen, oder sich aus praktischer Einsicht entschließen, die begonnene Teilung durch völlige Einverleibung zu vollenden — jedenfalls wird es endlich Zeit, klar zu wissen, was man will. Die Reichslande haben wir uns nach einem blutigen Kriege zurückgenommen, weil wir wissen, daß sie uns gestohlen wurden, aber noch heute, nach 23 Jahren, stehen wir zu den Elsässern und Lothringern wie ein Polizist, der einem Gefangenen die Fesseln fester und wieder locker bindet, um zu versuchen, ob er noch schlägt. Mit den Dänen im nördlichen Schleswig ist der äußerliche Erfolg vielleicht einigermaßen befriedigend, aber hier stehen wir einem nächstverwandten Volksstamme wirklich mit einigermaßen schlechtem Gewissen gegenüber, weil wir den Paragraph 5 des Prager Friedens nach meinem Gefühle nicht auf ganz reinliche Weise aus der Welt geschafft haben. Übersieht man diese unsere schwächlichen Einverleibungen, so ist nur zu sagen: sie verdienen den Namen nicht, und es kann auf Gottes Welt kein Volk gedacht werden, das bei so viel kriegerischer Kraft so jammervoll schwächlich und so aller Klugheit bar im Aneignen wäre, wie wir Deutschen. Und dabei lehrt man in unseren Schulen die Römer, die uns doch wahrlich zeigen, wie man einverleibt, nachdem man erobert hat. Dabei sind wir Zeitgenossen der Engländer, welche die Kunst des Nehmens und Festhaltens so trefflich verstehen. Nein, wenn man will, muß man auch wirklich wollen. Unser Gerechtigkeitsgefühl mag uns auch künftig leiten, nicht zu begehren, was uns nicht zukommt, aber wenn wir nehmen, sollen wir auch festhalten, d. h. ins praktische Leben übersetzt: ein bisher fremder Landesteil ist erst dann uns einverleibt, wenn das Eigentumsrecht deutscher Männer in seinem Boden wurzelt. Daher müßte jetzt endlich ein Ministerium für Besiedelung nachholen, was längst hätte geschehen müssen. Mit aller Klugheit, aber zugleich mit unerschütterlichem Willen müßte ein großartiges Enteignungsverfahren eingeleitet werden, durch welches Polen und

Elsaß-Lothringer allmählich ins Innere des Reiches, an ihre Stelle aber Deutsche an die Grenzen gesetzt würden. Peinlichste Gerechtigkeit beim Austausch der Werte sollten wir uns zum Gesetz machen, sonst aber das Ach und Weh, das ja sicher nicht ausbleiben würde, gering achten, denn wir sind Herren in unserem Hause und müssen vor allem für den Bestand unseres Volkes sorgen. Auf diese Weise würden wir manchen deutschen Bauern, der jetzt mit Groll gegen sein Vaterland nach Amerika wandert, in unsern Grenzen halten und zehnfach ihm, unserm Deutschtum aber hundertfach nützen. Denn den Polen und Französlingen könnten wir mit gutem Gewissen sagen, was gegen die deutschen Landeskinder ein leichtfertiger Hohn sein würde: wenn es euch nicht im Deutschen Reiche behagt, so verkauft euer Geschäft, euer Landgut an die Regierung, die schon deutsche Liebhaber dafür finden wird, schüttelt den Staub von euren Füßen und sucht euch ein anderes Vaterland.

Mit solcher Politik würden wir erreichen, daß der Körper unseres Volkstums das neue Kleid des Deutschen Reiches prall und straff bis in die letzte Falte wirklich ausfüllte. Die widerstrebenden Reste fremdnationaler Gesinnung würden wir durch Vereinzelung mühelos aufsaugen, und all die unnützen Reibungen, die den glatten Gang unserer Staatsmaschine noch heute erschweren und uns bei übelwollenden Politikern anderer Nationen trotz unseres guten Rechtes in den Schein der Unterdrücker setzen, wären längst überwunden.

Da nun aber gottlob die Zeugungskraft der deutschen Rasse sich auch bei besserer Ausnutzung des Reichsbodens nicht auf die Dauer in den Grenzen des Landes halten ließe, so müßte das Besiedelungsministerium auch für die Wanderung ins Ausland planmäßig vorsorgen. Der freie Wille der Auswanderer braucht darum nicht angetastet zu werden, aber da jeder wirkliche Auswanderer das Ziel seiner Reise nicht nach Laune, sondern nach der Berechnung der besten Lebensbedingungen wählt, so ist hier die Handhabe gegeben, wo eine vorsorgende Politik unserer Regierung anfassen könnte. Sie allein hat den Überblick und die Hilfskräfte, um die Auswanderung so zu lenken, daß das Lebensinteresse des Einzelnen mit dem Interesse des Deutschtums sich verbindet. Sie allein kann durch rücksichtslose Anwendung ihrer Machtmittel Verträge mit fremden Staaten abschließen, welche für Aufnahme

unserer Auswanderer ein Bedürfnis haben und daher schließlich auch bereit sein werden, sich die Bedingungen dafür auferlegen zu lassen, die unserer Regierung zweckmäßig erscheinen. Zerrüttete Staatswesen wie die argentinische und brasilische Republik und mehr oder weniger alle diese Bettelrepubliken Südamerikas würden mit Liebe oder Gewalt schon für ein vernünftiges Wort zu sprechen sein. Können wir aber dort unseren Auswanderern bessere Lebensbedingungen schaffen, als in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, so wird sichs bald erweisen, daß die Auswanderer auch aus eigenem Willen den Süden vorziehen und den Norden meiden. Unsere eigene südwestafrikanische Kolonie würde einen großen Strom unserer Auswanderung aufnehmen, sobald nur einigermaßen durch Machtentfaltung Gewähr für Sicherheit und Ordnung im Lande gegeben und für den Anfang der Besiedelung planmäßige Erleichterung geschafft würde.*)

Aber alle diese Möglichkeiten treffen noch nicht den Kernpunkt einer nationalen Auswanderungspolitik. Im Zuge unserer Auswanderer muß eine volle Frontveränderung stattfinden, wenn großes Unglück für unser Volk verhütet werden soll. Sorglos haben wir bis jetzt zugesehen, daß seit vielen Menschenaltern Deutschland nach Westen ausströmt und im Osten die Tür hinter sich offen läßt. So lange

*) Obgleich es für den Leser, der sich bewußt bleibt, daß dieser Aufsatz im Jahre 1893 zur Zeit des „Troupiers" Caprivi geschrieben wurde, des besonderen Hinweises kaum bedürfen wird, will ich doch ausdrücklich vermerken, daß die Reichskanzler Hohenlohe und Bülow in allen diesen hier berührten Fragen sich auf die deutschere Politik besonnen haben. Vieles, was ich in Bezug auf eine deutsche Polenpolitik hier gefordert habe, ist jetzt im Zuge der Erfüllung, und die schweren Hindernisse, die einem völlig befriedigenden Erfolge noch im Wege liegen, kann nur ein nationalbewußter Reichstag wegräumen. Aber Einsicht und stetiger Wille — das muß anerkannt werden — sind jetzt vorhanden. Auch zu einer planmäßigen Auswanderungspolitik ist schon unter Hohenlohe der Grund gelegt. Praktisch wertvoll ist dieser Anfang freilich nicht durch schon genügende Leistung, sondern nur durch die grundsätzliche Abkehr von dem in nationalem Sinne geradezu gottlosen Standpunkte der sogen. v. d. Heydtschen Reskripte und durch das Bekenntnis zur Pflicht der Fürsorge — wenigstens in der Überwachung und in sachgemäßer Auskunft. Noch weit, allzu weit freilich ist der Weg von diesem schüchternen Anfang zu planmäßiger Auswanderungs-Politik als Vorstufe und Mittel einer deutschen Kolonisations- und Weltpolitik, die solchen Namen

haben wir uns in dieser falschen Richtung bewegt, daß in vielen schematischen Köpfen sich schon der Gedanke einnistet, die Kultur habe die „Tendenz", von Osten nach Westen zu schreiten, und es sei Schicksalswille, daß der Slawe unaufhaltsam dem Germanen auf die Hacken trete. Dummes Zeug! Wir selber sind unser Schicksal, wir ganz allein — das sollten wir bedenken und danach handeln. Unser Volk hat die Hunnen nach Asien zurückgejagt, obgleich sie mit Sturmesgewalt ins Land fielen; es hat den türkischen Anprall abgewiesen und die slawische Flut zurückgestaut, nachdem sie sich jahrhundertelang auf dem Boden zwischen Elbe und Oder eingebettet hatte. Und nun sollten wir an unserer so viel besser organisierten Kraft verzagen vor diesem Russenvolke, bloß weil es eine so große Masse ist! Eine Masse — ja, aber keine Männer, keine Persönlichkeiten! Wie ein träger See, von schwankem Schilf geheimnisvoll umflüstert, liegt dieses Volk da auf seiner sarmatischen Tiefebene, noch heute so, wie es immer war, ein dumpfer Haufe ohne alle Bewegung und darum ohne Geschichte, oben Firnis und unten Finsternis. Wo ihr Männer begegnen, hat diese Rasse trotz aller ihrer passiven Tapferkeit im Aushalten immer einen schweren Stand gehabt, und wären die Männer auch nur Türken.*) Eine Gefahr ist diese Flut gewiß für unsere wie für jede Kultur, aber nur dann, wenn wir leichtfertig unsere Dämme lockern, wie es jetzt geschieht. Sonst aber ist keine Gefahr. Im Gegenteil: jede germanische Mannestat, welche die Dämme in dieses Seegebiet vorrückte, würde Deutschen neues Land gewinnen und das Land gar bald zu deutschem Lande machen. Das ist

wirklich verdiente. Man muß unserem Kanzler den mildernden Umstand zubilligen, daß heute bei der wachsamen Eifersucht Englands und Amerikas zum praktischen Beginn einer derartigen Politik der Augenblick vielleicht noch nicht gekommen ist, aber es läßt sich auch kaum die Behauptung widerlegen, daß eine selbstbewußtere deutsche Reichsregierung sich durch keine schwächlichen Bedenken hätte an der nationalen Pflicht hindern lassen sollen, Künftiges schon jetzt vorzubereiten. Mindestens eine Neuregelung der Vorschriften über die Reichszugehörigkeit unserer Auslandsdeutschen, die in ihrer jetzigen Gestalt ein Hohn und ein Schimpf für unser Nationalbewußtsein sind (denn wir erschweren unseren deutschen Landsleuten über See ihre Reichsbürgerrechte, wir benutzen ihre Sorglosigkeit und ihre Versehen, um ihnen den Reichsschutz zu stehlen!!), hätte längst durchgesetzt werden sollen.

*) — oder Japaner! Das ist nun die zweite Gelegenheit, wo die Russen für ihren so reichlich in Anspruch genommenen militärischen Kredit bar zahlen sollen und bisher — nicht können!

die einzige Lehre, welche wir aus der Geschichte unseres Slawenkampfes ziehen könnten, keine andere.

Aber freilich: Die Front unserer Auswanderung müssen wir völlig umwenden. Ostwärts! muß die Losung werden, nicht nur an unserer eigenen verwahrlosten Reichsgrenze, sondern *vor allem in Österreich-Ungarn*. Einer der mattherzigen Politiker, welche die gefährliche Kunst verstehen, Ohnmachtszustände der Menschen und Völker in Weisheit zu verwandeln, hat das scheinbar kluge Wort gesprochen: wenn Österreich nicht schon da wäre, müßte es geschaffen werden — als Bollwerk gegen das Slawentum. Nun, ich möchte heute den Mann sehen, der solch eine staatliche Mißgeburt, wie diese österreichisch-ungarische Monarchie mit vollem Bedacht schaffen möchte und gleich nachher nicht Selbstmord beginge aus Ekel über sein Pfuschwerk! Ist das denn eine Nation? oder ein Vaterland? oder auch nur ein Staatswesen? Ein Petrefakt vielleicht aus der babylonischen Sprachverwirrung, ein Zwischenakt von einem Stück, dessen Hauptakte kein Mensch jemals zu sehen bekommt, aber kein Staatswesen. Am wenigsten ist es ein Bollwerk des Deutschtums gegen die Slawen. Ehemals hätte es vielleicht noch dafür passieren können, seit der Taaffeschen Regierungsweisheit aber ist Österreich ein Außenfort der Slawen geworden, und *für das Deutschtum ist es, weit entfernt, ein Bollwerk zu sein, vielmehr die größte Gefahr, welche zurzeit uns bedroht*. Eine deutsche Auswanderungspolitik kann schon heute Österreich-Ungarn nur als eine halbverlorene und doch um jeden Preis zu behauptende deutsche Kolonie betrachten. Wir können im dringendsten Lebensinteresse unserer Rasse nicht dulden, daß Österreich — solange die Erhaltung seiner deutschen Bevölkerung im ungeschmälerten Bestande nicht irgendwie gesichert ist — ein slawischer Staat werde.

Und damit treten wir nun zuletzt in die Beleuchtung unserer *auswärtigen Politik* und werden auch hier aufs neue die Erkenntnis bestätigen müssen, daß aus dem Gesichtspunkte eines kräftigen Deutschtums betrachtet, unsere jetzige auswärtige Politik nicht einmal den Anfang ihrer Aufgabe begriffen hat. Auch hier wieder ist unsere Regierung weniger deutsch, als unser Volk.

Fehlt es in unserem Volke an Einsicht, daß dem Deutschtum in Österreich eine Gefahr droht? Nein. Wir haben einen großen wohlorganisierten Deutschen Schulverein zur Erhaltung des

Deutschtums im Auslande, der im Zusammenwirken mit dem gleichnamigen österreichischen Brudervereine in den gefährdeten deutschen Gebieten Schulen gründet oder unterstützt, zur Ausbildung von deutschen Lehrern beiträgt usw. Ich weiß aus eigener Beobachtung, wie viel selbstloser deutscher Eifer sich in der stillen Tätigkeit dieses Vereins bewährt, wie sorgfältig man den unblutigen Kampf der Völkerverdrängung an der Donau beobachtet und wie sicher man die bedrohten Punkte erspäht, um jede selbstgeborene Widerstandskraft der Deutsch-Österreicher zu unterstützen. Zur moralischen Stärkung kann dieser Verein viel tun und hat es getan, denn bei solchem Hilfswerk ist der Segen immer doppelt. Nicht nur der Nehmende stärkt seinen Mut in dem Bewußtsein, daß seine Volksgenossen ihn nicht verlassen, sondern auch der Gebende wird sich im Geben seines Volkstums lebhafter und freudiger bewußt. Wären die Deutschen ein nationalstolzes Volk wie etwa die Engländer, so könnten wir die Dinge zunächst ruhig ihren Lauf nehmen lassen und wüßten doch, daß uns schon bei solchem stillschweigenden und ausdauernden Liebeswerk keiner verloren gehen könnte, der nach Herkunft und Sprache zu uns gehört. Aber von so kräftiger Art ist unser deutsches Nationalbewußtsein vorderhand leider nicht. Oder wenn wir uns den Luxus gestatten können zu sagen: Ihr, die ihr den Stolz eures Deutschtums nicht kennt und euch an Tschechen, Slowenen, Italiener und Ungarn wegwerft, geht nur getrost, denn es ist nichts an euch verloren, — dann wäre selbst die stille Hilfe der Schulvereine nicht nötig, weil ja an stolzen Aristokraten des Deutschtums gottlob kein Mangel ist in Österreich-Ungarn. Aber so steht die Frage leider auch nicht. Bei dem großen, zwar nicht lärmenden, aber schließlich allein entscheidenden Daseinskampfe der Völker bleibt dasjenige Sieger, welches die größere Arbeitstüchtigkeit mit der größeren Vermehrungsfähigkeit verbindet. Das andere muß zuletzt weichen, selbst dann, wenn es seine kriegerische Überlegenheit in mancher Schlacht bewiesen hat. Darum dürfen wir das Deutschtum leider nicht nur wägen, sondern müssen es auch zählen, und darum — das ist nun der melancholische Schluß — kann die hingebende Tätigkeit der Schulvereine die Katastrophe des Deutschtums an der Donau vielleicht aufhalten, aber nicht verhindern. Denn alle diese Volkspflege, mag man sie

noch so hoch einschätzen, ist doch zuletzt nicht mehr, als ein Samariterdienst hinter der Front an Kranken und Verwundeten, während dort vorn, wo die Schlacht tobt, die Deutschen reihenweise den fremden Völkern zum Opfer fallen.

Wer den Kampf der Nationalitäten in der Ostmark sieht und wird sich klar, was er für unser Volkstum bedeutet und mag heute noch sagen: so dringlich ist es nicht, warten wir nur ab, es wird sich schon zum Guten wenden, der ist ein Narr oder leichtfertig. Nein, es ist Gefahr im Verzuge, höchste Gefahr! Nicht mehr bloß seelisch dürfen wir mitempfinden, was unsere deutschen Brüder an der Donau leiden, sondern körperlich müssen wir es fühlen, denn es wird uns dort tatsächlich ein kostbares Glied von unserem Körper abgeschnitten, wir werden es immer entbehren, und niemals werden wir es uns ersetzen können! Und darum kann uns nicht mehr allein die linde Salbe der Schulvereine helfen, sondern — wie wir Deutschen nun einmal geartet sind — nur die Reichsregierung. Wir müssen die feste Zuversicht haben dürfen, daß im Drange der mannigfachsten Aufgaben unserem Auswärtigen Amte die eine Aufgabe sozusagen Ehren- und Gewissensfrage bleibt: wie erhalten wir das Deutschtum im slawisch gewordenen Österreich?

Wie aber könnte das geschehen? Sollen wir gewaltsam in Österreich eingreifen, d. h. den Dreibund preisgeben? Keineswegs. Wenn wir uns nur immer gegenwärtig halten, daß wir in der Stunde der Gefahr doch keinen zuverlässigeren Freund haben werden, als unser eigenes Schwert, dann kann dieser Dreibund nicht schaden, sondern manches nützen. Denn so lange wir Frieden haben, hält er ja zweifellos einigermaßen fest. Auch hat es ja in diesem merkwürdigen Zustande der europäischen Friedensauktion, wo die beiden Parteien ihre Soldatenziffern immer im Gleichgewichte halten und keine Überbietung gestatten, wirklich einigen Nutzen, daß es durch die Hilfe des Dreibundes mit unsrer Zahl immer hübsch stimmt. Lassen wir also den Dreibund gut sein! Oder sollen wir England weniger durch völlig unverdiente Geschenke verwöhnen und Rußland unbefangener behandeln? Beides könnte nicht schaden, aber es ist auch nicht von so besonderem Gewicht. Denn was uns fehlt, was sehr viele Deutsche heutzutage an unserer auswärtigen Politik schmerzlich vermissen, sind nicht neue Maßregeln, sondern ein *frischeres*, *selbstbewußteres*

Temperament. Wir sollten eine Regierung haben, welche in Anbetracht des bisherigen offenkundigen und heillosen Mißbrauches das Wort „Friede" einstweilen gänzlich außer Kurs setzte, daneben selbstverständlich alle leichtfertigen Reizungen wie bisher gewissenhaft vermiede, aber zugleich aller Welt das Bewußtsein schaffte, daß, wenn von irgendwo der Ruf käme: „Auf die Mensur! Bindet die Klingen!" wir mit denkbarster Pünktlichkeit zurückrufen würden: „Sind gebunden! Los!" Tatsächlich bereitet ja auch unsere heutige Regierung, wie wir zuversichtlich voraussetzen dürfen, in dieser Weise alle Möglichkeiten der Zukunft vor, aber sie hat so beharrlich den Anschein davon vermieden, daß die Völker in Gefahr sind, uns wieder einmal zu unterschätzen. Frau Bertha v. Suttner könnte uns mit einigem Rechte zum Vorwurf machen, daß wir mit unserer übertriebenen Gutmütigkeit einen veritabeln Lockspitzel des Krieges abgeben. Das wäre also das erste, was wir in Zukunft abzustellen hätten.

Zum zweiten müßte unsere Regierung in ganz anderer Weise als bisher das Vertrauen aller ehrlich und leidenschaftlich Deutschgesinnten gewinnen, denn diese allein liefern in der Stunde kriegerischer Entscheidung das Feuer der selbstlosen Hingabe und Begeisterung, durch welches unser Volk unüberwindlich ist. Diplomatie und Politik bleiben immer eine Kunst des Verstandes, kein Vernünftiger wird verlangen, daß in jedem Augenblicke das Volk die Fäden sehe, an welchen politische Personen und Ereignisse über die Bühne gezogen werden, aber das Vertrauen auf die höhere Einsicht und die Führerkraft der Leitenden darf bei dem deutschgesinnten Teile des Volkes niemals verwirrt oder erschüttert werden. Sobald eine politische Tatsache vollendet ist, muß für jeden Deutschen unmittelbar gewiß sein, daß sie aus der besten deutschen Gesinnung geboren ist und dem deutschen Volke zum Nutzen gereicht. Ein handfester deutscher Egoismus muß allen politischen Handlungen, soweit sie sichtbar werden, den Stempel geben. Oberster Grundsatz unsrer Politik im Innern wie nach außen muß werden, daß die Deutschesten sich bei allem, was geschieht, am wohlsten, die anderen sich unbehaglich fühlen. So sind wir doch jetzt gottlob in der Welt gestellt, daß, wenn irgendwo ein Opfer um des Friedens willen gebracht werden muß, zuerst die andren Völker und zu allerletzt der Deutsche dieses Opfer zu bringen braucht. Nur oberflächliche und neblige Köpfe können das mit dem Namen

brutaler Machtpolitik verdächtigen wollen. In Wahrheit ist es nur der Vollzug höchster Gerechtigkeit, denn die kriegerischen Entscheidungen der Völker sind zugleich die Urteilssprüche des Weltgerichtes über die Tüchtigkeit eines jeden. Das Kriegsurteil des Jahres 70 haben wir bis jetzt auch durch Tüchtigkeit im Frieden bewährt. Wir haben ein höchstes Recht vor dem Gewissen der Menschheit, die Lebensbedingungen unsres Volkstums durchzusetzen gegen Russen und Franzosen, aber auch gegen Österreich-Ungarn, Italien und England. Vor allem unsre deutschen Brüder in Österreich müssen wieder die Herren werden in diesem unserm Nachbarhause, denn unser Sieg auf den französischen Schlachtfeldern ist auch ihr Sieg gewesen, und sie haben für Ordnung, für sittliche und geistige Tüchtigkeit im österreichischen Hause mehr geleistet, als irgend eine der andern Nationalitäten, die ihnen jetzt das Leben sauer machen. Da aber die österreichische Regierung Pflicht und Dankbarkeit gegen ihr deutsches Volk ganz zu vergessen scheint, so muß unsre Regierung als der verordnete Anwalt allen Deutschtums auf Erden den falschen Nachbar rücksichtslos zum rechten anhalten und, wenn er nicht hören will, ihm die Freund- und Bundesgenossenschaft aufkündigen. Ja wohl, nichts geringeres als das! Österreich mag sich dann entscheiden, wie es will: — uns könnte nichts passieren, das schimpflicher und gefährlicher für unser Volk wäre, als die systematische Verkümmerung der österreichischen Deutschen vor unsern Augen. Der Donau-Monarchie aber wäre die völlige Zersprengung in jedem Falle gewiß, sobald wir unsre Hand von ihr wegziehen. Und darum glaube ich zu wissen, daß Kaiser Franz Josef auf eine kräftige Zusprache unsers Auswärtigen Amtes sich wohl besinnen und zuletzt eine friedliche Entscheidung zu Gunsten des Deutschtums vorziehen würde.

Deutsch also, in allen Entschlüssen und Handlungen fühlbar deutsch zu sein, das wäre die kräftigste und auch die klügste Politik, die unsre Regierenden machen könnten. Die jetzige Kalkulatorpolitik macht allmählich auch die wenigen kalt, die anfangs noch warm waren. Eine Politik, wie ich sie empfohlen habe, würde ein Prüfstein für manche Partei werden, die es jetzt spottbillig hat, ihren Wählern einen Schein von Vaterlandsliebe vorzutäuschen, aber die Mitgliederzahl dieser Parteien würde zu einem kleinen Häuflein zusammenschmelzen, denn die Deutschbewegung würde

mit einem Ruck alle Dämme brechen und das ganze Reich überfluten, wenn ihr die Regierung mit ehrlichem Willen von der anderen Seite entgegenkäme. Wir würden eine Sättigung und Kraftfülle deutschen Wesens erleben, wie unsere Geschichte sie bis jetzt nicht kennt; kein Gegner im Innern würde ihr widerstehen, und die vereinte Welt da draußen brauchten wir nicht zu fürchten. — —

Auf dem Wege unsers deutschen Denkens und Hoffens kommt ein Punkt, wo wir alle stillhalten und in den Zügen unsers Kaisers forschen, was wohl Gott in ihm uns bestimmt haben mag. Denn er ist uns zum Führer erkoren, wir sind sein Gefolge, und an seiner Seite schreitet unser Schicksal.

Der deutsche Kulturgehalt unserer Wehrkraft.*)

(24. März 1901.)

Wer auch nicht so weit geht, unsere Waffenkraft und ihre militärische Organisation nur für ein „notwendiges Übel" zu erklären, kommt doch, selbst wenn er den Schlagworten der Zeit bewußt keinen Einfluß auf sich gestattet, bei abstraktem Denken heutzutage leicht zu der Überzeugung, daß sie zwar ein unentbehrliches Hilfsmittel zur Erhaltung vorhandener Kultur, zur Abwehr schädlicher Übergriffe fremder Kulturen, aber keineswegs *selbst* Kultur oder ein wesentliches Stück davon sei. Nur aus solcher Auffassung läßt es sich verstehen, daß in langen Friedenszeiten eine so zielbewußte Feindschaft, wie sie die Sozialdemokratie der gesamten Organisation unserer Wehrkraft widmet, eine so fanatische Verfolgung des Duells, wie wir sie in der Politik der Zentrumspartei beobachten, ja selbst die Phantome vom ewigen Frieden, die Bertha von Suttner unter der Förderung des nervenschwachen russischen Zaren vertritt, nicht einfach unter Gelächter begraben werden, sondern die Leute nachdenklich machen und sogar in eine Art von Beschämung versetzen. Gerade als ob es sich da um Ideale handle, die man wegen der allgemeinen Schlechtigkeit der Menschen noch nicht erfüllen könne, aber für erstrebenswert halte und nur mit Bedauern einer künftigen sittlichen Vervollkommnung schuldig bleibe!

Man muß sich also auf einigen Widerstand gefaßt machen, wenn man die organisierte Waffenkraft mit allen ihren Folgerungen nicht für die sicherste Gewähr der Überlegenheit der arischen Völker

*) Wie hoch ich bei der Inventuraufnahme des reinen Deutschtums unser Heer einschätze, hat der Leser aus mancher früheren Stelle erkannt. Ich darf es — namentlich angesichts der Begriffsverwirrung, die heutzutage im Schwange ist — nicht unterlassen, diese meine hohe Einschätzung ausführlicher zu begründen.

und ihrer Kultur, sondern für einen Hauptbestandteil ihrer Kultur *selbst* und insbesondere die deutsche Militärorganisation mit allem, was körperlich, geistig und sittlich dazu gehört, für eine unserer deutschesten d. h. also besten Kultureinrichtungen erklärt. Wäre ich für diese Behauptung allein auf den Gerichtshof angewiesen, den man den Durchschnittsverstand oder schmeichelhafter den „gesunden Menschenverstand" nennt, so könnte ich meine Sache verloren geben. Aber glücklicherweise ist der Verstand, der ja in so vielen Fragen nur ein oberflächlicher und beschränkter, im wahren Sinne des Wortes ein Bagatellrichter genannt werden darf, in diesen tiefsten Fragen der Rasse und Kultur überhaupt nicht die zuständige Instanz, sondern höchstens zur Vorprüfung berufen, während das entscheidende Urteil von dem unmittelbaren Empfinden, von dem Instinkt, den man Volksseele nennt, gesprochen wird.

Wie aus meinen früheren Ausführungen sich leicht erkennen läßt, verstehe ich unter „Kultur" nicht eine Art von Warenlager politischer, gesellschaftlicher und allenfalls auch sittlicher Einrichtungen, oder einen Vorrat technischer, künstlerischer und wissenschaftlicher Errungenschaften, den irgend ein „Kulturvolk" sich zusammengearbeitet hat und nun zu gefälligem Austausch auf dem Weltmarkte für die anderen Völker bereit hält.*) In diesem Sinne pflegen die Leute zu sagen, etwa, daß wir Deutschen in der bequemen Einrichtung der Eisenbahnwagen hinter Amerika noch „weit in der Kultur zurück" seien; in diesem Sinne sind die großen Städte selbstverständlich die „Zentren der Kultur"; in diesem Sinne

*) Auch dem ungenannten Verfasser des geistreichen, aber völlig unausgegorenen Buches „Der Kaiser, die Kultur und die Kunst" (München, Georg Müller) kann ich in seiner Begriffsbestimmung von „Kultur" nicht beipflichten. Er findet sie in der „Form", in dem harmonischen „Rhythmus", der z. B. bei den Engländern das höchste geistige Leben ebenso wie Kleidung, Schuhwerk und Tischgewohnheiten einheitlich durchdringe. Diesen Rhythmus vermißt er bei uns Deutschen und zeigt sich dabei z. B. gänzlich blind gegen den tatsächlich vorhandenen Rhythmus, der von unserm ganz eigenartigen Studententum her durch das ganze Leben unserer akademisch Gebildeten pulsiert. Einseitig richtet er sein Augenmerk auf unser Heer und das Offizierkorps als die einzig mögliche Quelle eines künftigen deutschen Rhythmus. Mein ganzes Buch und insbesondere dieses Kapitel zeigt, wie sehr ich ihm in dieser Richtung seines Wunsches beistimme. Nur bin ich der Meinung, daß wir dieser Sorge um die „Form" und den „Rhythmus" und ihrem etwaigen Ergebnis den Namen „Zivilisation" geben, den edleren

steht der Gigerl von der Friedrichstraße, der die Nacht zum Tage macht, über nichts mehr erstaunt, weil für ihn „alles schon dagewesen" ist, auf der unerreichten Höhe der Kultur — — und was dergleichen alberne Folgerungen mehr sind! Mag man diese ganze fade Überständigkeit mit dem Worte „Zivilisation" nennen, so läßt sich dagegen nichts einwenden, und das Wort ist der Sache würdig, aber setze man dafür dann auch das Wort „Kultur" in seine volle Würde wieder ein, damit die ernstesten und edelsten Menschen es nicht unter ihrer Würde finden, an dieses Ziel ihre besten Kräfte zu setzen. Es gibt aber keine Begriffsbestimmung der „Kultur", bei der wir Deutschen uns wahrhaft beruhigen könnten außer dieser: daß bei der Kultur im würdigen Sinne des Wortes der schaffende Teil der Mensch sei, der geschaffene Teil aber nicht nur Einrichtungen und Werke (mag es sich nun um die Alters- und Invalidenversicherung, um den „Faust", um die neunte Symphonie oder um den lenkbaren Luftballon oder um eine „schicke" Herrenkrawatte handeln), sondern im wesentlichen wieder der Mensch sei. Die einzelnen Menschen und die Völker aus dem niedrigsten Selbsterhaltungstriebe zum Bewußtsein der Gemeinsamkeit und ihrer Pflichten heraufzuziehen, war die schwere Anfangsarbeit der Kultur; den einzelnen Menschen und die Völker zu vollen und in sich nach ihrer angeborenen Art harmonischen Persönlichkeiten an die Gottheit abzuliefern, bleibt ihr Ziel. Alle sogenannten „Errungenschaften" der Kultur haben nicht Selbst- sondern nur Leihwert: sie sind die Stationen, an denen die Menschen und Völker den Weg ihrer Kulturarbeit messen, die Turngeräte, an denen sie ihre Kraft beweisen, aber das eigentliche und jedenfalls das vornehmste Produkt aller Kulturarbeit bleibt die möglichst vervollkommnete Persönlichkeit — der Einzelnen, der Völker, der gesamten Menschheit. Und wessen eingeborene Art die tüchtigste war, der wächst an der Hand der Kultur auch zur tüchtigsten und wertvollsten Persönlichkeit. Mit diesem ungleichen Wert der Menschen, Rassen und Völker müssen

---

Namen „Kultur" aber für höhere Werte aufbewahren und uns unser Heer und das Offizierkorps darauf ansehen sollten, ob es uns nicht auch für diese höheren Werte eine Quelle der Herleitung und Erziehung werden kann. Über sonstige Quellen und Voraussetzungen einer „deutschen Kultur" vgl. den Abschnitt „Direktor Uhlig und höhere Gesichtspunkte" im Kapitel „Deutsche Schulreform" (Anhang).

wir uns abfinden; der Schöpfer der Welt hat sie so geschaffen, also müssen sie ihm auch wohl in seine Weltordnung hineinpassen.

So betrachtet ist der Wille zur kriegerischen Entscheidung durch Wesen und Wollen, weit entfernt, ein bloßes Schutzdach für die übrigen Kulturerrungenschaften zu sein, vielmehr eins der unentbehrlichsten Inventarstücke der kultivierten Persönlichkeiten, als welche sich uns alle wahren Kulturvölker darstellen. So betrachtet ist aber auch selbstverständlich, daß wir nicht jede Betätigung kriegerischen Sinnes, nicht die trunkene Mordlust der Negerhorden und nicht das grausame Beschleichen der Feinde bei den Indianern schon als ein entscheidendes Stück ihres Kulturberufes anerkennen können. Im Gegenteil: wo nicht die angeborene Kampfesfreude gezügelt wird durch ein starkes Bewußtsein von den Rechten auch des Feindes, wo der kriegerische Sinn anderen Zwecken dient, als dem Willen, für die Unantastbarkeit des Volkes oder der einzelnen Persönlichkeit im Notfalle auch das Leben einzusetzen, da mögen Kampf und Krieg bei denen, die sie führen, wohl Mut beweisen, aber sie geben ihnen auch das Schandmal der Barbarei, nicht den Adelsbrief der Kultur. Es kommt also hier gewiß darauf an, zu unterscheiden und zwar fein zu unterscheiden, und da der plumpere Verstand solcher feinen Unterscheidung durchweg nicht gewachsen ist, da sie ihm vollends versagt, wenn er Blut sieht oder an Blut denkt, so ist es kein Wunder, daß sich die Begriffe hier leicht verwirren und alles Nachdenken in den eiligen Schluß zusammenläuft: jeder Krieg ist Gewalt und Mord, folglich ist jeder Krieg auch eine Barbarei und das gerade Gegenteil von Kultur.

In Wahrheit steht es aber so, daß — um es mit einem Worte zu sagen — Kultur und Unkultur, gut und böse, Erhabenheit und Verwerflichkeit sich bei dem kriegerischen Sinne des einzelnen Menschen wie der Völker an dem einen Begriffe Ehre scheiden. Die Ehre ist das Rückgrat der menschlichen Würde, sie gibt dem seelischen Menschen den aufrechten Gang, sie ist das innere Zeugnis seines Gewissens, daß er vor sich selber und seinesgleichen sich nicht zu schämen braucht. Sie unangetastet erhalten heißt seine Persönlichkeit gegen alle Unbill der Welt behaupten, sie verlieren ist schlimmer als der Tod, und darum wird dieser Verlust mit Einsetzung des Lebens nicht zu teuer abgewehrt. „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!", doch

das bedeutet nur die Hälfte der Wahrheit. Die andere Hälfte lautet: „nichtswürdig auch die Nation, die die Ehre einer anderen ohne triftigen Grund beleidigt und herausfordert!"

Am Ehrgefühl, also am Lebensnerv der sittlichen Persönlichkeit scheiden sich Kultur und Unkultur, und wenn die arischen Völker sich von den ältesten Zeiten der Menschheit herauf bis zum heutigen Tage ununterbrochen als die eigentlichen Träger und Führer aller dauerhaften Kultur erwiesen haben, so wollen wir es nicht für etwas Nebensächliches halten, sondern im Gegenteil für den eigentlichen Schlüssel des Verständnisses ihrer merkwürdigen, alle anderen Völker dauernd überragenden Begabung, daß sie sich selber Arier d. h. Ehrenmänner nannten, weil sie in ihrem Ehrgefühl das wichtigste unterscheidende Merkmal im Vergleich zu den Völkern erkannten, die „keine Ehre im Leibe hatten". Die geistigen Kräfte der Arier waren ohne Zweifel eine andere wesentliche Bedingung ihrer Kulturwirkung, aber die wichtigere Kraft war und ist ihr Ehrgefühl. Denn durch hohes geistiges und künstlerisches Können haben auch Azteken und Chinesen und Juden eine Kulturblüte zuwege gebracht, aber ihr Mangel an Ehrgefühl macht sie trotz aller sonstigen Kräfte den arischen Völkern unterlegen. Ersichtlich ist auch, daß das Ehrgefühl seit den Zeiten, da die Inder, Perser und Ägypter mit dieser Urkraft ihrer Persönlichkeit das Reich ihrer Macht und Kultur unter den umwohnenden Völkern begründeten, über die Griechen und Römer hinweg bis zu den modernen Völkern der weißen Rasse sich mannigfach gewandelt und entwickelt hat. Unverkennbar liegt ein weiter Abstand sittlicher Vervollkommnung zwischen dem Ehrgefühl, das sich bei den Römern gegen alle noch nicht eroberten Völker richtete, der modernen Franzosen, als sie unter den Napoleons alle Welt zum Opfer ihrer unersättlichen Ruhmsucht machen wollten oder der Engländer, wenn sie jede Schranke ihrer Ausbeutungsgier als eine Herausforderung ihrer Überlegenheit behandeln. Groß ist namentlich der Abstand all dieser Begehrlichkeit von der bisher unerreichbar sittlichen Höhe des Ehrgefühls im deutschen Volke. Denn keiner, der uns wirklich kennt, kann uns die hohe Anerkennung versagen, daß wir noch heute so kampffreudig sind, wie unsere Vorfahren nur jemals waren, daß unsre Kampfbereitschaft jetzt keinen Gegner zu scheuen braucht, daß wir auch, wie unsre neueste Geschichte beweist, unser Alles freudig an unsre Ehre setzen

und bei alledem doch vor jedem Angriffskriege aus überreiztem Ehrgefühl oder gar zum Zwecke der Eroberung im tiefsten Innern unserer Volksseele eine heilige Scheu empfinden, weil unsere eigene Ehre uns zwar unveräußerlich ist, gerade darum aber auch die Ehre der Anderen in unserem Gewissen wohl geachtet und behütet wird. Gewiß also empfinden wir hier im Vergleiche der Zeiten und Völker Unterschiede, die uns leicht verleiten können, die Stimme der Verwandtschaft zwischen den arischen Völkern zu überhören. Und doch bleibt es wichtiger, die Gemeinsamkeit des Ehrgefühls in allen arischen Völkern zu betonen und desto klarer dann die Tiefe des Abstandes zu erkennen, der die arischen Völker von den anderen trennt — auch z. B. den zwischen uns lebenden Juden —, die, weil sie den Adel des arischen Ehrgefühls nicht besitzen, auch den wichtigsten Hebel der besten Kultur für immer entbehren müssen.

Ein reges Ehrgefühl ist und bleibt der Eckstein der besten und adligsten Kultur und wer in seinem „gesunden Menschenverstande" sich stark versucht fühlt, gegen das jüdische und demokratische Raisonnieren über Krieg oder Duell nachgiebig zu werden, der möge wohl auf der Hut sein, ob ihm das Erbe guten, kernhaften deutschen Blutes nicht im Versickern begriffen ist. Seine Ratgeber werden ihm ja mit Erfolg einreden, der Engros- und Massenbetrieb der Kultur beginne erst jenseits dieser Rückständigkeiten des sogenannten Ehrgefühls. Herr Sudermann und seinesgleichen werden ihn mit der sophistischen Frage in die Enge treiben, wie denn vernünftigerweise die Ehre, das Innerste und Eigenste, was ein Mensch habe, von der Meinung Anderer abhängig sein könne. Und hier erst einmal angekommen wird ihn sein eigenes Nachdenken vielleicht noch mehr verwirren, und er wird nicht so leicht ins klare kommen über den Charakter eines Ehrgefühls, das doch ersichtlich anders bei Soldaten und Nichtsoldaten, anders bei Beamten und Bürgern, anders bei Unternehmern und Arbeitern empfunden wird. Leicht kann es ihm dann unter diesen Lockungen und Aufklärungen passieren, daß er, indem er von der Höhe seiner angeborenen Adelsinstinkte behaglich in eine plebejische Weltanschauung hinabgleitet, sich im Gegenteil zur Höhe der vollendeten Vorurteilslosigkeit und der Menschheitsideale zu erheben glaubt, bis — ja bis ihm eines Tages das verleugnete deutsche Blut ins Herz tritt, wenn dem Vaterlande ein Schimpf

geschieht, der auch nach seinem unmittelbaren Empfinden nur mit Blut gesühnt werden kann, oder bis ihm eines Tages die Wangen blaß werden über eine Beleidigung, die ihn so ins Innerste seines verleugneten Ehrgefühls trifft, daß er gar nicht mehr daran denkt, vom Strafrichter seine Genugtuung dafür zu holen, sondern selbstgewiß seine Faust zum Rächer seiner Ehre macht und alle Folgen gern dafür übernimmt. Das sind so einige Fälle, wo der von Demokraten und Juden anscheinend so vollständig gezähmte Germane gelegentlich wieder wach wird. Es kann auch geschehen und kommt oft genug vor, daß die Rückfälligkeit eintritt, wenn der anscheinend Gezähmte Augenzeuge wird der Lumperei und Würdelosigkeit, welche angeblich die Vorstufe zur höchsten Menschheitskultur sein soll. Dann wird es ihm passieren, daß er rot wird für die andern, die es nicht mehr werden können, und mit diesen rebellierenden Blutstropfen wird er — wollend oder nicht — wieder in die Adelsgemeinschaft des freien und reinen Deutschtums hinaufsteigen, der zu entrinnen er sich als einen „Fortschritt" hatte anschwatzen lassen. Blut ist eben dicker, auch als das Wasser der demagogischen Verhetzungen und der aufgeklärten Weltanschauungen. Mir ist nicht bange, daß — so toll sich auch in langen Friedensjahren der Jahrmarkt des Zivilisationsmischmasches bei uns gebärden mag — die große Mehrheit des deutschen Volkes aller Schichten im rechten Augenblick ihr deutsches Blut nicht wiederfinden würde. Und der Ruf, bei dem es wach werden wird, heißt: Deutsches Ehrgefühl! — —

Ich wollte den kampffreudigen Sinn und die organisierte Waffentüchtigkeit als wichtigen Bestandteil der besten Kultur erweisen und habe mich bisher nur bei der Erörterung aufgehalten, daß die arische und besonders auch die deutsche Persönlichkeit als Träger und Erzeugnis der Kultur ohne ein empfindliches Ehrgefühl nicht gedacht werden kann. Nun, der nachdenkliche Leser wird erkennen, daß ich ihn nicht zu überflüssigen Umschweifen verleitet, sondern, indem ich das Ehrgefühl als den Eckstein jeder überlegenen Kultur erwies, damit auch die Waffenfreude und die Kampftüchtigkeit als ein unentbehrliches Stück dieser Kultur erwiesen habe. Wir begreifen es nun als eine hirnverbrannte Torheit, wenn doktrinäre Gedankengänge — mögen sie von dem „gesunden Menschenverstande" irgend welcher Demokraten, aus den sentimentalen Anwandlungen einer Bertha von Suttner oder

aus dem abgeschmackten Christentume eines Leo Tolstoi oder endlich aus dem nicht-arischen Empfinden der Juden kommen — uns den Krieg und das Waffenhandwerk als eine schämenswerte Unkultur aufreden wollen. Aber wir begreifen auch, daß ein gesundes Ehrgefühl, welches von gallischer Überempfindlichkeit wie von chinesischer Dickfelligkeit gleich weit entfernt bleibt und die strengste Achtung vor dem Ehrgefühle Anderer in sich schließt, die Grenze bilden muß, an welcher der Krieg als blutdürstige Roheit und der Krieg als sittliche Kulturkraft ersten Ranges sich streng von einander scheiden.

Und vieles andere folgt hieraus von selbst. Es hat gar keine Gefahr, daß alles, was wir aus dieser vernünftigen Unterscheidung schließen müssen, mit unserm unmittelbaren Empfinden jemals in Konflikt treten könnte. Im Gegenteil: das tief innerliche Wohlgefallen, mit dem alle gesunden Deutschen unsere Heeresorganisation als unser bestes Institut empfinden, das Ansehen und die Liebe, die der Soldat bei uns genießen, die erobernde Kraft, welche das preußische Vorbild auf diesem Gebiete ohne den sonstigen Widerstand auch bei den Süddeutschen bewährt hat — alle diese unmittelbaren Gefühle und Kräfte bestätigen nur, daß hier Vernunft und Praxis der Kultur zu völliger Harmonie zusammenfließen. Ein Söldnerheer könnte uns diese Harmonien unseres Kulturgewissens niemals schaffen, denn ein Söldnerheer empfindet sich selber als ausgestoßen von der bürgerlichen Ehrbarkeit des übrigen Volkes und wird in der Hand der Machthaber um so leichter das willige Werkzeug für jede Roheit, Grausamkeit, mit einem Worte: jede Unkultur. England führt ja jetzt für alle Welt den Beweis, daß ein Söldnerheer sich mit dem Kulturgewissen der heutigen arischen Menschheit nicht mehr verträgt. Und wenn die Engländer aus dieser kulturwidrigen Kriegführung nicht bei Zeiten den Weg zum germanischen Ehrgefühl finden, wenn sie sich nicht mit einer Weltherrschaft begnügen können oder wollen, die mit dem gerechteren und empfindlicheren Gewissen eines Volksheeres sich gewinnen und behaupten läßt, dann ist ihr Urteil von dem Kulturgewissen endgültig gesprochen, und die Zeit, wo es vollzogen wird, kann nicht lange mehr auf sich warten lassen. Ein Milizheer hätte vor dem heutigen Ehrgefühl und Kulturgewissen kein Bedenken gegen sich. Es ist die Lieblingsidee aller derer, die auf die persönliche Freiheit eifer-

süchtig sind. Auch vom deutschen Gewissen ließe sich gegen diese Form der Kampfesorganisation nichts einwenden, denn sie war ja die Form, in der unsere ältesten Vorfahren sich ihrer Feinde erwehrten, in der die Schweizer von jeher ihr Land verteidigten und die Buren Südafrikas gegen eine ungeheure Übermacht so lange Stand gehalten haben. Aber nur die einfachsten Lebensverhältnisse vertragen diese Form, ihre Erfolge sind ungewiß, und was sie dem persönlichen Unabhängigkeits-Bedürfnis des Einzelnen an Raum gewährt, raubt sie dem Einflusse einer straffen und dauernden Waffenerziehung, die wir Deutsche, so weit wir gesund fühlen, nicht als ein Übel, sondern als eine Wohltat kennen gelernt haben.

So bleibt es denn doch dabei, daß das wegen der slawischen Mischung so gern scheel angesehene Preußen durch die erste Einrichtung eines Volksheeres mit einer Disziplin, die auf den Grundpfeilern des empfindlichsten Ehrgefühls und des unerbittlichsten Gehorsams ruht, nicht nur für die Stämme rechts von der Elbe, sondern in Wahrheit für das gesamte deutsche Volk das Geheimnis einer wahrhaft volksgemäßen Kriegskultur gelöst hat. Praktisch leistungs- und steigerungsfähig für jede Gefahr, die uns bedrohen mag, und dabei zugleich aufs feinste abgestimmt auf jede männliche, waffenfreudige Regung des deutschen Volkes, ein zuverlässiger Erzieher zum Gehorsam wie zum Ehrgefühl, ein Wächter der Ritterlichkeit in jeder Form, ein Stolz, der zu solide begründet und zu streng erzogen wird, um anders als ausnahmsweise zur Eitelkeit oder Ruhmredigkeit zu entarten — so aufgebaut aus den männlichen Elementen des deutschen Blutes ist unser Volksheer ein viel zu hoher Wert, um bloß Schale oder Schutzdach unserer Kultur genannt zu werden.*) Nein, es ist Kern vom Kerne dieser Kultur — an sich sowohl wie in seinen Einflüssen auf die anderen Kulturgebiete. Wenn das freie und reine Deutschtum allmählich sich wieder durchsetzte gegen all die schmutzige plebejische Mischlingsgesinnung und Mischlings-Zivilisation (die freilich nicht etwa nur bei den Fortschrittsphilistern, sondern ebenso schlimm oder noch schlimmer bei den Hoflakaien

*) Daß der Unfug der Soldatenmißhandlungen dann am wenigsten geduldet werden kann, wenn man, wie ich, in unserm Volksheere das Rückgrat des deutschen Volkes, die wehrhafte Faust seines Ehrgefühls und damit einen höchsten Kulturwert erkennt, bedarf keines Wortes.

aller Grade zu finden ist), dann wird der beste Geist unseres Offizierkorps, die natürliche Stimmung unserer militärischen Mannschaften in diesem frei und stolz auf sich selbst stehenden aristokratischen Deutschtum seinen nächsten Verwandten willkommen heißen.

Ich bin gewiß nicht militärfromm in dem Grade, daß ich die kleinen Entartungen, die Oberflächlichkeiten und Eitelkeiten und die weit ernstere Gefahr des Strebertums in unserm Offizierkorps gar nicht bemerkte. Eine lange Friedenszeit ist immer die gefährlichste Kraftprobe für einen Organismus, der alle seine Einrichtungen für den Krieg abgestimmt hat. Die seichten und trüben Wässer des unmilitärischen Geistes finden in solchen Friedenszeiten zu viel Gelegenheit, hier und da an dem festen Gefüge der schlichten, stolzen Männlichkeit zu nagen, die menschliche Existenz, die Sorge um Weib und Kinder erhalten in solchen Zeiten zu viel Einfluß im Denken und Sorgen des Soldaten; und die oft gemachte Erfahrung, daß auch in der militärischen Laufbahn Schweigen und Schleichen oft besser zum Ziele führen, als der aufrechte Gang und das offene Wort, macht schließlich auch charaktervolle Männer mürbe. Und dann die böseste von allen Gefährdungen: wenn ein auf Männlichkeit und Ritterlichkeit gestellter Organismus, wie unser Heer, jedes Jahr aufs neue seinen Haushalt vor einem Parlamente verteidigen muß, dessen Mehrheit der Todfeind der Lebensbedingungen dieses Heeres ist! Die Sozialdemokraten hassen in unserem Heere das stärkste Hindernis ihrer demagogischen Gelüste, in unserm Offizierkorps das aristokratische Widerspiel ihrer plebejischen Herunterziehung; die Ultramontanen zerren an beiden mit unermüdlicher Ausdauer, um aus diesem standhaftesten Vertreter des germanischen Adelsmenschen den christlichen Demutsmenschen und damit den gehorsamen Sohn der römischen Kirche zu machen. Diese Ziele unserer Reichstagsmehrheit liegen vor Augen, und doch wird einem preußischen Kriegsminister alljährlich zugemutet, von solchen Richtern das tägliche Brot des Heeres (nicht nur im materiellen, sondern auch im geistigen Sinne) zu erbitten! Steht ein Bismarck als immer fertiger Donnergott mit dem erhobenen Hammer hinter solcher Bittstellerei, dann mag es noch gut gehen. Fehlt aber ein Bismarck, dann wird erfolgreiche Geschmeidigkeit auch an dem Kriegsminister das einzige Talent zerstören, das man oben wie unten zu schätzen weiß, dann kann eine verlogene sozialdemokratische Masse die

tollsten Denunziationen vom Stapel lassen und sicher sein, damit nicht das Gelächter kühler Verachtung, sondern verlegenes Aufhorchen und immer neue Anstrengungen im Kriegsministerium zu erregen. Dann verwandeln sich kaiserliche Mahnungen, dem tückischen chinesischen Feinde keinen Pardon zu geben, in der Praxis weniger Monate zu der Ungeheuerlichkeit, daß deutsche Truppenführer auf chinesische Denunziationen, die sich nachher als unbegründet erweisen, ohne weiteres zunächst ihres Kommandos enthoben werden! Wahrlich, das ist das Verfahren, wie man das aufrechte Rückgrat unseres Heeres wirbelweise knicken kann, und hier offenbaren sich die Anfänge einer Gefahr, die jeder Deutschgesinnte bitter ernst nehmen sollte. Entweder muß der Reichstag um solcher Auswüchse willen ein anderes, besseres Wahlrecht erhalten, oder die Deutschgesinnten müssen sich endlich aufraffen, sich mit dem Wahlrecht, wie es ist, in einer großen Nationalpartei eine starke Leibgarde für den bedrohten Erzieher aristokratischen, männlichen Deutschtums, für das deutsche Heer zu schaffen.

So hoch stelle ich den deutschen Kulturgehalt unseres Heeres, so wenig betrachte ich es als „notwendiges Übel", daß ich im Notfalle für diesen Kulturwert manchen anderen — namentlich auf politischem Gebiete — von dem unsere Demokraten viel Wesens machen, leichten Herzens preisgeben würde.

Kaſſen-Ariſtokratie.

(16. September 1900.)

I.

Der Burenkrieg hat in gewaltigem Maße das Herz des deutſchen Volkes in Schwingung geſetzt, der chineſiſche Kriegszug beſchäftigt ſeine politiſche Phantaſie. In der mächtigen und andauernden Wallung für das Unrecht, das den Buren geſchieht, bekundete ſich wieder einmal das lyriſche Weſen unſeres politiſchen Charakters, wie es in unſeren eigenen Angelegenheiten zu den Zeiten der Freiheitskriege und ſpäter dann in den Kämpfen um unſere politiſche Einigung ſich offenbarte. In dem Unternehmen dagegen, das uns mit China beſchäftigt, ſetzt ſich im großen und für uns bisher völlig ungewohnten Stile die Erziehung in denjenigen politiſchen Kräften fort, die wir zum erſten Male an der Erwerbung unſerer Kolonien und ſpäter an der Bewegung für die Flottenvorlage erfahren haben. Hier wird unſer Volk im politiſchen Sinne aus dem Jünglingsalter in die Manneszeit hinübergeführt. Das lyriſche Empfinden, das in der Leidenſchaft, deſſen die Deutſchen darin fähig ſind, unzweifelhaft eine Kraft, aber nicht immer eine politiſche Klugheit bedeutet, wird in der chineſiſchen Frage zurückgedrängt, und die männlich-politiſchen Kräfte der Nützlichkeits-Erwägung und des Willens kommen nun allein zu ihrem Recht. In beiden politiſchen Kräften iſt das deutſche Volk dank ſeiner immer noch vorhandenen jugendlichen Harmloſigkeit, die ſeine ſicherſte Verheißung für eine große Zukunft bleibt, noch wenig geübt, ja man darf ſagen, daß es auf dieſem Erziehungswege ſich nur widerwillig voranführen läßt. Es würde in der Mehrzahl

seiner Bestgesinnten lieber um seiner Burenliebe willen politische Torheiten begehen, als durch ein verständnisvolles Nachfolgen auf der Bahn der chinesischen und ähnlichen Aufgaben über See die Reise seines politischen Denkens und Wollens beweisen.

Aber doch läßt sich schon spüren, daß unser Volk seiner Führung allmählich nachwächst. Eine gute Anleitung dazu war jedenfalls die Einschiffung von einigen Brigaden aus Freiwilligen des Landheeres. Auf dem kurzen Wege durch die Lloydhalle in Bremerhaven, wo diese Freiwilligen auf der rechten Seite mit dem Eisenbahnzuge hereingedampft kamen als Landheer und Vaterlandswacht, was sie seit Jahrhunderten ausschließlich gewesen waren, um dann auf der linken Seite über See nach China abzudampfen — auf diesem kurzen Wege hat sich anschaulich für den Blick und fühlbar für das Empfinden der Zuschauer der Schritt in eine neue Epoche unseres Volkes zugetragen. Und zwar darum, weil mit der Einschiffung dieser Landtruppen auf die Ozeandampfer aus jedem Gau des Deutschen Reiches, fast aus jedem Dorfe, aus den Ebenen Norddeutschlands sowohl wie aus den entlegensten Tälern der oberdeutschen Gebiete die Wünsche der Binnenländer, mehr oder weniger ihr Verständnis, jedenfalls aber ihr brennendes Interesse hinter diesen Schiffen her in die weite Ferne gezogen wurde. Auch das Herz der breitesten Massen des Volkes wird nun in Schwingung bleiben, Briefverkehr und Zeitungslesen werden nun bis in die untersten Schichten hinein die Belehrung zum Verständnis dessen, was deutsche Weltpolitik ist, zu Wege bringen, der Wille der zurückbleibenden Eltern wird eins werden mit dem Willen der ausziehenden Söhne, und kurz: nun hebt sich die Bewegung empor, mit der wir auch von Volkes wegen (im weitesten Begriffe dieses Wortes) Weltpolitik beginnen können. Es geht wieder einmal ein Auftakt durch das ganze deutsche Volk, dieses Mal aber kann er es in die politische Manneszeit hinüberführen.

Und jeder fühlt nun auch wohl in Deutschland, wie man es ja im Ausland längst begriffen hat, daß unser Kaiser für solche Aufwärtsbewegung zu einer Politik der weltweiten Projekte die geborene Verkörperung ist. Auf dem Hintergrunde der großen Zeit, aus der wir kommen, war er uns nicht schlicht genug, an dem Maße der besonnenen Tatkraft eines Bismarck und Moltke schien er uns zu redebereit, zu unruhig und zu wandelbar, auf der Folie der an-

spruchslosen, aber durch und durch kühlen Realpolitik erschien er uns zu vielseitig und meist auch zu romantisch, zuweilen sogar nur dekorativ. Aber auf dem Hintergrunde, den er durch das Wesen seiner eigenartigen Persönlichkeit selber geschaffen hat, in der Ära, die seinen Namen tragen wird, kann doch noch, wie mancher jetzt zu ahnen beginnt, bei guten Erfolgen ein völliger Zusammenklang zwischen Kaiser und Volk eintreten, und den Auftakt dieses Zusammenklanges wird Kaiser Wilhelm II. in seiner Person anschaulich verkörpern.

„Ich führe Sie, so Gott will, noch großen Zielen entgegen!" Die Einladung an die politische Phantasie, die mit dieser Rede begann, wurde nun mit den Taten der Flottenvermehrung und des chinesischen Kriegszuges wiederholt. Deutsche Art ist freilich im allgemeinen für Phantasie wenig empfänglich, am wenigsten für politische Phantasie. Dergleichen fällt für uns unter den Begriff Luftballonfahrt. Es stellt sich dabei immer gleich die Sorge ein, daß wir den Boden unter den Füßen verlieren und vielleicht (der Deutsche sagt in solchen Fällen nicht „vielleicht", sondern „wahrscheinlich" oder noch lieber gleich „sicherlich") abstürzen werden. Denn wir sind unserer Natur nach im politischen Kampfe wie in unserer Berufsarbeit Wochentags-Leute, denen die Mühe um den täglichen, kleinen aber sicheren Fortschritt stets das Nächste ist und die Sorgenfalte auf der Stirn erst eine Gewohnheit und dann eine Liebhaberei wird. Wir haben fast alle (ich spreche von den Männern, denn bei den Frauen ist es nach der verschiedenen Art ihres Geschlechts und nach ihrem besonderen Glücksbegriff in der Regel anders) kein rechtes Talent zum Genießen. Mit dem erreichten Erfolge halten wir uns nicht lange auf, die Sorge um das Kommende und Werdende aber beschäftigt uns immerfort. Diese Eigenschaft bedeutet ein gut Stück unserer Tüchtigkeit, erklärt aber auch unsere Schwäche, daß wir in unseren Berufsangelegenheiten und auch in der Politik so selten den Aufschwung zu Sonntags- und Höhenstimmung finden können. Im Gegenteil! Politisches Festefeiern, wenn es sich nicht in bescheidensten Maßen hält, fällt uns auf die Nerven. Das haben wir an unserem Kaiser und er an uns oft genug erfahren müssen, die tatsächlich vorhandene mißtrauisch zuwartende Haltung des deutschen Volkes zu seinem Kaiser erklärt sich im wesentlichen daraus. Scheint er nur allzu geneigt, die Bilder seiner politischen Phantasie für schon

vollendete Tat anzusehen und vorwegzugenießen, so haben wir es in unseren sorgenden Gedanken stets „ja von Anfang an gesagt", daß das dicke Ende nachkommen würde. Bei solcher Verschiedenheit der natürlichen Anlagen und Bedürfnisse ist eine Verständigung nicht ganz leicht, indessen der Schritt dazu muß doch schließlich wohl von beiden Seiten geschehen. Und hat der Kaiser nun durch seinen siegreichen Kampf für die Flottenvermehrung und durch die Mobilmachung für China dem Mißtrauischsten unter uns die (wie mir scheint) unschätzbar wertvolle Sicherheit gegeben, daß er die Beredsamkeit nicht nur der Feste und Worte, sondern auch der entschlossenen Taten leisten will, so ist es jetzt an uns, daß auch wir uns zuweilen aus der Wochentagsstimmung der Sorgen, Zweifel und Ängstigungen herausnötigen und uns einmal zur Sonntagsstimmung des Wagemutes und des Höhenblickes heraufnötigen lassen. Mindestens sollten wir es von Zeit zu Zeit über uns gewinnen, zurückzuschauen auf unsern Weg, uns an dem bisher Erreichten erfreuen und uns für den weiteren Weg durch die Gewißheit stärken, daß wir bisher noch ununterbrochen vorwärts und aufwärts gegangen sind.

Kommt für ein Volk auf seiner Wanderung in die ungewisse Zukunft der Augenblick, wo sich die Aussicht in weite Fernen öffnet, dann soll es sie auch genießen und sich daran orientieren. Natürlich sind Ausblicke in diesem geistigen Sinne im besten Falle Wahrscheinlichkeits-Rechnungen, zuweilen auch bloße Träume, und selbstverständlich wird auch ein späterer Eugen Richter seinen Gleichgesinnten klipp und klar beweisen können, daß es wieder einmal „ganz anders gekommen" ist. Aber das eine haben wir mit der besseren Empfänglichkeit für die Aufgaben der Weltpolitik, die in der Erziehung der Völker ein Emporschreiten aus dem Tale der Alltäglichkeit bedeutet, doch schon erreicht, daß der nüchterne Geist eines Eugen Richter tatsächlich bei unserm Volke mehr und mehr seine Macht verliert und daß kein unbefangener Mensch die mächtige Zunahme des Nationalbewußtseins bei uns bestreiten kann. Der Beweise für diese erfreuliche Tatsache gibt es viele. Der (in seiner Aufrichtigkeit freilich noch sehr fragwürdige) Eifer, mit dem die Ultramontanen sich der neuen Losung anbequemen und der giftige Ärger, mit dem die Sozialdemokraten sie von ihrem Lager abzuwehren suchen, zeigt ihren Triumph fast deutlicher, als die anschwellenden Mitgliederlisten der nationalen Ver-

eine aller Art. Besonders erwähnenswert aber finde ich die eine, wie es scheint, noch wenig bemerkte Tatsache, daß die früher allgemein übliche Unterscheidung zwischen konservativer und liberaler Presse seit längerem verschwunden ist und daß jetzt Blätter, die früher dieses Zugeständnis nicht machten, sich selber als „nationale Presse" im Unterschied zur „antinationalen" bezeichnen. Nicht mehr „konservativ", nicht mehr „reichstreu", denn man fühlte, daß diese Unterscheidungen den Begriff nicht mehr recht decken wollten, sondern „national" — ein kleiner Unterschied, aber ein großer Fortschritt, wenn man den Weg der seelischen Wanderung daran mißt!*) Und das ist die Frucht nationaler Bergwanderungen und weiter Ausblicke in die Weltpolitik. Es kann unserem Volke auf lange Zeit gar keine bessere Kur verordnet werden. — —

Vor kurzem las ich in der Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung" einen Aufsatz von Otto Ammon, der mir deutlich zeigte, wie sehr das nun so plötzlich uns auf den Hals gefallene chinesische Problem einen phantasiebegabten und dazu anthropologisch ausgerüsteten Kopf zu weiten Ausblicken in eine mögliche Weltentwickelung anregte. In dem Kampf, der in China begonnen hat, erkennt Ammon den ersten ernsthaft zu nehmenden Versuch der gesamten weißen Rasse, nun auch die gelbe Rasse unter die Herrschaft der arischen Kultur zu bringen, nachdem die rote Rasse im Kampfe mit dieser Kultur vernichtet, die schwarze Rasse aber teils in die tropischen Klimate als ihre natürliche Zufluchtsstätte zurückgedrängt ist, teils bei bürgerlicher Gleichberechtigung mit den weißen Elementen (in Nordamerika) durch eigene Entartung und durch das geschlossene Rassebewußtsein der Weißen sich zu der Rolle einer Menschheit zweiter Klasse trotz aller gesetzlichen Emanzipation hat bescheiden müssen. Es ist das gute Recht einer solchen politischen Phantasie, sich bei den diplomatischen Vorbehalten und Mäßigkeits-Versprechungen, die den jetzigen Angriff auf die gelbe Rasse einleiteten, nicht lange aufzuhalten, sondern ruhig vorauszusetzen, daß, da der Angriff der weißen Kultur auf die gelbe Welt begonnen hat und aus volkswirtschaftlichen Gründen unerläßlich ist, der militärischen Überwindung des chinesischen Reiches zunächst die Schaffung gesicherter Vorrechte für die weiße Rasse und später dann allmählich die Herrschaft und die Besetzung des

*) Vgl. das Kapitel „Deutsche Zeitung" (Anhang).

Landes folgen wird. Auch die Mitwirkung eines gelben Kampfgenossen (Japans) bei der jetzigen Bändigung Chinas kann mit Recht nicht das Urteil einschränken, daß es sich hier um den Beginn des großen Entscheidungskampfes zwischen weißer und gelber Kultur handelt. Aus dem Ehrgeiz und den Hoffnungen der Japaner mag sich die Sache freilich anders ausnehmen. Sie möchten sich, um im studentischen Bilde zu sprechen, offenbar als eigene gleichberechtigte Couleur auftun und benutzen absichtlich die Gelegenheit, um sich zur Aufnahme in den D. C. oder S. C. der europäischen Völker „herauszupauken". Im Hintergrunde ihrer gelben Seele wird sogar die Zuversicht schlummern, daß sie eines Tages als Herrscher, Lehrmeister und Reformatoren der chinesischen Millionen die gelbe Rasse gegen Europa in Bewegung setzen und nach einer neuen Monroe-Doktrin Ostasien den Ostasiaten sichern könnten. Aber mit dieser Berechnung hat es wohl gute Wege, denn die gesamte moderne Kultur Japans, einschließlich der modern-militärischen Tüchtigkeit hat durchaus den Charakter eines aus Europa geborgten Rockes; nach allen Gesetzen weltgeschichtlicher Entwicklung ist es unmöglich, daß ein solches Leihgut, wenn es nicht durch reichliche weiße Blutsmischung innerliches Eigentum wird, dauernd den Wettkampf mit der eigenständigen Überlegenheit weißer Kultur aushalten könnte. In dieser Auffassung kann man Herrn Ammon nur zustimmen.*) Aber auch er ist vermutlich nicht der Meinung, daß eine so alte und für unsere Begriffe bis zur Langweiligkeit zähe und unbewegliche Kultur, wie die chinesische, nach Art der schwarzen Barbarei oder der indianischen Kultur der Jagdgründe von dem weißen Einflusse in absehbarer Zeit einfach weggewischt werden könnte. Herr Ammon denkt sich vielmehr den Weg der Erschließung und Bewältigung Chinas wohl so, daß zunächst durch diesen und im Falle vorläufigen Mißerfolges durch immer neue Kriegszüge erst dem weißen Händler,

*) Daß wirklich in der „gelben Seele" dieser riesenhafte Plan schlummerte, hat inzwischen der Krieg mit Rußland bewiesen. Auch vor kurzsichtigen Augen steigt jetzt die „gelbe Gefahr" in ihrer ganzen Größe empor. Aber gerade jetzt, wo alle Welt geneigt ist, die drohende Gefahr zu übertreiben, wird es doppelt nötig, das Urteil auf gesunder Grundlage zu halten. Der bisherige Verlauf des russisch-japanischen Krieges hat bewiesen, daß ein intelligentes, scharf fortschreitendes gelbes Volk einem kulturell rückständigen, wenn auch scheinbar gut ausgerüstetem weißen Volke böse Verlegenheiten bereiten kann — weiter nichts!

dann dem weißen Fabrikanten das gelbe Riesenreich allmählich schrankenlos geöffnet wird. Die Voraussetzung dazu findet er in dem wirtschaftlichen Ausbreitungsbedürfnis der weißen Rasse und in der starken Lockung, welche der fast noch brach liegende und doch für Jahrtausende reichende Vorrat Chinas an Kohle und Metallen bietet. Diese beiden Faktoren geben in der Tat die Entscheidung, besonders der letztere. Denn da die weiße Kultur heute und, bis eben neue Kraftquellen entdeckt sind, auf unabsehbare Zeit von Kohle und Eisen dermaßen abhängt, daß man getrost behaupten kann, jedes Land, das nicht im Besitze dieser Kräfte sei, müsse von Natur verarmen und aus der Kulturblüte zurücksinken, so wagt man nicht zu viel, wenn man vorausschauend auf dem trägen Riesenleibe des chinesischen Reiches eine industrielle Kultur ähnlich der der nordamerikanischen emporblühen sieht.

Das ist gewiß nicht zu kühn geträumt, und hat man erst so weit geblickt, so reicht das Auge auch wohl noch weiter und erkennt die Riesenaufgaben und -Verlegenheiten, die sich dahinter für Europa öffnen. Denn jene Industrie des Ostens wird außer Kohle und Metallen auch ungezählte Scharen von zugleich billigen und unvergleichlich leistungsfähigen Arbeitern haben. Europas Industrie und Landwirtschaft, die schon jetzt unter unseren Augen aus Mangel an Arbeitern auf die national-bedenklichsten Aushilfsmittel verfallen und doch sich schon jetzt nur mit Anstrengung der amerikanischen Unterbietung erwehren können, würden im Wettbewerbe mit ihrem chinesischen Ableger geradezu ohnmächtig sein. Hier wären wir also schon bei einer Folgerung unseres chinesischen Unternehmens angelangt, die allein für zaghafte Seelen abschreckend genug wäre, um stürmisch zu verlangen, daß der erste Schritt lieber ungetan bleibe und daß bei Strafe der sofortigen Hinrichtung allen europäischen Fürsten und Ministern verboten würde, jemals wieder an so selbstmörderische Abenteuer zu denken. Und das ist nicht einmal alles und noch nicht das Schlimmste. Masseneinfuhr chinesischer Arbeiter nach Europa, auch nach Deutschland, damit wir der Unterbietung ostasiatischer Konkurrenten widerstehen können? Ein schrecklicher Gedanke voll Schmutz und Ekel! Oder, wenn wir das nicht wollen, eine allmähliche Verarmung Deutschlands und Europas, eine Verschiebung aller Verhältnisse etwa derart, daß mit der Zeit alle tüchtigsten Elemente Europas in immer dickeren Strömen nach Ostasien hinüberzögen und dort

in allmählicher Vermischung mit der gelben Rasse eine neue eigenartige Weltkultur schüfen? Auch diese Möglichkeit hat wenig Reize! Und wiederum könnte man sich nicht wundern, wenn die Zaghaften an diesem Blicke von der Höhe und in die Weite der Zukunft ein für allemal genug hätten und leidenschaftlich wieder zu Tal verlangten — zurück in den sicheren Besitz, ins Behagen, in die Geborgenheit reinlicher und geordneter Verhältnisse! „Klein, aber rein und mein!"

Ja, wenn die Weißen Chinesen wären, dann hätten sie wohl die Anlage, den Rat zu befolgen! Die chinesischen Kaiser und Staatsmänner haben es ihrem Volke mit bestem Erfolge zumuten dürfen, gedrängt in Hunderten von Millionen körperlich und geistig hinter Mauern zu wohnen, den Drang des forschenden Geistes am Spalier der Staatsprüfungen fesseln zu lassen, nach Gold nicht zu schürfen, die Kohle der Erde zu lassen und sich das irdische Glück unter dem bescheidenen Symbol einer gefüllten Reisschüssel und eines offenen Mundes vorzustellen. Jahrtausendelang hat sich die gelbe Rasse an diesem kümmerlich-nüchternen Glücke genügen lassen, unbewußt die große Menge, bewußt und absichtlich die Mandarinen, mit Demut aber keiner, sondern alle mit überhebender Verachtung gegen die unruhige Rasse der weißen Teufel, die in der Jagd nach dem Glück kein Ruheziel und keine Bescheidung finden. Mit gedankenloser Verwunderung hört oder liest wohl bei uns der philiströseste Mitgenießer unserer weißen Kultur (der, ob er gleich das Vorwärtsdrängen unserer unruhigen Köpfe sehr lästig findet, doch an dem Arbeitserfolg eben dieser Köpfe, an der Fülle unseres Lebensgenusses, an der Bequemlichkeit und Schnelligkeit unserer Verkehrsmittel gern teilnimmt), daß chinesische Staatsmänner und Philosophen zu all diesen Erfolgen unserer „Zivilisation" überlegen lächeln und sie mit sehenden Augen gering schätzen mit der Begründung: wir *können* das alles auch, wie wir lange vor euch Bücher gedruckt, Pulver erfunden und Porzellan hergestellt haben, aber wir *tun* es nicht, weil wir längst wissen und an eurem Beispiel nur immerfort aufs neue erkennen, daß dieser unruhige Drang nach immer neuen Erwerbungen und Erfindungen den Menschen doch nicht glücklich macht und dem Bürger nicht seine Ruhe läßt. Hier steht in der Tat Herkules, d. h. der typische weiße Mann an dem berühmten Scheidewege. Hier ist die Wahl in dem Konflikt zu

treffen. Wenn ein weißer Mann und sei er sonst der ruhebedürftigste, philiströseste Mensch, in diesem Konflikt trotz alledem doch für den Fortschritt sich entscheidet, dann ist er bestimmt, aufwärts mitzugehen; wenn nicht, so ist sein weißes Blut schon entartet und er ist bestimmt, zu Tal und schließlich abwärts in die dunkle Mischung zu sinken. Das Schicksal dieses Entarteten und seiner Nachkommenschaft wird dann mit dem der farbigen Rassen entschieden. Denn auch für die Menschheit sammeln die Gewitter ihre vernichtenden Kräfte auf den Höhen, d. h. in den Seelen der kühnsten Männer der weißen Rasse, und ihre Vernichtung trifft die Täler und die Niederungen, d. h. die farbigen Rassen und die schlecht geratenen Mischlinge.

Gewiß, dies ist die Grenze der Lebensweisheit chinesischer Mandarinen! Jahrtausendelang hat sich diese Weisheit bewährt, aber doch nur gerade so lange Zeit, wie der faustische Forschungsdrang der weißen Rasse gebrauchte, um in alle unerforschten Winkel der Erde hinein zu leuchten und nun an der Schwelle des 20. Jahrhunderts mit unbestrittener Sicherheit sagen zu können: ich habe alle Räume dieses Planeten gesehen und kenne alle seine Völker, aber keins ist darunter, das mir widerstehen könnte, wenn ich sein Eigen von ihm fordern will oder muß! Vor diesem Kraftbewußtsein der weißen Rasse, das auf der sicheren Kenntnis der Kräfte aller andersfarbigen Völker ruht, vor ihrem Wagemut und ihrer Tapferkeit, die keine Art des Schreckens und keine des Todes fürchtet, vor ihrem hohen Schwung und Vorwärtsdrang, der sie seit der fernsten Morgendämmerung des geschichtlichen Bewußtseins siegreich durch die Menschheit geführt hat, — fallen *noch heute* alle blassen Gedanken, alle Einwendungen zarten Gemüts, alle Drohungen einer über ihr Gebiet hinausgreifenden Religion und alle Warnungen einer Sittlichkeit, die die Schranken ihrer Herrschaft an den Grenzpfählen der verschiedenen Rassen wohl sieht, aber nicht sehen *will*, machtlos wie mürber Zunder ab. Hat die göttliche Vorsehung sich an der bisherigen Menschheitsgeschichte uns offenbart, so wissen wir mit zweifelloser Sicherheit dies eine, daß der zuletzt immer sittlich wirkende, weil eine höhere Ordnung schaffende Herrensinn und der begeisterungsvolle Vorwärtsdrang der weißen Rasse die Berufung Gottes an diese Rasse und ihre sieghafteste Kraft bedeutet. Zugleich wissen wir dann aber auch das andere, daß wir nicht ins blinde Ungefähr

gehen, sondern unter der schon durch Jahrtausende bewährten Führung Gottes bleiben, wenn wir dem Vorwärtsdrang in unsrer Brust vertrauen, mag uns der „gesunde Verstand" der unteren Menschen auch noch so dringend das Tal der Zufriedenheit und des engen Glückes empfehlen.

Die „weiße Rasse" also in solidarischem Zusammenschlusse gegen die Andersfarbigen, wie es jetzt bei der Exekution gegen Peking so vielverheißend begonnen ist? Nun, dazu wird manch einer mit erleichtertem Herzen Ja und Amen sagen, der sonst doch gegen unsere politische Phantasie manches einzuwenden hätte. Selbst Bertha von Suttner macht sich ja wehmütig-frohen Herzens daran, die so scheußlich kleingeschlagenen Scherben ihres Haager Friedenstopfes auf dem Drahtgestell dieser Solidarität der weißen Mächte gegen China wieder zusammenzukitten. Man will sich trösten, also möge man's mit diesem Troste versuchen und zusehen, wie lange er vorhält. Auch ich halte diese Solidarität der weißen Völker für erfreulich und bin gern bereit, sie zum kleineren Teile wenigstens aus dem selbstverständlichen Korpsgeist der weißen Völker zu erklären. Zum größeren Teile freilich erklärt sie sich aus dem gemeinsamen Neide und dem gleichfalls gemeinsamen Appetit, der diese Völker jetzt in so friedlicher Front an die Tore von Peking gebracht hat. Aber an diesen schönen Anblick mögen die Empfindsamen nur ja nicht *vor* der Zeit Tränen der Rührung verschwenden! Es wird auch wieder anders werden,*) auch zwischen den weißen Völkern wird das Schwert der Schiedsrichter über ihren Wert bleiben — und zwar *von Rechts wegen* nach dem Berufe, den die weltgeschichtlich offenbarte göttliche Vorsehung in die Brust der weißen Völker gelegt hat! Nach wie vor kann auch hier nur der männermordende Kampf die blutige Probe darauf machen, welche Völkerfamilie und welches einzelne Volk das beste ist im Wettstreite arischer Tüchtigkeit. Die Auslese unter den ähnlich-wertigen weißen Völkern wird und darf nicht aufhören, etwa bloß darum, weil draußen ein untergeordnetes Volk von der weißen Kultur gebändigt wird. *So* schematisch ist die Menschheitsgeschichte nie verfahren und wird es auch in Zukunft schwerlich den Empfind-

*) Ist schon wieder anders geworden im russisch-japanischen Kriege, wo England und Nordamerika aus ihrer *politischen* Sympathie für die gelben Japaner kein Hehl machen.

samen zuliebe tun. Kampf innen und außen, Kampf überall — das bleibt die Losung! Und damit dürfen wir uns gern bescheiden, denn auch das alte Wort behält ja seinen Wert: Der Kampf ist der Vater aller Dinge — der schlechten, aber auch der guten! — —

Diese weltpolitische Betrachtung führt also ungezwungen (wie mir scheinen will) von Ausblicken auf vielleicht noch ferne weltpolitische Wandlungen doch wieder auf die Erkenntnis zurück, daß die möglichste Stärkung der nationalen Kraft für uns Deutsche auch fernerhin der Inbegriff aller politischen Gebote bleibt.

II.

Durch das weltpolitische Fernrohr erkenne ich die Möglichkeit, daß unsere Sozialdemokratie eines Tages an dem aristokratischen Bewußtsein ihrer jetzigen Genossen scheitern und daß die jetzige Namensaristokratie es aussichtslos finden könnte, ihr Klassenbewußtsein schärfer zu betonen. Die Zeit dazu würde gekommen sein, wenn ein genügend großer Teil unseres Volkes in häufiger Berührung mit den farbigen Rassen und in gemeinsamer Abwehr gegen dieselben erkennen müßte, wie bedeutsam der Adelsbrief ist, den die Natur allen denen in die Wiege gelegt hat, die zur weißen Rasse gehören, und wie unbedeutend, ja im gewissen Grade künstlich im Vergleich dazu die Abstände sind, die sich innerhalb der einzelnen weißen Völker unter ihren einzelnen Klassen und Ständen herausgebildet haben. Ich bin sehr weit davon entfernt, den Wertabstand zwischen den germanischen Völkern und denen der slawischen oder kelto-romanischen Familie gering zu schätzen, und ebensowenig könnte ich auch nur wünschen, daß z. B. innerhalb des deutschen Volkes die Wertschätzung des edleren Blutes, weil es ja die Vorbedingung gesteigerter Tüchtigkeit und besserer deutscher Rasseeigenschaften ist, irgendwie gehemmt werde. Im Gegenteil: mir scheint geradezu alles davon abzuhängen, daß die Erkenntnis von der entscheidenden Kraft des Blutes in einem Grade, den wir jetzt kaum ahnen können, die Grundanschauung bei uns und allen anderen weißen Völkern werde. Aber diese wichtige Erkenntnis würde meines Erachtens nicht verdunkelt, sondern im Gegenteil mit unvergleichlicher Kraft gefördert werden, wenn zunächst einmal die gesamte weiße Rasse durch möglichst allgemeine

und stetige persönliche Berührung mit den farbigen Rassen ein recht deutliches Bewußtsein von der natürlichen und geschichtlichen Überlegenheit erhielte, die sie nach dem Adelsbrief ihres Blutes über diese anderen Rassen hat.

Im allgemeinen sind wir, wie mir wohl bewußt ist, heute ziemlich weit davon entfernt, unser Blut als ein besonderes Gut, geschweige denn als unser höchstes Gut (was es doch in Wahrheit ist) zu schätzen. Die auf das Blut etwas geben, werden mit einer gewissen Eifersucht den Anspruch abweisen, daß ihr geschichtlich erworbener Abstand gegen das gewöhnliche Blut der weißen Rasse so viel nicht bedeute. Andre, die den Wert der Menschheit nicht im Blut, sondern in geistiger und seelischer Würde suchen, werden von vornherein eine Herabwürdigung wittern. Auch das Christentum und die Gotteskindschaft, die ja nach dem Gebote der Bibel und nach dem Scheine der Völkerbekehrung ohne Rücksicht auf die Rasse verliehen werden soll, können Einspruch erheben. Aus diesen und anderen Gründen erscheint es in der Tat fast aussichtslos, die europäische Gesellschaft jetzt noch für die Überzeugung von der entscheidenden Kraft des Blutes zurückzugewinnen. Am hoffnungslosesten erscheint der Versuch aus dem Gesichtspunkte der Tatsache, daß längst jeder denkende Landwirt, jeder Pferde- oder Hundezüchter die Gesetze kennt oder wenigstens nach Erfahrung praktisch verwendet, nach denen bei unseren Haustieren kalter und warmer Schlag erzeugt, Edelzüchtung und Entartung erzielt werden kann, daß aber von dieser täglichen Erprobung kein Schimmer mehr in den Gesetzen und kaum noch ein Rest von Bewußtsein in den Sitten und Gebräuchen der europäischen Völker durchschimmert. Das christliche Wort „Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden" und das andere „Ehen werden im Himmel geschlossen", die in ungezählten Dichtungen und Romanen heilig gesprochene und entscheidende Kraft der „Liebe" haben hier einträchtig zusammengewirkt mit der immer mächtiger gewordenen politischen Eifersucht der Demokratie, die gern im Namen ewiger Menschenrechte jeden Bluts-Mischmasch gestattet, um desto gründlicher alle Erinnerung auszurotten und mit Verachtung zu brandmarken an Macht und Vorrechten, die sich auf dem Anspruche von bewußten Geschlechter-Folgen und Ahnentafeln d. h. auf geregelter Blutsmischung begründeten. Und alle weißen Völker bewegen sich zurzeit so unaufhaltsam in der Richtung demokratischer Machterwei-

terung, daß es in der Tat auf den ersten Blick fast als ein bemitleidenswertes Unternehmen erscheint, vor dieser Flut der allgemeinen Nivellierung den Damm der Bluts- und Rassen-Ungleichheit aufrichten und auf diesem Damm das Banner des aristokratischen Gedankens entfalten zu wollen. Aus schwächlicher Nachgiebigkeit an die demokratischen Gelüste der Zeit haben selbst die Mitglieder des Namensadels sich zu einer verkehrten Betonung ihres Wertes verleiten lassen und müssen wohl teilweise dabei sogar das Bewußtsein vom eigentlichen Grunde ihres beanspruchten Vorrechtes verloren haben. Sonst wäre es nicht zu erklären, daß adelige Offiziere und Beamte um des Mammons willen Jüdinnen heiraten, und — was viel schlimmer ist — dennoch die Gleichwertung mit ihren Standesgenossen verlangen und in leider allzu vielen Fällen auch behaupten können. Verständige Menschen sehen mit Ärger und Bedauern, daß der Namensadel damit das Fundament zerstört, auf dem allein sein Wert begründet sein kann. Die Wächter des Adels sollten gegen solche Entartung schärfere Mittel anwenden, als Ärger und Bedauern, die Freude aber bleibt auch hier den Demokraten und ihren jüdischen Preßanwälten, die sich von der guten Karriere ihrer jüdischen „Mitbürgerinnen" höchst entzückt fühlen, aber doch zugleich mit dem Zahn des schärfsten Spottes zu beißen verstehen, wenn nach solchen Vorkommnissen noch irgend ein politisch unbequemer „Junker" Ansprüche des Blutes geltend machen will.

Ich bestreite keinen Augenblick, daß diese übermächtige Verwirrung in den Begriffen und Gewohnheiten der weißen Menschheit sehr wenig zu dem Versuche zu ermutigen scheint, unter der immer dicker und starrer werdenden demokratischen Kruste nach dem Quell des aristokratischen Prinzips, dem Blute, zu graben. Ganz so verloren freilich ist das Bewußtsein von diesem Quell doch nicht, wie es den Anschein hat. Mehr oder weniger bewußt, aber doch immer noch als eine tätige Kraft wirkt die Schätzung des besseren Blutes in den Familien, besonders bei den Müttern, aber auch bei den Vätern, wenn sie für den Sohn die Frau und für die Tochter den Mann suchen oder wählen. Selbst in den unteren Volksschichten wird der Pulsschlag dieses Blutquells im unbewußten Empfinden und Entschließen noch lebendig. Überall wirkt er nach aufwärts, also aristokratisch. Überall freilich ist die demokratische Doktrin an der Arbeit, das Bewußtsein und die Erkenntnis von

dieser still wirkenden Kraft zu betäuben, und leider mehr als gut ist, gelingt es ihrer Überredung, daß sich die Leute ihrer aristokratischen Regung als einer ganz unmodernen Rückständigkeit schämen, statt ihr entschlossen nachzugehen. Immer auch wieder, besonders stark in letzter Zeit, tauchen bei jungen Männern — die nach meiner Erfahrung im allgemeinen durch die Kraft des theoretischen Denkens viel leichter von der Natur und ihrer aristokratischen Zuchtwahl abirren, als die gesunden Mädchen — aristokratische Anwandlungen aus dem bestärkten Selbstbewußtsein empor. Sie verlieren sich aber meist in irgendwelche Formen geistiger Willkür und vermeiden es meist äußerlich, ihre Ansprüche an etwas so Allgemeines und etwas so dem persönlichen Willen Enthobenes, wie es das Blut ist, zu binden. Daher bleiben diese Bestrebungen für die bessere Erkenntnis vom entscheidenden Werte des Blutes meist ganz unfruchtbar, sind aber immerhin als ein Zeugnis für die aristokratischen Instinkte nicht wertlos.

Solche Anzeichen eines noch nicht ganz betäubten Bluts- und Rassebewußtseins — wird man mir nun einwenden — mögen die Hoffnungslosigkeit mildern, und es mag selbst die Möglichkeit zugegeben werden, daß wieder einmal der jetzt so allgemeine und unwiderstehliche Zug zu demokratischer Menschheitsauffassung durch aristokratische Anschauungen abgelöst werden könnte. Aber wie kann man mit noch so kühner Hoffnung gleich an die Extreme herangreifen, wie kann man sich einbilden, daß just die grundsätzlich und absichtlich „proletarische" Sozialdemokratie jemals durch aristokratische Anwandlungen erschüttert werden könnte? Wie kann man die Hoffnung fassen, daß das andere Extrem der Namensaristokratie irgend etwas von seinen Ansprüchen fahren lassen könnte? Vor allem: wie sollte diese erstaunliche Wirkung gerade von einer möglichst allgemeinen und stetigen Berührung der weißen Rasse mit den farbigen Rassen zu erhoffen sein? Was bringt uns denn diese persönliche Berührung so Außerordentliches, daß wir die mögliche Wirkung kraft unserer wissenschaftlichen Kenntnis aller Länder und Völker nicht längst aus Büchern, Bildern, ja aus dem persönlichen Kennenlernen einzelner Schauexemplare aller möglichen andersfarbigen Völker hätten mit unserer Einbildungskraft schon im voraus ermessen und in allen denkbaren Folgen verspüren können? Ja, ich behaupte allerdings, daß die weiße Rasse trotz ihrer theoretischen Kenntnis aller Länder und ihrer farbigen Völker ganz

ungeahnte, geradezu erstaunliche Wirkungen erfahren wird, Wirkungen, die über alle theoretische Einbildungskraft hinausgehen, sobald sie erst auf breiter Reibungsfläche sich mit jenen farbigen Rassen berühren und sich im politischen und wirtschaftlichen Wettbewerb mit ihnen einrichten wird. Ich behaupte, daß, wenn irgend eine Möglichkeit denkbar ist, durch die unsere jetzige europäische Mischmaschkultur den scharfen Umschwung zu einer bewußt rassehaften d. h. aristokratischen Kultur erhalten könnte, der jetzt begonnene und mit der Zeit in einem größeren Stile zu führende Kampf mit der gelben Rasse diese Möglichkeit bietet. Damit ist dann aber zugleich behauptet, daß eine Kulturform, wie die moderne Sozialdemokratie, die sich trotz der weißen Haut aller ihrer „Genossen" doktrinär auf den „Proletarier" versteift, ebenso sicher wie die Kulturform des Namensadels, der sich mit fragwürdigem Rechte über vielleicht gleich edles, aber durch Ahnentafeln nicht nachweisbares weißes Blut erheben will, — daß sie beide ihre Schrullen und Ansprüche wollend oder nicht wollend fahren lassen müssen an der allgemeinen großen Aristokratie der weißen Rasse, die zwar nach wie vor Gradunterschiede des Wertes kennen wird, aber eine sichere und dauernde Überlegenheit nur in ihrer Gesamtheit den farbigen Rassen gegenüber offenbaren kann.

„Proletarier aller Länder vereinigt euch!" So heißt die Losung des sozialdemokratischen Oberpropheten Marx, und noch findet sie Glauben und Gehorsam, weil in dem Kopfe der weißen Arbeiter die Welt gerade so ein willkürlich beschränkter Begriff ist, wie etwa in dem Kopfe des Franzosen, der unter tout le monde die gesellschaftsfähigen Leute seiner Umgebung versteht. „Aller Länder" — das reicht in der Idee nicht weiter als über Europa und Nordamerika, und immer, wenn die Phrase gebraucht wird, bleiben die Vorstellungen des Arbeiters in diesen engen Grenzen, wie ja denn auch im Kopf jedes Europäers die Worte Welt, Menschheit usw. nach allgemeinem Brauche nur die Kulturwelt und Kulturmenschheit der weißen Rasse umfassen. Aber schon innerhalb dieses Rahmens würde beispielsweise dem deutschen Arbeiter schon schrecklich zum Bewußtsein kommen, was die Marxsche Redensart von der Solidarität aller Proletarier eigentlich bedeutet, wenn die Einfuhr der im Lohn und Lebensbedarf genügsameren polnischen und italienischen „Genossen" noch erheblich stärker würde als sie heute schon ist, und wenn sie sich gar diese

Einfuhr in Zeiten wirtschaftlichen Niederganges gefallen lassen sollten. Schon dann würden sich die deutschen Arbeiter erinnern, daß sie auch deutsche Bürger und bessere Rasse sind, und die internationale Doktrin ihrer sozialdemokratischen Führer würde elend an dem nationalen Bewußtsein auch der Arbeiter scheitern. Wie aber würde, glaubt man, dieses Rassenbewußtsein in die Höhe schnellen, wenn deutschen Arbeitern, nachdem sie den chinesischen Kuli in seiner Heimat kennen gelernt hätten, zugemutet werden sollte, Schulter an Schulter mit ihm niedrige Arbeit zu verrichten, mit ihm in Lohn- und Lebenshaltung zu konkurrieren, ihn als Proletarier-Genossen gelten zu lassen oder endlich gar diese ungleiche Genossenschaft auf dem Boden der eigenen Heimat, in Deutschland und den anderen europäischen Ländern zu dulden? Wer zweifelt, daß dann etwas wach werden könnte in dem weißen Arbeiter, das man gar nicht anders als eine aristokratische Regung nennen dürfte? In dem Augenblick, wo der weiße Arbeiter durch den Augenschein erfährt, was das heißt: „Proletarier aller Länder vereinigt euch!", wird er diese Zumutung für eine Infamie erklären und sich selbst nicht begreifen, daß er die Schmach des Namens „Proletarier" sich solange hat aufreden und sogar zu seinem Stolz hat machen lassen. Der „Arier" in ihm wird furchtbar erwachen und den „Proleten" mit Verachtung über Bord werfen. Und ich zweifle auch gar nicht, daß die Führer der Sozialdemokratie und ihre Soldschreiber in der Presse diese mögliche Folge unseres chinesischen Feldzuges schon heute begreifen und daß die allerkleinlichste, philiströseste Sorge um diese Gefahr es im Grunde ist, die diese großen Schwindler zu dem Versuche trieb, ihren „Genossen" das chinesische Problem nach Möglichkeit zu verschleiern und zu verekeln. Mit dem Erwachen des Ariers im Proletarier würde ihre Herrschaft aufhören, und auf der Brücke des Bewußtseins ihres Rasseninteresses und überlegenen Wertes würden sich wieder die so lange künstlich getrennten beiden sozialen Schichten aller weißen Völker verständigen und vereinigen.*)

*) Die Probe auf diese Vorhersage hat inzwischen der Internationale sozialdemokratische Kongreß zu Amsterdam (1904) gemacht, und zwar unter den Augen Bebels! Hier ein kurzgefaßter Bericht, der auch ohne jede Erläuterung den furchtbaren Bankerott der Phrase von den „Proletariern aller Länder" grell beleuchtet: Zur Verhandlung kommt die Aus- und Einwande-

Dieser wieder in sein Recht eingesetzte Stolz des Rasse- und Volksbewußtseins wird dann aber auch das obere Extrem einer willkürlichen Absonderung und Heraushebung vermutlich nicht lange dulden. Ein durchweg aristokratischer fühlendes Volk kann seinen Fürsten nicht mehr gestatten, über den nationalen Verband hinweg zu heiraten und den Namensadligen nicht, allein das edle Blut zu prätendieren, da doch nach der geschichtlichen Entstehung dieses Adels und nach dem gegenwärtigen Rassestande des Volkes (ich spreche hier von Deutschland) alle Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß ungezählte Familien sich nach ihrem Blutswerte mit den namensadligen durchaus messen können. Ganz abgesehen von den in jüngerer Zeit in den Adelsstand „erhobenen" Familien (was natürlich nach wie vor für den „alten" Adel eine bittere Pille und für den selbstbewußten Nichtadeligen eine je länger desto weniger erträgliche Zumutung bleibt) steht auch der eigentliche Adel, geschichtlich betrachtet, in einem so ursprünglichen und durchweg verhältnismäßig so reinrassigen Volke, wie dem deutschen,

---

rungsfrage. Der Abgeordnete für Argentinien Utgarte begründet eine lange Resolution, die jedes gesetzliche Verbot der Auswanderung verurteilt und sich gegen jede Benachteiligung fremder Arbeiter in einem Lande ausspricht. Hillquit (Amerika) spricht sich hingegen für ein Einwanderungsverbot gegen Chinesen und Neger aus. Man beantragt folgende Erklärung: „Der Kongreß, unter Berücksichtigung der Gefahren, welche mit der Einwanderung fremder Arbeiter verbunden sind, indem diese ein Sinken der Löhne, Streikbruch und zuweilen blutige Zusammenstöße zwischen den Arbeitern herbeiführen können, erklärt: daß unter der Einwirkung von sozialistischer und gewerkschaftlicher Seite die eingewanderten Arbeiter sich nach einiger (?) Zeit auf die Seite der heimischen Arbeiter stellen und wie diese denselben Lohn verlangen werden. (Wenn sie das aber nicht tun?!) Der Kongreß verurteilt daher jede Gesetzesmaßregel, welche die Einwanderung fremder Arbeiter, die das Elend zur Auswanderung zwingt, verhindert. Der Kongreß möge sich ferner gegen die Einwanderung von rückständigen Rassen aussprechen, da diese die Organisationen vernichten und so die Verwirklichung des Sozialismus aufhalten." Hiergegen wird lauter Widerspruch erhoben. Das sei doch nicht die Befolgung des Grundsatzes „Proletarier aller Länder vereinigt euch!" Der deutsche Abgeordnete Päplow bemerkt: Dieser Grundsatz sei nicht so zu verstehen, daß z. B. Deutschland von Italienern überschwemmt werden dürfe, die den Klassenkampf für uns erschweren. Der Engländer Keir Hardie bittet mit Rücksicht auf die Schwierigkeit keinen Beschluß zu fassen. Man solle die Angelegenheit dem Bureau zu weiterem Studium übergeben. Und in der großen Klemme zwischen Theorie und Wirklichkeit beschloß man demgemäß!!

auf den schwächsten Füßen. Nur die Nachkommen der ehemaligen Edelinge könnte man allenfalls in diesem Sinne gelten lassen; die große Masse des Lehnsadels aber stammt durchweg von den sog. Ministerialen d. h. von Unfreien nach dem sozialpolitischen Begriffe der Germanen. Das bedeutet freilich keinen Makel des Blutes, denn diese Unfreien *eines* germanischen Stammes waren in der Regel die kriegsgefangenen Freien eines anderen; aber ebensowenig und vielleicht noch weniger hat es dem Blute anderer, nichtadeliger Familien einen Makel geben können, daß die Ministerialen später den gemeinfreien Bauern durch ihr politisches Übergewicht in wirtschaftliche Abhängigkeit brachten. Man kann also dreist behaupten, daß (namentlich in einem so seßhaften Stamme wie dem niedersächsischen) manche bäuerliche oder kleinbürgerliche Familie bis auf den heutigen Tag durchgehalten hat, deren Blut es an Reinheit mit der ältesten namensadeligen aufnehmen kann. Ich führe aber dies alles nicht an, um unfruchtbaren Rangstreit zu entfachen, sondern nur, um es desto klarer zu machen, daß weder geschichtliche und noch weniger anthropologische Bedenken uns zwingen, die Freude an der Gewißheit, daß wir in der Mehrheit unseres Volkes trotz der Tatsache keltischer, slawischer und romanischer Mischung noch germanisch sind, durch irgendwelche Bedenken zu vermindern. Zweifellos bestehen bis auf den heutigen Tag zwischen dem mehr reindeutschen Westen, dem mehr keltisch gemischten Süden und dem slawisch gemischten Osten des Deutschen Reiches noch Unausgeglichenheiten. Sie werden als „Partikularismus", als Abneigung gegen Berlin und Preußen deutlich genug empfunden; man sucht sie auf dem Gebiete der politischen Überredung zu beseitigen, muß aber oft genug einsehen, daß nur die Abneigung des Blutes die Schärfe und Zähigkeit des Widerstandes *ganz* erklärt und kann also auch die völlige Verständigung nur von der weiteren Mischung des Blutes und der überzeugenden Kraft wirtschaftlicher Vorteile erwarten. Aber das sind schließlich, vom höheren Standpunkte betrachtet, kleine Unebenheiten, welche die Einheitlichkeit und auch den deutschen Charakter unserer Volksmischung nicht wesentlich beeinträchtigen. Wir können in dem Augenblicke, wo im Beginn unserer Weltpolitik das gelbe Problem im größeren Maßstabe an uns herantritt, die Bevölkerung unseres Deutschen Reiches durchaus als Einheit und (in dem anthropologisch heute noch denkbaren Sinne) auch als

Reinheit ansprechen. Damit aber ist die Grundlage gegeben, daß durch ein gemeinsames aristokratisches Aufwärtsheben unsers Bewußtseins über künstliche Zerklüftung und willkürliche Standesabsonderung hinaus eine Solidarität unsers Volksbewußtseins erreicht werden könnte, wie sie unser Volk in seiner bisherigen Geschichte noch nicht erreicht hatte.

Bis zum heutigen Tage ist die weiße Rasse von einer gebührenden Schätzung ihres Blutes noch weit entfernt; folglich hat sie auch für die Abwehr ungesunden und farbigen Blutes durchweg weder das rechte Verständnis noch ernsthaftes Interesse. Die geschlechtliche Vermischung im freien Verkehr wie im Ehebunde sind z. B. bei uns Deutschen strafgesetzlich zwar durch einige Verbote gegen die allergröbsten und gefährlichsten Entgleisungen geschützt, wobei es noch sehr fraglich ist, ob die Gesetzgeber sich zu diesen Strafandrohungen durch irgend welche klar bewußte Fürsorge zur Erhaltung guter Rasse, oder vielmehr nur durch ganz allgemeine Begriffe von Gesundheit und hergebrachte Vorschriften von Sittlichkeit nötigen ließen. Außerhalb dieser ganz oberflächlichen und rohen Vorschriften bleibt die geschlechtliche Mischung nicht nur völlig im freien Belieben der einzelnen, sondern auch ohne jede merkbare Anspornung des Rasseehrgeizes. Das bürgerliche Gesetz behandelt die Ehe nur als eine Rechts-Auseinandersetzung und tut nicht entfernt so, als ob dabei außer Familie und Staat noch etwas viel Wichtigeres, nämlich die Rasse, in Frage kommen könnte. Für Eheschließung haben wir weder Minister noch Politik; das Recht der völlig freien Blutsmanscherei wird bei dem wertvollsten Geschöpf, beim Menschen, schlechterdings durch nichts, weder durch Gesetze noch durch öffentliche Aufmerksamkeit überwacht und geregelt. Selbst die öffentliche Gesundheitspflege, die sich sonst so sehr Andacht und Gehorsam für ihre Forderungen zu schaffen versteht, hat noch kein Verbot gegen die Heiraten Schwindsüchtiger und keine Bestrafung für die Heiraten Syphilitischer durchzusetzen verstanden.

Das sind Versäumnisse, die eines Tages jedem weißen Volke geradezu als Verbrechen aufs Gewissen fallen und gründliche Vorkehr verlangen werden. Die edelsten unter den arischen Völkern aber sollten auf diesen Tag nicht warten, sondern schon jetzt auf Maßregeln sinnen, die allen ihren Mitgliedern den Wert des Begriffes Rasse deutlicher zum Bewußtsein brächten und jeden Ein-

zelnen an der Fürsorge für die Erhaltung und Veredlung der Rasse beteiligten. Ich kenne dafür zunächst kein besseres Mittel, als dieses, daß man durch öffentliche Einrichtung das Mittel verallgemeinerte, durch welches der Namensadel und die städtischen Patriziergeschlechter ihre Angehörigen zur Aufmerksamkeit und zur Ehrfurcht vor dem Werte des guten Blutes erzogen haben: — Ahnentafeln, Geschlechterverzeichnisse.*) Wenn jede Gemeinde durch Reichsgesetz gezwungen würde, von jedem in ihrem Bezirk Geborenen — und sei er auch des geringsten Standes — die Ahnentafel zu begründen und ihn und seine Nachkommenschaft durch alle Verzweigungen über Land und Meer zu verfolgen, wenn reichsgesetzlich jede eheliche Vermischung mit nichtarischem Blute durch öffentliche Bekanntmachung geächtet würde, dann müßte auch dem Geringsten unserer Rasse durch solche öffentliche Aufmerksamkeit der Ehrgeiz wach werden, um der Rasse willen auf sich und

*) Diese hier zum ersten Male ausgesprochene Forderung hat zwar noch keinen unmittelbaren Erfolg gehabt, ist aber doch erfreulicherweise, wie ich aus mancherlei Zuschriften und öffentlichen Bekundungen weiß, den Bestrebungen zur Weckung des Familiensinnes förderlich geworden. Das wachsende Interesse an diesen Bestrebungen bekundet sich immer deutlicher (z. B. durch die Begründung des Vereins „Roland") und ist gewiß eine sehr erfreuliche weitere Gewähr für die mit dem Wohlstande und der Sicherheit unserer Verhältnisse zunehmende Anhänglichkeit an Volk, Stamm und Familie. Aber freilich würde ich an so bescheidener Wirkung auf die Dauer kein Genüge finden. Nicht nur bei den Wohlhabenden, nicht nur bei einigen ohnehin mit Familiensinn Begabten gilt es, den aristokratischen Trieb zu bestärken, sondern im ganzen Volke, am schärfsten bei den Geringsten, soll er geweckt und gefördert werden. Das kann nur durch den beharrlichen Zwang des Gesetzes geschehen, und um solche Gesetze zu schaffen, muß der heutige demokratische Zeitgeist durch Nachdenken und Beispiel (etwa der Vorgänge in den Vereinigten Staaten) zu der zwar völlig unanfechtbaren, aber tatsächlich doch bis heute noch nicht erkannten Wahrheit bekehrt werden, daß politische Demokratie und Reinhaltung des Volkstums bezw. Rasse-Aristokratie nicht Gegensätze und Widerspruch, sondern vielmehr organische Bestandteile einer einheitlichen Anschauungsweise sind. Die deutschen Demokraten werden ja hoffentlich auch einmal ihren Tag der Erleuchtung erleben, wo sie einsehen, daß keine begriffliche Logik, sondern nur ihre bisherige Schwäche sie dazu gebracht hat, ihr gesundes deutsches Selbstbewußtsein und ihren Idealismus immerfort für das Judentum ausbeuten zu lassen. Sie müssen ja eines Tages be-

sein Geschlecht etwas zu halten. Unserer Rasse selbst, d. h. unserer Zukunft könnten wir nicht leicht einen größeren Dienst erweisen, und daraus folgt von selbst, daß die Kostspieligkeit des Apparates von allen denkbaren Einwendungen gegen diesen meinen Vorschlag diejenige sein würde, die am wenigsten in Betracht kommen dürfte.

---

greifen, daß das Gesetz der Entwicklung auch für sie gilt und daß sie eine Dummheit nicht darum immerfort zu wiederholen brauchen, weil sie bei ihrem geschichtlichen Anfange in der Reaktionszeit und im Jahre 1848 zum ersten Male begangen wurde. Lernen unsre Demokraten (endlich befreit von den jüdischen Scheuklappen) einmal frei um sich schauen, so werden sie auch erkennen, daß ihr Ideal persönlichen Unabhängigkeitsdranges und deutschen Mannesstolzes heute keineswegs mehr ihr Monopol, sondern das freudig bekannte Ideal vieler Tausende von nationalgesinnten Männern ist, die sich von ihrem Dienste am Wohle des deutschen Volkes nach eigener gewissenhafter Erkenntnis weder durch fürstliche Gunst und Auszeichnung beflügeln, noch durch drohende Ungnade abwendig machen lassen.

Gobineau und Nietzsche.

(11. November 1900.)

In der Ehrfurcht, die ich vor dem gewaltigen Monumentalbaumeister Grafen Gobineau empfinde, bin ich mir wohl bewußt, daß ich ihm von vornherein unrecht tue, wenn ich ihn neben den zwar kühnen, durch die Kraft und Anmut seiner Sprache bestrickenden, aber doch durch und durch unsoliden Luftarchitekten Nietzsche zum Vergleich stelle. Indessen die Verantwortung dafür fällt nur zum kleineren Teil auf mich, zum weitaus größeren auf ein zeitgenössisches Publikum, das sich etwas darauf zu gute tut, spät zwar, nun aber auch mit überschwänglicher Bewunderung das „Genie" Nietzsches zu erkennen. Dieses Publikum, oder besser gesagt die Literaten, die es führen, sind bis jetzt noch himmelweit von der Ahnung entfernt, daß sie einem weit Größeren als Nietzsche noch viel mehr schuldig blieben. Indem sie sich an dem Glanze eines Kometen berauschen, sind sie noch längst nicht in der Stimmung, das ruhige, aber stärkere Licht zu sehen, das aus derselben Richtung schon seit dem Jahre 1853 von dem Fixstern Gobineau leuchtet, und zu erkennen, daß nach menschlichem Ermessen die Kraft des Lichtes mit jedem weiteren Schritte, den die weiße Rasse in die Weltpolitik machen wird, sich nur verstärken kann, wenn das Feuerwerk jenes elektrischen Denkers längst versprüht sein wird. Mein Beruf ist der politische, d. h. die Mitwirkung nach meinen Kräften an der Kunst des Möglichen; daher bin ich immerfort angewiesen auf die öffentliche Meinung, wie ich sie finde, nicht wie sie etwa gewünscht werden könnte. Und wenn ich einen großen Teil unserer Literaten in einer fast bacchantischen Verzückung und fast alle Publizisten unter dem Einflusse der aristokratischen Weltanschauung Nietzsches finde,*) so rechtfertigt diese Tatsache, die in

*) Dieser Rausch der Literaten und Nervösen ist freilich heute, also schon nach 4 Jahren, so gründlich vorbei, daß man sich kaum noch vorstellen

einem sonst so demokratisch gerichteten Zeitalter erstaunlich genug ist, den Versuch, die so vorbereitete Stimmung zu benutzen. Ein sonst unstatthafter Vergleich der beiden Männer kann unter diesem Gesichtspunkt den guten Dienst leisten, einem größeren Publikum zu zeigen, wie begierig man nach dem Talmi einer scheinaristokratischen Weltanschauung griff und sich damit in kindlicher Freude wichtig tat, während man das Gold der wirklich aristokratischen unberührt ließ.

So unbestreitbar töricht das ist, so selbstverständlich ist es zugleich, daß auch dieses Vorbeigreifen an der Wahrheit sich nicht hauptsächlich aus der Schwäche unseres Verstandes, sondern mehr aus der Stärke unseres persönlichen Würdebedürfnisses erklärt. Die Linie der Stimmungen und Anschauungen, welche unter dem Namen Modegeschmack, Zeitgeist, Weltanschauung oder dergl. etwa während eines Jahrhunderts nacheinander das Publikum beherrschen, ist eine Wellenlinie, die sich immer über oder unter der geraden Linie des gelassenen, uninteressierten, sachlichen Strebens nach der Wahrheitserkenntnis bewegt. Was sie verhindert, in der geraden Richtung zu bleiben, was sie zwingt, immer wieder von einem Extrem ins andere zu schweifen, ist stets weit weniger die mangelnde Erkenntnis, als ein Drang nach Abwechslung, der seine tiefere Erklärung in der allen Menschen gemeinsamen Furcht vor dem Schein der persönlichen Bedeutungslosigkeit erhält. Naturgesetze zu finden ist die Menschheit stets begierig, die gefundenen Naturgesetze aber auf sich persönlich anwenden zu lassen, sind die meisten Menschen nicht uninteressiert genug. So betrachtet hat es denn auch für mich in Wahrheit gar nichts Überraschendes mehr, daß trotz der großen demokratischen Betäubung, unter deren Zwange unser Jahrhundert seit der französischen Revolution noch immer seufzt, die neue Botschaft einer aristokratischen Weltanschauung in der Form, wie Nietzsche sie bot, nach einigem Zögern und Widerstreben gar bald doch willig ja von vielen Literaten, namentlich von jüdischen mit Halleluja angenommen wurde, während der ältere und bessere Verkünder der aristokratischen Wahrheit auf dem hohen Gipfel

kann, wie stark er war. Das wiederholt sich bei allen Modeverzückungen und gehört zu ihrem Wesen, bewahrt aber keinen, der daran teilnimmt, vor Rückfällen bei jeder nächsten Gelegenheit. Bei allen diesen Leuten vereinigt sich Rauschbedürfnis mit kürzestem Gedächtnis.

seiner Einsamkeit dem Schwarm der Korybanten noch völlig entrückt ist. Kein Wunder! Denn Gobineaus einfach-große, herbe Botschaft von dem in aller Menschengeschichte allein entscheidenden Werte des Blutes der arischen und seiner höchsten Blüte, der germanischen Rasse läßt dem starken Eitelkeitsbedürfnis unsrer jüdischen Literaten gar keinen Trost. Aber auch bei den Ariern gibt er dem Selbstbewußtsein des Einzelnen nur höchst kargen Spielraum und hängt an jede aufkeimende Hoffart die Last des Bewußtseins, daß wir nur durch das Verdienst unsrer Väter und Mütter sind, was wir sind und daß wir auch den etwaigen Segen unseres eigenen Lebenswerkes auf Volk und Familie in zuverlässiger Wirkung nicht allein auf dem geistigen Wege durch Bücher und Denkmäler, sondern weit sicherer auf dem unerforschten leiblichen des Blutes vererben können. Das ist eine so herbe, unerbittliche Lehre, daß man ihre Anerkennung von denjenigen Rassen, die durch sie in die ewige Minderwertigkeit verstoßen werden, nie erwarten darf. Aber auch abgesehen von diesen wirklich Enterbten werden alle Weltanschauungen, die die Gleichwertigkeit oder doch die unbeschränkte Vervollkommnungsfähigkeit aller Rassen zum Dogma ihres Wirkens machen, ein falsch verstandenes Christentum ebenso eifrig wie eine herrschaftsbegierige und vom Judentum mißbrauchte Demokratie vor solcher Lehre den Riegel zuschieben. Und die große Zahl der Menschen, die im Vollgefühl ihrer Menschenwürde nicht an die partie honteuse, an die Kreatur und an das Blut erinnert sein mögen, wird beim Zuschieben helfen.

Wieviel bequemer dagegen bietet doch Nietzsche das aristokratische Parfüm, das ja, mag es auch in Volksversammlungen und auf Parteiprogrammen ganz verfemt sein, im Verkehr von Person zu Person doch ein recht begehrter Artikel und für die plebejischsten Kommerzienräte der höchste Wunsch des Lebens bleibt! Dieses kostbare aristokratische Parfüm destilliert der gute Nietzsche nicht, wie der unerbittliche Gobineau, vom Blute, sondern viel einfacher von — der eigenen Einbildung! Ist das zu viel behauptet? Nun, zweifellos nicht, wenn man die Nutzanwendung betrachtet, die die verzücktesten Anhänger Nietzsches von der Lehre ihres Meisters gemacht haben. Sie finden die einsame Höhe Zarathustras, von der man sich so weltüberschauend fühlen und so mit voller Inbrunst das profanum vulgus, die gemeine Masse verachten darf,

gerade darum unvergleichlich erlösend, weil sie bald genug herausgefunden haben, daß man ja doch eigentlich nur recht herzhaft selbstbewußt, nur recht der Welt zum Trotz und ohne eine Spur von Schamröte ein aufgeblasener Hanswurst zu sein braucht, um sich als „übermensch" zu fühlen. Je näher am Irrenhause vorbei, desto sicherer auf dem rechten Wege zum Zukunftsmenschen und „guten Europäer"! Nie hat es ein bedeutend veranlagter Geist den genialischen Kunstmenschen und hysterischen Frauenzimmern bequemer gemacht, sich göttergleich zu fühlen, als Nietzsche. Was Geburt und Stand, was Volk und Nation, was Ehrfurcht vor der in der Weltgeschichte offenbarten Vorsehung, was Moral und Religion, was überhaupt dieser bescheiden langsame Aufwärts- und Abwärtsgang der Völker nach den unerbittlichen Gesetzen der Vererbung (wobei der einzelne Mensch, mag er sich sträuben oder willig fügen, mit ehrlichem Gewissen sich doch nur als ein Staubkorn im Weltall fühlen darf) — — an Nietzsches Hand sinkt all diese Demut und Beschwerlichkeit, all diese naturgefesselte Leiblichkeit mit einem Ruck unter uns. Jeder einzelne wird der Souverän seines Lebens, er braucht nur seinen Kopf und seine Brust recht tüchtig mit dem Gas seiner Eitelkeit zu füllen (wovon die Schwächlichsten meist den unerschöpflichsten Vorrat zu haben pflegen), und in schnellster Auffahrt ist er oben, ganz oben, oder — im Irrenhaus!

Ich weiß, daß ich mich dem Schein der Ungerechtigkeit aussetze, wenn ich Nietzsche an diesen schlimmsten Auswüchsen seiner Nachwirkung messe. Am Wegrande jedes Bahnbrechers — wird man mir einwenden — liegen die Kranken und Verrückten haufenweise, um jedes strahlende Licht sammeln sich die Leichen der Nachtfalter. Ja, aber doch bleibt es wahr, daß man jeden Baum an seinen Früchten erkennen soll, und Goethe z. B. hat zwar mit seinem Werther ein ganzes Geschlecht von empfindsamen Schwächlingen vollends krank gemacht, aber er selbst ist aus dieser Empfindsamkeit zu um so stärkerer Gesundheit emporgestiegen. Nietzsche nicht! Die Kraft, mit der Nietzsche in die Höhe seiner aristokratischen Gedankenwelt hinaufstieg, war *auch nur* die Einbildung — zwar eine wirklich geniale, durch ehrliche, unermüdliche Arbeit emporgehobene, aber am letzten Ende doch *auch nur* Einbildung, ein rein *abstraktes* Denken, das sein Maß für alle Werte nur aus dem Souveränitätsdünkel des von der Masse des Volkes losgelösten

Einzelnen nahm, das den Begriff der Nationalität verächtlich behandelte und das Wesen der Natur und Geschichte geradezu auf den Kopf stellte, indem es das Wort prägte, das Volk sei nur ein Umweg der Natur, um die großen Persönlichkeiten zu schaffen. Für diese maßlose Verachtung, für dieses Gegenteil dessen, was wir die Bescheidenheit der Natur nennen, hat sich die beleidigte Schöpfung an ihrer Kreatur Nietzsche gerächt. Ich nenne das nicht Zufall, und die alten Griechen, die Nietzsche so stark überschätzte, würden es auch nicht Zufall nennen. Sie, die das rechte Maß zum Eckstein ihrer Weisheit und zum innersten Geheimnis ihrer Schönheit machten, hatten auch für den aristokratischen Drang nicht die eigenwilligen Sprünge des Geistes oder Willens gestattet, sondern den Begriff des Aristokraten fest an das Blutserbe gekettet und als warnende Schranke vor jede souveräne Überhebung des Einzelnen die so zahlreichen tragischen Beispiele der Hybris (der Überhebung) gestellt. —

Und damit kehre ich von der Aristokratie der Willkür und Überspannung zur Aristokratie der Natur und Gesundheit, von Nietzsche zu Gobineau zurück. Der normannische Graf, der trotz seines französischen Namens und trotz des gallischen Esprits in seinem Stil das einfach-große Wesen germanischer Art so viel deutlicher offenbart, als der mit einem verdeutschten Namen übertünchte Slawe Nietzsche in all seiner geistvollen Maßlosigkeit, hat sein grundlegendes Buch einen „Versuch über die Ungleichheit der Rassen" genannt. Man begreift die Wucht dieses bescheidenen Titels erst, wenn man beim Lesen des vierbändigen Werkes erkannt hat, wie sicher und wie bis in die erreichbar tiefste Tiefe hier eine kulturgeschichtliche Betrachtung der Menschheit fundamentiert ist, die sich auf den Satz begründet, daß die Menschenrassen an sich unveränderlich*) sind und daß die verschiedenen Rassentypen nur durch Blutmischung abgeändert werden können. Erkennt man dann weiter, daß nur durch solche Rassenmischungen zu allererst (und fortdauernd in alle denkbare Zukunft) das hat entstehen können, was man die Fortbewegung in der Kultur der Menschheit oder was man mit einem Worte die Weltgeschichte nennt, so begreift man auch, daß dieser anscheinend so bescheidene „Versuch

*) Zur Kritik dieser Fundamentalsätze vgl. die Anmerkung **) auf S. 140.

über die Ungleichheit der Rassen" in Wahrheit den Schleier von dem Geheimnis ziehen und die tiefste erkennbare Wurzel der Menschheitsentwicklung bloßlegen will. Das Vertrauen, um dem Grafen Gobineau mit dieser Behauptung in die dunklen Tiefen der grauen Vorzeit zu folgen, liefert uns die weitere Behauptung, daß nur die weiße Rasse zu einer Kultur in wahrem Sinne des Wortes (Zivilisation nennt es Gobineau) fähig sei und daß man mithin von jeder geschichtlich erwiesenen Kultur auf stärkere Blutzufuhr der weißen Rasse schließen dürfe. Denn zu dieser Behauptung liefert den Beweis des Augenscheins die heute vorliegende Tatsache, daß die absolute Überlegenheit der weißen Rasse über alle farbigen Rassen für uns, die wir den Kulturzustand der gesamten Menschheit klar überblicken können, außer Zweifel steht. Auch die merkwürdige Treibhaus-Kulturreform der Japaner kann niemanden in dieser Gewißheit beirren, denn noch ist die japanische Kultur, wie ich früher schon bemerkte, nur Leihgut von der europäischen, und was die Japaner daraus im Laufe weiterer Jahrhunderte mit eigener Kraft machen können, falls sie nicht die äußere Anleihe durch eine ausgiebige Blutsanleihe bei der weißen Rasse befestigen, das wollen wir abwarten.

Einstweilen also bezweifelt kein Verständiger, daß heutzutage höhere Kultur außerhalb der weißen Rasse tatsächlich nicht vorhanden ist. Trotzdem verhehle ich mir nicht, daß viele zögern werden, dem Grafen Gobineau zu dem Schlusse nach rückwärts zu folgen und ihm zuzugeben, daß auch in den Zeiten, die vor unserer gegenwärtigen Beobachtung liegen, alle Kulturen, die sich die kleinere oder größere „Welt" ihrer erreichbaren Umgebung untertan machten, die römische und griechische also (was nicht bestritten werden wird), aber auch die semitische, ägyptische, assyrische, indische, persische, chinesische ohne die Voraussetzung reichlichen Zustroms von weißem Blute zum farbigen nicht zu denken seien. Vom Standpunkte der Erfahrung, die uns der Augenschein der eigenen, gegenwärtigen Beobachtung außer Zweifel stellt, hat dieser Schluß die höchste Wahrscheinlichkeit für sich. Dennoch wird man es zunächst immer als eine verblüffende Kühnheit empfinden, daß Gobineau den Schluß zu ziehen wagte. Indessen, die Anerkennung wird dem normannischen Grafen auch der Widerspenstigste nicht versagen können, daß seine Kühnheit von der solidesten und ehrlichsten Art ist. Und leicht hat er sich's mit seinen Behauptungen nicht gemacht; nein, er hat als ein Kärrner von unver-

gleichlicher Geduld aus den wissenschaftlichen Fundgruben seiner Zeit, aus Geschichte und Geographie, aus Altertumskunde und Anthropologie, aus Kunstgeschichte und Literatur, aus vergleichender Sprach- und Religionswissenschaft Berge von Beweismaterial zusammengetragen, um durch die höchste Wahrscheinlichkeit den Schluß zu stützen, den der Augenschein der Gegenwart nicht nur erlaubt, sondern in gewissem Sinne gebietet. Freilich ist er in der Kärrner-Arbeit niemals stecken geblieben, sondern als ein wahrhafter König hat er sich auf den höchsten Gipfel darüber gestellt, und in der Vorrede zur zweiten Auflage seines Werkes, die erst im Jahre 1884 erscheinen konnte, erklärt er stolz: „Keine der Wahrheiten, die ich ausgesprochen habe, ist erschüttert worden, und ich habe es für nötig erachtet, die Wahrheit, so wie ich sie gefunden, aufrecht zu erhalten. Früher hatte man über die Menschenrassen nur sehr schüchterne Vermutungen. Man empfand dunkel, daß man auf dieser Seite graben müsse, wenn man das noch unentdeckte Fundament der Geschichte bloßlegen wollte, und man ahnte, daß in diesem Zusammenhange so wenig aus dem Groben gearbeiteter Begriffe, in diesen so dunklen Geheimgründen, in gewissen Tiefen die ungeheuren Unterbaue sich finden müßten, auf denen sich stufenweise die Steinschichten, die Mauern, kurz alle die sozialen Bauten der so bunten Massen erhoben haben, deren Gesamtheit die Mosaik unserer Völker bildet. Aber man erkannte nicht, welche Fährte man zu verfolgen habe, um irgend etwas erschließen zu können. . . . . Meine Überzeugungen von ehedem sind die von heute, sind weder nach rechts noch nach links abgewichen, sondern so geblieben, wie sie vom ersten Augenblicke an, da ich sie erkannt habe, aufgekeimt waren. Die Errungenschaften, die im Bereiche der Tatsachen hinzugekommen sind, schaden ihnen nicht. Die Einzelheiten haben sich vervielfältigt, das freut mich. Sie haben nichts an dem geändert, was als festgestellt gewonnen war . . . Ich lasse also mein Buch so wie ich es geschaffen habe und werde schlechterdings nichts daran ändern."

Sechzehn Jahre sind seit diesem Ausdruck eines berechtigten Selbstbewußtseins verflossen, und es gehört, wie mir scheinen will, die schrankenlose Willkür abstrakten Denkens oder die unkontrollierbare Selbstüberschätzung der Spezialisten dazu, wenn man sich einbilden wollte, daß in der kurzen Zeit seitdem im Innern des massiven Gebirges, auf dessen Gipfel Gobineau steht, durch fleißige Maulwurfsarbeit irgend ein Hohlraum geschaffen sei,

durch dessen Einsturz Gobineaus hoher Standpunkt auch nur um einen Zoll herabgesenkt oder die Weite seines Blickes auch nur um einige Meilen beschränkt werden könne. Das schätze ich als den Hauptgewinn aus der Riesenarbeit dieses gewaltigen Baumeisters, daß man, vom festen Boden gegenwärtiger Beobachtungsgewißheit aus, Schritt um Schritt an dem Leitseil höchster Wahrscheinlichkeit emporsteigend schließlich auf einem Gipfel ankommt, von dessen überlegener Höhe man die wirklichen Ursachen der Menschheitsentwicklung in bisher unvergleichlicher Klarheit überschaut und alle die Hilfsmaßstäbe, die man bisher gebrauchte, in ihrem sehr geringen Werte erkennt. Einmal auf dieser Höhe gestanden zu haben, bleibt ein Gewinn für immer; man kann diesen Höhenblick nie ganz wieder vergessen, man kann den Versuchungen des abstrakten und willkürlichen Denkens nie ganz wieder verfallen. Denn einmal hat man es, an seiner Hand geführt, als greifbare Gewißheit erfahren, daß alles, was unsere Geschichtsschreiber als eigentlichen Antrieb für das rätselhafte Auf und Ab im Kulturgange der Völker auszugeben pflegen, in Wahrheit nur Begleiterscheinung oder gar nur ein Truggebilde, aber nicht der letzte erkennbare, also in wissenschaftlichem Sinne nicht der „zureichende" Grund war.

Höchst oberflächlich und willkürlich erscheint nun die geschichtliche Doktrin, die früher allgemein im Schwange war und noch heute längst nicht außer Kurs gekommen ist: eine Kulturentfaltung wie etwa die griechische aus der feinen geographischen Gliederung Griechenlands zu erklären oder den tropischen Ländern wegen des heißen Klimas die Fähigkeit zu höherer Kultur ein für allemal abzusprechen oder den tatsächlichen Übermachtseinfluß einer Hauptstadt auf das umliegende Land mathematisch-geographisch mit Lineal und Zirkel zu begründen! Wie töricht unzulänglich ist das alles, da doch das heutige Griechenland, obgleich noch ebenso fein gegliedert wie das alte, seine Bewohner nicht vor den schlimmsten Kulturblamagen bewahrt; da doch Assyrier, Semiten und Ägypter trotz der Sonnenglut, die damals gerade so stark auf sie herabsengte, wie heute auf ihre Nachkommen, eine erstaunliche Kultur schufen und da doch unsere Europäer in der Tropenglut von Java oder Ostafrika nicht aufhören, voll empfängliche und mitschaffende Vertreter der europäischen Kultur zu sein; da endlich das Fischerdorf Berlin-Kölln aller Unpaßlichkeit seiner geographischen Lage zum Trotz sich unter dem siegreichen Szepter der Hohenzollern doch

deſto mehr aber mit der Kraft und Begehrlichkeit halten. Das neueſte Beiſpiel dieſer Lehre in der Geſchichte liegt uns ja unter den Augen, und es iſt zunächſt nur ein allzu willig ergriffener Troſt des Herzens, keineswegs aber ein Wechſel, den die Geſchichte uns unter allen Umſtänden einlöſen wird, wenn wir hoffen, daß England für ſeinen Frevel an den Buren bald und gründlich werde büßen müſſen. Es lebt von ſolchem Frevel ſeit den Tagen der Königin Eliſabeth, iſt ſtark und immer mächtiger davon geworden und wird nach menſchlichem Urteil und geſchichtlicher Wahrſcheinlichkeit in dieſer ſeiner Stellung nicht an der ſittlichen Entrüſtung Europas, ſondern höchſtens an der militäriſchen Überlegenheit eines andern Volkes ſcheitern. Nein, es iſt nicht haltbar, den engen und noch dazu ſchwankenden Sittlichkeitsbegriff zum Range einer bewegenden Urſache in der Menſchheits-Entwicklung zu erheben. Sittlicher Verfall kann ſein und iſt in vielen Fällen (wenngleich nicht in allen) die Begleiterſcheinung, die nach außen erkennbare *Wirkung der Entartung*; aber entſcheidend bleibt, daß man dieſes richtige Wort (Entartung) nicht durch Übertragung auf das ſittliche Gebiet verflüchtigt, ſondern in ſeiner *eigentlichen* Bedeutung feſthält als die allmähliche Vermiſchung der tüchtigen weißen Raſſe mit dem ſchlechteren Blute anderer, minderwertiger Raſſen.

Von dieſem höchſten Gipfelpunkte der Geſchichtsbetrachtung geſehen, kann ſchließlich auch das Chriſtentum ebenſo und aus denſelben Gründen, wie die Sittlichkeit, den Wert einer wirkenden *Urſache* für die tatſächlich vorhandene Überlegenheit der weißen Raſſe nicht behalten. Hätte das Chriſtentum (wie man ja für einen Augenblick einmal annehmen könnte) ſtatt nach Weſten bei den weißen Völkern, nach Oſten bei den Indern und Chineſen ſeine Bekenner geſucht und gefunden, ſo würde es dieſe Bekenner ebenſowenig vor der überlegenen Kraft der beſten weißen Raſſe, der germaniſchen, gerettet haben, wie es die Oſt- und Weſtrömer vor dem Frühlingsſturm dieſer Germanen retten konnte. Auch hier heißt es das Oberſte zu unterſt kehren, Urſache und Wirkung verwechſeln, wenn man das Chriſtentum für den zu ihrer Überlegenheit entſcheidenden Beſitz der weißen Raſſe halten will. Nein, wie an ſo manchem anderen Kulturſtück hat auch an dem Chriſtentum das Blut der weißen Raſſe ſeine emporhebende, adelnde Kraft erwieſen, und der Grad dieſer Adelung tönt ſich deutlich er-

kennbar auf dem langen Wege vom slawisch-griechischen zum römischen und weiter dann zum germanisch-evangelischen Christentum empor.

So werden alle Kräfte, die wir in oberflächlicher Hast oder aus Rücksicht auf den vermeintlichen Vorrang des Geistigen und Sittlichen als die eigentlich bewegenden Kräfte der Menschheitsentwicklung betrachteten, zum Range von mehr oder minder bedeutsamen Hilfskräften herabgesetzt. Der letzte erkennbare d. h. in wissenschaftlichem Sinne „zureichende" Grund aber bleibt das Blut. Diese letzte „Erklärung" ist freilich auch nichts weiter als eine Schranke, denn worin die besondere Kraft des Blutes nun eigentlich besteht, wie sie es anfängt, so ungeheure Unterschiede in der Entwicklung der Völker zu wirken, das ist ein Rätsel und wird es bleiben. Vor Schranken schließlich Halt machen zu müssen, ist das Schicksal aller tiefsten menschlichen Erkenntnis. In alle irdische Ewigkeit hinein kann sich das oberflächliche Wirken von dem tieferen, das falsche von dem richtigen Forschen nur dadurch unterscheiden, daß jenes aus irgend einer Rücksicht schon vor Kulissen Halt macht, dieses aber nur vor der tatsächlichen und jeweils letzten Schranke.

Und noch sehen wir diejenigen, die den Beruf der Geschichtsforschung üben, sich mit überflüssiger und schädlicher Wertschätzung an den Kulissen genügen. Sie glauben eine Geschichtsperiode schon hinlänglich beleuchtet zu haben, wenn sie den „Geist" eines Zeitalters, die Vernunftgründe entscheidender Taten aufgewiesen haben. Für die Erwägung, warum irgend ein „Zeitgeist" das eine Volk in Flammen setzt und ein anderes völlig kalt läßt, zeigen sie selten auch nur Aufmerksamkeit oder guten Willen. Das bedeutet aber, daß sie durchweg schon an dem oberflächlichen Hindernis einer Kulisse, statt erst vor dem zureichenden Grunde des letzten erkennbaren Geheimnisses Halt machen, und da dieses Geheimnis der Blutsverschiedenheit und Blutsmischung noch nicht einmal ein wesentlicher, geschweige denn der oberste Gesichtspunkt für die Behandlung der Weltgeschichte geworden ist, so darf man getrost sagen, daß unsere Geschichtsforschung noch einen weiten Weg zur Höhe der Erkenntnis Gobineaus zu gehen und, wenn sie dort angekommen, gar manches ihrer feinen Gewebe wieder aufzutrennen haben wird.

Anhang.

Nationale Arbeit und Erlebnisse.

Kolonialpolitische Erinnerungen.

Vergebliche Arbeit?

(14. Sept. 1889.)

Vor fünf Jahren etwa um diese Zeit rüstete sich die Expedition der Gesellschaft für deutsche Kolonisation zur Reise nach Afrika. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie ich im Stillen mich für die Leser meiner Zeitung freute, weil sie nun längere Zeit vor den Berichten und Ansprachen Ruhe bekamen, mit denen ich während eines ganzen Jahres ihr Herz und — zuletzt auch ihren Geldbeutel für die praktische deutsche Kolonisation zu begeistern versucht hatte. Meine Worte waren nicht vergeblich gewesen. Der größere Teil der Summe von 17 000 Mark, mit welcher die ersten 2500 Geviertmeilen ostafrikanischen Gebiets in deutschen Besitz kamen, war von Lesern der Täglichen Rundschau beigesteuert à fonds perdu für den Fall des Mißlingens, gegen Angelobung eines reichlich bemessenen Landanteils im Falle des Erfolges.

So winzig waren die Anfänge der ostafrikanischen Kolonie, winzig in jedem Betracht. Jene Zeitung, die einzige Schutzstätte in der deutschen Presse, die jetzt schon seit langer Zeit auf der ganzen Linie vom kolonialpolitischen Lärm widerhallt; die nächstbeteiligten Führer der Gesellschaft außer dem Grafen Behr-Bandelin lauter junge Leute wenig über oder unter dreißig Jahren; das Auswärtige Amt gegen unsere Pläne höchst zurückhaltend, ja kühl. Die erste erbauliche Probe davon bekamen wir zu fühlen, als wir dem Reichskanzler mitteilten, daß wir im Hinterlande der portugiesischen Kolonie Mossamedes, im Quellengebiete des Kunenestusses eine Kolonie erwerben wollten, weil wir durch Anlehnung an die dort ansässigen Buren einen leichteren Anfang zu finden

hofften. Man antwortete uns, wir hätten für eine Kolonie, welche Deutschland in Streit mit den bestehenden Rechten und Ansprüchen einer anderen Macht bringen könnte, den Schutz des Reiches nicht zu erwarten. Schade um das schöne Projekt! Wir hatten in mancher Ausschußsitzung viel Lungenkraft daran verschwendet und waren nicht wenig glücklich, endlich zu einem Ergebnisse gelangt zu sein, welches wir der nach Berlin berufenen kleinen Kapitalistenversammlung vorlegen konnten. Denn vorher war schon um manches andere Projekt viel Leidenschaft nutzlos verpufft worden, wie wir denn überhaupt mit Begeisterung und Leidenschaft in diesen aufgeregten Sommermonaten des Jahres 1884 nicht geizten. Aber mit jedem abgelehnten Projekte verschwand auch ein Ausschußmitglied aus unserem Gesichtskreis. Es scheint eine Eigentümlichkeit der Afrikareisenden zu sein, daß jeder von dem ganzen weiten Afrika nur die Gegend für beachtenswert hält, die er gerade das Glück hatte, einmal mit eigenen Augen zu sehen oder näher zu kennen. Wurde nun sein Vorschlag nach reiflicher Erwägung abgelehnt, so nahm er das als persönliche Mißachtung und zog sich zurück, doch trat meistens gleich ein Anderer an seine Stelle, um es mit seinem Vorschlage ebenso zu machen. So hatte uns einer das Gebiet des oberen Kuango (eines südlichen Nebenflusses des Kongo) bei Strafe seines Zornes empfohlen und — ward nachher nicht mehr gesehen; ein Anderer versprach uns Heil und Segen vom Humpattagebirge (Kunenegebiet) und fand später nicht mehr Zeit, an unseren Beratungen teilzunehmen. Nicht so empfindlich zeigte sich Dr. Peters mit seinem wiederholt empfohlenen Sambesi-Projekt, als eine Konferenz von Sachverständigen feststellte, daß dies so ziemlich die ungesundeste Gegend in ganz Afrika wäre. Längere Zeit vorher hatte auch das in Berlin weilende Buren-Präsidium, die Herren Krüger, Du Toit und Brandt, sich unserer Hülflosigkeit angenommen und uns auf einem Ehren-Frühstück in den Kaiserhallen den ganz uneigennützigen Rat gegeben, wir möchten nur viele deutsche Auswanderer nach Transvaal schicken; sie würden dort freundlich aufgenommen werden, vorausgesetzt, daß sie Afrikaner würden und die Gesetze des Landes anerkännten. Wir begnügten uns, die Herren auf alle Fälle um ihre Freundschaft zu bitten und vergruben unsere abweichenden Gedanken in Höflichkeit. Dieses Frühstück steht aber dennoch bei mir in dankbarer Erinnerung, nicht nur, weil es bei

guten Speisen und Getränken fröhlich verlief, und auch nicht bloß darum, weil ich das ausgefeimte Vergnügen genoß, in einer Gesellschaft von Kolonialschwärmern den Geist fortschrittlicher Vereinigung in Gestalt des Herrn Geheimrats Virchow sitzen zu sehen, der wahrscheinlich im Stillen die vierschrötige Bauerngestalt des Präsidenten Krüger anthropologisch verarbeitete — sondern vor Allem, weil ich hier inter pocula zum ersten Male meinem Freunde Graf Joachim Pfeil näherrückte und ihn aus der Sphäre der kolonialvereinlichen Beredtsamkeit in die frischere Luft der kolonialen Tat herüberzog.

Die Buren wurden also, wie man hieraus ersehen kann, unserer Sache nicht gefährlich. Schlimmeres aber drohte von einem deutschen Schiffsreeder, der mit unserer Hilfe seine notleidende Dampferlinie nach Südamerika „sanieren" zu können hoffte und zunächst einer kleinen Gruppe unseres Ausschusses, ihren eigenen Neigungen entgegenkommend, den Gedanken einimpfte, man möge unter Verzicht auf eine deutsch-nationale Kolonie das Augenmerk auf Südamerika richten, wo eine der republikanischen Regierungen ihm Land zur Verfügung gestellt habe mit der einzigen Bedingung, daß er in einem gewissen Zeitraume eine bestimmte Zahl deutscher Auswanderer dorthin abliefere. So leicht ich begriff, daß die Ausführung dieses Planes durch unsere Gesellschaft jenem Herrn angenehm und nützlich sein würde, so schwer konnte ich es fassen, daß einige Herren unseres Ausschusses diesen Vorschlag ernsthaft in Erwägung zogen. Das geschah nun aber dennoch, und daraus entwickelte sich zwischen dieser Gruppe und mir ein so starker Gegensatz, daß ein weiteres Zusammenarbeiten unmöglich erschien. Es ist wohl möglich, daß jene Herren sich von meinem heftigen Widerstande ebenso stark überrascht fühlten, wie ich von ihrer plötzlichen Abschweifung nach Südamerika; denn ich hatte in Bezug auf die afrikanischen Projekte immer den Vermittler zwischen widerstrebenden Meinungen gespielt und eine Nachgiebigkeit gezeigt, die mir gelegentlich als Gesinnungslosigkeit vorgerückt wurde. Das nahm ich sehr gelassen hin, weil mir die schleunige Schaffung der Geldmittel und die baldigste Ausführung irgend eines annehmbaren Projektes tausendmal wichtiger erschien, als der gediegenste Streit über die Landkarte von Afrika. Als man aber Miene machte, Afrika überhaupt aufzugeben und den deutsch-nationalen Charakter der künftigen Kolonie zu opfern, weil man an der baldigen Aus-

führung eines afrikanischen Projektes verzweifelte und um jeden Preis eine Auswanderungskolonie schaffen wollte, da fand man mich unerbittlich.

Während dieser ganzen Zeit — es waren volle zwei Monate — hatte sich Dr. Peters fern von den Kämpfen und der Arbeit des Ausschusses in Hannover aufgehalten, um — eine Habilitationsschrift zu vollenden. Das war nun gar nicht so selbstverständlich und auch keineswegs so harmlos lustig, wie er es in seinem Buche „Deutschnational" nachträglich dargestellt hat, erschien mir vielmehr damals schon und heute nicht minder als merkwürdige Auffassung einer übernommenen Pflicht und war tatsächlich eine Verzögerung unseres Vorhabens in einem Augenblicke, wo Zeit vor Allem kostbar war.

Peters war ein gewiegter Menschenkenner in dem Sinne, wie dieses Wort meistens verstanden werden muß, d. h. er verstand sich auf die Schwächen und Fehler der Menschen und wußte sie meisterhaft für seine Zwecke zu benutzen, doch lag ihm der Gedanke, daß er seine Kenntnis der Menschen durch den Wunsch oder Willen zu idealer Einwirkung hätte adeln können, völlig fern. Philosophisch und praktisch Pessimist, fühlte er sich als solcher souverän, aber niemals ist ihm wohl eine Ahnung von dem ironischen Humor gekommen, daß jeder Pessimist mit seiner Verurteilung der Menschennatur nur der unerbittliche Richter eigener Unzulänglichkeit ist. Als „Menschenkenner" also wußte Peters, daß bei den meisten Menschen leichter Ansehen findet, wer von Renten leben kann, als wer durch Arbeit seinen Unterhalt schaffen muß. Darum war ihm — um mich so auszudrücken — die Tatsache nicht unlieb, daß bei den Herren unseres Gesellschaftsvorstandes die Meinung bestand, er habe von der Erbschaft eines Londoner Oheims sorglos zu leben. Ich erfuhr jedoch zuerst aus einem Briefe und später durch eine Unterredung, daß jene Herren sich in dieser Meinung irrten. Er habe, sagte er, sich nach Hannover in das Haus seiner Mutter zurückziehen müssen, weil er den teuren Aufenthalt in Berlin nicht bestreiten könne; wenn ich ihm in Berlin Gelegenheit zu einem Verdienst geben könne, würde er mir sehr zu Dank verpflichtet sein. Ich schaffte ihm denn auch für drei Monate den Unterhalt durch seine redaktionelle Verwendung an der Täglichen Rundschau und hatte mein heimliches Vergnügen daran, zu beobachten, wie er trotzdem vor den Anderen den Ruf

eines von seinen Renten lebenden Mannes behauptete und manchmal nur mit knapper Not dem gefürchteten Argwohne entschlüpfte, daß er arbeiten müsse, um leben zu können. Damals ließ ich mir nicht träumen, daß eine folgerichtige und rücksichtslose Pflege dieser Nichtigkeiten des äußeren Scheines meinen tatsächlichen Verdienstanteil einfach aus der Welt schaffen könnten. Heute bin ich älter, kann das System mit allen seinen Folgen übersehen und muß nun außer dem Schaden noch das Odium der Zudringlichkeit auf mich nehmen, wenn ich mir meinen in wesentlichen Vorbedingungen entscheidenden Anteil an der deutsch-ostafrikanischen Koloniegründung nicht stillschweigend eskamotieren lassen will. Hoffentlich finde ich später einmal Muße, die Vorgeschichte jener Koloniegründung, die ein in mancher Beziehung höchst interessantes Stück leidenschaftlicher und schöpferischer Tätigkeit ist, aus meinem Gesichtspunkte darzustellen. Wenn ich auch sicher bin, daß ein solcher Versuch sich von der einseitigen Selbsterhebung des Peters'schen Buches und der von ihm beeinflußten Darstellungen (z. B. des Buches „Deutsch-Ostafrika" von J. Wagner u. A.) fernhalten wird, so weiß ich doch gut genug, daß auch ich im Wesentlichen nur ein subjektives Zeugnis geben kann und daß es nur dem unbefangen aber ausreichend Unterrichteten gelingen würde, aus den verschiedenen subjektiven Darstellungen den Tatbestand festzustellen. Mein Wesen verbietet mir, für mich anzusprechen, was mir nicht zukommt; aber ebensowenig ist mir das Odium des Reklamanten ein Hindernis, gerechtes Maß auch für mich zu fordern.

Als Peters nach Berlin zurückkehrte, fand er mich entschlossen, durch einen Aufruf an die große Zahl der kolonialfreundlichen Leser der Täglichen Rundschau das Geld für die baldigste Ausführung des Kunene-Projekts, wenn nötig, auf eigene Faust zu beschaffen. Nach längerem diplomatischen Verhandeln zwischen uns Beiden, das von Tag zu Tag mehr berechnend und kühl wurde, als meine bis dahin freundschaftlichen Empfindungen sich hatten träumen lassen und bei dem ich gezwungen wurde, auch meinerseits Empfindungspolitik mit „Realpolitik" zu vertauschen, trat er auf meine Seite und ließ sich nun überreden, das Geld nicht auf dem langwierigen und wahrscheinlich erfolglosen Wege durch Reden und Vorträge in den größeren Städten Deutschlands (wie es ihm nach dem Muster des Kolonialvereins vorschwebte), sondern

nach meinem Vorschlage zu sammeln. Wenn ich somit das Verdienst für mich in Anspruch nehme, den baldigen Aufbruch der Expedition (Ende September) ermöglicht zu haben, ohne welchen, wie sich später zeigte, das Sansibar-Gebiet für uns verloren gewesen wäre, so gebührt dagegen Dr. Peters das Verdienst, den nun einmal vorhandenen Organismus des Gesellschaftskörpers als Instrument für unsere Pläne in brauchbarem Zustande erhalten zu haben, indem er durch diplomatische Geschicklichkeit die widerstrebende Partei lahm legte.

Die dann folgenden zwei Monate werden uns Allen als eine höchst interessante Episode unseres Lebens in Erinnerung bleiben. Erbitterter Kampf im Innern gegen die Widerstrebenden und die Kleingläubigen, nach außen gegen die immer boshafter und gefährlicher werdenden Angriffe der gesamten deutschen Presse, Tage voll Arbeit und Abende voll Aufregung, ein hochgespanntes Lebensbewußtsein und Augenblicke tiefsten Verzagens. Von all' den bekannten und angesehenen Personen, die später die erworbene Kolonie für gar keine so üble Folie ihres Namens ansahen, ward uns damals auch nicht der Hauch einer Vergünstigung, oft genug das Gegenteil davon. Herr von Bennigsen zum Beispiel, der jetzt*) mit spät erwachter Liebe Herrn Dr. Peters bis in die Unwahrscheinlichkeiten einer unzeitigen Emin Pascha-Expedition nachfolgt, bewährte damals keine Spur von seinem oft gerühmten Weitblicke, sondern vereitelte in einer von Dr. Peters in Hannover einberufenen Versammlung unsere Absichten, indem er sein völliges Mißtrauen zu einer mittellosen Gesellschaft von bis dahin unbekannten jungen Leuten aussprach. Und dieser Schlag schmerzte uns damals doppelt, weil er uns Beiden, die wir uns gerne als Niedersachsen fühlten, von einem verehrten Landsmanne verabreicht wurde. Doch keineswegs fühlten wir uns durch solche Mißerfolge auf die Dauer entmutigt, sondern immer stärker wurde in uns der Trotz, nun dennoch durchzuhalten und zu vollenden. Unsere Phantasie schwelgte in einem Rausche von Tatkraft, und unsere Grundstimmung war ein zuversichtlicher Hohn gegen den größeren Teil unserer geehrten deutschen Mitbürger.

So waren wir denn innerlich vorbereitet, auch das Abwinken

*) Ich erinnere an das Datum der ersten Veröffentlichung dieses Aufsatzes: — 14. September 1889.

des Auswärtigen Amtes in Betreff des Mossamedes-Projektes zu vertragen. Freilich gab das einen fühlbaren Ruck! Man bedenke: es war etwa vierzehn Tage vor Abgang der Expedition, und da nahm man uns das Einzige, was wir außer dem bißchen Geld besaßen — unser Projekt! Grotesk darf man es wohl finden, wie wir nun an einem Abend, ausgerüstet mit einem Schulatlas als unserer Generalstabskarte, dieselbe Arbeit vollendeten, welche vorher unter Mitwirkung geographisch geschulter Berater Wochen, ja Monate in Anspruch genommen hatte; wie uns dabei der scheinbar blindeste Zufall führte und wie wir doch auf diesem Wege zu der besten aller noch vorhandenen afrikanischen Möglichkeiten geleitet wurden. An dem betreffenden Abend versammelten wir uns zu einer Konferenz, Dr. Peters, Graf Joachim Pfeil und ich. Außerdem erschien auf Einladung Herr Ernst von Weber aus Dresden, der uns durch ein paar glänzend geschriebene Kolonial-Broschüren die Hoffnung erweckt hatte, daß er uns durch einen guten Rat förderlich sein könnte. Damit war es freilich nichts, wohl aber erfuhr ich, daß Graf Pfeil in diesen Tagen zufällig Stanley's Buch: „Wie ich Livingstone fand" gelesen habe, daß in diesem Buche das Hinterland von Sansibar, insbesondere das Berggebiet von Usagara der angelsächsischen Rasse dringend zur Aneignung empfohlen werde und daß der Sultan von Sansibar nach diesem Zeugnisse vielleicht auf das Küstengebiet, nicht aber auf das Hinterland Anrechte habe. Dr. Peters bringt in seinem oben erwähnten Buche diesen Vorschlag mit seinem früher erfolglos empfohlenen Sambesi-Projekt in einen den Sachverhalt verdunkelnden Zusammenhang; aber er ist damit zweifellos im Irrtum. War es auch subjektiv kein überragendes Verdienst des Grafen Pfeil, das Stanley'sche Buch gelesen zu haben, so hat er doch tatsächlich unserer Sache dadurch einen nicht hoch genug zu schätzenden Dienst erwiesen, dessen Wert nachträglich nicht geschmälert werden darf. Ihm haben wir es zu danken, daß unsere Expedition den einzigen Weg einschlug, auf dem sie Erfolg haben konnte; auf jedem andern wäre sie, wie wir jetzt genügend klar übersehen können, sicherlich an dem nachträglichen Widerstande der Reichsregierung gescheitert. Dr. Peters selbst neigte sich an jenem Abend einem andern, gleichfalls von Graf Pfeil angeregten Projekte zu, welches das Swasi-Land vor Transvaal betraf. Vielleicht geschah das nur zum Schein aus irgend welchen mir unbekannten

Gründen; sicher ist aber, daß auf mein lebhaftes Zureden Sansibar an diesem Abend unsere Losung wurde. Und lebhaft fühle ich noch jetzt meinen inneren Triumph in jener Stunde nach, daß nun vielleicht ein Afrikaforscher englischer Sprache für eine deutsche Kolonisation dieselbe Rolle des Wegweisers spielen müßte, welche deutsche Forscher so oft für englische Gebietserweiterungen gespielt haben.

Die letzten Beschlüsse des Ausschusses wurden rasch erledigt. Dr. Peters, Dr. Jühlke und Graf Pfeil sollten die Expedition ausführen, der Erstgenannte das Ganze leiten. Gegen dieses letzte Ansinnen erhob die immer noch im Ausschusse befindliche Minderheit besonders starken Widerspruch. Für mich aber handelte es sich hierbei um die Erfüllung einer Zusage, welche ich Herrn Dr. Peters nach seiner Rückkehr von Hannover und zwar auf sein Begehr gegeben hatte, um ihn für die Unterstützung meines modus procedendi zu gewinnen. Es ist eben dies gemeint, wenn ich vorhin bemerkte, daß ich von ihm Realpolitik gelernt hätte — do ut des. Überdies war meine Überzeugung, daß man nicht leicht von einem Menschen mehr Energie erwarten könnte, als von ihm, und so stellte ich zuversichtlichen Herzens einen darauf zielenden Antrag, wenn ich auch voraussah, daß die Leitung in seiner Hand den beiden Mitbeauftragten Dr. Jühlke und Graf Pfeil die Arbeit nicht gerade versüßen würde.

Endlich — gegen Ende September — ging die Expedition ab. Oktober — November — Dezember — 21. Dezember — nun konnte die mit so viel Aufregung erwartete Nachricht ankommen — 23. Dezember (ein Montag, wenn ich nicht irre) — mein Verleger zeigte mir eine Depesche aus Sansibar: „Tagesrundschau Berlin, Richtig Baumann." — „Wissen Sie was das bedeuten soll?" — „Ja, ich weiß es", sagte ich mit kaum bewahrter Fassung, „das bedeutet, daß unsere Expedition im Hinterlande von Sansibar Land erworben hat, leider auch, daß das Küstengebiet für uns nicht mehr zu haben ist. Schadet nichts, wir haben Land und sind nicht gescheitert! Aber alles dies muß noch Geheimnis bleiben!" Der Telegraph von Sansibar war in englischen Händen und jedes Wort kostete etwa 8 Mark. So hatten wir denn, unserem Geheimnis und der nötigen Sparsamkeit zu Liebe, die verschiedenen Möglichkeiten des ganzen, halben und des Mißerfolges in wenige

Wörter festgelegt, und danach hatte „Richtig Baumann" die obige Bedeutung.

Am liebsten hätte ich nun ein paar Mal Hurra geschrieen und allerlei Tollheiten ausgeführt, aber das ließ sich nicht tun — die Leser der Rundschau wollten trotz dieser meiner großen Freude am andern Tage ihr Blatt haben. Indessen erbat ich mir doch sogleich eine Unterredung im Auswärtigen Amte und erhielt am nächsten Tage die Einladung dazu. Ich hatte mir nun in meiner — es soll ja nicht geleugnet werden — etwas hochgradig gewordenen Phantasie vorgestellt, der betreffende Beamte, obgleich er ein Wirklicher und Geheimer war, würde die Lehne seines Stuhles sehr nötig haben, wenn ich ihm mit der Neuigkeit käme, daß ein paar junge Leute dort unten in Afrika einen vermutlich gar nicht so kleinen Haufen Land erworben hätten und ihn dem Deutschen Reiche gewissermaßen auf dem Präsentierteller überreichten. Ich muß aber der Wahrheit gemäß bekennen, daß der Herr Rat durchaus seine Haltung bewahrte, sogar überraschend viel Haltung. Denn bevor er mich noch recht zu Worte kommen ließ, hielt er die Gelegenheit für günstig, mir auseinanderzusetzen, daß unsere Gesellschaft für deutsche Kolonisation dem Auswärtigen Amte bisher sehr viele Verdrießlichkeiten mit England geschafft habe, wegen des Lärmes in der Presse, der öffentlich betriebenen Geldsammlungen, auch wegen der Gegnerschaft gegen den Kolonialverein usw. usw. Ich erlaubte mir die Frage, ob er mir vielleicht ein Mittel angeben könnte, Kolonien ohne Geld zu schaffen und ob nicht auf alle Fälle das hier vorliegende Ergebnis einer halbjährigen Tätigkeit der Gesellschaft für deutsche Kolonisation zu einiger Entschuldigung dienen könne gegenüber dem Kolonialverein, der bis jetzt, so viel ich wisse, länger als ein Jahr unzweifelhaft schön und erhebend über Kolonialpolitik geredet, aber noch nichts geleistet habe. Wir kamen denn auch bald in eine behaglichere Tonart der Unterhaltung, in deren Verlaufe ich nicht ohne lebhaftes Erstaunen erfuhr, daß auch an dieser maßgebenden Stelle des Reiches die deutsche Kolonialpolitik im elementarsten Sinne mit dem ABC beginnen mußte. Zum Beispiel fragte der Herr Geheimrat auf meine Mitteilung, daß die Landschaft Usagara erworben sei: „wo liegt das?" Hätte er mir nicht kurz vorher beweglich geklagt, daß er nun seit so und so viel Jahren der einzige und sozusagen freiwillige Dezernent für koloniale Interessen im

Auswärtigen Amte sei und ich es seinem vielen kolonialen Verdruß (auch mit dem Fürsten Bismarck) zu Gute halten müßte, wenn er mich vorhin etwas nervös und unwirsch empfangen, so würde mich diese Frage gewiß nicht überrascht haben. Denn noch vor ein paar Monaten wäre ich selber mit einer Frage nach Usagara in jeder geographischen Prüfung glatt durchgefallen. Aber es kam noch schlimmer mit dem Herrn Geheimrat. Als ich ihm nämlich die Auskunft gab: „Usagara liegt im Hinterlande von Sansibar", da meinte er: „Aha, also an der Südwestküste von Afrika!" Daraus nahm ich die tröstliche Gewißheit, daß dieser einzige und langjährige Dezernent für die Kolonialpolitik des Auswärtigen Amtes wenigstens nicht zu viel Geographie-Studium an seine mühselige und enttäuschungsvolle Liebhaberei geopfert hatte. Und auch sonst war er bescheiden und wollte offenbar das Deutsche Reich wegen seines Dezernates nicht in Unkosten stürzen. Als ich mich empfahl, sagte er: „Und noch eins, bitte!" Damit zeigte er hinter sich, wo auf einem Fensterbrett irgend ein einbändiger Atlas lag. „Sehen Sie, das sind die geographischen Hilfsmittel, die das Auswärtige Amt seinem kolonialpolitischen Dezernenten an die Hand gibt! Ja, Sie lachen, aber wir haben tatsächlich keinen Etat dafür, und darum — Ihre Gesellschaft hat doch gewiß eine gute Karte von dem neuerworbenen Gebiete, wollen Sie uns nicht ein Exemplar davon dedizieren?" Deutlich empfand ich an dieser Bitte, wie schnell ich bei dem Herrn Geheimrat Karriere gemacht hatte. Vor einer knappen halben Stunde war ich namens meiner Gesellschaft wegen gänzlich unapprobierter Kolonialerwerbung rite abgerüffelt und wurde jetzt namens meiner Gesellschaft aus der Tonart angesprochen: „Pump mir Moos und sei mein Freund!" Der Gesamteindruck dieser Unterredung war also natürlich keineswegs warm, imponierend oder hoffnungsvoll. Ich hatte vielleicht damals schon ein Vorgefühl davon, daß auch für die Kolonien von diesen Geheimräten kein Segen kommen werde. Dagegen empfand ich es später mit allen Nächstbeteiligten als eine Art von Genugtuung, als Fürst Bismarck, kaum daß ihm nach der Rückkehr des Dr. Peters die mit den afrikanischen Häuptlingen abgeschlossenen Verträge vorgelegt waren, diesen Akt in kaum erwarteter Schnelligkeit mit der Auswirkung eines Kaiserlichen Schutzbriefes beantwortete, des ersten, der überhaupt ver-

liehen wurde. Damals hatten wir die Empfindung, als ob auf unsere freudige Erregung nicht ein amtliches, sondern gewissermaßen ein menschliches Echo zurückschallte.

Mit diesem Schutzbriefe kam nun zugleich unser Wirken in die weiteste Öffentlichkeit, und bald genug mußte ich nicht ohne Wehmut empfinden, daß nun die schöne stillglühende Jünglingszeit unseres Wirkens nach Außen wie im Innern unwiederbringlich vorüber war. Der nun vor Augen liegende Erfolg unserer Gesellschaft, statt die deutsche Presse mit uns auszusöhnen, weckte im Gegenteil einen wahren Sturm von Neid, Erbitterung und Verleumdung, und erst ganz allmählich sammelten sich die Stimmen der Billigung zu einer Art von öffentlicher Meinung, die den Gegnern die Wage halten konnte. Das ist aber der Welt Lauf; Größere hatten es vor uns und schlimmer erfahren; ein mitleidiges Lächeln half darüber nur allzu leicht hinweg. Aber auch im Innern mehrten sich bald die Schwierigkeiten, es folgten Entfremdungen. Und das ist schließlich auch der Welt Lauf, nur läßt es sich nicht eben leicht verwinden.

Die Gesellschaft für deutsche Kolonisation, vom Reiche auf sich selbst gestellt, mußte aus ihrem Ausschusse eine andere Gesellschaft bestellen als Träger der in Afrika erworbenen Rechte. Das war die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, deren erste Mitglieder alle diejenigen wurden, welche kleine oder größere Anteile gezahlt hatten. Aber diese neue Gesellschaft mußte sich auch auf irgend eine Weise die Form einer juristischen Persönlichkeit schaffen, und das war eine ziemlich verzweifelte Arbeit, weil das damals vorhandene Recht in keiner der vorhandenen Körperschaftsformen den eigenartigen Pflichten und den für uns bis dahin völlig unbekannten überseeischen Verhältnissen auch nur annähernd genügte. Schließlich blieb nach vielen Erwägungen mit unserem Rechtsverständigen Notar Ackermann nichts anderes übrig, als die Form einer Kommanditgesellschaft, in welcher vier Herren des gewählten Direktoriums, nämlich Dr. Peters, Hofgartendirektor Jühlke, Konsul Roghé und ich nolens volens als persönlich haftende Gesellschafter, Graf Behr-Bandelin aber mit einer kleinen Einlage als Kommanditist die Verantwortlichkeit tragen mußten. Als wir dem Notar den erforderlichen Auftrag zur Eintragung ins Handelsregister erteilten, fühlte ich zwar zunächst eine humoristische Anwandlung von großer Leichtigkeit im Hinblick auf mein schwerlich je erheblich

gefülltes Portemonnaie, und doch hatte ich dabei auch die unbequeme Empfindung, daß meiner Ehre hier ein Strick um den Hals geknüpft würde, an dem sie vielleicht schon recht bald zum Ergötzen des Publikums baumeln könnte.

Aber auch andere Mißempfindungen tauchten auf und mehrten sich von Tag zu Tage. Es wird mir immer charakteristisch bleiben, daß Dr. Peters in dem Briefe, den er mir auf der Heimkehr von Afrika schrieb, mit auffallender Gründlichkeit die Frage erörterte, wie die Flagge der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft aussehen müsse und daß er diese Frage auch nach seiner Ankunft als eine der dringlichsten behandelte. Dieser Hang, nach außen vorzutragen und alles mehr oder weniger theatralisch aufzubauen, der mir an ihm keineswegs neu oder überraschend war, prägte sich leider in der nächsten Folgezeit immer stärker aus. Die nächsten geschäftlichen Schritte, die Aussendung von Expeditionen zu neuen Landerwerbungen und später die Anlage der ersten Stationen geschahen mehr mit Hast, als mit Umsicht und aus genügender Sachkenntnis. Die Teilnehmer der Expedition verließen Berlin, nach meinem Geschmack allzusehr mit dem Geist eines rücksichtslos vorwärts drängenden Eifers erfüllt, als daß ich von ihnen gedeihliche Arbeit hätte erhoffen können. Überhaupt nahm nun alles ein ungesund hastendes Tempo an; die Vorschläge und Anträge der in Afrika verbliebenen Dr. Jühlke und Graf Pfeil wurden kaum zur Beratung im Direktorium zugelassen, die Mitarbeit des Direktoriums überhaupt mehr und mehr zurückgedrängt. Entsprach dies allenfalls der duldsamen Nachgiebigkeit der anderen, zum Teil neu in das Direktorium hinzugewählten Herren, so entsprach es keineswegs meinen Ansichten von der übernommenen Mitverantwortlichkeit und stand auch nicht im richtigen Verhältnis zu der Arbeit, die ich meinerseits für die Begründung der Kolonie geleistet hatte. Gereizte Auseinandersetzungen konnten unter diesen Verhältnissen nicht ausbleiben. Als aber im letzten Viertel des Jahres die neugefüllte Kasse der Gesellschaft abermals der völligen Erschöpfung entgegenging, fing ich an, ernstlich zu überlegen, ob nicht unsere Verpflichtungen gegen die ersten Anteilzahler, denen wir unseren guten Namen verpfändet hatten, wie auch das wahre Interesse des von uns geschaffenen Werkes einen Systemwechsel nötig machten. Denn so unbedingt ich die Energie des Herrn Dr. Peters anerkannte, so gründlich war auch mein Mißtrauen in sein Verwaltungstalent

nach all' diesen Proben einer mehr als galoppierenden Geschäftsführung. Zum Entschlusse darüber gekommen, machte ich gegen Ende des Jahres 1885 den Vorschlag, man solle in aller Ruhe und vielleicht mit Unterstützung des Reiches versuchen, die Kolonie mit allen Rechten und Pflichten an eine Kapitalistengesellschaft um den Preis von einer halben Million Mark abzutreten, womit dann alle unsere bisherigen Verpflichtungen mit einem sehr achtbaren Gewinnzuschlage von annähernd 100 v. H. gedeckt worden wären. Um die Stellung des Herrn Dr. Peters zu sichern, sollten in den Kaufvertrag die auf seine Person bezüglichen Bedingungen als Klauseln eingefügt werden. Ich hatte selbstverständlich nicht erwartet, mit diesem Vorschlage die hohe Region der Petersschen Zukunftsträume auch nur annähernd zu erreichen, auch war es mir darum weniger zu tun, als unter möglichst gerechten und versöhnlichen Formen meine Gewissenspflicht zu erfüllen. In dieser Absicht brachte ich im Direktorium den Vorschlag zur Entscheidung und war meinerseits durchaus nicht unzufrieden, als ich meinen Abschied aus demselben in der Form der Ausscheidung nehmen mußte, weil es mir ohne diese Form nicht möglich gewesen wäre, ein hinlänglich sicheres Urteil über das Verhalten einiger der mitbeteiligten Herren zu fällen.

So waren denn Ende 85 meine unmittelbaren Beziehungen zu der ostafrikanischen Kolonie abgebrochen. Ich weiß, daß manchem Leser der Täglichen Rundschau seitdem meine nahezu völlige Zurückhaltung in den Angelegenheiten der Ostafrikanischen Gesellschaft aufgefallen ist, kann aber leider nicht zugleich voraussetzen, daß mein Schweigen allgemein richtig gedeutet wurde. Ich erhielt damals von allen Seiten und gelegentlich noch bis in die letzte Zeit Briefe mit verwunderten Fragen, oder — wenn sie anonym waren — mit boshaften Vermutungen und Andeutungen, die ich damals nicht beantworten konnte und wollte. Denn so lange nach meinem Austritte die Person des Dr. Peters und seine Praxis irgendwie bestimmend waren für die Handhabung der ostafrikanischen Angelegenheiten, durfte und wollte ich im Interesse der Kolonie keine Kritik üben. Nur einmal, als auch Graf Joachim Pfeil neben Dr. Peters nicht genügenden Platz behielt und der ostafrikanischen Arbeit seine Kraft entzog, habe ich meiner Stimmung durch einige kurze Bemerkungen Luft gemacht.

Heute (1889) spricht nichts mehr gegen die Annahme, daß

Dr. Peters an der weiteren Gestaltung der Ostafrikanischen Gesellschaft keinen irgendwie erheblichen Anteil mehr haben wird. Im Jahre 1886 mußte er sich zu dem Vorschlage, der ihm ein Jahr vorher von mir unannehmbar erschien, wegen dauernden Geldmangels dennoch bequemen. Es wurde eine Kapitalisten-Gesellschaft gegründet, nur daß sie ein viel größeres Debet-Konto zu übernehmen hatte, als ein Jahr früher nötig gewesen wäre. Geld aber ist immer der brutalste von allen brutalen Gesellen gewesen, und seinem absoluten Regimente kann auf die Dauer keiner widerstehen, der des Geldes bedarf. Dennoch darf man zugeben, daß Dr. Peters den Ruhm und das Zutrauen, die vom deutschen Volke so reichlich und von allen später Mitbeteiligten fast ihm allein entgegengebracht wurden, merkwürdig schnell aufgebraucht hat, wenngleich sich nicht verkennen läßt, daß diese Wendung besonders beschleunigt wurde durch jene Auffassung seiner Angelegenheiten, welche man als diejenige des Auswärtigen Amtes zu betrachten lernte. Es ist aber andererseits nicht zu bezweifeln, daß auch an dieser Stelle Dr. Peters ehemals das Eisen in gutem Feuer hatte und daß er es durch eigene Schuld hat kalt werden lassen.

Bis zu welchem Grade die Abkühlung von dort vorgeschritten ist, ließ sich aus den bekannten Auslassungen der „Nordd. Allg. Ztg.", welche wochenlang die deutsche Presse in Bewegung hielten, nur allzu gut erkennen. Ich meinerseits habe schon früher, als diese unglückselige Emin-Expedition aufs Tapet kam, ziemlich klar ausgesprochen, daß ich sie für ein rechtes Phantom halte, geboren in Dr. Peters' Brust aus dem Verdruß über eine unhaltbare Stellung und aus einem ruhmdürstigen Herzen, gehegt und gepflegt aber von einer so nebligen Begeisterung, wie sie nur der selige Kolonialverein und allenfalls auch der Anti-Sklaverei-Kongreß liefern konnten. Nichtsdestoweniger glaube ich, daß man den Ausdruck der Anerkennung kaum hoch genug greifen kann für die Tatkraft und odysseuswürdige Gewandtheit, mit welcher Dr. Peters den seiner Sache so sicheren englischen Admiral Freemantle an der Nase herumführte und trotz aller Schwierigkeiten den Landungsplatz fand, den man ihm mit Gewalt und zu offenbarem Unrecht verweigerte. Das war dasselbe Gemisch von Energie und überlegener Schlauheit, welches Peters damals im November des Jahres 84 bewies, als er gegen alle Gewohnheit der Afrikareisenden, gegen alle üblichen Begriffe von Möglichkeit und Unmöglichkeit bereits am dritten Tage

nach seiner Ankunft in Sansibar auf das Festland hinüberging, während man sich sonst zu einer größeren Inlandreise ebenso viele Wochen lang vorzubereiten pflegt. Dies und nicht etwa die Landerwerbung, die andere wahrscheinlich ebenso gut vollzogen haben würden, erscheint mir als das hervorragendste Verdienst bei der Ausführung seines Auftrages. Und wie damals dem Kühnen das Glück hold war, so hat es ihm auch bei dem ersten Schritte des Emin-Unternehmens gelächelt; nicht nur, weil ihm sein Anschlag gegen den englischen Admiral gelang, sondern vor allem, weil die Gewalttat des Engländers dem Emin-Unternehmen, welches vorher in dem Anteile des deutschen Volkes schon unter Null gesunken war, nun mit einem Schlage nicht geringe Sympathien zurückgewann. Wie konnte es anders sein? Man empfand vor allem deutsch für einen Deutschen, dem da draußen von einem anmaßenden Engländer Unrecht geschehen war.

Auch diese Teilnahme freilich ist jetzt längst wieder verflogen; als lebendige Kraft kann sie nicht mehr zählen. Wenn nicht alles trügt, steht die Sache dieses Emin-Unternehmens so: im besten Falle wird Dr. Peters seinem Namen den Ruhm einer neuen erfolgreichen Kühnheit hinzufügen; Emin wird von der kärglichen Expedition, wenn sie ihn erreichen sollte, keinen Nutzen haben. Auf die Verteilung Afrikas aber werden etwaige Landerwerbungen und sonstige Abmachungen der Expedition kaum Einfluß gewinnen, da es durchaus den Anschein hat, daß unsere Reichsregierung für absehbare Zeit englischen Wettbewerb in Ostafrika mit nachgiebiger Hand behandeln wird. Vor fünf Jahren hatte die Diplomatie überhaupt noch nicht ihre Hände in den dortigen Gebieten. Damals konnten einige junge Männer ohne jede amtliche Vollmacht aus dem polizeilich geregelten und gesetzlich geordneten Europa hinausreisen nach Afrika und dort eine Episode Conquistadorentum aufführen, gerade als ob sie nicht im Zeitalter Kaiser Wilhelms des Ersten, sondern im 16. Jahrhundert lebten. Nur wer sich dieses geschichtliche Paradoxon recht zum Bewußtsein bringt, kann die Begeisterung nachempfinden, in welche uns damals dieses Hinauswachsen unserer geringen Kräfte zu ganz ungewöhnlichen Wirkungen versetzte. Aber die Staatsgewalt, welche diese Tat selbständigen Wagens guthieß und unter Abgrenzung eines weiten Interessengebietes das so gewonnene Land zu deutschem Eigentum machte, hat zugleich die Möglichkeit der Abenteuer auf eigene Faust einschränken müssen.

die Kolonialpolitik, welche sie verdienen, oder eigentlich sogar eine bessere, als sie verdienen. Denn längst hat Fürst Bismarck für die meisten unserer Kolonien die anfangs für die Reichsregierung gezogene Grenze der Zurückhaltung überschritten. Außer dem Schutz mußte er diesen Kolonien auch noch Beamte von Reichs wegen und allerlei Aufsicht und Unterstützung bewilligen, lauter Leistungen, die ursprünglich nicht beabsichtigt, aber zum Glück nicht ausgeschlossen waren. So ist es mit Kamerun und Westafrika, so bahnt sich's an für Kaiser Wilhelmsland, und auf andere Weise wird man schließlich auch in Deutsch-Ostafrika der Schwierigkeiten nicht Herr werden.*)

Wie aber schon aus dieser vermehrten Fürsorge ersichtlich wird, kann uns der Gedanke gottlob nicht in den Sinn kommen, daß Fürst Bismarck jemals unsern gesicherten kolonialen Besitzstand irgend welcher Kompensationspolitik opfern werde, so lange wir durch ehrliche Arbeit mehr und mehr erwerben, was wir besitzen. Beide Gesichtspunkte werden aber vermutlich für absehbare Zeit in unserer Kolonialpolitik mit gleichem Werte geltend bleiben: Unsere Kolonien dürfen kein Luxus, kein Spielplatz leerer nationaler Eitelkeit werden, sonst würden sie dem Reiche zur Last und — nur die koloniale Leistung (in Kapital oder Arbeit) kann der Nation Segen bringen, verdient also geschützt zu werden. Noch viel bleibt zu tun, ehe wir den weiten Rahmen jenes mächtigen Kolonialgebietes, der uns durch diplomatische Vereinbarungen gesichert ist, mit unserer Arbeit ausgefüllt haben werden. Noch sind wir im Alter kolonialer Erziehung. Unser Kapital stellt sich zu den Kolonien noch heute ganz kleinkrämerlich. Es operiert kühn bis zur Bewußtlosigkeit in türkischen oder serbischen Phantasiewerten, wirft sich über Kopf in jede neue Gründung heimischer Industrie, ist dagegen über die Maßen schüchtern gegen die Zukunftswerte kolonialer Arbeit. Nicht minder stehen die Pioniere dieser kolonialen Arbeit selbst durchaus noch in den Anfängen der Lehrlingschaft. Ihrer dereinst geübten Kraft wird es an weiterem Spielraum gewiß nicht fehlen. Denn wenn auch die Sicherung unseres europäischen Daseins immer das erste Gebot der Reichspolitik bleiben wird und mithin unser koloniales Wesen ohne innerlichstes Zusammenwirken mit dem Auswärtigen Amte nicht gedacht werden kann, so haben wir

*) Inzwischen längst geschehen.

doch schon erfahren und dürfen auch für die Zukunft erwarten, daß es wirklicher kolonialer Arbeit vom Reiche aus an dem Nötigen nicht fehlen wird. Selbst dieses nahe Zusammengehen mit England, das uns jetzt gelegentlich allzu nachgiebig erscheinen will, wird wahrscheinlich für die nächste absehbare Zukunft mehr Vorteile als Nachteile bieten, nicht nur für einen künftigen europäischen Krieg, sondern auch für unsere Kolonien.

Mängel und Unklarheiten im einzelnen sollen nicht geleugnet werden. Sie liegen für jeden Eingeweihten auf der Hand und sind von Friedrich Fabri in seinem Buche „Fünf Jahre deutscher Kolonialpolitik" so anschaulich und mit so viel Sinn für das Praktische und Ausführbare dargelegt, wie ich von diesem Mitbegründer des Kolonialvereins nach seinen früheren, nicht weniger als praktischen Anschauungen nicht erwartet hätte. Aber mancher von seinen berechtigten Wünschen ist bereits in der Erfüllung begriffen, wie zum Beispiel die Einrichtung einer Kolonialabteilung im Auswärtigen Amt, der nachdrücklichere Schutz des südwestafrikanischen Gebietes. Anderes wird von selbst folgen. Man darf nicht vergessen, daß die Kolonialpolitik auch in unserm Auswärtigen Amte erst gelernt werden mußte. Ich habe ja oben eine Probe davon gegeben, wie sehr man auch dort mit dem ABC angefangen hat.

So bin ich denn für meine Person — nach allem — weit entfernt, an der Zukunft des Werkes, bei welchem ich zu einem Teile habe mitwirken dürfen, zu verzagen. Was mir damals als idealer Hauptzweck vorschwebte: daß es gelingen möchte, den oft allzu kleinen politischen Gesichtskreis so vieler Deutschen durch diesen Hinweis auf koloniale Arbeit zu weiten und sie so dem Einfluß unserer Engherzigkeits-Politiker zu entziehen, — dieser ideale Zweck ist zum Teil bereits erreicht worden. An dem verbissenen Widerstande gegen die Kolonialpolitik hat unsere Fortschrittspartei mehr als einen Sitz im Reichstage und Abgeordnetenhause verloren. Auch die materiellen Wohltaten der kolonialen Erwerbungen werden eines Tages Jedermann klar werden. Nur ist es ganz verkehrt, daß sich manche Kolonialfreunde das Maß ihrer Geduld von der nur allzu begreiflichen Ungeduld der politischen Gegner vorschreiben lassen. Nicht jetzt nach fünf Jahren, nein, nach zwanzig Jahren wird es Zeit sein, zu untersuchen, ob deutsche Arbeit in den Kolonien gute Früchte trug, oder ob sie nutzlos und ein kostspieliger Irrtum war.

Nachtrag 1893. Seit der ersten Veröffentlichung dieses Aufsatzes haben wir kolonialpolitisch viel erlebt, einiges Erfreuliche und weit mehr Schmerzliches, aber ich finde in diesen Erinnerungen und Ausblicken nichts, was ich zurückzunehmen oder zu ändern hätte. Dr. Peters hat seine Emin-Pascha-Expedition ausgeführt, glänzend und ganz nach meinen Erwartungen, soweit man sie als eine höchste Probe auf seine Kühnheit und Klugheit betrachtet; völlig nutzlos aber, weil nicht er, sondern Stanley den gesuchten Emin Pascha an die Küste zurückbrachte und man nun wohl die Frage aufwerfen darf, ob es sich überhaupt lohnte, an diesen weltentrückten, mit allen seinen Neigungen im Orientalischen haftenden Gelehrten so viel kolonialpolitische Hoffnungen zu verschwenden. Gewiß täte man Dr. Peters Unrecht mit dem Verdachte, daß es ihm in erster Linie um die Person Emins zu tun gewesen wäre; aber auch die *sachlichen* Ziele seiner Expedition (die Eroberung Wadelais etwa und die Begründung einer Dynastie Peters — wer kann wissen, wovon er träumte?), ja selbst der bescheidenere Gedanke einer Erwerbung Ugandas für das deutsche Ostafrika sind zerronnen. Es bleibt als Verdienst nur die Bewährung seiner Persönlichkeit und da er selbst ein Buch über seine Expedition geschrieben hat, so mag der Leser darin nachforschen und vergleichen, ob ich ihn falsch beurteile. Was aber meine obigen Ausblicke auf unsere Kolonialpolitik betrifft, so überlasse ich es gleichfalls dem Urteile des Lesers, ob ich mich in einem wesentlichen Punkte geirrt habe, wenn mir auch die Möglichkeit, unseren alten Reichskanzler so bald zu verlieren, gewiß nicht vorschwebte, und wenn ich es mir auch sicherlich nicht träumen ließ, daß sein Nachfolger im Dienste einer unbegreiflichen Verbindlichkeitspolitik gegen die Engländer tausende von Quadratmeilen deutschostafrikanischen Besitzes für einen zerbröckelnden Felsen in der Nordsee hingeben würde. Solches Unmaß von „Kompensationen" hätte ich allerdings nicht für möglich gehalten, ebensowenig wie die vielen Fehlgriffe kolonialer Verwaltung, die darauf folgten. Aber dennoch bleiben zwei Punkte in meiner Überzeugung feststehen: 1. daß es nicht vergebliche Arbeit war, als wir der Frau Germania alle diese Kolonien an die Schleppe hefteten, denn sie kann und sie wird sie nie ohne Verlust ihrer Ehre völlig preisgeben; 2. daß auch die jetzige und jede spätere Reichsregierung deutsche Kolonialinteressen schützen wird, wenn nur das deutsche Kapital sich mehr und mehr der Pflicht erinnert, solche Interessen zu schaffen.

Nachtrag 1904. Nun sind die 20 Jahre um, die ich oben für ein Urteil über den Wert unserer Kolonien gefordert habe. Wie kann dieses Urteil jetzt ausfallen? Bevor ich darauf in aller Kürze eine Antwort versuche, möge es mir gestattet sein, die Noten der persön-

lichen Erinnerungen und meines persönlichen Anteils an der Entwicklung unserer Kolonien ausklingen zu lassen.

Dr. Peters ist auf den Wogen seines stürmischen Tatendranges und seiner trotzigen Herausforderungen gegen die sittlichen Maximen des Staates und der Gesellschaft schließlich in der Einsamkeit einer freiwilligen Verbannung angekommen. Was von Parlament und Regierung geschehen ist, um die öffentliche Katastrophe eines Disziplinarverfahrens an ihm zu vollziehen und ihn in die Vereinsamung hineinzuzwingen, war politisch und zum Teil auch sonst höchst fragwürdig. Es hätte hingereicht, um Entrüstung und Parteiung zu schaffen und den von jenem Disziplinarverfahren Betroffenen in die Beleuchtung eines politischen Märtyrers zu rücken. Aber das ist nun eben das Verhängnis, daß die Erfahrungen, die schließlich jeder als Freund oder Feind mit diesem Manne hat machen müssen, das rechte Zutrauen, Panier für ihn aufzuwerfen, nicht haben wachsen lassen. Seine Freunde konnten ihn mit Erfolg nur aus dem einen Argument verteidigen, in welchem sie bei unbefangenen Politikern und selbst bei seinen ehrlichen Gegnern willige Zustimmung fanden: daß es für Deutschland schädlich werden könne, wenn es nicht lerne, eines solchen Mannes außergewöhnliche Tatkraft auf irgend eine Weise zu seinem Nutzen zu verwenden und sich über moralische Bedenken in solchen Fällen ebenso hinwegzuhelfen, wie es England zu tun pflegte. Ich selber habe diese Überzeugung mit aller Schärfe in einem Leitartikel der „Deutschen Zeitung" vom 14. November 1897 verfochten, im Verdruß darüber, daß es just dem Zentrumsführer Lieber und dem auf leichtfertiger Sittenrichterei so oft ertappten Bebel hatte gelingen müssen, einen um die Gründung einer deutschen Kolonie tatsächlich hochverdienten Mann ins Disziplinarverfahren zu bringen; in Sorge ferner, wie wir in unsere Kolonialpolitik den großen, starken Zug der unbekümmerten Tatkraft verpflanzen sollten, wenn heimische Disziplinarhöfe mit Männern, die draußen zu wirken haben, gar zu engherzig nach dem sittlichen Katechismus verführen. Aber das Urteil der Amtsentlassung wurde schließlich bestätigt, vielfache Versuche zu einer Revision oder sonstiger Wiederherstellung blieben erfolglos, und wenn trotz alledem keine wirksame „Bewegung" um Dr. Peters zustande kam, so erklärt sich das aus einer inneren Lähmung des sympathischen Empfindens, an der er nur sich selber die Schuld zuschreiben darf.

Es war ja zu all den Bedenken, die seine Persönlichkeit für die Gesinnungsverwandten schwer erträglich, für alle mit dem afrikanischen Moralfieber Behafteten aber geradezu unmöglich machten, im Herbste 1896 noch der Verdacht gekommen, daß er fähig sein könnte, im Groll gegen sein Vaterland gar ein Coriolan zu werden und seine von Deutschland verschmähte Kraft den Engländern anzubieten. Das war der Punkt, wo für mich die Todsünde begann. Denn wenn irgend etwas, so muß

von der nationalen Weltanschauung, der auch ich alle meine Lebenskräfte gewidmet habe, dies die Goldprobe sein, daß jemand, der im Namen des Deutschtums öffentlich gewirkt und seine Erfolge errungen hat, gegen Verkennung oder Undankbarkeit des deutschen Volkes wohl in Verbitterung kommen, aber niemals und um keinen Preis bei dem Gegner oder gefährlichen Mitbewerber seines Volkes Dienste nehmen darf. Und gerade weil ich damals selbst unter Gesinnungsverwandten der herkömmlichen, schwachherzigen Anschauung begegnete: „Was soll er tun? Da die deutsche Regierung von seiner Tatkraft keinen Gebrauch machen kann und will, so kann man es ihm schließlich nicht verdenken, daß er die dargebotene Hand der Engländer ergreift. Er muß doch leben!" — Gerade weil ich sah, daß hier das nationale Gewissen schlief, wo es ganz empfindlich und reizbar hätte sein sollen, darum trieb ich meine persönliche Entrüstung zu einem scharfen, öffentlichen Konflikt hinaus.

Was Bebel im Reichstage ausgekramt hatte, um die sittliche Entrüstung des deutschen Volkes gegen Peters und die Kolonien mobil zu machen, das hatte man mir schon zwei Jahre vorher zugetragen, in der Hoffnung, daß meine Gegnerschaft gegen Peters der geeignete Bogen sein würde, um den giftigen Pfeil abzuschießen. Damals legte ich die Mitteilungen schweigend in das Buch meiner eigenen Erfahrungen mit ihm und enttäuschte den Denunzianten durch eine kalte Abweisung. Hier aber zögerte ich nicht einen Augenblick, das öffentliche Gewissen wachzurufen und schrieb am 16. September 1896 meine öffentliche Anklage gegen Peters unter der Überschrift „Reisläufer"! Sie führte zunächst zu einem öffentlichen Wortwechsel und in Folge davon zu einem gerichtlichen Austrage am 9. Januar 1897. Man wird mir soviel ruhige Überlegung zutrauen, daß ich die glaubwürdigsten Zeugnisse über den von mir behaupteten Tatbestand zu dem Angriffe nicht genügend gefunden haben würde, falls meine persönliche Kenntnis des Mannes mich nicht genötigt hätte, ihm aus der Psychologie seines Wesens heraus die Tatsache oder die Absicht dazu zuzutrauen. Indessen er konnte in der Verhandlung seine Zeugen gegen die meinigen stellen und zog Vorteil von dem Umstande, daß der Charakter der Verpflichtungen, welche er in England übernommen hatte, noch nicht „gerichtsnotorisch" war und daß der Richter nicht auf Aussagen darüber drang. So lief das Verfahren auf eine Kompensation der beiderseitigen Angriffe nebst Teilung der Kosten hinaus und wurde für meinen Teil damit begründet, daß ich mit meinem Artikel hätte warten müssen, bis eine fertige Tatsache vorgelegen haben würde.

Damals habe ich mich mit diesem unklaren Ergebnisse abgefunden in dem Bewußtsein, daß es auf alle Fälle sein Gutes gehabt haben könne, durch einen Vorgang, der immerhin die öffentliche Aufmerksamkeit erregt hatte, das nationale Gewissen in einem Punkte geschärft zu

haben, wo es selbst bei einem großen Teile der Nationalgesinnten noch unsicher und tastend war. Eine weitere, sehr annehmbare Folge war nun, zu hören, daß Peters von seinen Freunden und Anhängern in Deutschland vielfach darauf angesprochen wurde, ob er etwa einen Übertritt in englische Dienste dennoch vollziehen würde, und daß er darauf in schlüssiger Form Erklärungen gegeben hatte. Und jetzt, da dieser persönliche Zusammenstoß schon so viele Jahre hinter uns liegt, ist es mir eine Pflicht, hier zu bekunden, daß Dr. Peters aus allerlei inneren Kämpfen und Erschütterungen den Weg in ein ruhigeres und anhängliches Verhältnis zu seinem Vaterlande gefunden hat. Da man seine persönlichen Dienste nicht begehrt, so hat er sich endlich wohl zu dem Standpunkt von uns Anderen durchgerungen, die wir auch nicht auf die Anerkennung von oben warten und dennoch unser Bestes für das deutsche Volk bieten, weil wir der Überzeugung leben, daß es im Dienste für unser Volk keine gültigere Berufung als die aus dem eigenen Herzen gibt und daß keiner in diesem Dienste einen besseren Lohn empfangen kann, als das Bewußtsein, unbekümmert um oben oder unten, nach deutschem Gewissen sein Bestes getan zu haben. So läßt nun Dr. Peters in Aufsätzen, die immer wegen der Größe ihrer Gesichtspunkte und der eigenartigen Energie ihres Stils Aufmerksamkeit verdienen, sein Urteil zu unsern politischen Angelegenheiten hören, und in diesen Artikeln, namentlich wenn sie die Sorge um den Gang unserer Kolonialpolitik bekunden, finde ich dann nach so viel Wirrung und Entfremdung doch auch noch soviel Gemeinschaft der Anschauung und der Absichten, daß ich noch heute wohl verstehe, wie ich einst Schulter an Schulter mit ihm für eine große Aufgabe selber habe kämpfen können.

Die Sorge um den Gang unserer Kolonialpolitik! Ja, so mag es denn ehrlich und offen bekannt werden, daß es jetzt nach 20 Jahren, wenn man sich an die Tatsachen hält und nicht einen höheren Standpunkt für Verständnis und Trost findet, erheblich trostloser mit unserer Kolonialpolitik aussieht, als damals nach 5 Jahren.

Man erinnere sich einmal im rohen Überschlag der wichtigsten Tatsachen! Nachdem Wißmann durch Niederschlagung des Buschiriaufstandes unsere Herrschaft in Ostafrika mit dem sichersten Bindemittel, mit Blut, gekittet hatte, machte Caprivi den Engländern Sansibar zum Geschenk in dem Augenblick, als sie selber darauf gefaßt waren, daß ihnen ihre letzten Ansprüche auf die Insel aberkannt werden könnten. Damit hatte er sich bei allen nationalgesinnten Deutschen den Anspruch erworben, daß man sein Wort „Je weniger Afrika, desto besser" nicht für einen schlechten Scherz, sondern für die aufrichtig gemeinte Erkenntnis seines ganz und gar nicht komplizierten Gehirns nahm. So hanebüchen desperat waren die kolonialpolitischen Gesichtspunkte dieses Musterkanzlers, daß seine kolonialen Berater, Dr. Kayser,

und Dr. Scharlach, jüdischen Blutes beide, als man sie später wegen unglaublicher Preisgebungen des deutschen Interesses an englische Land- und Erwerbsgesellschaften zur Rede stellen mußte, sich höchst lächerlich aber dennoch leider mit einem Schimmer von Berechtigung als die Retter unserer Kolonien hinausspielen konnten. Wie? Nun, ganz einfach: „Wären wir nicht gewesen und hätten diesen Weg der Vermeidung englischer Schwierigkeiten (nämlich durch die Landkonzessionen) gefunden, Caprivi hätte damals ganz Afrika freihändig verschenkt!" Diese Entschuldigung ist nicht etwa fingiert, sondern stand dem Sinne nach authentisch in einem zur Weitergabe an mich bestimmten Briefe, der mich nach scharfen Angriffen auf das System Kayser-Scharlach eines Besseren belehren und mich milder stimmen sollte. Diesen Zweck freilich hat der Brief nicht erreicht. Ich rechne es noch heute mir als Pflichterfüllung an unseren Kolonien an, in einer beharrlich fortgesetzten Reihe von Leitartikeln (von Frühjahr 1896 bis zum Oktober desselben Jahres) ein Wesentliches dazu getan zu haben, daß der Kolonialdirektor Kayser und sein System zu Falle kamen.

Aber dieses System selbst, dieses Verschleudern brauchbaren Landes in der einzigen Auswanderungskolonie, die wir haben, an englische und deutsche Gesellschaften, ohne ihnen wirksame Verpflichtungen aufzuerlegen und dermaßen, daß unsere Ansiedler draußen nun ausgewuchert werden können oder gar ohne Land bleiben — ist es nicht fast unbegreiflich, daß so etwas unter der Verantwortlichkeit eines deutschen Reichskanzlers hat geschehen können? Woher soll man den bescheidensten Grund zu der Hoffnung nehmen, daß künftig unsere Kolonialpolitik vor solchen Fällen sicher sei, da sie doch in der Aera Caprivi-Kayser tatsächlich beinahe tollhäuslerisch geleitet wurde, ohne daß irgend eine Macht das Unheil hätte hindern können! Wir haben bessere Kolonialdirektoren seitdem gehabt: — Freiherrn von Richthofen, Stübel. Auf wenig brauchbare Gouverneure sind bessere gefolgt. Immer wieder haben sich die Hoffnungen neu belebt, aber auch immer wieder sind sie enttäuscht worden. Am augenfälligsten ist die Enttäuschung mit Oberst Leutwein, daß er uns ahnungslos einen so schwierigen Aufstand hat über den Hals kommen lassen. Aber die Einsichtigen hüten sich längst und hüten sich besonders auch in diesem Falle, die Männer der namentlichen Verantwortung, mögen sie Kolonialdirektoren oder Gouverneure heißen, auch sachlich mit der ganzen Verantwortung zu belasten. Wir sehen tiefer und erkennen hinter den Direktoren und Gouverneuren, welche wechseln, die Geheimen Regierungs- und Rechnungsräte, welche bleiben. Sind diese nun die Schuldigen? Ja, insofern ihr Wertbewußtsein und ihr Selbstbefestigungsdrang ihnen nicht den Entschluß eingibt, sich selber zu verleugnen und das System zu vernichten, von dem sie geborgen werden und in dessen Na[illegible]n sie so unsagbaren Schaden in unseren jungen Kolonien

anrichten. Das System aber ist der Hauptschuldige. Also etwa die Oberrechnungskammer, die jeden Gouverneur im Rechnungs- und Schreibwesen erdrückt und ihm nicht gestattet, auch nur die geringsten Aufwendungen direkt zu veranlassen? Die Kolonialabteilung und das Reichsschatzamt, deren bureaukratische und technische Sachverständige die Bestellungen der Gouverneure nachprüfen und dabei nach eigenem höherem Ermessen die Ausführung derartig verballhornen, daß sie für den Zweck unbrauchbar wird? Ja, für alles das gibt es in unserer Kolonialgeschichte Beispiele, die zum Himmel schreien!*)

Aber auch diese Behörden, wenn man bis auf den letzten Grund nachforscht und völlig gerecht sein will, sind nur Organe des Systems, nicht das System selbst. Das System und damit der wirklich Schuldige an allen bisherigen Fehlern unseres Kolonialwesens ist der Geist des preußisch-deutschen Beamten- und Militärstaates, mit dem wir stark geworden sind zur Großmachtstellung auf dem europäischen Kontinent, dessen Schwerfälligkeit und Unzulänglichkeit sich aber nun so schmerzlich für uns erweist seit der Zeit, da wir mit der Erwerbung unserer Kolonien in die Vorschule für die beginnende weltpolitische Aera Deutschlands eingetreten sind!

Das ist eine bittere, aber unerläßlich notwendige Erkenntnis. Denn erst, wenn das deutsche Volk allgemein erkennt, daß es die Unfähigkeit unserer historisch gewachsenen Kräfte ist, welche an unserer Kolonialpolitik zum ersten Male fühlbar wird, indem sie sich daran blamiert, erst dann erfüllen unsere Kolonien ihren vollen erzieherischen Beruf an uns, erst dann kann die auf ein bescheidenes Maß herabgestimmte

*) Ich will ein paar solcher Beispiele hier anführen. Ein Gouverneur aus der früheren Zeit unsrer ostafrikanischen Kolonie brauchte für den Häuserbau im entlegenen Innern eine Maschine zur schnelleren Anfertigung von Lehm-Backsteinen. Er bestellte sie absichtlich in kleinsten Ausmaßen, weil damals noch alles auf dem Kopfe des Negers transportiert werden mußte. Der technische Gutachter im Kolonial- oder Schatzamt fand aber die Bestellung „unzweckmäßig" und ließ die Maschine in so großen Maßen anfertigen, daß sie schon aus dem Schiffe nur mit einem Krahn gehoben werden konnte. Dafür ist sie denn auch ungenutzt verrostet, und der Gouverneur mußte sich ohne Maschine behelfen. Ein zweiter Fall aus neuerer Zeit, aber ebenfalls authentisch verbürgt! Ein Gouverneur hatte den für die Schiffahrt unbequemen unteren und mittleren Lauf des Rufidschi-Flusses sorgfältig abpeilen lassen und bestellte dann einen Dampfer mit flachem Kiel und genau vorgeschriebenen Abmessungen. Wieder verstand die Berliner Kolonial-Vorsehung die Sache viel besser, kümmerte sich nicht um die bestellten Maße und schickte einen Dampfer hinaus, der zwar zur Schiffahrt auf dem Rufidschi gänzlich unbrauchbar war, aber als Staffage in der Mündungs-Landschaft des Flusses sich eine Zeitlang sehr wirkungsvoll gemacht haben soll.

Hoffnung aller Kolonialfreunde Wahrheit werden, daß wir an unseren Kolonien wenn auch nichts profitieren, so doch für künftige Kolonialerfolge das Lehrgeld bezahlen.

Wir, die wir an der Gründung dieser Kolonien persönlich beteiligt waren, haben damals weder so bescheiden noch so geduldig und mit so langer Frist gerechnet. Uns schwebte mehr oder weniger bewußt die Hoffnung vor, daß der koloniale Gedanke sich aus der trägen Masse des deutschen Volkes seine eigene Kerntruppe voll ungewohnter Tatkraft und neuen Geistes auslesen und daß diese Truppe dann ihre Aufgabe räumlich getrennt und ungehindert vom Mutterlande, aber ihm zum Vorbild lösen würde. Eine naive Hoffnung, die ich jetzt längst aufgegeben habe! Mit Verdruß bemerkten wir damals, wie diesen Kolonien die Unterstützung der Zentrumspartei nur auf dem Umwege der katholischen Missionsinteressen — also auf einem gefahrvoll unsachlichen Umwege! — gesichert werden konnte. Mit tiefer Sorge sahen wir dann, wie die Sozialdemokraten im Reichstage planmäßig der Tatkraft unserer Kolonialpioniere die Fesseln der Tropenkoller-Entrüstung anlegten. Bedrohlicher aber als diese zum Unfug gesteigerte Heuchelei erschien es uns endlich, daß nun allmählich der ganze schwerfällige Mechanismus der geheimrätlichen Bureaukratie und der Stumpfsinn des Rechen-, Schreib- und Gamaschendienstes sich wie ein Alp auf die jungen deutschen Siedelungen legte, wie selbst die schlimmsten Fehler dadurch keineswegs vermieden, wohl aber allen, die dort mit persönlichem Einsatz etwas wagen wollten, der letzte Keim der Zuversicht erstickt wurde. Und als dann, um das Unglück voll zu machen, selbst die Organe, welche die koloniale öffentliche Meinung hätten vertreten sollen, der Kolonialrat und die Kolonialgesellschaft, unter der zwar sehr standesmäßigen aber auch ebenso unfähigen Führung ausgedienter Generäle und Geheimräte mehr und mehr in die bleichsüchtige Verfassung des ehemaligen redeseligen Kolonialvereins und in den Erwägungsgeist zurücksanken, als sie ihren Beruf darin erschöpften, Schlummerkissen für das Kolonialamt zu werden, und es gar für einen Beweis fruchtbarer Tätigkeit ausgeben wollten, daß sich vor zwei Jahren in Berlin der erste Kolonialkongreß als mehrtägiges Schaustück für redebedürftige Geister versammelte, — da ging wohl jedem ernsthaften Kolonialfreunde der Atem der Hoffnung völlig aus.

Und noch heute, trotz manches seitdem bemerkbaren Anzeichens, daß wieder Männer sich zu Anwälten unserer Kolonien aufwerfen, ist meine persönliche Hoffnung flügellahm. Nur wenn ich ganz den Gedanken fahren lasse, daß es je gelingen könne, den hemmenden Einfluß unserer heimischen Staatsmaschine von der Tatkraft unserer Kolonialpioniere fernzuhalten, wenn ich im Gegenteil aus der bisherigen Erfahrung zu der Ahnung mich aufschwinge, es könne vielleicht nicht nur erträglich, sondern sogar zur vollen Erziehung, welche die Kolonien am

Deutschen Reiche verrichten sollen, gut und nützlich sein, daß Staat und Gesellschaft, Parlamente und Parteien, Presse und Vereine, Bureaukratie und Parademarsch sich erst einmal bis in die Knochen an unserer kolonialen Aufgabe blamieren — dann gewinne ich für meine Person wieder tröstlichere Ausblicke. Freilich bleibt dann immer der neidvolle Seufzer: glückliches England, deine Männer sind nicht tüchtiger, deine Kaufleute nicht erfolgreicher als unsere, aber dein Staatsbegriff ist kein Käfig für das freie Auswirken der persönlichen Kräfte — wie sollen wir es dir je in unseren Kolonien gleichtun! Und immer auch, wenn ich wieder neuen Anlauf zum Vertrauen nehmen will, regt sich doch der Zweifel: K ö n n e n denn Kaiser und Reich, und wenn sie den besten Willen hätten, unseren Kolonien den Ausnahmestand einer weniger festgefügten Staatsgewalt bewilligen, ohne ihren eigenen Bestand zu gefährden? Aus solchen verzagten Stimmungen rettet mich dann nur die folgende Erwägung. Zurück in die Bescheidenheit einer nur kontinentalen Stellung kann das Deutsche Reich nicht mehr, wenn es nicht seinen Bestand drangeben will. Jedes politische und wirtschaftliche Ausgreifen aber über Europa in die „Welt" fordert kolonialen Besitz mindestens in der Form von Kohlenstationen für die Flotte. Auch jedes denkbare Wirtschaftssystem — mag es nach Art des amerikanischen, oder des von Chamberlain angestrebten interkolonialen größer-britischen, mag es ein deutschnational gebundenes oder eine von Deutschland organisierte europäische Zollunion sein — bedarf zum gesicherten Bezuge der Rohstoffe, zur Erhaltung der Absatzmärkte, zu einer national und wirtschaftlich nutzbringenden Verwendung unserer überschüssigen Volkskräfte und unserer Auswanderer unter allen Umständen der Kolonien. In jeder Beziehung am schärfsten auf Kolonien angewiesen wäre das nationale Wirtschaftssystem, wie ich es an anderer Stelle dieses Buches*) skizziert habe. Dieses System wäre aber das eigenartig deutscheste und zugleich dasjenige, in welchem der geschichtlich gewordene deutsche Staatsbegriff in ganz organischer Form seine vollends sittliche und wirtschaftliche Auswirkung finden könnte, und also — das ist der Schluß, der mir Trost gibt — hätte dieser geschichtlich gewordene preußisch-deutsche Staat auch d r i n g e n d e Ursache, sich nicht an dem ersten ernsthaften Versuche einer Kolonialpolitik d a u e r n d unfähig zu erweisen. Aber allerdings — darüber d ü r f e n wir uns nicht täuschen, daß wir schon tief, tief im Mißerfolge stecken und daß nur ein starker Wille und großherzige befreiende Entschlüsse uns vor einer weltkundigen Blamage retten können. Möge Gott es gnädig mit diesem wichtigen deutschen Anliegen hinausführen!

*) Vgl. das Kapitel „Deutschbund" (Anhang).

Deutsche Schulreform.

Schulreform und Idealismus.

(5. Dezember 1886.)

Bald nach Beginn meiner Arbeit für die Schulreform schrieb mir ein Gymnasiallehrer bei irgend einem Anlaß, daß es bedenklich sei, gegen die Gymnasialbildung zu streben, weil sie doch eins der wesentlichsten Machtmittel des Idealismus im Kampfe gegen den Materialismus unserer Zeit sei. Da die Vorkämpfer in der Reformbewegung vor allem ihrem Vaterlande zu dienen glauben und hier, wie immer, die wohlverstandene Vaterlandsliebe mit dem Idealismus einerlei Ziel hat, so läßt sich vorstellen, wie tief alle Schulreformer alsbald in der Flut ihrer Reuetränen stehen müßten, wenn jene schwere Anklage berechtigt wäre.

Sie haben aber, wie ich glaube, gerade in dieser Beziehung sämtlich ein reines Gewissen; kaum einer wird unter ihnen sein, der nicht seinem Volke die Waffen zu schmieden glaubte, damit es im Kampfe der Zukunft zum Segen der Menschheit desto fester seinen Platz behaupten und desto sicherer seine Hand über die Welt ausstrecken könne. Und das wäre denn doch schon ein tüchtiger Idealismus — wenn auch zunächst nur in der Absicht. Aber vielleicht nicht in der Tat?

Unser junger Nachwuchs verlöre vielleicht an idealer Weltanschauung so viel, wie er an idealer Welterkenntnis gewönne, wenn sich in seinen Köpfen über die seligen Griechen und Römer jener Nebel legte, der gegenwärtig über großen Gebieten der deutschen Geschichte, am dichtesten über der Zeit nach den Freiheitskriegen bis zu unseren Tagen zu liegen pflegt? Ein Gymnasialprimaner, der jetzt nach mühseliger Arbeit als Triumphator lächelnd auf die Gedankenkapselung im 21. und 22. Kapitel des Thukydides

herabsieht, würde in diesem Stärkebewußtsein geschädigt werden, wenn er fernerhin dem Mechanismus irgend einer Maschine, der Einrichtung einer Fabrik nicht mehr ratlos wie ein Indianer gegenüberstände? Es würde vermutlich ein Loch in die ideale Unwissenheit unserer Gymnasialjugend reißen, wenn sie statt bis zur Prima hinauf mühsam von Satz zu Satz der Original-Griechen und -Römer zu stolpern, ohne je klaren Überblick über Gehalt und poetischen Wert des so Gelesenen zu gewinnen, in Zukunft nun in guten Übersetzungen mindestens Urteil und poetischen Genuß von ganzen Werken, daneben auch vielleicht noch Einsicht in die Kraft und Anschaulichkeit einer packenden Originalstelle gewönne? Nur, wenn es etwa dem Idealismus eines Jünglings diente, daß er auf Krücken, statt auf eigenen Füßen ginge, wenn es ihm besser wäre, überall im Nebel herumzuirren, statt klar über seinen Weg rück- und vorwärts zu schauen, wenn sein geistiger Wohlstand wüchse dadurch, daß er Halbgekanntes und Viertelempfundenes ohne Schmerz bald vergißt, und nicht vielmehr dadurch, daß ihm ganz Verstandenes und somit tiefer Empfundenes ein Besitz bis ins Greisenalter bliebe — dann, nur dann würde das Gymnasium, wie es ist, die rechte Amme für den rechten Idealismus sein.

Oder können wir etwa im neuen Deutschen Reiche und in diesem tatsächlich doch von jedem mitzuringenden Kampfe ums Dasein Kraft oder Leistung von einem Idealismus erwarten, der seine Kinder gewissermaßen mit verbundenen Augen und einem Kopfe voll antikem Nebel in das Leben stellt? Oft genug ist gesagt und als ein Evangelium kritiklos weiter verkündet, die Schule, insbesondere das Gymnasium, wolle nicht fertiges Wissen in den Schüler trichtern, sondern seinem Geiste durch formale Bildung die Flügelkraft, um immer neue Hindernisse zu bewältigen, verleihen. Wer mag aber mit Sicherheit behaupten, daß diese formale Kraft ein Monopol der Gymnasialbildung sei, da doch den Realschulen bisher mangels der „staatlichen Berechtigungen" die Möglichkeit entzogen war, an gleich gutem Schülermaterial ihre formale Kraft zu erweisen? Wer will im Ernste noch behaupten, daß Lateinisch und Griechisch die einzigen Sprachen seien, an deren Grammatik in ungezählten Stunden der jugendliche Geist sein logisches Vermögen entwickeln könne? Man versuche es doch, die Grammatik der deutschen oder einer anderen modernen Sprache

in solcher Weise als Barren und Reck für den Verstand zu benutzen; ich bin sicher: die Hälfte, ja ein Viertel der dort vergeudeten Stunden würde hier zu dem gleichen Erfolge genügen. Aber ich fürchte, das Wort von der formalen Bildungskraft ist überhaupt nicht viel mehr, als ein Schlagwort. Was Wahres daran ist, findet seinen Grund in der natürlichen Verdauungskraft *befähigter* Geister, und die *unbefähigten* schwimmen vom Gymnasium so gut wie von irgend einer anderen Schule als Stockfische in die große Masse der Alltagsmenschen ab. Anmaßung und eine außergewöhnliche Unbeholfenheit kann man an solchen verfehlten Zöglingen der Gymnasien alle Tage beobachten, aber von der Flügelkraft, die doch auch ihnen schon bis zur Untersekunda die grammatischen Turnstunden hätten verleihen müssen, ist nichts bemerkbar. Und die *Befähigten*? Man sollte erwarten, das Übermaß der grammatischen Übungen gäbe dem Primaner schließlich desto sicherer die völlige Herrschaft über die beiden alten Sprachen in die Hand und erleichtere ihm die Erlernung von Französisch und Englisch. Große Enttäuschung! Zwar kennt er das Anakoluth und das Hendiadyoin und was dergleichen Feinheiten der Syntax mehr sind, aber lateinisch *sprechen* oder gar griechisch *sprechen* — o ich erinnere mich noch sehr wohl an das allgemeine Schweigen im philologischen Seminare, wo man an griechischen und römischen Schriftstellern in lateinischer Erörterung Übungen veranstaltete; es machte mir oft genug den Eindruck einer Anstalt für Lateinisch-Stumme! Und das war ein *philologisches* Seminar! Auch bei den öffentlichen Doktorpromotionen, wo sie noch üblich sind, wird Großes geleistet in der Kunst, lateinisch zu schweigen. Was aber die Fähigkeit des Primaners in neueren Sprachen betrifft, so kennt man ja dieses holde Erröten, wenn ihn das Unglück mit einem Franzosen oder Engländer zusammenführt, oder wenn das Schwesterchen nach zweijährigem Aufenthalt im Pensionat das Gelüste fühlt, mit ihrem Herrn Bruder zu parlieren. Das notwendige Ergebnis dieser tatsächlichen, in jeder gebildeten deutschen Familie oft genug erprobten Wahrheit ist, daß die formal bildende Kraft der gymnasialen Geistesturnerei im Vergleich zu anderen Schulen mindestens zweifelhaft bleibt, daß aber zur wirklichen Beherrschung der Sprachen die gymnasiale Methode unzweifelhaft die schlechteste ist.

Und da läuft unsere Beweisführung wieder auf das

mangelhafte Wissen der Gymnasialschüler hinaus, aber es bleibt doch einmal eine unbestrittene Wahrheit, daß ein unklares Wissen ein unvollkommenes Können zur Folge hat und daß ohne sicheres Wissen das Wort „Bildung" mehr einen Anspruch, als eine Erfüllung bedeutet. Selbst das Wissen, welches wir auf dem Gymnasium tatsächlich erwerben, ist einigermaßen fragwürdig. Aus rosaroter Vergangenheit glänzt und schimmert es zu uns herüber, dieses schöne, lebensfreudige Griechenvolk, an Geist und Körper vollendet, und in herrlicher, bedeutungsvoller Gruppierung (etwa wie auf Kaulbachs Wandgemälde das Zeitalter Homers dargestellt ist), und die Götter im Himmel und Wasser haben ihre Freude daran — ganz wie wir. Welcher Gymnasiast möchte sich zu dem Argwohn verirren, daß irgend einer der homerischen Helden, wenn er ihn aus der Unterwelt beschwören könnte, seine idealistische Vorstellung von diesem Edlen wahrscheinlich als eitel Dunst erweisen würde! Odysseus zum Beispiel! Weshalb nun die Deutschen verdammt bleiben sollen, ihre Jünglingsbegeisterung an homerische Helden wegzuwerfen, die sie in solcher Innigkeits- und Gemütstiefe gar nicht begreifen würden, warum die deutsche Jugend nicht an der keuschen und deutsch-ehrlichen Heldenhaftigkeit des Siegfried sich zuerst begeistert und nicht vor dem ehrlich-düstern Groll des grimmen Hagen im Herzen zittert, bevor sie das feilschende Maulen des edlen Achilles kennen lernt — das ist mir immer ein Rätsel gewesen und wird es bleiben. Ich greife noch einiges willkürlich heraus und komme von Homer gleich auf einen anderen Heiligen des Klassizismus: Cicero. Ein Advokat kann von ihm lernen, auch ein Journalist (denn mancher Leitartikel wird heutzutage mit dem Theaterpathos des quousque tandem geschrieben), aber der Gymnasiast ringt sich schwer zu der Erkenntnis durch, daß der Mensch mit dem nie erreichbaren Stile von Mannhaftigkeit nach deutschen Begriffen ungefähr so viel hatte, wie ein Strumpf. Und Horaz — es ließe sich manches von ihm sagen, was weder dem ästhetischen noch dem sittlichen Idealismus zu gute käme. Und alle diese sind Säulen des klassischen Unterrichts der Gymnasien. Könnte nicht eine Einheitsschule, welche neben wenig Latein viel Französisch und Englisch und den Fächern des realen Wissens deutsche Sprache, deutsche Sage und Geschichte, namentlich Kulturgeschichte, und endlich deutsche Literatur zur Hauptunterlage der Erziehung machte, bessere

Gegenstände und ohne alle künstliche Empfindelei bieten? Denn einem solchen Unterrichte müßte alles zum besten dienen, weil unsere Vorfahren vor allem für uns gelebt haben. Ihre Schwächen müßten uns warnen, ihre Tugenden uns mahnen, ihre Mißerfolge uns belehren, ihre Großtaten uns begeistern. Die Geschichte aber und Literatur des deutschen Volkes sind — vom Standpunkte unseres neuen Reiches betrachtet — immer da am stärksten, reinsten, erfreulichsten gewesen, wo sie vom Fremden, d. h. unter anderem auch vom klassischen Einfluß am meisten frei waren. Und in diesem Sinne habe ich vor einiger Zeit gesagt, halte es auch trotz der gedankenlosen Glossen einiger Zeitungen aufrecht, daß Goethe durch die Wiederbelebung der Antike im Höhepunkte seines künstlerischen Schaffens der deutschen Literatur unheilvolle Wege gewiesen hat, auf welchen fortwandelnd sie zu einem Epigonentum im doppelten Sinne gelangen mußte und tatsächlich gelangt ist. Zu dem Abfall an Kraft, wie er nach Goethischer Größe selbstverständlich war, gesellte dieses Epigonentum die durch Goethe leider geheiligte Vorliebe für die klassische Form und südliche Stoffe — und nun will es mit dem antiken Stelzengang bei uns kein Ende nehmen, obgleich sich eigentlich kein gebildeter Nordländer ohne klassischen Aufhupf dafür erwärmen kann. Und das hat Goethe mit seiner Vermählung des deutschen und klassischen Geistes getan. Ich aber wünsche dieser unnatürlichen Ehe eine baldige Scheidung. „O, das verwünschte Wort: Klassizismus!" sagte Herder. „Das Wort hat manches Genie unter einem Schutt von Worten begraben ... und auf ihn die Last einer toten Sprache wie einen Mühlstein gewälzt; es hat dem Vaterlande blühende Fruchtbäume entzogen. Da stehen sie nun auf fremdem Boden und trauern mit halbverwelkter Blüte und sinkenden Blättern, statt daß sie uns Bäume hätten sein sollen, unter denen ihr Geschlecht wohnen könnte."

Die in jeder jungen Seele vorhandenen Keime von Illusionsfähigkeit werden also durch den Gymnasialunterricht ganz außergewöhnlich genährt. Es ist so natürlich für ein junges Herz, die ersten Bilder, welche eindringlicher Lehreifer ihm einprägt, mit der Wärme und dem Sonnenschein seiner Begeisterung zu umgeben. Können wir es vor der Wahrheit vertreten, daß eine neunjährige Beschäftigung unserer deutschen Jugend mit der klassischen Welt als Frucht eine durch und durch gefälschte Vorstellung

von derselben gebiert, gefälscht durch das, was unsern Vorzug ausmacht gegenüber der alten Welt: — durch unser wärmeres Herz und unsere tiefere Menschlichkeit? Ist es recht, diese erste schöne Begeisterung unserem eigenen Volke zu entziehen, in dessen frühesten geschichtlichen Spuren wir neben roher, aber ehrlicher Heldenhaftigkeit bereits dieselben Züge von nachdenklicher und inniger Hingabe finden, die uns als Erbteil durch so viele Jahrhunderte erhalten sind? Und ist etwa gar jene Illusionsfähigkeit der Idealismus, den die Anhänger der Gymnasialbildung an derselben zu loben finden? Gewiß nicht! Aber worin besteht denn überhaupt dieser Idealismus?

Eine Begriffsbestimmung läßt sich hier nicht vermeiden, obgleich sie schwierig ist und vielleicht nicht alles deckt, was denen vorschwebt, die das Wort gern im Munde führen. In der reichlichen Literatur über die Schulreformfrage finde ich nirgends eine knappere und für unsern Zweck inhaltlich umfassendere Erklärung, als die vom Prof. Fick in seiner Broschüre „Über die Vorbildung zum Studium der Medizin" auf S. 13 gegebene. „Ideale Gesinnung eines Menschen ist die Bereitwilligkeit, für Zwecke, die außerhalb des Bereiches seiner sinnlichen Wahrnehmung liegen und die sein persönliches Wohl und Wehe nicht unmittelbar berühren, d. h. eben für sogenannte „Ideale" Opfer zu bringen." Das ist der Idealismus, der sich durch die Tat bezeugt, der einzig wertvolle. Und im Gegensatze dazu ist der Materialismus, der von allen Idealisten bekämpft wird oder doch bekämpft werden sollte, die Richtung des Geistes, welche auf das Haben, Erwerben und Genießen des Sinnlichen abzielt, die nur auf das sinnlich Greifbare und Annehmbare sieht und nur nach dem Erfolge den Wert des Guten und Wahren ermißt.*) Wollen nun die Anhänger der vorherrschenden Gymnasialbildung im Ernst bestreiten, daß nicht alles, was die Schriften des klassischen Altertums an Gutem, Wahrem und Schönem enthalten und mithin die Liebe für alle drei dem Geiste unserer Schüler besser durch gute Übersetzungen, als durch ein schwieriges und lückenhaftes Enträtseln der Ursprache eingeimpft werden könnte?

*) Eine Begriffsbestimmung, die ich der Schrift des Direktors Dr. K. W. Meyer (Berlin bei Carl Habel, 1884) „Die Pflege des Idealen auf unsern höheren Schulen" entnehme.

Und sollten sie nicht beherzigen wollen, daß für die Liebe des Guten, welche doch von allen möglichen Idealen das höchste und erlösungskräftigste bleibt, der gesamte geistige und sittliche Inhalt des klassischen Altertums ein armseliges Stückwerk bleibt im Vergleich zum Neuen Testamente, dessen Mahnungen, Wahrheiten und Verheißungen noch heute so sternenhoch über unserem Unvermögen stehen, wie zu der Zeit, als sie von Jesus ausgesprochen wurden?

Wo ist der Lehrplan, der die Gymnasien von dem schweren Vorwurfe freispräche, daß sie diese unerschöpfliche Quelle des höchsten Idealismus vernachlässigen zugunsten einer Weltanschauung, die trotz allen schönen Glanzes doch sittlich taub und stumm und im höchsten Grade erlösungsbedürftig war? Welcher gebildete Mann von heute und ehemalige Gymnasiast *kennt* denn das Neue Testament gründlich? So gründlich etwa, wie Caesars Buch vom gallischen Kriege oder den Horaz? Ich weiß wirklich nicht, womit die Gymnasien ihr angebliches Monopol auf den Idealismus vor irgend einer Bürgerschule rechtfertigen wollen, welche mehr Zeit und Fleiß auf das Lesen der Bibel verwendet. Luthers große Welt- und Literaturtat, die Bibelübersetzung, hat zwar seinerzeit unser Volk in Flammen gesetzt, aber für unsere höheren Schulen ist sie ein wenig aus der Mode gekommen. Man liest in Prima das Neue Testament im Urtexte, und einige Hebräer das Alte Testament desgleichen, und dabei findet dann der von antikem Geiste triefende Primaner vor allem zu bemerken, wie sehr sich bereits das Griechisch der Evangelisten verschlechtert hat im Vergleiche zu Plato und anderen Klassikern. Wollte man doch die Lutherſche Übersetzung auch nur auf so äußerliche Punkte prüfend studieren: wie viel wertvoller würde die stilistische Kraft des Ausdrucks sein, die man von der Lutherschen Kernsprache lernen könnte, als alle wohlriechende Geschliffenheit der Klassiker, die in jedem Aufsatz eines deutschen Primaners unwillkürlich als Vorbild herumspukt. Selbst das Ideal poetischer Schönheit verkörpert ein einziger Psalm Davids besser, als der ganze geleckte Horaz und mancher Grieche. Und wie nun steht es — um auf die obige Erklärung des Wortes Idealismus zurückzugreifen — mit den anderen Idealen, für welche jemand selbstlos Opfer zu bringen fähig wird: Vaterlandsliebe, Pflichtbeharrung, Bürgertugend, Mannesstolz u. a.? Kann uns für irgend eins dieser Ideale das klassische Altertum Vorbilder geben, zu denen

unsere eigene Geschichte nicht ebenbürtige Gegenbilder stellt? Oder beweisen etwa die Zöglinge der Gymnasien im späteren Leben mehr Idealismus solcher Art, als die Schüler anderer Anstalten? Eine Statistik ist darüber schwer zu geben, aber man darf es auch ohne Statistik bezweifeln.

In der Tat, für den echten, d. h. den tätigen Idealismus, hat das Gymnasium keineswegs ein Monopol, ebensowenig wie irgend eine andere Schule. Seltsamerweise finde ich in der mir vorliegenden Reformliteratur einen naheliegenden Beweis gegen den Anspruch der Gymnasien nicht benutzt, der doch, wie ich glaube, ihn mit einem Schlage zu Boden wirft. Wie nämlich, wenn die Gymnasien die eigentlichen Pflanzstätten des deutschen Idealismus wären, ist es zu erklären, daß die deutschen Frauen auch ohne Gymnasialunterricht in allen Wandlungen deutscher Geschichte mindestens gleich zahlreiche und oft wohl standhaftere Träger des Idealismus gewesen sind, als die gebildeten Männer? Nicht leicht läßt sich überschätzen, was die Frau als immer wache Trösterin und Nährerin des Idealismus für den Bestand des deutschen Volkes durch soviel Fährlichkeiten bis zum heutigen Tage getan hat. Mit dem etwaigen Hinweis auf den Instinkt der Frau, der in dem Idealismus ein Hilfsmittel der Selbsterhaltung ahne, ist hier nichts getan. Denn ein großer Bruchteil deutscher Frauen hat sich in allen Zeiten unserer Geschichte dem Materialismus ebenso leicht ergeben, wie die Männer. Und doch muß sich die deutsche Frau noch heute begnügen, zu der Höhe, wo die klassische Bildung des deutschen Mannes thront, voll scheuer Bewunderung aufzublicken. Ahnte sie freilich, wie unsicher es mit dieser „klassischen Bildung" eigentlich in den meisten Fällen bestellt ist, sie würde sich ein Herz fassen und kurzen Prozeß machen.

Aber nun ist mir wohl bewußt, daß die Gymnasialen dieser Beweisführung längst mit heiterem Lächeln zusehen und den Einwand auf der Zunge haben: „Dieser Idealismus ist ja gar nicht der spezifische der Gymnasialerziehung. Bei ihr handelt es sich nicht um die Ideale der Willenskraft und des sittlichen Bedürfnisses, sondern um eine Art von ästhetischem Idealismus, dessen Ziele in der Vorstellung von der „freien Menschlichkeit", in der Welt der schönen Anschauung, der Kunst und Wissenschaft liegen. Daher der Name „Humangymnasien". Ja wohl! Diesem Idealismus ist nun

der Griechenhimmel der Ort, wohin er sich rettet, wenn es ihm hier in der realen Welt zu eng wird. Und dort feiert dann die gelehrte oder künstlerische Abgewandtheit von dem Leben der Familie, der Nation, des Zeitgeistes ihre stillen Verzückungen, die sie zu genießen einst im Gymnasium zuerst gelernt hat. Da ist nun die eigentliche Heimat dieser im deutschen Volke so zahlreichen Sekte der wunderlichen Herren, deren Scharfsinn sich an jeder lückenhaften alten Handschrift, an jedem Statuentorso, an jedem langweiligen Bildwerk siegreich erprobt, nur nicht an dem seltsamen Widerspruche, daß in ihrem Studium an der kraft- und lebenstrotzenden Antike sie selber nur allzu oft zu wandelnden Schweinslederbänden und wahren Kindern im praktischen Leben werden. Das ist der Idealismus, der uns neben wenigen auserlesenen homines docti die große Schar der homunculi docti züchtet, welche die sogenannten Bausteine der Wissenschaft behauen, und mit unendlichem Glücksgefühl Karren für Karren voll von dem Chimborasso abfahren, auf welchem den weiten Rundblick zu genießen ihnen doch nie vergönnt wird. Aber für diese armselige Kärrnerarbeit nehmen sie freilich den Lorbeerkranz in Anspruch, der nur den Großgeistern der Gelehrsamkeit gebührt, und wenn nicht den ganzen Kranz, so doch ein paar Blätter. Und die Gebildeten im deutschen Volke zeigen sich geneigt, zwischen Gelehrsamkeit und Gelehrsamkeit nicht erheblich zu unterscheiden; sie bewilligen ihnen die Lorbeerblätter, obgleich für manchen von ihnen ein Kranz von Stroh oder eine Narrenkappe ein besserer Kopfschmuck wäre. Was Wunder auch, da ja der Gymnasialunterricht dafür gesorgt hat, daß aus neunjähriger, unausgesetzter Beschäftigung mit den Klassikern eine ungemessene Ehrfurcht vor Codices, Inschriften, Kunsttrümmern, Textkritik und sonstiger Kleinmeisterei der Philologie zurückgeblieben ist!

Ja, für diese Art von Idealismus ist das deutsche Volk durch die dreihundertjährige Tätigkeit des bevorzugten Gymnasialunterrichts über die Maßen empfänglich gemacht. Gott seis geklagt! Denn nun werden die Deutschen in der Kunst, sich an der Idee einer Sache zu sättigen, mit Begriffen zu spielen und dabei auf die Sache selbst zu verzichten, von keinem Volke Europas übertroffen. Nun ist uns vor lauter „Humanismus", den ein geistig starkes und politisch schwaches Zeitalter vollends zum Kosmopolitismus verseichten ließ, ein kräftiger Nationalstolz noch sechzehn Jahre nach

der deutschen Einigung fremd. Nun können immer noch große Gruppen unserer Volksvertretung in wichtigsten nationalen Fragen unglaublichste Standpunkte vertreten; man läßt sie gewähren, denn man versteht im „Volk der Denker" gefährliche Nachsicht zu üben nicht bloß gegen Idealisten, sondern gelegentlich auch gegen Phantasten.

Es ist aber nicht der geringste Grund, mit einem Idealismus glimpflich zu verfahren, der selbst hinter der Triumphpforte großer kriegerischer Taten unser Volk noch dem Spotte der Nachbarn preisgibt und die ausgewanderten Deutschen zu Schleppträgern jedes Volkes macht, das zwar weniger ruhmreich und weniger gebildet, aber durch stärkeres Selbstbewußtsein dennoch überlegen ist. Der Ruf unserer Gelehrsamkeit, der stets nur durch die Geistestaten unserer wenigen größten Gelehrten, nicht durch das Gesumme der gelehrten Honigsammler bedingt war, wird sicher nicht leiden, wenn künftig der Weg zu gelehrten Studien aus der Vorhalle der Einheitsschule in das Gymnasium und von da auf die Universität führt. Dagegen wird die große Menge der Nichtstudierenden sich künftig unter einander gleichen Ranges und gleichen Wertes fühlen und hoffentlich auch gleich geneigt werden, die gesunde Beobachtung der Tatsachen und die Beherzigung der Lehren der deutschen Geschichte zur Vorbedingung für jeden zu machen, der im Dienste des Vaterlandes eine Rolle spielen will. Mit einem besser als jetzt abgeschlossenen Wissen wird jenem Geschlecht ein sicheres Gefühl des Könnens erwachsen, und mit dem tatbereiten Idealismus, der durch die unschwierige Lektüre der Dichter aller Zeiten befruchtet ist, wird eine Scheu vor bloßen Abstraktionen und schöngeistigem Gesäusel sich verbinden.

Und so beschaffen wird das künftige Geschlecht trotz des verlorenen „Humanismus" besser imstande sein, als das jetzige es ist, das deutsche Volk und damit das in ihm enthaltene Menschtum durch kommende Jahrhunderte kräftig zu erhalten.

Einstmals, in der Völkerwanderung, wurden die über ihre Grenzen flutenden Germanenstämme zum Völkerdünger aus Mangel an Wissen und Kultur. In diesem Jahrhundert bis zum heutigen Tage ist das auswandernde Deutschtum Völkerdünger gewesen trotz meist überlegenem Wissen und vorhandener Kultur. Jetzt aber, wo nach erfreulichem Anfange des Kolonial-

erwerbes auch jeder neue siegreiche Krieg die Kolonialmacht des Deutschen Reiches vergrößern muß und somit allmählich allem Bevölkerungsüberschuß ein Abfluß in nationales Gebiet geschaffen werden wird — jetzt muß mit dem Beginne der deutschen Weltmachtstellung endlich die Befreiung von der unseligen Erbschaft der Völkerwanderung vollendet werden. Und zu diesem Ideale deutscher Herrlichkeit führt, so viel ich sehen kann, kein anderer Weg, als eine gründliche Reform der höheren Schulen.

Aus der Praxis der Schulreform I.

Wie der Leser sieht, war der vorangehende Aufsatz aus dem Bedürfnisse entstanden, meine Angriffe auf die Vorherrschaft des klassischen Bildungsideals, welche bereits Ende 1885 begonnen hatten, vor mißverständlichen Deutungen zu schützen und das Ziel meiner Reformwünsche klar zu bezeichnen. Was dort mit dem mehrdeutigen und später in anderem Sinne gebrauchten Ausdrucke „Einheitsschule" bezeichnet wird, war, wie man sich überzeugen kann, dasselbe, was ich später mit einem weniger mißverständlichen Namen „einheitliche Mittelschule" oder „gemeinsamer sechsklassiger Unterbau" nannte. Der Wahrheit gemäß kann ich bekunden, daß sich mir dieses Ziel durch selbständiges und von keinerlei Erinnerung oder Anlehnung beeinflußtes Nachdenken als die natürlichste Lösung ergeben hatte, und daß ich erst viel später erfuhr, wie meine Ansichten nicht nur mit den früheren Reformplänen des Schuldirektors Ostendorf in wesentlichen Punkten zusammengingen und neuerdings in einer Resolution des Vereins deutscher Ingenieure einen ähnlichen Ausdruck gefunden hätten, sondern in den Schulen der skandinavischen Staaten, z. B. in Norwegen seit dem Jahre 1869 und zwar fast genau nach der mir vorschwebenden Idee schon praktisch erprobt würden. Von dem Oberrealschuldirektor Dr. Krumme wurde mir aus dessen langjähriger und vertrauter Bekanntschaft mit dem Direktor Ostendorf als Tatsache verbürgt, daß dieser Mann über seinen Reformplänen, für die er in den siebziger Jahren nicht nur literarisch, sondern im Kreise seiner Amtsgenossen auch agitatorisch wirkte, gestorben ist, ohne von den skandinavischen Reformschulen etwas zu wissen. Man könnte einsehen, daß unter diesen Umständen ein Streit um die Priorität der Idee der ein-

heitlichen Mittelschule unter deutschen Mitbewerbern eine ziemlich aussichtslose Sache ist, da auf alle Fälle dadurch nur eine beschämende Unaufmerksamkeit gegen die innere Entwickelung der stammverwandten skandinavischen Länder beleuchtet werden müßte. Man sollte sich dabei beruhigen, daß es nur die Dringlichkeit und Selbstverständlichkeit einer Idee beweist, wenn verschiedene Köpfe aus eigenem Nachdenken darauf verfallen. Aber deutsche Gelehrte entwickeln in solchen Dingen manchmal selbst unter Gefahr der Lächerlichkeit einen merkwürdigen Eigensinn. So habe ich früher schon einmal in der „Straßburger Post" den Ansprüchen des Gymnasialdirektors a. D. Gebhard begegnen müssen, indem ich ihn auf obige Tatsachen verwies, und gebe sie hiermit dem Schuldirektor Clemens Nohl zur Erwägung, der in seiner Broschüre „der gemeinsame lateinlose Unterbau und die Schulkonferenz vom Jahre 1890" (Neuwied, Heusers Verlag 1891) behauptet, dieser Unterbau für alle höheren Lehranstalten sei „zum ersten Male" von ihm und zwar in einer Broschüre vom Jahre 1877 (also acht Jahre nach der praktischen Durchführung der Idee in Norwegen!) gefordert und den unwirschen Satz hinzufügt: „Wenn die Wortführer des Vereins für Schulreform diese Einrichtung unter ihre eigenen Forderungen aufnehmen, ohne in ihren zahlreichen mündlichen und schriftlichen Äußerungen je mit einer Silbe zu erwähnen, wie sie auf dieselbe gekommen sind, so kann ich ihnen um der Sache willen von Herzen wünschen, daß sie recht viele Freude an dieser eigenen Erfindung erleben."

Es bleibt also dabei: die selbständige Findung des Gedankens nehme auch ich für mich in Anspruch, die Erfindung mag Herr Clemens Nohl dem mir unbekannten Norweger streitig machen, der die Kühnheit hatte, jene Reformidee nicht nur acht Jahre vorzudenken, sondern auch vorzuschaffen. Ich für meinen Teil bin mir sehr bald darüber klar geworden, daß unter uns Deutschen bei der Fülle der mannigfachsten Schulreformbestrebungen nur demjenigen noch einiges besondere Verdienst zuerkannt werden könnte, der es versuchte, ein klar und richtig erkanntes Ziel aus der bloß papierenen Existenz in Broschüren und Zeitungsartikeln zunächst zu allgemeinerer Anerkennung im deutschen Volke und dann, wenn möglich, auch zur Tat hinauszuführen. Einzig dieser Gedankengang hat mich bei meinen Bestrebungen für die Schulreform geleitet und danach habe ich meine Mittel gewählt. So gab ich denn,

als mir die Zeit dazu gekommen zu sein schien, während des Frühlings 1887 in der Täglichen Rundschau die Anregung, man müsse die Stimmen der mit dem höheren Schulwesen Unzufriedenen in einer Masseneingabe an den preußischen Unterrichtsminister von Goßler sammeln, und versuchte demnächst, in einer Vereinigung von gleichgesinnten Männern den passenden Hintergrund für diesen Plan zu gewinnen. Es bot sich noch im Sommer desselben Jahres die deutsch-akademische Vereinigung des Dr. Conrad Küster zu diesem Zwecke dar. Dort hielt der preußische Abgeordnete Herr von Schenckendorff einen ganz allgemein auf das Schulreformbedürfnis gerichteten Vortrag, und im Anschluß daran wurde (während ich zur Sommererholung abwesend war) mein schriftlich eingereichter Antrag auf Veranstaltung einer Masseneingabe zur Ausführung bestimmt. Da sich aber später herausstellte, daß die wenig über 100 Mitglieder umfassende deutsch-akademische Vereinigung, die überdies ihre Energie für die verschiedenartigsten Zwecke (wie Reform der Burschenschaften, Frauenfrage u. a. m.) zersplitterte, für unseren Plan weder genügende Kräfte noch irgend welche Geldmittel hatte, so konstituierten sich die mit der Ausführung betrauten Männer (Herr von Schenckendorff, Dr. Küster, Th. Peters und ich) selbständig als Geschäftsausschuß für deutsche Schulreform, und die deutsch-akademische Vereinigung konnte selbst den zwar hartnäckig, aber schließlich erfolglos erhobenen Anspruch, als Firma für die Bewegung zu gelten, nicht durchhalten, da sie außer der persönlichen Tätigkeit ihres Vorsitzenden nichts leistete und besonders die fehlenden Geldmittel nicht von ihr, sondern von dem Vereine deutscher Ingenieure durch die Vollmachten seines Generalsekretärs Th. Peters beigesteuert wurden. Die Unterstützung dieses Mannes und seines Vereins muß ich dankbar als den wesentlichsten Gewinn jener Zeit anerkennen, weil beide mit ihren Erkenntnissen und Absichten meinen persönlichen Zielen am nächsten standen und in allen weiteren Stadien der Arbeit treue Kampfgenossen blieben. Der Geschäftsausschuß für deutsche Schulreform stellte nun nach mehrfachen Entwürfen des Abg. von Schenckendorff den Wortlaut der Eingabe fest, welche auf die Bitte an den Kultusminister hinauslief: „1. aus berufenen Kreisen Deutschlands Vorschläge und Gutachten zur Frage einer Reform der deutschen Schule einzuholen, 2. mit geeigneten Personen und Vertretern von Körperschaften, insbesondere auch mit solchen,

welche inmitten des heutigen Lebens stehen, über die Grundzüge dieser Reform und den Gang ihrer Durchführung in Beratung zu treten, sowie die Ergebnisse dieser Beratung tunlichst ausführlich der Öffentlichkeit zu übergeben."

Die Werbung der Unterschriften für diese Eingabe, an der sich auch der schon seit Jahren für die Gleichberechtigung der Realgymnasien vergeblich kämpfende Realschulmännerverein und besonders die Zweigvereine deutscher Ingenieure mit dankenswertem Eifer beteiligten, nahm fast dreiviertel Jahre (vom Herbst 1887 bis Sommer 1888) in Anspruch. Der Tod zweier deutscher Kaiser lenkte das Interesse von unseren Bestrebungen ab, eine Agitation im größten Stile verboten unsere beschränkten Geldmittel, und die deutsche Presse zeigte damals noch weniger Verständnis und Teilnahme für eine deutsche Schulreform, als heute, so daß von Tageszeitungen nur die Tägliche Rundschau für unsere Sache wirkte, diese aber auch mit solchem Erfolge, daß fast die Hälfte aller Unterschriften aus ihrem Leserkreise kam. Trotz dieser Hindernisse konnte die Sammlung mit der bedeutenden Zahl von 22 409 Unterschriften abgeschlossen werden, und der Beweis, daß nunmehr ein großer Teil des deutschen Volkes von der Notwendigkeit einer baldigen Reform des höheren Schulwesens durchdrungen sei und dieses Bedürfnis auszusprechen verlange, war damit zweifellos erbracht. Denn natürlich konnte diese Frage zunächst nur bei den gebildeten Kreisen des Volkes tätige Teilnahme erwecken, und fast nur aus diesen Schichten kamen denn auch die Unterschriften. Nahezu 70 v. H. derselben gehörten den akademisch gebildeten Berufen an, und von besonderem Gewichte war es für uns, daß 25 Stadtvertretungen und 16 Handelskammern und Gewerkvereine sich in corpore an der Unterzeichnung beteiligten. Die Freunde des Gymnasiums sahen unserer Bewegung anfangs tatlos zu, in letzter Stunde aber (Juli 1888) rafften sie sich zu einer Gegenagitation auf, indem sie die sogenannte Heidelberger Erklärung namentlich bei den Universitätsprofessoren und Gymnasiallehrern umlaufen ließen. Die Erklärung forderte, daß „an den Grundzügen des Lehrplans der humanistischen Gymnasien, insbesondere auch an der diesen Schulen eigentümlichen Beschäftigung mit griechischer Sprache und Literatur festzuhalten" sei. Sie fand indessen nur 4400 Unterschriften, und die geringe Wucht dieses Gegenschlages konnte für den Unbefangenen nicht erhöht werden

durch die anmaßende Erläuterung, daß hier die Stimmen gewogen, nicht gezählt werden müßten.

Schließlich trug auch diese Heidelberger Erklärung nur dazu bei, die Aufmerksamkeit aller deutschen Gebildeten auf die Schulreformfrage zu lenken und überall die Empfindung zu wecken, daß mit dieser Bewegung eine entscheidende Wendung auf dem Gebiete unseres höheren Schulwesens eingeleitet sei. Natürlich hatten wir allen Grund zu der Vermutung, daß der Unterrichtsminister von Goßler, der Vater der Lehrpläne von 1882, unseren Angriff gegen seine Schöpfung nicht willkommen heißen werde. Im Oktober 1888 wurde uns Gelegenheit gegeben, ihm die Eingabe samt den Unterschriften zu überreichen. Der Minister zeigte äußerlich das in solchen Fällen übliche Wohlwollen, allen wesentlichen Erörterungen wich er aber aus, stellte seine geringen Zusagen möglichst auf Schrauben und befestigte in uns allen die Empfindung, daß ihm die Schulreformbewegung eine ziemlich lästige Sache sei. Wir brachten zwar aus seinen Äußerungen in einem Berichte an die Öffentlichkeit, was sich unbeschadet der Wahrheit vertreten ließ, doch wußte jeder von uns, daß unsere Wünsche bei ihm weder genügendes Verständnis, noch weniger einen ehrlichen Willen zur Tat gefunden hatten.

Dieses Urteil wurde nur bestätigt durch eine Rede, welche der Minister in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 6. März 1889 hielt, nachdem anläßlich des Kultusetats mehrere Abgeordnete ihn wegen der Schulreform interpelliert und besonders der Abgeordnete von Schenckendorff unsere Eingabe und ihre Forderungen vertreten hatte. Anstatt sich als geistiger Führer in dieser Frage zu bekunden, der Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden vermöge (was man von einem Minister schlechterdings erwarten darf), berichtete er seinen Zuhörern unter „Heiterkeit", daß er alle Gutachten zur Reform, welche vom Jahre 1882 bis 1888 in Broschüren und Zeitungsartikeln erschienen seien, gesammelt und so die Zahl von 344 Vorschlägen erreicht habe. Er zog hieraus nicht den Schluß, daß die Reform, wenn sie so viele Köpfe beschäftigte, wohl dringlich sein müßte, sondern fand es bequemer, mit der angeblichen Verwirrung der Ansichten und Forderungen seine abwartende Stellung, d. h. seine Untätigkeit zu begründen.

Inzwischen hatte ich nach Ablieferung unserer Eingabe in der Stille und mit Unterstützung meines Ausschußkollegen Th. Peters alles vorbereitet, um die wachgewordene Teilnahme des Publikums nunmehr für mein bestimmtes Reformziel zu benutzen. Schon in einer vom Geschäftsausschuß unterzeichneten Eingabe an den Reichskanzler Fürsten Bismarck vom 30. September 1888, in welcher wir ihm den Erfolg unserer Bewegung mitteilten und ihn um seine Unterstützung baten, hatten wir uns nicht mehr auf den Nachweis der Reformbedürftigkeit beschränkt, sondern auch das Ziel einer etwaigen Reform angedeutet. „Es müßte" — heißt es da — „das eifrigste Bestreben einer Schulreform sein, den jungen Leuten, welche die höheren Schulen bis zu der wichtigsten Stufe der Berechtigung zum einjährigen Dienst besuchen (— denn nur in deren Interesse hätte der Kanzler von Reichswegen in die Schulorganisation der Einzelstaaten eingreifen können —), eine möglichst abgeschlossene, für das praktische Leben brauchbare Bildung mitzugeben und bis zu dieser Stufe die Lehrpläne der höheren Schulen so einheitlich und gleichmäßig zu gestalten, wie es irgend die Rücksicht auf die Fortsetzung des Unterrichts zuläßt." Auf diese Eingabe hatten wir indessen überhaupt keine Antwort erhalten, und wir hörten damals und später von gelegentlichen Äußerungen des Reichskanzlers, welche bewiesen, daß er teils noch völlig im Bannkreise des humanistischen Bildungsbegriffes befangen, teils zu bequem sei, um auch diese Frage noch „anzuschneiden". Zu einem Freunde unserer Bestrebungen sagte er: „Handelsminister habe ich schon werden müssen, soll ich nun auch noch Kultusminister spielen?" So blieben wir denn darauf angewiesen, unsere Ausdauer mit dem passiven Widerstande der kultusministeriellen Bureaukratie zu messen. Ich bereitete meinen Plan, einen Verein für Schulreform auf der Idee einer einheitlichen sechsklassigen Mittelschule zu gründen vor, sicherte mir die Unterstützung des Herrn Th. Peters und verfaßte im Februar 1889 eine dahinzielende Denkschrift. Als die oben erwähnte Märzverhandlung des preußischen Abgeordnetenhauses ohne befriedigendes Ergebnis für uns verlaufen war, versandten wir diese Denkschrift an die Unterzeichner der Eingabe und erhielten schon darauf eine ansehnliche Zahl von Beitrittserklärungen. Die Denkschrift im Wortlaut mitzuteilen, ist hier

nicht der Platz; es wird genügen, ihre Schlußsätze anzuführen: „Ein zu begründender Verein für Schulreform, welcher es sich zur alleinigen Aufgabe machte, mit einer über das ganze Reich verbreiteten Organisation durch Rede und Schrift das Verständnis für die einheitliche Mittelschule in allen gebildeten Kreisen zu fördern und alles zu tun, was zur Verwirklichung dieser Idee führen könnte, — ein solcher Verein würde mit Sicherheit den schließlichen Erfolg erwerben können. Eine seiner ersten Aufgaben würde sein, an den preußischen Kultusminister eine Eingabe zu richten. Dieselbe müßte auf die Bitte hinauslaufen, möglichst bald durch ausgedehnte praktische Versuche nach Art derjenigen, welche im Altonaer Realgymnasium angestellt sind, ermittelt zu sehen, ob bei Beginn des Lateinunterrichts in Untertertia, des griechischen in Untersekunda und bei verstärktem Betreiben dieser Sprachen in den oberen Klassen der Gymnasien bezw. Realgymnasien noch genügende Ergebnisse für diejenigen Zweige der akademischen Studien, welche der alten Sprachen bedürfen, geliefert werden können."

Am 4. April 1889 konstituierte sich auf dieser Grundlage der Verein für Schulreform und erläuterte in den ersten Paragraphen seiner Satzungen den Begriff der einheitlichen Mittelschule folgendermaßen: „Unter der einheitlichen Mittelschule ist eine sechsklassige Schule mit einem den Bedürfnissen angepaßten Lehrplan zu verstehen, welche die entsprechenden Klassen der Volksschule zur Voraussetzung hat und zugleich die gemeinsame Vorstufe für die oberen Klassen der jetzigen neunklassigen Schulen — Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschule — darstellt." Die naheliegende Frage, ob nicht der Verein aus sozialen Rücksichten in seinem Programme die Abschaffung der Vorschulen und die zwangsmäßige Angliederung der allgemeinen Volksschule an den höheren Unterricht aufnehmen solle, wurde in der konstituierenden Versammlung vom Lehrer Tews aufgeworfen, aber von mir mit der Begründung hinausgeschoben, daß zweifellos erst mit einem solchen Zusatze die Reform im sozialen Sinne vollständig sein würde, doch lasse sich diese weitere Arbeit erst dann mit Aussicht auf Erfolg beginnen, wenn durch eine Reform des

höheren Schulwesens nach unserem Programme der Boden für eine Ausgleichung der Klassen-Vorurteile geebnet sei.*)

Übrigens verlief die Begründung des Vereins nicht ohne störenden Zwischenfall. Herr Dr. Conrad Küster war zwar von uns eingeladen, im Vorstande des neuen Vereins auch fernerhin mit uns zusammenzuwirken, empfand es aber als unerträglich, daß wir seine deutsch-akademische Vereinigung fernerhin nicht als geeignetes Organ für unsere Schulreformbestrebungen anerkennen wollten und versuchte deshalb zusammen mit anderen in ihren persönlichen Interessen gekränkten Herren wie Dr. Göring u. a. eine Sprengung. Als das nicht gelang, konstituierte er mit Prof. Preyer und Dr. Hugo Göring am 15. April einen „allgemeinen deutschen Verein für Schulreform, die neue deutsche Schule", welcher zwar unseren Gegnern in der ersten Zeit einen willkommenen Vorwand bot, uns eine „Zersplitterung der Schulreformbestrebungen" vorzuwerfen, sonst aber sowohl für uns wie für die Sache in jeder Beziehung belanglos geblieben ist. Auch der Abgeordnete v. Schenckendorff ließ in jener Versammlung erkennen, daß er sich mit dem Vereinsprogramme als einem zu eng gefaßten nicht recht befreunden könnte, er trat deshalb auch nicht in die Leitung ein. Es muß aber anerkannt werden, daß er später die Richtung und Beschränkung unseres Zieles gebilligt, wenigstens sie im Abgeordnetenhause wiederholt warm unterstützt hat.

Seit dem 4. April 1889 ist nun der Verein in Tätigkeit. Seine Mitgliederzahl beträgt durchschnittlich 2500; mit dem auf gleicher Grundlage und bald nach ihm begründeten Vereine für Schulreform in Bayern (etwa 1500 Mitglieder) steht er in enger Verbindung; auch mit dem deutschen Realschulmännerverein hat er später nähere Beziehungen angeknüpft. Seinem geschäftsführenden Vorstande gehörten zur Zeit der Begründung außer mir die Herren Th. Peters, Oberrealschuldirektor Dr. Krumme (Braunschweig) und Realgymnasialdirektor Prof. Dr. Laubert (Frankfurt a. O.) an, nachdem ein Vertreter des Gymnasiums, Prof Dr. Reinstorff sehr bald durch Tod ausgeschieden war.*) Neben

*) Vgl. die Anmerkung über die Volksschule und ihre Lehrerschaft im Kapitel „Deutsche Politik".

**) Auch Dr. Laubert und Dr. Krumme sind inzwischen verstorben.

dem Vorstande sollte ein Ausschuß, dem mit der Zeit alle für die Schulreform in unserem Sinne literarisch oder in irgend einer Form öffentlich tätigen Kräfte beigetreten sind, für die Überwachung aller entscheidenden Schritte Sorge tragen und namentlich auch den Ortsgruppen des Vereins Gelegenheit bieten, ihre besonderen Wünsche geltend zu machen. Der literarischen Förderung der Vereinszwecke wurde die von mir herausgegebene „Zeitschrift für die Reform der höheren Schulen" (Braunschweig, Verlag von Otto Salle) gewidmet, welche zugleich als Vereinsorgan für die offiziellen Mitteilungen desselben dient.

Gemäß der in der Denkschrift ausgesprochenen Absicht beeilte sich nun der Verein, in einer Eingabe an den Kultusminister, welche im Oktober 1889 zur Absendung fertig war, um praktische Versuche zu bitten „zur Entscheidung der Frage, wie weit auf Gymnasien und Realgymnasien der Unterricht in den alten Sprachen aus den unteren Klassen in höhere ohne Schädigung der Abiturienten-Leistungen hinaufgeschoben werden könne." Diese Bitte war der bei diesem Minister naheliegenden Voraussetzung angepaßt, daß er sich unserem Programm völlig verweigern würde, wenn wir eben das Maß der Abgangsleistungen in den alten Sprachen herabsetzen wollten. Ich persönlich habe nie ein Hehl daraus gemacht, daß es mir eine Frage zweiten Ranges sei, ob die von mir angestrebte Reformschule den rein gelehrten Interessen in alten Sprachen noch so gute Dienste leiste, wie bisher die Gymnasien, wenn sie nur vor allem die nationale, praktische und sittliche Tüchtigkeit unseres Volkes erhöhen könnte. Wir sandten diese Eingabe ab, unterstützten sie auch mit einer ausführlichen Darlegung unseres Programms und mit einem von Dr. Kühn (Wiesbaden) verfaßten Entwurfe von Lehrplänen, obgleich der Minister schon vorher in einem Schreiben an den Verein unter Hinweis auf seine Erklärungen im Abgeordnetenhause ausgesprochen hatte, daß der Plan einer einheitlichen Mittelschule mit dreiklassigem Oberbau „nicht in der Richtung seiner zunächst anzustrebenden Verbesserungen des höheren Schulwesens liege." Wir erhielten denn auch überhaupt keine Antwort auf unsere Eingabe und durften von der Aussicht und dem guten Willen dieses Ministers so gut wie nichts erwarten.

Da aber nahm sich eine mächtigere Hand der geistigen Bedürfnisse unseres Volkes an. Es wurden zunächst private

Äußerungen des Kaisers Wilhelm II. verbreitet, welche seine Absicht verrieten, in die Schulreform einzugreifen. Unzweideutig bekundete sich dieser Wille dann in einem Erlasse betr. die Organisation des Kadettenkorps, welcher nach allgemeinem Gefühle seine Nutzanwendung auch auf den nichtmilitärischen höheren Unterricht finden mußte. Die erste sichtbare Wirkung dieses Erlasses auf den trägen Reformwillen des Kultusministers v. Goßler war in einer Rede im Abgeordnetenhause vom 18. März 1890 zu spüren, wo er alle Welt mit dem Versprechen überraschte, daß, „da im Wege der Literatur eine gegenseitige Verständigung und eine weitere Klärung der Frage nicht zu erreichen ist, einmal der Versuch gemacht werden soll, die größten Gegner untereinander in eine gemeinsame Enquete-Versammlung zu vereinigen." Da war plötzlich die Gewährung der Schlußbitte unserer Masseneingabe, die zwei Jahre vorher stillschweigend abgelehnt wurde. Und nachdem in der Sitzung vom 20. März der Abg. von Schenckendorff die Befürchtung ausgesprochen hatte, daß aus einer Verhandlung erklärter Gegner schwerlich etwas Positives hervorgehen werde, erläuterte der Minister seine Absicht des weiteren dahin: „Ich beabsichtige, die Gegner einzuberufen, nicht, damit sie sich gegenseitig tot machen sollen, sondern ich will Sr. Majestät den Vorschlag unterbreiten, dafür zu sorgen, daß man typische Vertreter der einzelnen Richtungen hat, die unter einander Gegner sind, nicht, daß ich sie dazu benutze, um eine solche Verwirrung herbeizuführen, daß man schließlich sagt: es ist das beste, es bleibt alles beim alten."

Daß diese Enquete-Versammlung am Schlusse des Jahres 1890 pünktlich einberufen wurde und unter dem allgemein angenommenen Namen „Dezemberkonferenz" die neuen Lehrpläne vom 1. April 1892 in wesentlichen Grundlagen vorbereitete, ist bekannt. Diesen Teil seines Versprechens hat der Minister also gehalten. Ebenso bekannt ist aber, daß er bei der Ausführung des Versprechens nicht nach seinem im Abgeordnetenhause klar dargelegten Plane vorging, daß er nicht die „typischen Vertreter der einzelnen Richtungen", sondern nur für die Gymnasialrichtung typische Vertreter, für die Reform aber mehr à discretion einlud, daß er überhaupt nicht nach dem Gesetze unbefangener Sachlichkeit, sondern mit der vorgefaßten Absicht, das Gymnasium nur zu stärken und die Reform unter dem Scheine freier Zustimmung

zu vereiteln, verfuhr und demgemäß von vornherein die Konferenz-Mischung parteiisch zusammensetzte. Diesem Urteile können heute selbst die Gymnasialfreunde nicht mehr widersprechen; sogar der Nachfolger des Ministers hat kein Hehl daraus gemacht, daß bei der Zusammensetzung der Konferenz nicht gerecht und unbefangen verfahren sei. Bekannt ist endlich, daß entgegen allen Berechnungen durch das Dazwischentreten des Kaisers die Konferenz in wesentlichen Fragen eine andere Wendung erhielt, als die gymnasiale Mehrheit sich vorgenommen hatte, und daß der Minister das Fiasko seiner Konferenz-Mischung, das ihm das Bildnis des Kaisers mit der Unterschrift „Hoc volo, sic jubeo" anschaulich vor Augen gebracht hatte, schon in den ersten Monaten des Jahres 1891 mit seinem Abschiede besiegelte.

Wenn trotz der ersichtlich tendenziösen Mischung der Konferenz auf die Frage: „Empfiehlt sich ein gemeinsamer Unterbau für Gymnasien und lateinlose Schulen überhaupt?" 15 Teilnehmer mit Ja (gegen 28 mit Nein) antworteten, so verrät das, wie stark die natürliche Kraft der Idee selbst in dieser Versammlung war und wie leicht sie den Sieg hätte gewinnen müssen, wenn wirklich bei den Einladungen mit Unbefangenheit verfahren wäre.

Im übrigen leistete die Konferenz genau die halbe und einheitslose Arbeit, die man sich nach dem verblüffenden Zusammenpralle des Kaiserlichen Willens mit den vorgefaßten Absichten der Konferenzmehrheit versprechen durfte. Sie konnte als Vertreterin eines entschwindenden Bildungswertes kein Organisches schaffen und hat es nicht geschaffen. Dennoch hat sie (wider Willen und halb unbewußt) das Neue angebahnt, insofern es der erste Anfang des Neuen ist, daß man das Alte niederreißt.*)

Ein durch Königliche Kabinettsordre eingesetzter Ausschuß (der sogenannte Siebener-Ausschuß, in welchem wiederum die gymnasiale Partei überwiegend stark vertreten war) erhielt nun die Aufgabe, dem Ministerium nach den von der Konferenz aufge-

*) Die kritische Würdigung der Schulkonferenz von 1890, welche in den beiden ersten Auflagen meines Buches an dieser Stelle folgte, habe ich für die Neuauflage gestrichen, da über den Charakter und Wert dieser Konferenz erhebliche Meinungsverschiedenheiten nicht mehr bestehen.

stellten Gesichtspunkten das Material im einzelnen vorzubereiten, damit bis zum 1. April 1892 nach des Kaisers Befehl die neuen Lehrpläne fertiggestellt werden könnten.

Inzwischen ließ der Verein für Schulreform nichts unversucht, um, solange noch eine Möglichkeit des Eingreifens vorhanden war, die Reform auf den rechten Weg zu bringen. Wenn wir auch klar voraussahen, daß diese Bemühungen einen unmittelbaren Erfolg nicht haben würden, so wollten wir doch nicht aufhören, die verfehlten Schritte, die man heute tat, im Lichte des Morgen zu zeigen, das für den Einsichtigen deutlich erkennbar bereits heraufdämmerte. Schon Ende Februar richteten wir deshalb an das preußische Abgeordnetenhaus eine Eingabe: „das hohe Haus der Abgeordneten wolle dahin wirken, daß die zum 1. April 1892 geplante Umgestaltung unseres höheren Schulwesens von den Beschlüssen der Dezember-Konferenz losgelöst und in die von uns vorgeschlagene Richtung hinübergeleitet werde." Der einzige Erfolg dieser ausführlich begründeten Bitte war, daß das Abgeordnetenhaus — über alles Maß verständnislos und träge in denjenigen Fragen, welche nicht den politischen Parteiehrgeiz aufstacheln — sich doch einmal für kurze Zeit darauf besann, es könne in einer Frage von so großer nationaler Bedeutung nicht völlig schweigen. Die Eingabe wurde also an die Unterrichtskommission verwiesen, beschäftigte dieselbe auch in $3^1/_4$ stündiger Verhandlung und kam mit dem Beschlusse an das Plenum heraus, „sie der Regierung als Material für die künftige Unterrichts-Gesetzgebung zu überreichen." Dieser Beschluß wurde dann aber im Plenum durch die Geschäftigkeit der gymnasialgesinnten Abgeordneten (Kropatschek, Graf und Genossen) hintertrieben und so gelangte die Eingabe als unerledigt nach Schluß der Sitzungszeit an uns zurück. Desgleichen blieb eine Immediateingabe in der Luft hängen, in welcher 70 preußische Städte mit nur einer höheren Lehranstalt am 5. Juni 1891 den Kaiser baten, einen gemeinsamen sechsklassigen Unterbau für alle höheren Schulen bei der bevorstehenden Reform einführen zu lassen.

Der unmittelbare Erfolg dieser Anstrengungen war also zunächst gleich Null. Dennoch hatten sie, wie wir später mit freudigen Empfindungen bemerkten, ihre stille Wirkung getan, und zwar an dem neuen Kultusminister Grafen Zedlitz-Trützschler, der in dieser Zeit gerade sich über die ihm überkommene Aufgabe der Einfüh-

rung neuer Lehrpläne orientierte. Eine andere höchst bedeutsame Frucht unsrer stetigen Bestrebungen war schon vorher sichtbar geworden. Nachdem schon gleich nach dem Amtsantritte des neuen Ministers, abweichend von dem bisherigen zurückhaltenden Verfahren, ein Ministerialrat im Abgeordnetenhause praktische Versuche mit verschiedenen neuen Schulreformen für zulässig, ja erwünscht erklärt hatte, wurde ein Gesuch bekannt, durch welches im Frühling 1891 die städtischen Behörden in Frankfurt a. M. den Minister um die Erlaubnis baten, einen Unterbau ausproben zu dürfen, der für Gymnasium und Realgymnasium gemeinsam bis Untersekunda, für beide Anstalten und die Oberrealschule gemeinsam bis Quarta einschließlich leiten sollte. Dieser Versuch deckte sich also völlig mit unserer an den Herrn v. Goßler gerichteten Forderung, nur daß wir grundsätzlich um des Sekundaabschlusses willen auch für die Oberrealschule den sechsklassigen gemeinsamen Unterbau wünschen und demgemäß für die Lateinanstalten den Lateinunterricht in Untertertia nicht zwangsmäßig, sondern wahlweise beginnen lassen — ein Unterschied, der zwar für die Gesamtorganisation und pädagogisch, aber nicht praktisch von Bedeutung ist. Die beiden Direktoren Reinhardt und Kortegarn, sowie die Lehrerkollegien, welche sich allen Vorurteilen zum Trotze zu diesem Versuche (der späterhin wirklich genehmigt wurde) zusammenfanden, haben sich ein großes Verdienst um die Schulreform erworben.

Am 7. Januar 1892, kurz vor der Veröffentlichung der neuen Lehrpläne, wurde uns Gelegenheit gegeben, mit dem neuen Kultusminister alle unsere Anliegen gründlich durchzusprechen. Diese Unterredung zählt zu den erquicklichsten Momenten unseres Reformkampfes. Wir begegneten einem Manne, der nicht im Staube der büreaukratischen Tretmühle schlaff geworden war, sondern frisch aus dem Leben an diese hohe Aufgabe mit vollem Bewußtsein ihrer Bedeutung herantrat und mit weitem Blicke den charaktervollen Willen verband, aus ihr zu machen, was sich aus einer durch die unheilvolle Konferenz halbverpfuschten Arbeit machen ließ. Er zeigte insbesondere Verständnis für die Bedeutung unseres Programms und bekundete alle seine klaren Erkenntnisse nicht einmal so rückhaltslos im Privatgespräche mit uns, als er es später öffentlich vor dem Abgeordnetenhause tat. Auf die Frage eines Abgeordneten, ob der praktische Versuch in Frankfurt a. M.

ernst gemeint sei, ob es nicht etwa nur eine Abfindung sein solle an die Richtung des Vereins für Schulreform, erklärte er, daß es ihm bei dieser ernsten Frage völlig fern liege, einen Versuch zuzulassen, „der mehr oder weniger dekorativer Natur sei". Es handle sich vielmehr dabei „um die Lösung einer praktischen Frage allerersten Ranges," und er bekenne, „daß, wenn dieser Versuch gelinge, *er auch praktisch verwertet werden müsse in der Entwicklung unseres höheren Schulwesens*". Er versprach nicht nur ähnliche Anträge anderer Städte „entgegenkommend und wohlwollend" aufzunehmen, sondern lehnte es auch nicht ab, „geeigneten Orts mit *staatlichen* Anstalten einzelne ähnliche Versuche zu machen". Vor allem aber wichtig erschien uns, daß er den reformatorischen Gedanken des gemeinsamen Unterbaues bis zu Ende durchgedacht hatte und nicht davor zurückschreckte, daß diese neue Schule zuletzt eine *Umwertung unseres bisherigen Bildungsbegriffes vom Klassizistischen ins Nationale und Naturwissenschaftliche* bewirken muß. Er deutete infolgedessen an, daß, wenn auch auf den künftigen Gymnasien für gewisse gelehrte Berufszweige an Latein und Griechisch nicht mehr so viel geleistet werde wie bisher, dies für die Schulreform nicht entscheidend sein dürfe, da ja das Fehlende auf der Universität nachgeholt werden könne. — Mit solchen freien und vollen Ausblicken hatte uns Herr v. Goßler niemals verwöhnt. Wer mag es uns verargen, daß wir auf diesen seinen Nachfolger große Hoffnungen setzten und uns nur mit tiefem Bedauern in das Unabänderliche fügten, als Graf Zedlitz-Trützschler schon nach kurzer Regierung an seinem unbegreiflichen Volksschulgesetze scheiterte!

Indessen auch dieser kurzen Gunst des Schicksals durften wir uns schließlich freuen, denn nur ihr haben wir es zu danken, daß die neuen Lehrpläne, obgleich sie im wesentlichen auf den Konferenzbeschlüssen stehen bleiben mußten, doch deutlich in eine Zukunft nach unseren Wünschen weisen und grundsätzlich an mehr als einem Punkte mit den heiligsten Ueberzeugungen des Klassizismus brechen. Als die Gymnasial-Direktoren Uhlig und Jaeger von der Konferenz nach Hause zurückkehrten, war ihnen noch leidlich sieghaft zu Mute, wenn sie auch der Vorsicht halber einen Gymnasialverein zur Abwehr der Reformbestrebungen begründeten. Als aber die Lehrpläne veröffentlicht waren, erklärte Prof. Jaeger

ehrlich, wie es seine Gewohnheit ist: „Wir sind eine geschlagene Armee.“

Tatsächlich ist eine stillwirkende klassizistische Schwindsucht in dieser neuen Lehrverfassung, die selbst dem Altphilologen den Betrieb der klassischen Sprachen bald verleiden und so den Verlauf der „historischen Entwicklung“ beschleunigen muß. Im preußischen Kultusministerium blieb, wenn auch vielleicht nicht ganz das Temperament, so doch die Richtung des Vorgehens unter der neuen Leitung dieselbe. Dr. Bosse bestätigte uns in einer Anfang Juli 1892 bewilligten Unterredung, daß er etwaige Anträge der größeren Städte auf Versuche mit dem gemeinsamen Unterbau bereitwilligst fördern wolle und fügte sogar hinzu, daß nach seiner persönlichen Auffassung für den Versuch in Frankfurt a. M. nicht die neun Jahre eines vollen Lehrganges zu vergehen brauchten, um über den Erfolg zu entscheiden. Das Hemmnis für unsere Pläne lag also jetzt nicht mehr bei der obersten Schulverwaltung, sondern in dem passiven Widerstande der ausführenden, namentlich auch der Aufsichtsbeamten, und diese fanden ihre Stütze in den Gewohnheitsbegriffen der herrschenden Gesellschaft, welche ihre eigene Wertschätzung von dem alten Gymnasialhochmut genommen hat und davon nicht lassen mag.

Einstweilen durften wir mit den Erfolgen unserer Arbeit zufrieden sein. Sie genügten auch, um manchem National-Gesinnten den Zusammenhang zwischen Deutschbewegung und Schulreform zum Bewußtsein zu bringen. Ich weiß aus mancher Äußerung, daß man sie bis dahin im Lager der Nationalgesinnten für eine etwas sehr entlegene „Spezialität“ und jedenfalls für ein recht mühseliges und trockenes Stück Arbeit gehalten hatte. Es war, nachdem ich diese Reform bisher fast nur und sehr gegen meine Neigung mit Gründen praktischer Nützlichkeit hatte verteidigen müssen, nun endlich die Zeit gekommen, den Wein der nationalen Begeisterung zum trockenen Brote zu reichen, und dazu gab mir ein Angriff des Herrn Uhlig, den man in seiner Trockenheit und unerschütterlichen Selbstzufriedenheit den Famulus Wagner der Gymnasialpartei nennen kann, erwünschte Gelegenheit.

Direktor Uhlig und höhere Gesichtspunkte.

(25. November 1892.)

Der Heidelberger Gymnasialdirektor und Prof. Dr. G. Uhlig hat in einer Broschüre „Die Einheitsschule mit lateinlosem Unterbau" (Heidelberg, Winters Verlag, 1892) die Absichten des Schulreformvereines, bevor sie noch über den Frankfurter Versuch hinaus Gestalt und Wirklichkeit bekommen haben, kritisch zu Pulver gerieben und für jeden gesund denkenden Menschen einfach beseitigt. So wenigstens urteilen einige Rezensenten der Uhligschen Richtung. Nun sind das allerdings Freunde, wenn nicht des Verfassers, so doch jedenfalls der Sache; sie wären auch ohne diese Broschüre von dem alleinseligmachenden Gymnasium überzeugt gewesen. Um so mehr hätte es mich damals (d. h. gleich nach dem Erscheinen der Broschüre) interessiert, zuverlässig zu erfahren, ob jemand und wie viele nach des Heidelberger Direktors Einrede von den Reformpfaden abgebogen wären? Herr Uhlig möge mich nicht einen Augenblick mißverstehen; meine Neugierde hatte nur praktische Absichten. Ich wollte wissen, ob ich als gewissenhafter Leiter meines Vereines für Schulreform, um Schaden zu verhüten, mich und etwaige Mitarbeiter in die Unkosten einer ausführlichen Erwiderung werfen müßte, oder ob ich es billiger haben könnte.

Indessen wie das so geht, wenn man das ganze Jahre hindurch auf Vorposten stehen und jeden Angriff abwehren muß: Die Gewissenhaftigkeit wird zuletzt eine Pedanterie und unsere innerste freiere Natur kommt uns wohl gar abhanden aus Sorge um das, was andere Leute unserer Gewissenhaftigkeit aufnötigen. Ich war also anfangs von der praktischen Notwendigkeit einer Erwiderung so gut wie überzeugt, beriet mit einigen Reformgenossen nur das Wie und reiste dann in die Sommer-Erholung nach Norwegen mit dem höchst ärgerlichen Gedanken, daß mir nach den sechs freien Wochen etwas sehr Dürres, Trockenes, Langweiliges bevorstände, solch ein Ding, das der gebildete Europäer mit einem Augenaufschlag und einem unterdrückten Gähnen im Tone wohlgemessener Anerkennung als eine „sachliche Arbeit" zu bezeichnen pflegt. Jawohl — aber in sechs Wochen wird man unter Umständen wieder Mensch, besonders in Norwegen, wo die Luft einem so frisch über die Lungen geht und die großen Einsamkeiten alles Episodische und alles Nebenwerk in einer empfänglichen Seele einfach totschweigen. Herr Uhlig mag es mir

nicht übel nehmen, wenn ich offen bekenne, daß mir da oben in Norwegen nach einigen Wochen bei zufälligem Gedenken die Frage kam: Was ist dir eigentlich Herr Uhlig, daß du ihm in den trockenen Ton folgen müßtest, den er dir in seiner Broschüre vorgesprochen hat? Was sind dir die Leute in und außer dem Schulreformvereine, die es dir etwa zur Pflicht machen wollen, auf eine Fuhre kleingemachtes Holz genau eine Fuhre im nämlichen Formate zurückzugeben? Wie? Ist nicht auch Herr Uhlig einmal hier in Norwegen gewesen? Hat er etwa nur in den höheren Schulen von Christiania Besuche gemacht, um zu finden, daß diese Reformschulen nichts taugen? Oder hat auch er diese nachdenklichen Gebirgseinsamkeiten gesehen und den kühlen und keuschen Freiheitsatem eingesogen, der um dieses noch in jeder Faser echt germanische Volk weht? Die Norweger rekrutieren ihre Bildungstruppe nun schon seit einem Menschenalter aus jener einheitlichen Mittelschule, welche Herr Uhlig so sehr verabscheut. Es kann ihm doch nicht entgangen sein, daß in diesem Volke ein frischer Hauch modernen Geisteslebens weht, daß es regsam ist auf allen Gebieten und trotz großer Armut des Landes nichts weniger als unfrei, sondern im ganzen Gepräge seines äußeren und inneren Wesens noch gerade so unbekümmert selbstbewußt und germanisch herrschaftlich, wie ehemals zu Wikingerzeiten. Das kleine Volk von zwei Millionen Köpfen hat eine höchst achtbare Handelsflotte, seine Matrosen zählen zu den besten, seine Kapitäne genießen den Ruf, kühn im Wagen und gewissenhaft in der Ausführung zu sein. Die norwegische Frau empfinden wir nicht so weiblich wie unsre deutschen Frauen, in ihrem freieren Wesen prägt sich die Herrschaft des Verstandes aus und eine bereits zum sicheren Rechte gewordene Gewohnheit, das Schicksal mit eigener Hand zu gestalten. Das wirkt kühl und befremdlich — ich will es nicht leugnen, aber wer mag heute entscheiden, ob nicht gerade auf diesem Wege die Rettung germanischer Sittlichkeit aus dem Schlamme käuflicher Sinneslust zu finden ist, in welchem unsere Kultur zu ersticken droht! Der Mann und die von ihm gestaltete Gesellschaft haben die Heiligtümer des Weibes preisgegeben, was Wunder, daß die Frau mit eigener Kraft sie sich wiederzuerobern sucht!*) Die Ibsenschen Frauen-Dramen sind, wie ich erst auf dieser

*) Vgl. auch die Anmerkung zu dem Abschnitte „Frauenfrage“ im Kapitel „Reines Deutschtum“.

Reise erfahren habe, viel weniger ergrübelt und ertüftelt, als es uns auf den ersten Blick scheinen will. Wenn man die Einsamkeiten Norwegens mit der Phantasie durchlebt und die individuelle Prägung in den Gesichtern der norwegischen Frauen enträtselt hat, dann weiß man, daß auch jene scheinbar so abstrakten Dichtungen tief in den Regungen des Volksgeistes wurzeln. Und endlich der norwegische Bauer? Ja, er ist der eigentliche Herr dieses germanischen Bauernstaates, und auf seinen Namen geht (wie ich Herrn Uhlig zugeben muß, wenn er es mir einwenden sollte) jene tolle, echt germanisch-partikularistische Politik, welche um jeden Preis Norwegen von Schweden trennen möchte und nicht sehen zu wollen scheint, daß England oder Rußland, falls wir Deutschen nichts dagegen einzuwenden hätten, die schönen eisfreien Häfen an der norwegischen Küste sehr gut gebrauchen könnten. Eine Lostrennung von dem übergeduldigen schwedischen Nachbar um den Preis russischer Sklaverei — das wäre allerdings ein Abderitenstreich, der viel beweisen würde, meinetwegen auch gegen die norwegische Schulbildung. Aber so weit sind wir noch nicht; die Norweger haben während der Kabinetskrise des vorigen Sommers einen Blick in die Sackgasse ihrer politischen Torheit getan und werden schwerlich auf diesen Weg zurückkehren.*) In meiner Unterhaltung mit gebildeten Norwegern bin ich vielfach der Meinung begegnet, daß die eigentliche Triebfeder dieser ganzen verfehlten Politik der Ehrgeiz des Herrn Björnson sei, der es am Ende seiner Dichterlaufbahn für einen reizvollen Abschluß halte, der erste Präsident einer nordischen Republik zu werden. Die Bauern hatten jedenfalls zum größeren Teile keine Ahnung, wohin man sie führen wollte, als man ihre ererbten Sparsamkeitsinstinkte zu solchen politischen Phantomen ausbeutete.

Die norwegischen Schulen habe ich nicht besuchen können, weil sie Ferien hatten; dagegen fand ich oft Gelegenheit, mit Schülern aller Klassen zu sprechen. Sie waren durchweg mindestens ebenso frisches, lebensfrohes germanisches Blut, wie unsere Jungen, und Brillen oder Kneifer habe ich sowohl bei ihnen wie bei den Erwachsenen weit seltener gefunden, als wir das in Deutschland gewohnt sind. Mein Gesamteindruck von dem norwegischen Volke

*) Anmerkung der 3. Auflage: Dieses Vertrauen auf den gesunden Sinn der Norweger hat sich inzwischen gerechtfertigt. Die Norweger haben auf den Weg einer Verständigung mit Schweden eingelenkt.

war der günstigste und anheimelndste. Immer wieder stieg mit einem gewissen Neidgefühl der Wunsch in mir auf: Stände doch dein Volk so sicher und stolz auf seiner germanischen Art, wie diese Nachkommen der alten Normannen! Ich sehe natürlich ein, daß die Unwirtlichkeit Norwegens und seine politische Abgeschlossenheit das beste zu solchem Erfolge getan haben, und ich bin keineswegs so verbohrt, zu glauben, daß die einheitliche Mittelschule nach kaum dreißigjährigem Bestehen schon ein Bedeutendes hätte mitwirken können. Aber es bleibt doch Tatsache, daß die Norweger vor dieser Zeit auch ihr humanistisches Schulsystem nach deutscher Art besaßen, daß sie es abwarfen und nun mit dem neuen System ihre germanische Art nicht verkümmert und unterdrückt, sondern in jeder Beziehung frei und leicht gefördert sehen.

Das aber bleibt die entscheidende Probe für alle Schulsysteme: Gibt eine Schule den Zöglingen das Bewußtsein, mit jeder Faser im natürlichen Boden ihres Volkstums zu wurzeln und erscheint jede höchste Blüte geistiger Erfolge im organischen Zusammenhange mit den nationalen Elementen der Bildung, dann ist die Schule volksgemäß und gesund. Bedeutet aber der Eintritt in eine Schule für den Schüler eine Versetzung in anderes Erdreich und macht ihn die so gewonnene Bildung seiner angeborenen Volksart allmählich fremd und verständnislos, dann ist die Schule ungesund, mögen auch ihre geistigen Früchte aus dem willkürlichen Gesichtspunkte eines fremden Bildungsbegriffes noch so glänzend erscheinen.

Da bin ich aber schon mitten in der Sache, d. h. in der Antwort, die ich Herrn Uhlig zu geben beschloß, nachdem mich die nordische Luft und die dortigen Eindrücke von aller pedantischen Sorgsamkeit befreit hatten. Er darf nun meine Antwort unsachlich nennen, so weiß ich dennoch, daß ich erst jetzt, indem ich ihm zu erkennen gebe, wie ich persönlich zum Kampfe für die deutsche Schulreform gekommen bin und was sie mir im Zusammenhange meiner Weltanschauung des Deutschgedankens (abgesehen von allen praktischen Vorteilen) bedeutet, völlig wahrheitsgemäß und im höchsten Grade sachlich bin. Herr Uhlig hat nämlich in seiner Broschüre mit unendlicher Sorgsamkeit und ebensoviel Kleingeisterei die praktischen Gründe zu entkräften versucht, mit welchen ich für den Verein für Schulreform in einer Eingabe an den Minister von Goßler vom 3. Oktober 1889 die einheitliche Mittelschule

empfohlen habe. Die Reformschule mit gemeinsamem Unterbau, meint er, würde den Zudrang zu den gelehrten Berufsarten nicht vermindern, sondern vermehren; sie würde den Schüler nicht vor Überbürdung schützen, sondern diese Gefahr in einer Reihe von Klassen steigern; sie würde den Eltern die Wahl des Berufes für ihre Söhne keineswegs erleichtern und größere Zufriedenheit mit der Gestaltung des öffentlichen Unterrichts nicht schaffen. Ich könnte nun und müßte vielleicht dagegen einfach die Leitsätze jener Eingabe hier wiederholen und bin sicher, daß sie inzwischen ihre unmittelbare Überzeugungskraft für keinen unbefangenen Kenner unserer deutschen Bildungs- und Lebensverhältnisse verloren haben; aber ich verzichte darauf, weil ich immer deutlicher fühle, daß die Wahrheit meiner Schulreformziele auf festerem Grunde steht und in höheren Bereichen heimisch ist, als in der nüchternen und kleinlichen Berechnung der sogenannten praktischen Verhältnisse. Kulturpolitik machen, heißt in unserem Zeitalter großgeistige Forderungen der kurzsichtigen Mehrheit allmählich unter die Augen rücken, indem man ihr zeigt, daß auch die Verlegenheiten des Augenblicks, die jeder empfindet und jeder übersehen kann, durch jene Forderungen ihre Abhilfe finden würden. In diesem Sinne habe ich Schulreformpolitik getrieben und mit rein praktischen Leitsätzen Anhänger dafür geworben. Aber wer mich darum für einen von der Hand in den Mund-Politiker hält oder dafür ausgeben will, der täuscht sich und Andere über mich. Ausdrücklich lege ich hier vor Freunden und Gegnern das Bekenntnis ab, daß mir die ganze Schulreform nicht das Nachdenken einer Stunde, geschweige denn die beharrliche Arbeit vieler Jahre wert gewesen wäre, wenn sie meinen persönlichen Idealen und den gewissenhaft erwogenen Bedürfnissen meines Volkes nicht mehr bedeutete, als bloß dem praktischen Nutzen und der Bequemlichkeit bei Eltern und Schülern zu dienen. Bloße Nützlichkeit ist Tageswerk und weiter nichts; Nützlichkeit aber, welche den Vorposten neuer Ideale macht, beweist, daß das Gute und Wahre zugleich das Natürlichste und Zweckmäßigste ist.

Der leitende Gedanke für unsere vaterländische Entwicklung seit den letzten Kriegen ist die innere Erneuerung des deutschen Volkstumes als Folge und notwendige Ergänzung des äußeren Einigungswerkes. Zu dem bewußten Diener dieses Gedankens habe ich mich gemacht, seitdem ich Ge-

legenheit habe, in der Leitung eines großen Blattes auf ein gebildetes Publikum über das ganze Deutsche Reich zu wirken, wenn ich auch freudig zugestehe, daß ich erst allmählich von einer mehr oberflächlichen zu einer tieferen Erfassung des Deutschgedankens durchgedrungen bin. Zuerst schien mir nichts wichtiger, als im Deutschen den Stolz auf seine nationale Art im Vergleich und Gegensatz zu anderen Völkern zu heben, ihn aus der pedantischen Engigkeit seiner innerpolitischen Querelen zu dem weiteren Gesichtskreis seines Weltmachtberufes hinausführen zu helfen. In diesem Stadium setzte ich in gemeinsamer Arbeit mit Dr. Karl Peters meine besten Kräfte an die kolonialpolitischen Ziele und insbesondere an die Begründung der ostafrikanischen Kolonie. Das große Publikum hat im wesentlichen nur seinen Namen mit diesem Werke verknüpft, und wenn ich auch keineswegs gesonnen bin, auf meinen Verdienstanteil vor der Geschichte zu verzichten, so muß ich doch selber zugeben, daß seine Konquistadoren-Persönlichkeit, wie sie u. a. in den Abenteuern vor und während des Emin Pascha-Zuges allen erkennbar wurde, sich auf das Natürlichste und Anschaulichste für jede menschliche Phantasie mit dem Begriffe einer Kolonialgründung verknüpft. Sein geistiges Wesen hätte keinen passenderen Ausdruck finden können, als in jenen afrikanischen Abenteuern mit ihren aufs höchste gespannten Willensmomenten und ihren unbegrenzten Rücksichtslosigkeiten. Aber sein Charakter wie seine Auffassung des Nationalgedankens lebten sich in diesem Werke nicht nur am besten aus, sondern sie sind darin auch bis auf den Grund ausgeschöpft.

Für mich wurde der Geist des Nationalbewußtseins, der sich in der ersten ostafrikanischen Gesellschaft von Dr. Peters auf eine große Anzahl jugendlicher Kopien vervielfältigte, sehr bald eine trostlose Armseligkeit. Ich fühlte deutlich, daß auf diesem Wege nur ein Bramarbas-Patriotismus von halb englischer, halb französischer Zucht, niemals aber ein innenkräftiges Deutschtum liegen könne, und so war es kein Zufall, sondern eine innere Notwendigkeit, daß gegen Ende des Jahres 1885 meine Verbindung mit diesem Geiste zerriß. Ich hörte nicht auf, für deutsche Kolonialpolitik einzutreten, aber meine Tatlust wandte sich seit jenem Augenblick zunächst der Reform des höheren Schulwesens zu, und ich merkte deutlich genug, wie viel ich damit den innersten Quellen einer Erneuerung des deutschen Geistes näher gerückt war. „Der Schul-

meister schlägt wieder durch" mögen manche meiner kolonialen Arbeitsgenossen gedacht haben, und ich weiß aus einigen Briefen meiner Leser, daß man das neue Thema trocken und eigensinnig fand. Aber im Laufe der Zeit und namentlich, als man sogar den Kaiser an dieser scheinbar so nüchternen und abstrakten Aufgabe sah, wird manchem wohl die Erkenntnis aufgedämmert sein, daß eine Schulreform doch heilsam und ein dringliches Stück deutscher Kultur-Politik sein könne, wenn man nur ihre tieferen Zusammenhänge erkennt.

Wenigstens kommt solche tiefere Bedeutung der jetzigen Schulreform zu. Nicht etwa wird nur der Lehrplan höherer Schulen von Schema A auf Schema B umgestimmt, sondern es handelt sich um eine deutsche Kulturreform, die in ihren Folgen ebensoweit, ja weiter tragen wird, als ehemals der Kampf der Humanistik gegen die Scholastik. Wurde damals die freie und große Menschlichkeit in ihre Rechte eingesetzt gegen das kirchlich Enge und Kleine, so soll jetzt im Bunde mit moderner naturwissenschaftlicher Weltanschauung die deutsche Volksseele befreit werden aus dem Banne der Ausländerei, welche Jahrhunderte lang von deutschen Gelehrten für Zuwachs und Veredelung unserer eigenen, angeblich unzulänglichen Kraft gehalten wurde, in Wahrheit aber ein taubes Reis an unserm Baume stets gewesen ist und immer bleiben würde. Es gilt den Versuch, ureigener deutscher Art gemäß das bisher nur äußerlich politisch gehandhabte Nationalitätsprinzip bis in seinen innersten Gehalt zu ergründen; es muß erprobt werden, ob nicht auf dem Deutschgedanken, der jedesmal in den schlimmsten Zeiten seine unvergleichlich begeisternde Kraft an unserem Volke offenbart hat, endlich auch der Organismus einer deutschen Kultur erwachsen kann. Wir haben bisher nur die Erbauung unserer nationalen Sonn- und Feiertage von diesem Gedanken genommen; sollten wir nicht auch wochentags davon leben, unser tägliches Brot für Geist und Gemüt davon nehmen, uns daran aufrichten und damit schmücken können? Die Glaubensgemeinschaften des Christentums zerfallen vor unseren Augen, das religiöse Empfinden zieht sich in die Persönlichkeit zurück, und die Menschen begeben sich auf die Suche nach neuen Stützen für eine feinere, edlere Sittlichkeit. Wie gewöhnlich, suchen auch jetzt wieder viele das Heil in der freien Luft des allgemeinen Mensch-

heitsideals. Es wird aber die Stunde kommen, wo diese Luftschiffer zu Boden stürzen und begreifen werden, daß sie das einfachste und natürlichste Heilmittel übersehen haben. Ehe das Christentum zu uns kam, waren wir ein adliges und sittliches Volk, wie Tacitus bezeugt; nun hat die Kirche viele Jahrhunderte über uns geherrscht, und wir wollen nicht mit ihr rechten, ob sie mehr Segen oder mehr Unheil an uns gewirkt hat. So viel aber ist heute vielen und nicht den Schlechtesten klar, daß, was wir fernerhin zur Veredelung unserer — christlichen oder deutschen, das ist nicht mehr zu unterscheiden — Sittlichkeit wirken sollen, nicht von der Kirche und ihren Priestern, sondern aus den ererbten edlen Trieben unserer Rasse und einer diesen Trieben angepaßten Auffassung christlichen Wandels kommen wird. Das Stärkere wird nun wieder das Volkstum, wie es das Frühere und Ursprüngliche war; niemals und nirgendwo läßt sich Natur ihre Rechte verkürzen. — Späteren Ausführungen muß ich es vorbehalten, diese Überzeugungen des Näheren zu begründen und wenigstens an einem Gerüste zu zeigen, wie ich den Aufbau einer praktischen, sittlichen und ästhetischen Weltanschauung auf dem Deutschgedanken mir vorstelle.*) Im Zusammenhange der heutigen Betrachtung genügt es, die Schulreform als einen wichtigen und unentbehrlichen Zugangspunkt zu diesem neuen Kultursystem erwiesen zu haben. Die klassizistische Schule hat von Anfang an keinen rechten Zusammenhang weder mit dem Christen-, noch mit dem Volkstum, folglich auch nicht mit deutscher Sittlichkeit, Dichtung und Kunst gehabt. Wer Augen dafür hat, kann schon an Luther merken, daß er diesem fremdländischem Gewächs innerlich fremd und nur um erhoffter praktischer Vorteile willen nicht unfreundlich gegenübersteht. Nun aber fallen solche Nützlichkeits-Erwägungen fort. Die kühle Luft des Klassizismus mit ihren frostigen Abstraktionen und höchst zweifelhaften Sittlichkeitswerten wird mehr und mehr unerträglich. Wir bedürfen des warmen deutschen Lebensatems in allen unseren Einrichtungen, und jede Schule, die sich dem Volkstume nähert, wird uns mehr von dieser nötigen Wärme geben, als der Klassizismus.**)

*) Diesen Vorsatz habe ich in dem Aufsatze „Reines Deutschtum" auszuführen versucht.

**) Vgl. dazu auch das Kapitel „Der deutsche Kulturgehalt unserer Wehrkraft."

Diese geistige Wiedereinsetzung der Volksseele ist das eine der beiden großen Ziele unserer Schulreform. Das andere aber, die soziale Gesundung Deutschlands, ist zwar nicht durch sie allein zu erreichen, aber doch abhängiger von ihr, als man gewöhnlich erkennen mag. Wenn wir noch hoffen dürfen, daß sich die revolutionäre Absicht der Sozialdemokratie allmählich in einen sozialreformatorischen Willen umstimmen lassen werde — worauf steht diese unsere Hoffnung? Auf dem Glauben etwa, daß sich mit einem Schlage oder auch nur in kürzerer Zeit das kapitalistische Wirtschaftssystem trotz der Konkurrenz des Weltmarktes in ein nationalgenossenschaftliches umwandeln lassen werde? Aber es war ja nicht freier Menschenwille, der jenes kapitalistische Wirtschaftssystem und damit die Sklaverei des Arbeiters schuf, sondern die Dampfkraft war es und die damit verbundene Beschleunigung der Produktion und Verteuerung ihrer Mittel! Mithin wäre eine sozialwirtschaftliche Reform so schnell wie die Zeit sie verlangt, nur auf dem Wege internationaler Verständigung oder einer Selbstbescheidung der einzelnen Völker zu erwarten. Beides ist Chimäre, so lange die unsittliche Erwerbsgier auf der einen und die grollende Ungeduld der Handarbeiter auf der anderen Seite fortdauern. Neue Zustände lassen sich also nur langsam von unten herauf, namentlich durch Reformen unseres Schulwesens vorbereiten. Wir müssen erkennen, daß zunächst wenigstens bei dem deutschen Arbeiter der sozialdemokratische Groll nicht hauptsächlich aus dem Besitzneid, sondern aus dem nur allzuberechtigten bitteren Bewußtsein seiner gesellschaftlichen Vereinsamung entstanden ist. Er muß ja täglich erfahren, daß das Arbeitskleid, welches ihn ehren sollte, ihn von dem Umgange mit seinen wohlhabenden Volksgenossen ausschließt. Warum sollte er denn gegen diese brutale und wahrhaft hirnverbrannte Ungerechtigkeit Duldung üben? Im Gegenteil, wenn man das beobachtet, wie irgend ein sittlich durch und durch verfaulter Tagedieb, der seine frivolen Genüsse vielleicht an der Börse zusammenschwindelt, sich gegen einen von saurem Tagewerk heimkehrenden Arbeiter „vornehm" heraushebt, bloß weil er Kleider nach der neuesten Mode trägt; oder wenn man sich vorstellt, daß jeder ehrbare und sonst durchaus wohlwollende Mann aus der sogenannten besseren Gesellschaft (von Frauen gar nicht zu reden) sich heutzutage mit jedem Lumpen im Frack abfindet, die unbeholfenen Manieren eines ehrlichen Arbeiters im Sonntagsrock aber nur mit

einem besonderen Aufschwung seines Billigkeitsgefühles dulden würde; wenn man sieht, wie hartnäckig sich die höheren Stände in Norddeutschland sträuben, ihre Kinder mit der Nachkommenschaft der Arbeiter in die Volksschule zu schicken — dann kann man bei allen diesen Tatsachen unseres gesellschaftlichen Gemeinbewußtseins nur staunen über die Gutmütigkeit unserer Arbeiter, daß sie den Unfug so lange ertragen haben. Ein Unrecht liegt da zu Tage, das wir nur zu mildern brauchen, um der Sozialdemokratie in Deutschland ihren schlimmsten Stachel zu nehmen. Freilich haben sich nun schon längst die Sozialdemokraten aus der gesellschaftlichen Geringschätzung der höheren Stände den Stolz ihres Standes gemacht; kein gebildeter Arbeitgeber wird sich hoffentlich noch einbilden, daß er den Durst seiner „Leute" nach gesellschaftlicher Anerkennung mit ein wenig „Leutseligkeit" bei besonderen festlichen Anlässen abspeisen oder daß er in der beliebten Rolle eines „Vaters seiner Arbeiter" mit einem ab und zu aufgeführten Rührstück auf die Dauer etwas ausrichten könne. Nein, der Umschwung muß teurer erkauft und mit dem ehrlichen Verzicht auf alle diese albernen Gesellschafts-Eitelkeiten begonnen werden, die wir mit dem Namen Kastengeist selber gelegentlich bespötteln, aber trotzdem im Großen wie im Kleinen, in den Städten wie auf dem Lande ruhig fortwuchern lassen, obgleich wir gestehen müssen, daß er in solcher lächerlichen Ausartung außer bei uns vielleicht nur noch bei den Chinesen zu finden ist. Und doch kannten unsere germanischen Vorfahren in ihrem stolzen Persönlichkeitsbewußtsein solche Unterschiede nicht; sie lebten in dem gesellschaftlichen Zustande, den vor Jahren schon der norwegische Bauernstaat durch Abschaffung des Adels wiederhergestellt hat. Aber Fürsten und Kirchen fanden bei uns Deutschen später einen so willigen Boden für die ständische Gliederung, daß man gern Talent dafür voraussetzen und manche guten Früchte eines gesund organisierten Ständewesens anerkennen darf, obgleich schon einmal in unserer Geschichte der unterste Bauernstand nahe daran war, die lange und schwer drückende Hochmutsleiter der höheren Stände von seinem geduldigen Nacken abzuschütteln. Aber mit welchem Rechte nun sollte unsere jetzige gesellschaftliche Schichtung gegen die Ansprüche der Sozialdemokratie verteidigt werden? Diese „Ständegliederung", in der unsere tüchtigen Mittelschichten der unabhängigen Bürgerelemente, der Handwerker und Kaufleute, längst keine würdige Stellung mehr

finden und die auch in ihren obersten Stufen der Offizier- und Beamtenkreise vom höheren Gesichtspunkte einer aristokratischen Auslese fragwürdig zu werden beginnt, nachdem sogar die fremde Rasse der Juden in diesen Kreisen gesellschafts-, weil heiratsfähig geworden ist?

Nein, diese Gesellschaftsordnung ist nicht haltbar und muß reformiert werden; das Gold hat zu viel, die Ehre der Arbeit zu wenig Platz in ihr. *Eine Schichtung wird und muß immer bleiben*, selbst in republikanischen Staaten kann man sie nicht entbehren, weil der Mensch auch des äußeren Ansporns bedarf, um seine Kräfte zu entwickeln. Aber die Tüchtigkeit muß das einzige Maß sein, und jede Tüchtigkeit muß den Weg frei finden, um aus der untersten Schicht der Gesellschaft in die oberste durchzudringen. Wo aber könnte man die künstlichen Schranken leichter niederlegen, als in der Schule, wo sie dem *werdenden* Menschen als Hindernis im Wege stehen? In diesem Sinne ist mir die einheitliche sechsklassige Mittelschule, für die ich kämpfe, immer als ein wertvoller Hebel des gesellschaftlichen Ausgleichs erschienen, und öfter schon habe ich bei guter Gelegenheit nachgewiesen, wie viel wir durch solche Reform für unsern sozialen Frieden gewinnen können. Denn wenn erst einmal die künftigen Zöglinge dieser Schule den Segen der gemeinsamen Quelle alles höheren Unterrichtes empfunden haben werden, dann wird es ein Leichtes sein, nun auch den letzten Schritt zu tun und an Stelle der Vorschulen, dieser Pflanzstätten verderblichen Mißtrauens zwischen Arbeiter und Gesellschaft, die Volksschulen unmittelbar an das höhere Unterrichtswesen anzugliedern. Unsere süddeutschen Volksgenossen erfreuen sich dieser Einrichtung schon jetzt, und die Folge ist, daß durch die süddeutsche Gesellschaft trotz aller ihrer scharf ausgebildeten Bureaukratie ein freierer Ton geht, als durch die norddeutsche. Es ist gewiß auch nicht zufällig, sondern wahrscheinlich eine Folge dieser nämlichen Tatsache, daß die süddeutsche Sozialdemokratie unter der Führung Vollmars schon längst aus dem ganz abstrakten Kosmopolitismus von Liebknecht, Bebel und Singer sich erkennbar etwas frei gemacht hat. Nun befreunde man sich mit dem Gedanken, der nur die letzte Folge des Gesagten ist, daß *aller* Unterricht, auch der höhere und höchste, an den Universitäten künftig unentgeltlich werde, daß also nicht der Geldbeutel der Eltern, sondern nur die Talente der

Kinder über Art und Länge des Bildungswegs entscheiden, dann übersieht man den ganzen Umfang der Reformen und den ungeheuren Umschwung der gesellschaftlichen Schichtung, wie er mir als Mittel unserer sozialen Gesundung vorschwebt. Es ist nichts dabei zu fürchten, wenigstens nicht für den, der seinen Eigennutz unter das Wohl des ganzen Volkes setzen kann. Nicht eine Hochflut von Beamten und Gelehrten würde aus diesem freien Wettkampfe heraufkommen, wohl aber eine Auswahl von Tüchtigkeit, wie wir sie bisher nicht kennen, und die Luft über unserem Vaterlande würde so frei werden von bureaukratischem Staube, wie wir es jetzt nicht einmal träumen mögen. Denn nicht an dem wirklich Tüchtigen kleben Hochmut, Wichtigtuerei und Pedanterie, sondern diese Liebenswürdigkeiten waren von je und sind noch heute der Blendrahmen für die mittelmäßigen Talente. Die Tüchtigsten der Handarbeit aber würden ihren Stolz mit denen des Portepees und der Aktenweisheit messen und ganz sicherlich dieser Arbeit die Würde zurückerobern, die sie in unserem falschen Gesellschaftssysteme verloren hat.

Diese beiden schönen Menschheitsfrüchte sind es also, die, wie ich hoffe, das deutsche Volk vom Baume der Schulreform einst pflücken soll. Wenn nun Herr Uhlig mir beweisen könnte, daß solche Erfolge das Pflegen, Warten und Abernten nicht lohnten, oder auch, daß ich solche Früchte von einem Dornbusch erwarte, dann würde ich mich geschlagen geben. Aber wenn er die Kassandramiene aufsteckt und dem deutschen Volke als Strafe für den Abfall vom klassischen Altertume den Niedergang seiner Kultur prophezeit, dann antworte ich ihm, was ich einem katholischen Priester antworten würde, der mir den Weg über Rom als den einzigen zur Seligkeit anpreisen möchte: „Das wollen wir ruhig abwarten; wir haben unseren eigenen telephonischen Anschluß mit dem Himmel."

Von einem bißchen Lateinisch und Griechisch hängt unsere geistige Tüchtigkeit nicht mehr ab. Man braucht die geschichtlichen Zusammenhänge mit der Kultur des Altertums weder zu leugnen, noch zu unterschätzen und kann dennoch eines Tages bei dem Punkte ankommen, daß man sie abstößt, weil sie entbehrlich werden, wie dem Küken die Eierschale. Die „historische Entwicklung", welche bei meinen Gegnern von Anfang an eine so große Rolle spielte,

ist im Grunde nur eine nichtige Zweideutigkeit. Ihnen soll sie ein Riegel sein, mit dem sie unsere Kultur-Entwickelung ein für allemal begrenzen, mir ist sie ein Schlüssel, mit dem ich den Riegel wegschiebe.

Nein, von dem bißchen Latein und Griechisch läßt sich keine moderne Volkskultur mehr fett düngen, wie die Herren uns immer noch aufreden wollen. Aber eben so töricht wäre die Annahme, daß sich die jetzige Schulreform in dem Zurückdrängen des bißchen Latein und Griechisch schon genug tun könnte, oder daß mit dem neuen Schema unserer einheitlichen Mittelschule schon alles getan wäre. Nein, sie ist nur die neue Fassung für einen neu in unserem Volke heraufquellenden Geist und wir wissen, daß das alte Gymnasium diesen Geist nicht aufnehmen kann oder doch verfälschen müßte. *Aber der Geist selber kann nur aus dem Volke emporgären*, und er würde sich Bahn brechen auch ohne neue Schulformen und im siegreichen Widerstand gegen die alten. Der von uns vorgeschlagene Schulorganismus hat den Vorteil, daß er sich der bisherigen Verfassung nicht nur ohne Sprünge, sondern augenscheinlich sogar mit mancher praktischen Bequemlichkeit und Erleichterung anfügt und dennoch allen *zunächst vorauszusehenden* Bedürfnissen freies Spiel geben wird. Wir bieten aber doch bestenfalls nur eine neue Form. Ob der neue Geist dauernd darin ein williges Instrument seines Wirkens finden wird, darüber kann nur die praktische Pädagogik entscheiden, der man überhaupt das letzte Wort wird gönnen müssen, sobald sie sich erst mit dem künftigen neuen volkstümlichen Geiste unserer Kultur ganz durchdrungen haben wird. Große Erzieher, neue Rousseaus und Pestalozzis müßten dann wieder aufstehen und unsere Jugenderziehung von der dicken Eiskruste des jetzt vielfach so trägen Lehr-Beamtentums und des brutal uniformen Reserveleutnantswesens befreien, von denen unsere Jungen gedrillt, aber nicht frei erzogen werden. Volkstümliche Kultur und soziale Verständigung, wie sie uns bei unseren bescheidenen Organisationsplänen vorschweben, werden auch für diese Zukunftsmänner nach menschlicher Voraussicht das große Ziel sein; aber mit welchen Mitteln sie dahin gelangen werden, darüber läßt sich heute wohl noch nichts Bestimmtes sagen. Vielleicht werden körperliche Übungen im geordneten Jugendspiel, wie sie in unserem Heerwesen und

noch mehr in der englischen Erziehung so viele gesunde nationale Kraft erzeugen, vielleicht auch der Handfertigkeitsunterricht, den wir uns von unseren nordischen Vettern als ein herrliches Mittel zur sozialen Befreiung des Menschen entliehen haben, in unseren zukünftigen Erziehungsplänen eine jetzt noch ungeahnte Rolle spielen. Und sicherlich könnte für den wissenschaftlichen Unterricht die Anschauungsmethode, von der wir jetzt, trotz alles Geredes darüber, nur den Namen, aber noch nicht die Tat kennen, weit mehr Raum gewinnen. Dann würden unsere Schulen, über deren Normalbänken jetzt unabweislich der Atem einer melancholischen Pedanterie weht, zu Tummelplätzen körperlicher Gewandtheit und Werkstätten lebendigen Geistes werden. So umgestaltet könnte man sie, wenn ein deutscher Name sich nicht finden sollte, wiederum Gymnasien, d. h. Tummelplätze des unbekleideten Körpers und Geistes, oder auch Lyceen, d. h. Freilichtschulen nennen, und dann wäre der Schluß des langen Kampfes eine schneidende Ironie auf die scholastizierte Humanistik unserer Tage, daß wir diesen engbrüstigen Herren mühsam die echteste Wiederherstellung griechischer Schulen hätten abringen müssen, nachdem sie uns so lange für die Sache nur den Namen und mit dem Namen eine lederne und papierne Verhunzung des Begriffes aufgezwungen haben.

In allen diesen Forderungen und Ausblicken sind, wie ich wohl fühle, manche Gesichtspunkte aufgestellt, welche in den staatlichen, gesellschaftlichen und erzieherischen Einrichtungen der heutigen Nordamerikaner zum Teile bereits ihre Erfüllung haben. Es hat für mich nichts Schreckhaftes, wenn mir jemand daraus einen Vorwurf machen wollte; denn in der Tat beneide ich mit Goethe die Amerikaner darum, daß sie keine Geschichte und keine Ruinen haben, und weiß bestimmt, daß wir uns auf allen Gebieten nicht zur Gesundheit, d. h. zur Einfachheit durchringen werden, wenn wir nicht das Recht unserer unbefangenen Persönlichkeit wiederherstellen und also mit dem Kulturschutt unserer Vergangenheit bis zu einem möglichen Grade aufräumen. Ich sehe nicht nur, daß die Amerikaner die gefährlichsten wirtschaftlichen Mitbewerber für die europäischen Kulturländer sind und daß wir auf sie acht geben müssen, wenn wir nicht wirtschaftlich und somit kulturell unterliegen wollen; ich bemerke auch, daß kein Deutscher aus Amerika mit wiedererwachender Liebe für unsere chinesischen Kastenverhält-

nisse zurückkehrt, nachdem er dort den Hauch politischer und gesellschaftlicher Freiheit infolge allgemeiner Wertschätzung der Arbeit eingeatmet hat. Aber trotzdem wünsche ich keineswegs Amerika nach Europa, sondern weiß, daß neben allen natürlichen Schwächen einer langen geschichtlichen Entwicklung die tiefere, menschenwürdigere Kultur dennoch bei uns, nicht bei den Yankees wohnt. Auch ist klar genug zu erkennen, daß die schönen Menschheitsblüten von Dichtung und Kunst, die nur an den Wurzeln tiefgründigen Volkstums und in der ruhigen Luft der Beschaulichkeit gedeihen, dort nicht wachsen können; ja, daß selbst die politischen und gesellschaftlichen Errungenschaften dort wieder fragwürdig geworden sind, weil der Kapitalismus das halbgetane Werk der Befreiung zu vernichten droht. Die Verachtung der Arbeit haben die Amerikaner von sich getan, aber das Geld haben sie zu ihrem obersten Götzen gemacht, und dieser atemlose Herrscher schwingt seine Geißel so hartherzig über den Amerikanern, daß sie der wirklichen Befreiung fast mehr als wir bedürfen. Weder Amerika noch Europa hat bis jetzt den Gedanken der kulturellen Erlösung verwirklicht; er schwebt noch als Verheißung über beiden und wird erfüllt werden, wenn die Völker, von äußerster Not bezwungen, aus den Tiefen ihres sittlichen Bewußtseins den Entschluß erzeugen, die national geordnete Arbeit als Spenderin alles Adels auf den Thron zu heben und zugleich die Ketten ihres jetzt noch herrschenden Peinigers, des wucherischen Kapitalismus, ihr zu Füßen zu legen.

Das ist keine Fata morgana, sondern das klar erkannte Ufer der Zukunft, an dem wir einst landen müssen, nur daß auch ein Kolumbus von heute dem ungeduldigen Schiffsvolke nicht sagen kann, wie lange wir noch reisen werden. Wenn unsere Kinder den Weg dahin finden sollen, muß er ihnen in der Schule gezeigt werden.

Aus der Praxis der Schulreform II.

Auf der Grundlage des Erreichten kam nun für den Schulreformverein die angenehme Zeit der überall zuwachsenden Erfolge. Entscheidend dafür war, daß die Frankfurter Reformschulen nicht ein vereinzelter Versuch blieben, sondern schon im Jahre 1893 Direktor Rambohr vom Leibniz-Realgymnasium in Han-

nover mit energischem Entschluß und mit kluger Benutzung des Einflusses, den er sich als Vorstandsmitglied der nationalliberalen Parteiorganisation für die Provinz Hannover erworben hatte, die städtischen Behörden zur Umwandlung seiner Anstalt in eine Reformschule nach Frankfurter System gewann. Die zahlreiche und regsame Ortsgruppe unseres Vereins in Hannover konnte ihn dabei durch Aufklärung der Öffentlichkeit und Abwehr der Angriffe wirksam unterstützen, und so machte auch diese Reformschule ihren Anfang unter lebhafter und freudig vertrauensvoller Teilnahme der Eltern. Diese Stimmung stellte sich später überall ein, wo gleiche oder ähnliche Versuche gemacht wurden, und es braucht nicht gesagt zu werden, daß solche Stimmung uns allen, die wir uns beteiligt fühlten, eine große Genugtuung und Verheißung, der Sache aber eine kaum hoch genug zu schätzende Erleichterung war. Wie in Hannover, so wurden später auch in Karlsruhe und Breslau zwei weitere für uns grundsätzlich wertvolle Erfolge unter kräftiger Mitwirkung unserer dortigen Ortsgruppen erreicht. In Karlsruhe kämpfte gegen scharfen Widerstand mit unermüdlicher und schließlich siegreicher Zähigkeit unser Vorstandsmitglied Professor Treutlein für die Reformschule, deren Direktor er nun ist, und in Breslau haben wir die dort begründeten zwei Reformschulen (darunter, was für die Sache von großer Bedeutung war, eine staatliche Anstalt) dem entschlossenen nationalen Idealismus und dem besonnenen Vorgehen des Provinzialschulrats Dr. Leimbach (jetzt Geheimen Regierungsrats in Hannover) zu danken. Er war schon als Direktor des vereinigten Gymnasiums und Realgymnasiums zu Goslar Mitglied unseres Vereins geworden. Wichtig war auch, daß schon in den nächsten Jahren durch den leidenschaftlich begeisterten Eifer des Direktors Bartels in Schöneberg ein Reformgymnasium entstand — vor den Toren Berlins und somit zur Beschämung der Reichshauptstadt, nachdem alle Anregungen des Ministers Bosse und von unserer Seite, trotz erkennbarer Unbefangenheit und Geneigtheit des damaligen Oberbürgermeisters Zelle, an der hartgesottenen Rückständigkeit des Schulrats Fürstenau und seiner in der klassischen Doktrin gleich „fortschrittlich" beengten Kollegen gescheitert war. Beiläufig bemerkt, scheint dieses Nein! gegen alle Schulreformversuche im Roten Hause bis zum heutigen Tage auch bei den Nachfolgern jener beiden Männer sozusagen erbliche

Ehrensache zu sein, denn inzwischen hat die Schöneberger Reformschule sich mit der ersten Reifeprüfung über ihre Erfolge glänzend ausgewiesen, und längst ist auch in Charlottenburg eine Reformschule errichtet, aber für die Berliner Stadtväter genügt es wohl, zu bemerken, daß Kaiser und Kultusministerium für Reformschulen empfänglich geworden sind, um ihrem Widerstande dagegen den Reiz charaktervoller Beharrlichkeit in unabhängiger Gesinnung zu geben.

Ich habe hier nur einige der in den ersten Jahren nach der Konferenz entstandenen Reformschulen mit Namen der Städte und Begründer genannt und zwar einige von denen, die um eines längeren Kampfes willen oder wegen der grundsätzlichen Bedeutung des Erfolges vom Standpunkte des Vereins besonders wichtig waren. Aber selbstverständlich will ich damit nicht dem Verdienste der übrigen Reformschulen, die außer diesen schon in den ersten Jahren begründet wurden, noch weniger natürlich dem Verdienste ihrer Begründer Abtrag tun. Schon auf der Hauptversammlung unseres Vereins im Jahre 1898 (zu Erfurt) konnte ich von 11 Reformschulen nach Altonaer System (Direktor Schlee) und 19 nach Frankfurter System (Direktor Reinhardt) berichten. Jetzt zählen wir in und außer Preußen insgesamt 75 deutsche Reformschulen.*)

Nr.	Ort	Beginn der Reform	Art der Schule
	A. Altonaer System.		
	Verbindung von Realgymnasium und Realschule. Beginn des Lateinischen in IIIB, des Französischen in VI, des Englischen in IV.		
1	Altona	Ostern 1878	Realgymnasium mit Realschule.
2	Güstrow i. M.	„ 1885	Realgymnasium „ „
3	Magdeburg (Guerickeschule)	„ 1887	Städt. Oberrealschule mit Realgymnasium UIII—OI (seit Ostern 1897 nach d. Frankfurter Lehrplan).
4	Iserlohn	„ 1892	Realgymnasium mit Realschule.

*) Es mag gleich hier das Verzeichnis der Reformschulen Platz finden, wie es unter Anlehnung an L. Viereck's Aufsatz „Werden und Bestand der Reformschulen" (Zeitschrift für die Reform der höh. Schul. 1897.) zusammengestellt wurde von Prof. Dr. Lentz in der im Auftrage des Vereins für Schulreform herausgegebenen Broschüre „Die Vorzüge des gemeinsamen Unterbaues aller höheren Lehranstalten".

Nr.	Ort	Beginn der Reform	Art der Schule
5	Hildesheim	Ostern 1893	Realgymnasium mit Realschule.
6	Altenburg	„ 1893	Realgymnasium.
7	Ettenheim i. Bad.	Septbr. 1893	Realgymnasium.
8	Osnabrück	Ostern 1894	Realgymnasium mit Realschule. Englisch in VI, Französisch in IV.
9	Harburg	„ 1894	Realgymnasium mit Realschule.
10	Baden-Baden	Septbr. 1895	Oberrealschule mit Realgymnasium.
11	Hamburg	Ostern 1896	Realgymnasium des Johanneums.
12	Lübeck	„ 1902	Realgymnasium mit Realschule.

B. Frankfurter System.

Vereinigung von Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule nach Bedürfnis. Beginn des Lateinischen in III B, des Griechischen und Englischen in II B.

1	Frankfurt a. M. (Goethegymnas.)	Ostern 1892	Gymnasium.
2	Frankfurt a. M. (Musterschule)	„ 1892	Realgymnasium.
3	Frankfurt a. M. (Wöhlerschule)	„ 1892	„ , daneben allg. Lehrpl.
4	Hannover (Leibnizschule)	„ 1895	Realgymnasium und Gymnasium.
5	Lippstadt	„ 1895	Realgymnasium mit Realschule.
6	Breslau (Realg. z. h. Geist)	„ 1895	Realgymnasium, Englisch auf III A, von II B auch Gymnasium.
7	Barmen	„ 1895	Realgymnasium mit Realschule.
8	Ohrdruf i. Thür.	„ 1895	7 stuf. Progymnasium mit Realschule.
9	Gera	„ 1895	Realgymnasium.
10	Dresden (Dreikönigschule)	„ 1895	„
11	Witten	„ 1896	Realgymnasium mit Realschule.
12	Breslau (Königl. Friedrichsgymn.)	„ 1896	Gymnasium, daneben allg. Lehrpl.
13	Karlsruhe	Septbr. 1896	Realgymnasium und Gymnasium.
14	Kiel	Ostern 1897	Oberrealschule mit Realgymnasium.
15	Charlottenburg	„ 1897	Gymnasium mit Realschule.
16	Schöneberg b. Berlin	„ 1897	Gymnasium mit Oberrealschule.
17	Remscheid	„ 1898	Realgymnasium mit Realschule.
18	Danzig	„ 1899	Städtisch. Gymn., daneben allg. Lehrpl.
19	Danzig, St. Johann	„ 1899	Realgymnasium.
20	Görlitz	„ 1899	Realgymnasium mit Realschule.
21	Solingen	„ 1900	Gymnasium mit Realschule.
22	Naumburg	„ 1900	Realgymnasium mit Realschule.
23	Weinheim in Baden	Septbr. 1900	Realprogymnasium.
24	Rheydt	„ 1901	Oberrealschule mit Gymnasium.

Nr.	Ort	Beginn der Reform	Art der Schule
25	Plauen	Michaelis 1898	Realgymnasium mit Realschule, Latein auf IV.
26	Magdeburg	Ostern 1901	Kgl. Domgymnasium, daneben allgem. Lehrplan.
27	Lüdenscheid	„ „	Progymnasium mit Realschule.
28	Meiderich	„ 1902	Realgymnasium mit Realschule.
29	Cöln	„ „	Oberrealschule mit Realgymnasium.
30	Wilmersdorf	„ „	Realgymnasium mit Realschule.
31	Essen a. d. R.	„ „	„ „ „
32	Vegesack	„ „	Realgymnasium, Latein in IV, Englisch in OIII.
33	Zwickau	„ „	Realgymnasium mit Realschule.
34	Linden vor Hannover	„ „	Realprogymnasium mit Realschule (Humboldtschule).
35	Swinemünde	„ „	Realprogymnasium.
36	Lennep	„ „	Realprogymnasium mit Realschule.
37	Elberfeld	„ „	Realgymnasium, daneben allg. Lehrpl.
38	Elberfeld-Nordstadt	„ „	Realprogymnasium mit Realschule.
39	Ettlingen i. Baden	Septbr. „	„ „ „
40	Mannheim	„ „	„ „ „
41	Dirschau	Ostern 1903	Kgl. Realschule mit Realprogymnasium.
42	Briesen Westpr.	„ „	„ „ „ „
43	Zoppot „	„ „	Realschule mit Realprogymnasium.
44	Posen, Kgl. Marien-gymnasium	„ „	Gymnasium.
45	Krotoschin	„ „	Kgl. Gymnasium mit Realschule.
46	Mühlheim a. d. R.	„ „	Gymnasium mit Realschule.
47	Aachen	„ „	Oberrealschule mit Realgymnasium.
48	Düsseldorf	„ „	Realgymnasium mit Realschule an der Rethelstraße.
49	Eupen	„ „	Gymnasium.
50	Velbert	„ „	Realschule mit Realprogymnasium.
51	Rummelsburg i. Brandenburg	„ „	Gymnasium.
52	Dresden, Johann-stadt	„ „	Gymnasium mit Realgymnasium.
53	Secsen a. H. (Jakobsohnschule)	„ „	Realschule mit Realprogymnasium.
54	Charlottenburg	„ „	Realgymnasium.
55	Itzehoe	„ „	Realschule mit Realgymnasium.
56	Barmen	„ „	Gymnasium, daneben allg. Lehrplan.
57	Kettwig a. d. R.	„ „	Realschule mit Realprogymnasium.
58	Thorn	„ „	Kgl. Realgymnasium verbunden mit Gymnasium des alten Planes.

Nr.	Ort	Beginn der Reform	Art der Schule
59	Unna	Ostern 1904	Realgymnasium und Realschule.
60	Rastenburg (Kgl. Herzog-Albrechts-Gymnasium)	„ „	Gymnasium und Realschule.
61	Goldap	„ „	Realprogymnasium.
62	Geestemünde	„ „	Realschule und Realprogymnasium.
63	Oberhausen	„ „	Realgymnasium und Realschule.

Magdeburg (Guericke-Schule) und Ettenheim (Baden) sind später vom Altonaer zum Frankfurter System übergegangen. Insgesamt also nach Altonaer System zur Zeit 10, nach Frankfurter System zur Zeit 65, insgesamt 75 Reformschulen.

Das wird man wohl für einen Erfolg unserer Sache gelten lassen, und glücklicherweise haben inzwischen die Reifeprüfungen der ältesten Reformschulen wie die täglichen Leistungen aller (über welche die inspizierenden Räte des Ministeriums gern oder ungern Befriedigendes berichten müssen) uns davor bewahrt, von diesem Erfolge irgend welchen Abzug zu machen.

Je mehr nun also berufene und willige Schulmänner die praktische Erprobung des gemeinsamen lateinlosen Unterbaus in ihre Hand nahmen, desto mehr wurde die agitatorische und politische Förderung durch unsern Verein entbehrlich. Mich persönlich beschäftigte schon in den letzten neunziger Jahren öfter die Frage, ob es nicht besser sei, den Verein aufzulösen, denn immer habe ich die Ansicht vertreten, daß es eine gute und nützliche Kunst ist, zur rechten Zeit anzufangen, eine bessere aber und jedenfalls schwerere, zur rechten Zeit aufzuhören. Indessen ich ließ mich ohne nennenswerten Widerstand zu der Ansicht bekehren, daß mindestens bis zum Jahre 1901, wo in Frankfurt die erste Reifeprüfung der Reformschulen stattfinden und dann die Frage einer allgemeinen Einführung des lateinlosen Unterbaues (nach Minister Bosses Verheißung) vielleicht zum Austrag kommen würde, wohl mit einem derartigen Entschlusse gewartet werden dürfte. Bis dahin habe der Verein, wenn er auch Agitatorisches im großen Stile nicht unternehmen könne, allerlei nützliche Arbeit im einzelnen. Er könne in geeigneten Städten Interesse für die Begründung neuer Reformschulen wecken, die städtischen Behörden und geeignete Vereine bei vorhandener Neigung über

das Wesen und die Vorteile der Reformschulen aufklären,*) und im übrigen müßte er noch auf Wache bleiben, um unter steter Fühlung mit der maßgebenden Regierungsstelle alle Regungen des Widerstandes zu beobachten und bei etwa eintretender neuer Gefahr sofort wieder mobil zu machen.

So haben wir uns denn in allen Jahresversammlungen jenes Zeitabschnittes namentlich die Pflicht, Wache zu stehen, immer aufs neue eingeschärft. Und bald sollte sich zeigen, wie nötig solche Wachsamkeit war. Uns war ja jede neubegründete Reformschule ein mit Genugtuung begrüßter Erfolg, unseren Gegnern aber im Gymnasialverein und an den amtlichen Stellen erregte jeder derartige Fortschritt wachsendes Mißbehagen. Zudem erwies sich bald, daß selbst willige und pädagogisch begabte Lehrer, geschweige denn die altphilologischen Routiniers, in der so stark verminderten Stundenzahl des lateinischen und griechischen Unterrichts tatsächlich nicht erreichten, was nach dem alten, immer noch trotzig festgehaltenen Maße der Ansprüche hätte genügen können. Minister Bosse, ein fein organisierter Geist und eine durch und durch vornehm-großherzige Natur, dem man gewiß nicht nachsagen darf, daß er die höchsten Gesichtspunkte dieses Reformkampfes nicht erkannt hätte, hing doch mit seinen persönlichen Neigungen und seinem geistigen Wesen ganz am hergebrachten klassischen Bildungsideal. Auch war er ein zu weicher und milder Charakter, um scharfe Mittel zu wählen, so lange er noch für die Versöhnlichkeit den Weg offen zu sehen glaubte. Überdies nahm um diese Zeit, d. h. bald nach dem Tode des Geheimen Rates Stauder das Regiment über das höhere Schulwesen der Ministerialdirektor Dr. Althoff dem Minister mehr und mehr aus den Händen. Und als dann in dem Sturme der Enttäuschung über das erste Scheitern der Kanalvorlage der Blitz des kaiserlichen Zornes an einer Stelle einschlug, wo es niemand erwarten konnte, als Bosse den Abschied nahm und Studt ihm folgte, da wurde jener Ministerialdirektor noch unbestrittener der maßgebende Herr dieses Dezernates. Nun hat zwar Herr Althoff manche

*) Dies geschah dann in handlicher und zugleich ausgiebiger Weise durch die schon oben erwähnte Broschüre des Herrn Professor Lentz „Die Vorzüge des gemeinsamen Unterbaues aller höheren Lehranstalten". (Verlag von Otto Salle, Berlin W. 30, dritte Auflage 1904.)

angeborenen und manche erworbenen Eigenschaften, die ihn für besondere und schwierige Aufgaben geeignet machen. Er ist eine äußerlich und innerlich robust gebaute Persönlichkeit, mit einer starken Dosis gesunden Menschenverstandes ausgestattet, als echter alter Korpsstudent voll unverwüstlichen Vertrauens auf seine Überlegenheit, immer auf mündliches Verfahren bedacht und also für seine Person nichts weniger als Bureaukrat, unermüdlich in der Arbeit und um die Mittel zum Zwecke nie verlegen. Aber die Pfahlwurzel seiner Kraft ist doch wohl nur der Entschluß, im Beweise seiner unerschöpflichen Brauchbarkeit für diverse Aufgaben sich unter allen Umständen zu behaupten. Ein solcher Mann wird plumpe Fehler mangels genügend vielseitiger Orientierung zwar nicht so leicht begehen, im Gegenteil wird er den eigenen Mangel an sicherer fachmännischer Erfahrung durch Belehrbarkeit möglichst ersetzen, aber dieser chronische Dilettantismus ist natürlich stets der Gefahr ausgesetzt, denen, die als Autorität *gelten*, gelegentlich auch ins *Absurde* zu folgen. Und jedenfalls ist ein solcher Mann als Kapitän für die Reise nach dem Neuland einer Bildungs-, Unterrichts- und Erziehungsreform nicht ausreichend. Dazu fehlt ihm der innere Kurs des idealen Wollens und des selbstsicheren Wissens und Erkennens. Die bloßen Praktiken genügen dazu nicht, und ein mit Subtraktion und Addition mühsam zusammengestoppeltes Lehrplankompromiß als schließliche Geburt nach bedeutsamen Reformwehen kann durchaus nicht Ersatz geben für klare Richtung und einheitlichen Geist. Ein Vergleich der *Arbeit an sich*, die Graf Zedlitz-Trützschler aus dem widerspruchsvollen Trümmerhaufen der Schulreform von 1890 und Dr. Althoff andererseits aus dem viel organischeren Gefüge der Konferenz von 1900 zustande gebracht hat, fällt keineswegs zu Althoffs Vorteil aus.

Mit dieser Psychologie der maßgebenden Person muß man einigermaßen vertraut sein, um die Zickzackwege zu begreifen, die trotz des guten Anfanges von 1892 und trotz des wachsam vorwärtstreibenden Interesses des Kaisers bei der amtlichen Schulreform auch in den neunziger Jahren noch möglich waren. Schon im Jahre 1895 beunruhigte die noch vom Geheimrat Stauder zu verantwortende Maßregel, daß in der Provinz Sachsen und bald darauf auch in anderen Provinzen eine lehrplanwidrige lateinische Überstunde eingeführt wurde. Nach einiger Zeit wurde

bemerkbar, daß unter steter Fühlung mit dem Kultusministerium im Lager des Gymnasialvereins neue Entschlüsse und Pläne sich vorbereiteten. Man fühlte, daß durch den stundenmäßig stark verminderten Betrieb der alten Sprachen, wie ihn die Lehrpläne von 1892 vorgeschrieben hatten, die Gymnasien bald gezwungen sein würden, mit ungenügenden Leistungen in ihrem Hauptfach das schon schwankende Vertrauen der öffentlichen Meinung vollends zu erschüttern. Darum wurde nun unter dem Einflusse des Direktors Cauer, der mehr und mehr dem „in großer Schlacht geschlagenen" Geheimrat Jaeger die Führung abnahm, an vielen Stellen von Parteigängern des reinhumanistischen Gymnasiums der Gedanke vertreten, man wolle freiwillig das Berechtigungsmonopol der Gymnasien aufgeben und Gleichberechtigung für alle neunklassigen höheren Schulen bewilligen, wenn dafür das Gymnasium das Recht zurückerhalte, sein klassisches Bildungsideal mit genügender Stundenzahl zu pflegen. Es lag auf dem Wege dieses Gedankenganges, daß man sich gegen Realgymnasien und Oberrealschulen äußerst duldsam, gegen die Reformgymnasien aber mit ihrem wachsenden Zulaufe höchst gereizt zeigte. Denn wenn diese Reformgymnasien dauernd dastehen als lebendiger Beweis für die Wahrheit, daß man den Lateinunterricht von ganzen drei Schuljahren ruhig preisgeben kann, ohne das Schlußergebnis der Reifeprüfung in diesem Fache (oder auch in Griechisch) erkennbar zu verschlechtern, dann muß ja all dies pathetische Wehklagen um den Raub an der Krone des deutschen Volkes und der Menschheit in Gefahr kommen, eines Tages als Phraseologie allgemein erkannt zu werden. Es war menschlich, aber nicht eben schön, daß man, um dieser unbequemen Schlußfolgerung auszuweichen, überall, wo man es ohne direkte Verantwortlichkeit wagen konnte, in Lehrerkollegien so gut wie in den Provinzial-Schulkollegien flaue und abträgliche Stimmung gegen die Reformschulen wegen angeblich fragwürdiger Ergebnisse und bereits erkennbarer Abnahme des Schulbesuches zu verbreiten suchte. Schon in der Jahresversammlung 1898 richtete ich deshalb namens des Vereins die Mahnung an die Provinzial-Schulbehörden, daß sie in ihrem Verhalten zur Reformfrage wenigstens sachlich bleiben möchten, und konnte überdies durch Aussagen der in der Versammlung anwesenden Vertreter von Reformschulen feststellen, daß überall für

diese Anstalten nicht abnehmender, sondern wachsender Besuch beobachtet würde.

So suchten wir die neue Taktik der Gymnasialen zu parieren, bis schon im Jahre 1899 die Absicht, daß demnächst die Schulreform von der Berechtigungsseite her wieder einmal aufgerollt werden würde, sich in Äußerungen des Herrn Dr. Althoff vor dem preußischen Abgeordnetenhause deutlich ankündigte. Und nun entwickelten sich die Dinge im schnellsten Gange. Wieder war es die Hauptkadetten-Anstalt, von der der erste Anstoß ausging. Hier war es der damalige Kommandeur, Generalmajor v. Seckendorff, der im Einverständnis mit dem Inspekteur des Militär-Bildungswesens General v. Funck ein lebhaftes Interesse für den gemeinsamen lateinlosen Unterbau bekundete. Zugleich wurde hier angesichts der immer bedenklicheren Stockung in der unteren Offizierslaufbahn das Bedürfnis vertreten, daß man der nun zu einem vollgültigen Realgymnasium ausgebauten Haupt-Kadettenanstalt für die mit der Reifeprüfung Abgegangenen auch eine erweiterte Studienberechtigung (Medizin und Rechtswissenschaft) schaffe, damit man die Berufsmöglichkeiten für diejenigen Kadetten wahrnehme, die aus irgend einem Grunde mit der militärischen Laufbahn nicht zurecht kamen. Es wurde also immer wahrscheinlicher, daß für eine neue amtliche Schulreform dieses Mal die Berechtigungsfrage der Haupthebel sein würde, und es galt nun, im Interesse unserer Bestrebungen dafür zu sorgen, daß die Entwicklung des Reformschulwesens bei diesem Gange der Dinge keinen Schaden litte.

Als daher das Gerücht, der Kaiser habe dem Kultusministerium seinen Willen zu energischer Fortsetzung der Reform bekundet, für verbürgt gelten konnte, gab ich für unseren Verein den Anstoß zu einer Kundgebung aller mit unseren Bestrebungen verwandten Vereine und fand damit, wie immer in den entscheidenden Augenblicken, bei meinem Vorstandskollegen, dem Baurat (und jetzigen Ehren-Doktor ing.) Th. Peters, das vollste Verständnis und die willigste Unterstützung. Eine Besprechung mit anderen Herren, die der Reform tätiges Interesse widmeten, war dem Plane gleichfalls günstig, und so wurden sofort die nötigen Schritte getan, um Vertreter aller in Frage kommenden Vereine, nämlich des Vereins deutscher Ingenieure, des Allgemeinen deutschen Realschulmänner-Vereins, des Vereins

zur Förderung des höheren lateinlosen Schulwesens und des Vereins für Schulreform zu einer bevollmächtigten Versammlung einzuladen, unter der Bedingung, daß die Beteiligung an dieser Besprechung die grundsätzliche Zustimmung zu den beiden Forderungen der Gleichberechtigung aller höheren Schulen und des gemeinsamen lateinlosen Unterbaues für die drei untersten Klassen aller höheren Schulen bedeuten solle. Diese Versammlung fand am 20. März 1900 statt und erzielte ohne erhebliche Schwierigkeiten eine Einigung auf die beiden Forderungen. Ein Ortsausschuß wurde dann mit den Vorbereitungen zu der Kundgebung betraut, und das Ergebnis seiner Bemühungen war folgendes Rundschreiben:

„Berlin, im April 1900.

Wir teilen ergebenst mit, daß wir beabsichtigen, eine Kundgebung für eine zeitgemäße Reform unseres höheren Schulwesens herbeizuführen. Die Kundgebung soll durch eine Versammlung erfolgen, welche die am Schlusse dieses Schreibens mitgeteilten Forderungen aufstellt und sie von möglichst vielen angesehenen Männern unterzeichnet dem preußischen Herrn Unterrichtsminister einzureichen beschließt. Auf diese beiden Beschlüsse soll sich die Kundgebung im gegenwärtigen Augenblick beschränken; über Einzelfragen der Schulorganisation und des Lehrplans zu verhandeln oder anders geartete Vorschläge zu erörtern, soll nicht die Aufgabe dieser Versammlung sein. Dazu wird die weitere Entwicklung der Dinge voraussichtlich noch vielfach Gelegenheit bieten.

Die Versammlung soll am Sonnabend, den 5. Mai, vormittags 11 Uhr, zu Berlin W. im Hotel Kaiserhof am Wilhelmsplatz stattfinden.

Alle diejenigen, die unser Vorhaben billigen und unsere Bestrebungen unterstützen wollen, laden wir ein, sich an der Versammlung und der geplanten Kundgebung zu beteiligen. Aber auch, wer verhindert ist, persönlich zu erscheinen, wird dringend gebeten, uns seine Zustimmung mitzuteilen und uns das anliegende Blatt (II) mit seiner und möglichst vieler Gesinnungsgenossen Unterschrift zurückzuschicken.

Hochachtungsvoll

Der Verein deutscher Ingenieure:
Lemmer. v. Borries.

Der Allgemeine Deutsche Realschulmännerverein:
Dr. Schauenburg. Dr. Steinbart.

Der Verein zur Förderung des lateinlosen höheren Schulwesens:
Dr. Holzmüller. Dr. Hintzmann.

Der Verein für Schulreform:
Dr. Friedrich Lange. Th. Peters.

Die beiden Forderungen lauten:

1) Alle neunklassigen höheren Schulen (Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule) müssen die gleichen Berechtigungen zu wissenschaftlichen Studien und höheren Laufbahnen haben.

2) Die weitere Gestaltung aller höheren Schulen ist in der Richtung zu bewirken, daß sie einen gemeinsamen, die drei unteren Klassen umfassenden lateinlosen Unterbau erhalten.

Die erwähnte Beilage wiederholte unsre beiden Forderungen in Form einer Eingabe an den Kultusminister, um so auch die schriftliche Beteiligung an unserem Vorgehen zu ermöglichen.

Die Kundgebung fand unter Teilnahme von etwa 300 Personen (darunter viel namhaften Vertretern der verschiedenen Reformrichtungen) statt und verlief nach einem gediegenen Vortrage des Realgymnasialdirektor Dr. Hubatsch so gut und erfolgreich, wie wir es uns nur wünschen konnten.

Dieser Erfolg und die Nachrichten, wonach im Ministerium ein Hinausschieben des griechischen Unterrichts bis Untersekunda in allen Gymnasien beabsichtigt sein sollte, alarmierte nun aber den Deutschen Gymnasialverein. Die Jahresversammlung, die er am 5. Juni in Braunschweig abhielt, zeigte mit völliger Deutlichkeit, daß er die fernere Geltung des klassischen Bildungsideals durch die drohende Hinaufrückung, mithin Beschränkung des griechischen Unterrichts ernstlich gefährdet sah und den reinen Gymnasialbetrieb nur noch durch Preisgabe des gymnasialen Berechtigungs-Monopols retten zu können glaubte. Die Folge davon war die einstimmige Annahme folgender Erklärung:

I. Der deutsche Gymnasialverein erklärt sich gegen die Verallgemeinerung des Lehrplans des sog. Reformgymnasiums und gegen die Einführung des gemeinsamen lateinlosen Unterbaues für die neunklassigen höheren Schulen, wünscht vielmehr, daß das Gymnasium in seiner Eigenart von unten bis oben erhalten bleibe, insbesondere auch das Zeitmaß und der Lehrplan des griechischen Unterrichts als eines Pflichtfaches nicht geändert werde.

II. Das Gymnasium hat nicht das Recht, sondern die Pflicht, für akademische Studien die allgemeine Vorbildung zu geben und ist mit Rücksicht auf diesen Zielpunkt organisiert. Sollte der Oberrealschule und dem Realgymnasium diese Aufgabe bei deren gegenwärtiger Organisation gleichfalls übertragen werden, so ist vom Standpunkte des Gymnasial-Vereins gegen die Einräumung der entsprechenden Rechte kein Einspruch zu erheben. An der Überzeugung dieser Versammlung von der besonderen

Mission des Gymnasiums und des griechischen Unterrichts in seinem bisherigen Umfange für das nationale Bildungsleben wird dadurch nichts geändert.

Kaum war dieser Beschluß gefaßt, so trat auch schon in Berlin die Schulreformkonferenz zusammen und beschloß in angestrengten Sitzungen vom 6. bis 8. Juni gutachtliche Forderungen, von denen man, ganz ähnlich wie von den Ergebnissen der Konferenz im Jahre 1890, sagen konnte: es fielen einige und zwar wesentliche so aus, wie sie von maßgebenden Personen im Ministerium noch kurz vorher nicht beabsichtigt waren. Ein amtliches Protokoll über die Beratungen und Gutachten erschien zwar nicht gleich und ließ dann zu allgemeinem Befremden sogar ungewöhnlich lange auf sich warten, aber es verlautete doch mit Sicherheit so viel, daß man das wesentliche Ergebnis übersehen konnte.

In jeder Beziehung die bedeutsamste Frucht der Konferenz war das Gutachten, daß allen Arten höherer neunklassiger Schulanstalten (also dem Gymnasium, dem Realgymnasium und der Oberrealschule) grundsätzlich die gleiche Berechtigung für alle höheren Laufbahnen und wissenschaftlichen Studien eingeräumt werden sollte. Der zweite Beschluß von Bedeutung war (entgegen früherer Erwartung), daß das Gymnasium nicht nur seinen jetzigen Lehrplan in allem wesentlichen behalten, also auch den Unterricht im Griechischen wie bisher in Quarta beginnen, sondern sogar den Lateinunterricht wahrscheinlich noch verstärken könne. Der Wert des Englischen auch für den Gymnasialbetrieb wurde von der Konferenz betont, der zwangsmäßige Unterricht in dieser Sprache aber nicht empfohlen. Drittens wurde in bezug auf die Reformschulen mit gemeinsamem lateinlosen Unterbau bis einschließlich Quarta zwar nichts beschlossen, aber deutlich erkennbar wurde die ursprünglich vorhandene Absicht, den gemeinsamen lateinlosen Unterbau sozusagen auf das tote Geleise zu schieben, durch einflußreiche Teilnehmer der Konferenz durchkreuzt. Aus der beabsichtigten Chamade ward auf diese Weise eine Fanfare in dem Sinne, daß man der Regierung weitere Erprobung und Förderung der Reformschulen empfahl. Eine vierte sehr bedeutsame Entschließung kehrte ohne Sang und Klang über die Abschlußprüfung

in der Unterſekunda zum Zweck des Einjährig-Freiwilligen-Zeugniſſes zur früheren Tagesordnung zurück; der Wegfall dieſer Abſchlußprüfung wurde dringend empfohlen.

Erſt im Dezember erſchien im „Reichsanzeiger" der Erlaß des Kaiſers*), der auf Grund der Konferenz-Gutachten neue Richtlinien für die höheren Schulen gab, und noch viel ſpäter dann das amtliche Protokoll über die Konferenzverhandlungen, obgleich es ſechs Wochen nach derſelben im Miniſterium bereits fix und fertig vorlag. Die lange Verzögerung des amtlichen Protokolls erklärt man ſich ohne Zweifel richtig durch ein böſes und langanhaltendes Alpdrücken in verſchiedenen Miniſterien, vor allem im Juſtizminiſterium, als Folge des Konferenzbeſchluſſes der Gleichberechtigung. Denn dieſer Beſchluß bedrohte nach allgemeiner Überzeugung die geheiligte Vormachtſtellung des preußiſchen Juriſten. Es hat damals offenbar ſelbſt dem Kaiſer gegenüber ſtarke Reibungswiderſtände in der Staatsmaſchine gegeben, und der wider Erwarten unbeſtimmte Charakter des kaiſerlichen Erlaſſes, der ohne das gewohnte Temperament nur einen weſentlich neuen Grundſatz feſtlegte (Gleichwertigkeit aller höheren Schulen), daneben aber nur Wünſche ausſprach und unverhältnismäßig viel Einzelheiten behandelte, bewies deutlich, daß ſelbſt

*) Dieſer Dezember-Erlaß iſt allgemein bekannt. Es genügt für den Zweck meiner Darſtellung, den 1. und 5. der „Geſichtspunkte", wie der Kaiſer ſelbſt ſeine Willensmeinung hier bezeichnet, in Erinnerung zu bringen:

1. „Bezüglich der Berechtigungen iſt davon auszugehen, daß das Gymnaſium, das Realgymnaſium und die Ober-Realſchule in der Erziehung zur allgemeinen Geiſtesbildung als gleichwertig anzuſehen ſind und nur inſofern eine Ergänzung erforderlich bleibt, als es für manche Studien und Berufszweige noch beſonderer Vorkenntniſſe bedarf, deren Vermittelung nicht oder doch nicht in demſelben Umfange zu den Aufgaben jeder Anſtalt gehört. Dementſprechend iſt auf die Ausdehnung der Berechtigungen der realiſtiſchen Anſtalten Bedacht zu nehmen. Damit iſt zugleich der beſte Weg gewieſen, das Anſehen und den Beſuch dieſer Anſtalten zu fördern und ſo auf die größere Verallgemeinerung des realiſtiſchen Wiſſens hinzuwirken."

5. „Die Einrichtung von Schulen nach den Altonaer und Frankfurter Lehrplänen hat ſich für die Orte, wo ſie beſteht, nach den bisherigen Erfahrungen im Ganzen bewährt. Durch den die Realſchulen mitumfaſſenden gemeinſamen Unterbau bietet ſie zugleich einen nicht zu unterſchätzenden ſozialen Vorteil. Ich wünſche daher, daß der Verſuch nicht nur in zweckentſprechender Weiſe fortgeführt, ſondern auch, wo die Vorausſetzungen zutreffen, auf breiterer Grundlage erprobt wird."

des Kaisers Macht den passiven Widerstand des Schulorganismus und das Bollwerk hierarchischer Überlieferungen nicht einfach beiseite schieben konnte. Aber freilich sprach sich doch in der Tatsache dieses Erlasses und durch das Wesentliche seines Inhalts deutlich genug die Tatsache aus, daß der Kaiser in der Schulreform gegen die Zähigkeit des Widerstandes die Ausdauer seines Willens setzt und sich nötigenfalls auch die Zeit nimmt, die Vertreter unmoderner Anschauung allmählich aus ihrer Stellung herauszumanövrieren.

Alles in allem war also dieser Erlaß eine neue Gewähr für die Stetigkeit des Reformwillens an der obersten Stelle Preußens, und da er überdies uns Verteidigern der Reformschulen die erste königliche Erwähnung und Gutheißung des gemeinsamen lateinlosen Unterbaues brachte, so wird man begreifen, daß ich nunmehr den Gedanken einer demnächstigen Auflösung des Vereins wieder aufnahm und, als ich bei Baurat Dr. Peters damit Zustimmung fand, nun die Form, in welcher wir dem Verein unseren Vorschlag unterbreiten wollten, mit ihm vereinbarte. Für die Jahresversammlung 1901 kündigten wir folgenden Antrag an: „In anbetracht der Sachlage, daß der Gedanke des gemeinsamen lateinlosen Unterbaues sowohl erkenntnismäßig durch die bisherige Agitation wie praktisch durch die Erfolge der Reformschulen als dauernd wirksamer und bestimmender Faktor in der weiteren Entwicklung der Schulreform nunmehr hinreichend gesichert erscheint, möge die Versammlung erwägen, ob nicht die Auflösung unseres Vereins in Aussicht zu nehmen und ein darauf zielender Antrag auf die Tagesordnung der Hauptversammlung des Jahres 1902 zu setzen sei."

Diesen Antrag begründete ich dann in der Versammlung ausführlich durch einen kritischen Bericht über die gesamte bisherige Entwicklung und insbesondere über die letzte Schulkonferenz, soweit sie sich mit dem lateinlosen Unterbau und den Reformschulen beschäftigte.

Schluß und Ausblick.

Die Hauptversammlung des Vereins für Schulreform glaubte in ihrer überwiegenden Mehrheit dem Gedanken der Auflösung widerstreben zu müssen, weil nach ihrer Meinung noch Aufgaben zu erfüllen und Schwierigkeiten zu überwinden seien, und lehnte

ihn ab. Uns lag es natürlich fern, in dieser Frage eine Überredung zu versuchen. Wir kündigten also für das nächste Jahr bezüglich unseres Verbleibens im Vorsitz die Entscheidung an und warteten zunächst die Nachwirkung des Kaiserlichen Erlasses im Punkte der tatsächlichen Ausführung des Grundsatzes der Gleichwertigkeit aller höheren Schulen ab.

Sie fiel alles in allem über Erwarten günstig aus und ließ wiederum einen hinter den Ministerien beharrlich fortwirkenden Schulreform-Willen deutlich erkennen. Nur die Theologen erhielten sich mit starrer Ausschließlichkeit das Gymnasium als einzige Vorbildungsanstalt für ihre Studierenden, die philosophische Fakultät (einschließlich der Altphilologie) gewährte volle Gleichberechtigung, die Medizin entschloß sich endlich, die Realgymnasien als gleichberechtigt gelten zu lassen, versagte sich aber den Oberrealschulen. Und endlich nach langem Sträuben bequemte sich auch der Justizminister, die Gleichberechtigung und sogar allen höheren Schulen zu bewilligen, wenn auch freilich mit dem ausdrücklichen Hinweis, daß die „zweckmäßigste" Vorbildungsanstalt für Rechtswissenschaft das Gymnasium bleibe, und nicht ohne bezüglich des Lateinischen einige Vorsichtsmaßregeln anzuordnen, die sich zur Not sachlich rechtfertigen lassen, aber in Wahrheit den Charakter verdrossener Nachgiebigkeit und chikanöser Hemmung (namentlich gegen die Oberrealschulen) deutlich erkennen lassen. Was sollen aber diese seltsamen Halbheiten, Widersprüche und Inconsequenzen innerlich widerstrebender Minister und akademischer Fakultäten auf die Dauer bedeuten, wenn der maßgebende Wille hinter ihnen beharrlich, wie bisher, auf sein Ziel gerichtet bleibt? Ein Widerstand, der sich zu halben und dreiviertel Zugeständnissen schon bequemen muß, fällt an dem inneren Widerspruch desto schneller zusammen.

Nur stärker wurde bei uns angesichts dieser günstigen Nachwirkungen die Überzeugung, daß die Zeit zu einem Waffenstillstande im Reformkampfe gekommen sei und daß, wenn nicht der Verein, so doch wir persönlich uns, ohne den Verdacht der Untreue an diesem Werke, anderen, dringenderen Aufgaben zuwenden könnten. So kündigten wir für die Jahresversammlung von 1902 unsere Absicht an und führten sie auch aus, als die Versammlung sich für die Erhaltung des Vereins entschied. Unser Abschied aus dem

Vorstande vollzog sich in freundlichster Gesinnung, wir sagten auf Wunsch auch für die Zukunft jede gewünschte Unterstützung zu und halfen selbst nach Kräften, dem Vorstande eine Zusammensetzung zu geben, die Dauer und weitere Erfolge auf der bisherigen Grundlage versprach. Die Geschäftsführung ging nun an die Herren Landtagsabgeordneter Kommerzienrat Vorster und Gymnasialprofessor Dr. Lentz über; der Letztere wurde Herausgeber des Vereins-Organs, der „Zeitschrift für die Reform der höheren Schulen". Neben ihnen gehören zum Vorstande die Herren Direktoren Dr. Hubatsch (Charlottenburg), Ramdohr (Hannover) und Treutlein (Karlsruhe). Unsere Empfindung für den Verein wird nie eine andere sein als vivat, crescat, floreat!, und wenn er doch wider Erwarten noch einmal ernstere Kämpfe für die Reformschulen führen müßte, so darf er auf uns als auf getreue Reservisten rechnen.

Zum Schlusse dieser Erinnerungen an 13 Jahre Schulreformkampf möchte ich mit wenigen Worten einen Ausblick auf die mögliche weitere Entwickelung unseres höheren Schulwesens versuchen und zwar in Anknüpfung an den Bericht, mit welchem ich den Vorsitz im Verein für Schulreform beendete. Ich sagte damals nach einem Blick auf den hinter uns liegenden Weg:

„Der Kaiserliche Wille, der mancherlei starren Widerstand so schnell gebrochen hat, bleibt eine Hauptgewähr auch für das organische Fortwachsen der Reform. Weiteres wünschen wir ja nicht und können wir als Männer, die sich der Mitverantwortlichkeit für das Gemeinwohl ihres Volkes bewußt sind, nicht wünschen, als daß man die junge Pflanze der Reformschule nach ihren Lebensbedingungen nun ruhig wachsen lasse, daß man sie nicht gewaltsam störe. Politik und Agitation haben nun ihr Werk getan, jetzt muß die praktische Probe zeigen, was an den Reformschulen Gutes ist.

Ein Abschnitt läßt sich also mit gutem Gewissen machen, — ein Ende bekanntlich nie! Das Gymnasium wird, wie mir scheint, den ersehnten Frieden nicht eher erhalten, als bis es nicht entweder eine Neuauflage der Klosterschule, d. h. eine Luxusanstalt für beschauliche Musenjöhne oder ein Realgymnasium mit fakultativem Griechisch geworden ist. Erst dann wird es von der jetzt

bewilligten Gleichberechtigung aller höheren Lehranstalten nicht mehr zwei Sorten geben, nämlich die Gleichberechtigung *mit* Chikane (für die Juristen) und die *ohne* Chikane (für andere Studienfächer und für Offiziere). Erst dann wird die Reformschule ein volles und gesundes Freilandgewächs werden können und abstreifen, was ihr jetzt noch vom Charakter einer *Treibhauspflanze* anhaften mag. Fakultatives Griechisch — das wird, wenn ich eine Prophezeihung wagen darf, die Losung der nächsten Kämpfe um die Schulreform sein. Ja, und wenn das erst erreicht ist, dann und vielleicht schon vorher wird man einsehen, daß alles, was bisher geschah, eigentlich *noch gar keine Schulreform* im Sinne einer Erziehungs- und Bildungsreform war, daß die eigentliche, die kulturell wertvolle, die, von der wir die *Erlösung aus dem Chinesentum deutscher Bureaukratie und Schulfuchserei* vielleicht erhoffen dürfen, überhaupt erst *begonnen* werden muß. Ich halte für möglich und wünsche aus tiefstem Herzen dem deutschen Volke eine Reform der Erziehung und des Unterrichtes, durch welche die Deutschen in ungehemmter Pflege ihrer persönlichen Gaben freie, stolze, aufrechte Menschen und zugleich durch die innere Kettung eines starken Nationalbewußtseins eine unerschütterliche Phalanx werden. Wie weit unser heutiges Schulwesen von diesem Ziele noch entfernt ist, das fühle ich deutlich, und wann wir es erreichen werden, darüber wage ich keine Vermutung. Genug, es gibt auch auf diesem Gebiete noch viel und Schönes zu tun, und das ist das Beste, was man sich zurufen kann, wenn der eine Schicht macht und der andere die Arbeit beginnt!"

Es hat mich belustigt, zu sehen, wie gerade diese Worte wiederholt und immer mit erkennbarer Beflissenheit angeführt sind von einigen Männern, die entschlossen zu sein scheinen, die Schulreform nun endlich einmal in einem Sinne, der diesen Namen verdient, in Angriff zu nehmen. Wenn sie meine Worte so verstehen, daß ich mich damit zu einem *Stückwerk* bekenne, so will ich nichts dagegen haben, vorausgesetzt, daß sie sich deutlich bewußt sind, kein Mann brauche sich eines Stückwerks zu schämen, *wenn es das Stückwerk von einem klar gewollten und den Umständen nach ausführbaren Ganzen ist.* Wenn sie aber meine Worte gewissermaßen als einen Widerruf unzureichender Bestrebungen ausgeben und wohl gar den Schluß hinzufügen

möchten, ich müßte mich nach dieser Erkenntnis nun eigentlich ihren Bestrebungen nach einer Schulreform von Grund auf anschließen, dann sind sie stark im Irrtum über den sehr geringen praktischen Wert, den ich ihren bisherigen Bemühungen und papiernen Entwürfen zuschreibe. Wenn ich die Herren ihre Idealbilder einer vernünftigen oder nationalen oder pädagogisch unanfechtbaren Erziehung unserer Jugend entwickeln sehe, so bezweifle ich nicht, daß sie in den meisten Fällen das Beste anraten (verglichen mit der an allen Ecken und Enden mangelhaften Wirklichkeit unseres staatlichen und staatlich beeinflußten Schulbetriebes), aber ich vermisse allerdings bei ihnen jedes Augenmaß für die weite Entfernung ihrer pädagogischen Träume von der Möglichkeit, sie jemals zu verwirklichen. Sie fangen vom Ideal an und preisen mit viel Beredsamkeit seine Vorzüge, beschäftigen sich aber, so viel ich sehe, gar nicht mit der folgenden Betrachtung, obgleich sie die notwendigste und unerläßlichste ist. Unser Schulwesen, sollten sie sich sagen, steht jetzt völlig unter dem Einflusse des Staates. Ist es wahrscheinlich und, wenn das zugegeben werden könnte, ist es zu wünschen, daß die Staatsschule sich wieder in die Privatschule auflöse? Man braucht, von allen anderen Erwägungen abgesehen, nur an die Übermacht der Sozialdemokratie und des Zentrums in unserem öffentlichen Leben zu denken, um sofort zu erkennen, daß der Staat für unsere in die weiteste Zukunft absehbare nationale Entwicklung ein Tollhäuslerexperiment wagen, den konfessionellen Frieden vollends preisgeben und sich selber zur Abdankung bestimmen würde, wenn er das Schulregiment aufgäbe. Bleibt er aber im Regiment, so bleibt der Weg der langsamen, unzweifelhaft schwerfälligen, vor Widersprüchen und Rückfällen keineswegs sicheren und für Radikalkuren ganz unzugänglichen Entwicklung der Schule, wie sie unsere bisherige Schulgeschichte aufweist, auch für alle absehbare Zukunft der einzig gangbare. Alle „ganzen und vollen", alle Idealreformen können dann bestenfalls zu pädagogischen Einzelversuchen, wie früher in Schnepfenthal und jetzt etwa in Haubinda oder in Säckingen (Klingele), führen und Stationen für die Geschichte der Pädagogik werden, aber für den großen, den staatlichen Schulbetrieb bleiben sie nahezu bedeutungslos. In diesem Rhodus, auf dem die rechten Tänzer sich bewähren müssen, kommen nur diejenigen Reformen in Betracht, die ein Ziel so wählen und mit unverdrossener Realpolitik so beharrlich

verfolgen, daß es in langsam-organischer Entwicklung allmählich erreicht werden kann.

Betrachte ich in diesem Sinne die Schulentwicklungsreform *politisch* (im Gegensatz zu jener Reform*phantastik*), so scheint mir gewiß: 1. daß die Reformschulen sich trotz ihrer unverhältnismäßigen Belastung durch eine Reifeprüfung nach den Ansprüchen der Gymnasien dauernd leistungsfähig erweisen werden, und 2. daß die Realanstalten, nachdem ihnen die Tür der Gleichberechtigung geöffnet ist, allmählich mehr und mehr auch die Gunst der höheren Gesellschaftsschichten und damit ein Schülermaterial gewinnen werden, das *in jedem* akademischen Berufe später dann die Gleichwertigkeit, vielleicht die Vorzüge realer Vorbildung erweisen wird. Spätestens bis dahin, wahrscheinlich aber früher wird für die Eltern der Gymnasialschüler die Überbürdung, mit der in der Konferenz von 1900 (hoffentlich zum letzten Male!) die Rettung des „humanistischen" Gymnasiums erkauft wurde, so allgemein fühlbar und so unerträglich geworden sein, daß ihr Unwille es dem Kultusministerium unmöglich machen wird, diese elende Politik der Lehrplan-Flickerei und der pädagogischen Systemlosigkeit auf Kosten unserer besten Jugend fortzusetzen. Dann wird eine abermalige Konferenz vielleicht auch nicht ganze, aber doch schon gesundere und organischere Arbeit machen können. Ich verstehe darunter: Lateinlosen Unterbau für *alle* höheren Schulen; Vereinigung von Gymnasien und Realgymnasien, mit fakultativem Griechisch für den Gymnasialzweig von Untersekunda ab, Deutsch und deutsche Geschichte *wirklich*, d. h. nicht nur auf den Lehrplänen, Mittelpunkt des gesamten Unterrichts.

Und sind wir erst so weit, so könnte der Wille zur Gesundung, der uns dann soweit von der Krankheit schlechter Erbschaft befreit, auch gleich noch weiter tragen zu *der* Maßregel, welche auch rein *erziehungsmäßig* unsere Söhne von der schlimmsten Fessel ihrer freien, persönlichen, männlichen Entwicklung befreien würde. Diese Maßregel wäre folgende Bestimmung: Mit der Versetzung aus Untersekunda und dem Einjährig-Freiwilligen Zeugnis schließt der allgemeine, für alle Schulen gleiche Schuldrill ab und es beginnt ein dem Hochschulbetrieb ähnlicher (*nicht gleicher!*) Unterricht unter sorgfältigster Beachtung der natürlichen Anlagen und Neigungen der einzelnen Schüler.

Damit würden wir wieder anknüpfen an einen Charakter der oberen Klassen, wie ihn in früheren Jahren das Karolinum zu Braunschweig und das Johanneum zu Hamburg schon hatten. Er konnte sich gegen das politische Gewicht des preußischen Normaldrills damals nicht behaupten, und ich bin persönlich unwilliger Zeuge gewesen, wie dieses Halbhochschulwesen im Hamburger Johanneum von der pädagogischen Pickelhaube zugedeckt wurde. Aber nicht zum ersten Male würde sich die vergewaltigte Freiheit edel dadurch rächen, daß sie ihrem eigenen Bedränger schließlich als Erlösung erscheint. Nun, hoffen wir! Jedenfalls spricht manches dafür, daß ein solcher Entschluß, der der Absicht des Kaisers, wie ich zu wissen glaube, keineswegs fremd ist, vom allgemeinen Bedürfnis willkommen geheißen, plötzlich aus der Übereinstimmung Vieler herausspringen könnte. Kommt es dazu, dann hat dieser Entschluß ein Gefolge von Wirkungen, von deren Umfang wir uns heute kaum einen Begriff machen können. Und sicher wird dann die Gasse frei für jene wirkliche Schulreform, „durch welche die Deutschen in ungehemmter Pflege ihrer persönlichen Gaben freie, stolze, aufrechte Menschen und zugleich durch die innere Kettung eines starken Nationalbewußtseins eine unerschütterliche Phalanx werden könnten."

Der Deutschbund.

Unter meinen Versuchen größeren Stils, über das geschriebene Wort hinaus durch persönliches Eintreten, durch Werbearbeit und Organisation den Deutschgedanken zu einer führenden und schaffenden Kraft zu machen, steht die Begründung des Deutschbundes an dritter Stelle. Deutlich fühle ich, wie schwer es sein wird, dem besonderen Charakter und Temperamente dieses Gebildes gerecht zu werden, wenn man nur mit kühlem Tatsachensinne herantritt. Denn obgleich der Bund jetzt schon in seinem elften Jahre steht und nun längst außer durch die Kraft seines Ideals auch durch die Gewohnheit und die persönlichen Zusammenhänge getragen wird, ist er doch in der allgemeinen Öffentlichkeit wenig bekannt geworden. Das lag zwar von Anfang an in der Absicht des Bundes, denn er *wollte* im stillen wirken und innere Kräfte wecken und stärken, aber es würde natürlich den Fernstehenden ein günstiges, achtunggebietendes Vorurteil gegeben haben, wenn sie von ihm — wie etwa in früheren Zeiten von der Loge — allerlei Gerüchte über heimliche Kräfte und großen Einfluß auf maßgebende Personen hätten umlaufen hören. Indessen auch solche Bedeutung können und wollen die Mitglieder des Bundes ihm nicht zusprechen.

Aber er *besteht*, und zwar nach der Zahl wie auch im wesentlichen nach der Energie seiner Gesinnungsgemeinschaft *ungeschwächt*. Diese Tatsache bedeutet etwas und will gewürdigt werden. Äußerer Erfolge kann und will er sich nicht rühmen, aber als eine praktische Erfahrung, als Probe einer Gemeinschaft von Menschen, die sich in deutsch-nationaler Welt- und Lebensanschauung zusammengefunden, sie in sich nach vielen Seiten durchgearbeitet und auf diesem Grunde freundschaftlichen Zusammen-

hang gewonnen haben, ist er im heutigen nationalen Vereinsleben eine besondere Erscheinung und nicht ohne tieferen Wert. Ich selber bekenne, daß ich in keine Gemeinsamkeit, die ich vorher oder später zum Zwecke der Arbeit oder des Kampfes für nationale Ziele einging, so viel von Menschlichem und Persönlichem vertrauensvoll hineingelegt und von keiner — trotz mancher trüben Erfahrung — alles in allem doch so viel Behagen und wärmende Empfindung empfangen habe, wie von diesem Bunde.

Und wie ich es hier von mir andeute, so ist auch wohl bei allen anderen Mitgliedern des Bundes, sonderlich bei denen, die für ihn gearbeitet haben, der Wunsch, den Gemeinschaftswert reinen Deutschtums sozusagen in einem Ausschnitt des Volkes zu *erleben*, der eigentliche Beweggrund gewesen. Der Bund war in gewissem Sinne der körperliche Zusammenschluß einer durch meine Aufsätze vorher *geistig* hergestellten oder zusammengeführten Gesinnungsgemeinschaft. Bezeichnend für den Hergang und wie sich dabei Absichten und Bedürfnisse in großer Fernwirkung entgegenkamen, war ein Brief, den ich aus dem südlichen Rußland in jenen Wochen erhielt, als in mir selbst nach mancherlei Zweifel und Zagen die Überzeugung von der Möglichkeit eines solchen Bundes festgeworden war, Name und Organisation der Vereinigung sich allmählich in meinem Kopfe kristallisierten und ich nur auf die rechte Stunde wartete, um einen Aufruf zu veröffentlichen. Damals also schrieb mir ein Leser der Zeitung im südlichen Rußland, ein alter deutscher Ansiedler, der mich schon früher durch manchen Beweis scharfsinnigen Miterlebens aller meiner Gedankengänge und Absichten überrascht hatte: „Worauf warten Sie noch? Sie haben so deutlich ausgesprochen, was Viele dunkel oder klarer empfanden. Die geistige Gemeinde des Reinen Deutschtums wartet auf Betätigung. Schließen Sie nun zusammen, was Sie gesammelt haben.“*)

*) *Peter* hieß der wackere Mann, ein rechter deutscher Peter in der Fremde, dem das Heimweh nach dem deutschen Vaterlande die Magnetnadel der Seele geworden war, so daß er mit schlichter Bildung und nüchternpraktischem Geschäftssinn einen erstaunlichen deutschen Idealismus und ein geradezu hellseherisches Urteil über die Schwächen und Vorzüge unseres Volkstums vereinigte. Er schloß sich dann als einer der Ersten dem Bunde an. Nicht lange darauf lernte ich ihn persönlich kennen. Ein feuriger Mann,

In ähnlicher Weise, wenn auch nicht mit so bestimmten Worten, drängte damals die tiefe Sorge um unsere Zukunft in manchem nationalgesinnten Manne zu Entschließungen. Das Herz des deutschen Volkes hatte ja damals schwere Zeiten durchzumachen. Wir lebten an der Grenzscheide zwischen dem alten und dem neuen Kurse deutscher Reichspolitik. Die Erkenntnis von der einzigen Größe Bismarcks entwickelte sich nach seiner Verabschiedung an der so simpel und naiv-trotzig vorgetragenen Unzulänglichkeit seines Amtsnachfolgers Caprivi zu völliger Klarheit, und die gewaltsame Form der Verabschiedung stürzte die Besten des deutschen Volkes in den schärfsten Konflikt zwischen der Treue zu ihrem Kaiser und der dankbaren Verehrung für den Gründer und bewährten Steuermann des Reiches. In dem Tumult der Gefühle, der durch die Aussöhnungszeremonie zwischen Kaiser Wilhelm und dem Altkanzler für sentimentale Seelen einigermaßen gesänftigt, aber für ernste Männer keineswegs ausgeglichen wurde, empfanden viele den Entschluß, die Fortarbeit am nationalen Gedanken als Bismarcks Vermächtnis in eigene Verwaltung zu nehmen, als rettende Tat und innere Erlösung. So wurde die Frucht jener höchgespannten Erregung, die wir heute im gleich hohen Grade natürlich nicht mehr nachempfinden können, die erste Organisation einer von der Regierung wie von den politischen Parteien gleich unabhängigen, ganz auf ein seiner selbst gewisses Volkstum gestellten (in diesem Sinne also deutsch-

---

der die Schwelle des Greisenalters schon überschritten hatte und doch nun betriebsam und jugendfreudig in Berlin die Übersiedelung seiner Familie nach Deutschsüdwest vorbereitete, nachdem er in einem ganzen Mannesleben voll bunten Wechsels trotz mancher geschäftlicher Erfolge zuletzt in Rußland die Überzeugung gewonnen hatte, daß seine Familie unter dem dumpfen Druck des Russentums und bei der Apathie der dortigen deutschen Kolonisten ihr Deutschtum sich schwerlich über seinen Tod hinaus erhalten werde. Seine Absicht hat er erreicht, aber in einem Sinne, daß man nur wehmütig seiner gedenken kann. Nach mancherlei Versuchen als Farmer und Händler, verbittert gegen das Regiment der Schreibstube, mürbe von den Erfahrungen, die jeder koloniale Pionier und in zehnfachem Maße der deutsche in deutschen Kolonien zu machen hat, ist er gegen Ende des Jahres 1903 in Outjo gestorben — kurz vor dem Ausbruch des Herero-Aufstandes, als dessen erstes Opfer dann sein inzwischen herangewachsener Sohn von Mörderhand fiel: dem Deutschtum erhalten — als Blutzeuge!

demokratischen) straff nationalen Bewegung. Es liegt eine gewisse Ironie darin, daß der Mann „ohne Ar und Halm", der Reichskanzler „ohne Meinung und Beruf" und darum auch ohne den rechten deutschen Stolz, der „Troupier" Caprivi den entscheidenden Anstoß für die Begründung des Deutschbundes wie auch für die wirksame Belebung des Alldeutschen Verbandes gegeben hat. Der Alldeutsche Verband war zwar schon vor mehreren Jahren von Dr. Karl Peters begründet (bewußt nach dem Muster der Greater Britain-Bewegung, und zwar um die Zeit, als er auf die führende Stellung in der neuorganisierten deutschostafrikanischen Gesellschaft verzichten mußte), gelangte aber zu keiner lebendigen Wirkung, bis der jetzige Vorsitzende, Professor Hasse, ihn zu eigentlichem Leben erweckte. Für den Verband wurde das politische Erweckungssignal Caprivis glorreicher Vertrag mit England, durch den wir gegen Helgoland den größeren Teil von Ostafrika nebst Sansibar verschenkten als „Mehrer des Reichs" nach dem Motto: „Je weniger Afrika, desto besser." Für den Deutschbund aber gab den politischen Anstoß die Entrüstung über den mit so wenig „komplizierter" Diplomatie abgeschlossenen russischen Handelsvertrag.

Am 1. April 1894, zwei Monate nach der fragwürdigen „Aussöhnung" zwischen dem Kaiser und Bismarck, veröffentlichte ich den Aufruf zur Begründung eines Deutschbundes.

„Was ich mir unter dem Namen vorstelle", sagte ich darin u. A., „ist nicht etwa ein neuer Verein oder gar eine neue Partei, denn so töricht bin ich gewiß nicht, von unserer jetzigen Reichsanstalt für parlamentarische Beredsamkeit, in welcher alle Personen, Taten und Dinge an der ewig unzulänglichen Elle deutschen Philisterverstandes gemessen werden, irgend eine heilsame Kur unsres kranken Volkswesens zu erwarten. Der Trank, der uns heilen könnte, muß außerhalb des Reichstages gebraut, und die Reichsboten wie die Regierenden müssen vielleicht wider ihren Willen von seiner Heilkraft überzeugt werden. Es ist überhaupt nicht die Vielheit der Köpfe, an die ich bei dem Namen Deutschbund denke, sondern die vervielfältigte Kraft eines einheitlichen Willens, das Zusammenwirken Vieler nach der inneren Gemeinsamkeit einer gleichen Weltanschauung, eines in allen gleich starken und zu religiöser Glut verklärten Deutschideals. Eine

Vereinigung ist das nicht, sondern ein Bund, eine Gemeinde, denn sie gestattet ihren Mitgliedern nicht, mit dem Namen bloß oder einem Jahresbeitrage oder irgend einem Bruchteile ihrer Persönlichkeit ihm anzugehören, sondern sie fordert von jedem sein Tiefstes und Bestes. Eine Burschenschaft der Erwachsenen möchte ich es nennen, um es recht zu bezeichnen, was mir vorschwebt, denn jene weihevolle Opferstimmung der Freiheitskriege, aus der die Burschenschaft ihre heilig verklärten vaterländischen Ideale nahm, ist doch für das Empfinden aller Deutschgesinnten die feierlichste Offenbarung unseres Volkstums, und das kann man sagen, daß immer, wenn die Stunde unserer nationalen Erweckung uns naht, das deutsche Volk eine einzige große Burschenschaft wird."

Das Echo dieses Aufrufes war erfreulich stark. Am Abend des 9. Mai 1894 konnte ich im Spatenbräu (Friedrichstraße) zu Berlin die begründende Versammlung mit dem Gruße „Im deutschen Namen Heil!" eröffnen, der seitdem Gruß und Erkennungszeichen des Bundes in den Anfangsbuchstaben J. d. N. H.! geblieben ist. An allerlei Mißverständnissen und auch an Versuchen, die neue Gemeinschaft in die Richtung parteipolitischer und konfessioneller Bestrebungen abzulenken, fehlte es nicht, aber die Einwände ehrlichen Irrtums wurden leicht widerlegt und die Ablenkungsversuche mit kurzem Ruck abgeschüttelt. Die Kraft der starken inneren Einigkeit bei der Mehrheit der Erschienenen bekundete sich darin, daß der Bund sich schon bei dieser ersten Zusammenkunft in Satzung und innerer Verfassung nach meinen Vorschlägen eine von der sonstigen Vereins-Schablone abweichende Grundlage schuf, die (mit wenigen Abtönungen und Änderungen) bis zum heutigen Tage brauchbar und lebendig geblieben ist.

Im Rahmen dieses Buches, kann es natürlich nicht meine Absicht sein, den Leser in die inneren Angelegenheiten des Bundes einzuführen,*) sondern es kann sich hier nur darum handeln, daß er beurteilen könne, 1) wie der Bund zum Unterschied eben von anderen nationalen Vereinen und Verbänden seinen besonderen Charakter und seine Aufgabe im Dienst am Deutschtum festgelegt hat, 2) was er darin erreicht hat und was ihm etwa

*) Wünscht er darüber in der Absicht eigener Beteiligung am Bunde das Nötige zu erfahren, so ist der Schriftwart Herr Professor Dr. Gustav Holle in Bremerhaven die Adresse für Erkundigung.

mißlungen ist, 3\ was man von ihm in Zukunft für die Deutschbewegung unseres Volkes erwarten darf.

Der Deutschbund unterscheidet sich in seiner Organisation wesentlich dadurch von den bei uns gewohnten Vereinen, auch von den übrigen nationalen Verbänden, daß er nicht nur praktisch, sondern rückhaltlos auch in der Form die Autorität seiner führenden Männer anerkennt. An seiner Spitze stehen der Bundeswart (nach Vorschlag der Bundeskammer mit stets dreijähriger Amtsdauer gewählt) und die (nach einer Vorschlagsliste des Bundeswarts mit 15 Namen) alljährlich neu- oder wiedergewählte Bundeskammer von 10 Mitgliedern. Mit dem Amte des Bundeswarts hat der Bund seit seiner Begründung ununterbrochen mich beehrt; zur Bundeskammer gehören unter dem seit Jahren stets erneuten Vorsitze des Schriftwarts Prof. Dr. Holle zur Zeit die Herren Prof. Dr. Langhans (Gotha), Geh. Reg.- und Baurat Wanckel (Altenburg), Generalagent Ruttke (Halle a. S.), Professor Dr. Brenning (Bremen), Oberlandesgerichtsrat und Reichstags-Abgeordneter Dr. Porzig (Jena), Rechtsanwalt Dr. Geßner (Darmstadt), Ingenieur Czerneck (Görlitz), Fabrikant Weule (Goslar) und Oberlehrer Berger (Darmstadt). Schriftwart und Schatzmeister (in dieser letzteren Stellung seit Jahren Postinspektor Schnee) verwalten ihre Ämter unter Verantwortlichkeit des Bundeswarts. Die zurzeit etwa 800 Mitglieder des Bundes sind örtlich in 35 Gemeinden*) organisiert, deren Vorsitzende als Vertrauensmänner des Bundeswarts von diesem nach Vorschlag der Gemeinden bestellt werden. Die Aufnahme zur vollen Mitgliedschaft des Bundes geschieht in der Regel erst nach einer Probezeit.

Die Satzung des Bundes lautet in der jetzigen Fassung folgendermaßen:

„Deutschbund will heißen, daß wir alle, die wir diesem Bunde zugehören, für uns selbst und für unser Volk im Streben zu immer reinerem Deutschtum das Heil erkennen.

*) Unterweser (Bremerhaven), Thüringen (Gotha), Osterland (Altenburg), Hannoverland (Hannover), Kassel, Halle, Bremen, Darmstadt, Frankfurt a. M., Leipzig, Jena, Niederschlesien, Hamburg, Berg (Elberfeld), Rudolstadt, Mittelschlesien, Minden, Sondershausen, Pyrmont, Heidelberg, Harz (Goslar), Wilmersdorf, Berlin W., Hinterpommern, Dresden, Herford, Wonnegau (Worms), Magdeburg, Breisgau, Mecklenburg, Lübeck, Südpomerellen, Straßburg i. E., Wiesenthal, Wartburg (Eisenach).

Wir lassen uns in dieser Erkenntnis nicht beirren durch den Wahn eines Weltbürgertums; sondern mit Bedacht hegen und pflegen wir unser Volkstum, weil wir wissen, daß jede Frucht, die der gesamten Menschheit zugute kommen soll, nur auf dem Acker des Volkstums gesäet, gepflegt und geerntet werden kann. Der Menschenliebe wollen wir nicht entsagen, noch weniger anderen Völkern ohne besonderen Grund mit unfreundlicher oder gar gehässiger Gesinnung begegnen; aber allerdings wollen wir uns mehr und mehr zu der Gewohnheit des Denkens, Wollens und Handelns erziehen, daß wir Menschenliebe nicht besser betätigen können, als wenn wir unser eigenes Volkstum erhalten, kräftigen und veredeln. Für diesen Zweck scheuen wir auch den Krieg nicht, denn solch ein Krieg bedeutet uns nicht ein Unrecht, sondern eine heilige Pflicht und ein höchstes Opfer für Volkstum und Menschheit.

Die Liebe zu unserem eigenen Volke gebietet uns die Achtung vor anderen Völkern, die gleich uns in seßhafter Abgrenzung nach ihren besonderen Gaben zur Veredelung der Menschheit mitarbeiten. Ausgeschlossen aber von unserer Achtung ist das Volk der Juden, weil es nicht anders mehr leben will als in der Zerstreuung über andere Völker und in der Ausbeutung ihrer schaffenden Kräfte. Jüdisches Blut dulden wir nicht in unserem Bunde; vielmehr ist es eine unserer Pflichten am reinen Deutschtum, den schädlichen Einfluß des Judentums von uns und unserem Volke abzuwehren. Die lange Geschichte eines vergeblichen Kampfes im deutschen und in anderen Völkern hat uns aber gelehrt, wie das Judentum uns schon zu fein und zu stark verstrickt hat, als daß wir uns mit Gewalt und Lärm von ihm lösen könnten. Darum ist es ein Gebot der Klugheit gegen die Schlauen, den Kampf der Abwehr mit kalter Gelassenheit und still aber beharrlich zu führen; denn nur so, wenn es der Wille der Vorsehung ist, mag in ferner Zukunft uns noch der Tag erscheinen, da unser Volkstum von der Entartung durch jüdisches Blut und jüdisches Gold wieder frei wird.

Wir glauben an die siegreiche Kraft der Blutserbschaft, aber wir kennen nicht den geheimnisvollen Weg, den sie durch die lange Reihe unserer Vorfahren bis zur Stunde unserer Geburt gewandelt ist. Darum hüten wir uns vor dem Anspruch, daß wir in unserer körperlichen Art oder im Fühlen, Denken und Tun

Musterbilder reinen Deutschtums *seien*. Aber tätige *Liebe* zum reinen Deutschtum ist die Forderung unseres Bundes an alle, die sich deutschen Stammes fühlen.

So will unser Bund diejenigen suchen und zu brüderlicher Gemeinsamkeit an sich ziehen, die in solcher Anschauung tätige Liebe zum reinen Deutschtum beweisen, diejenigen aber beiseite lassen, die solcher Anschauung fremd bleiben oder zu tätiger Liebe sich nicht entschließen wollen."

Durch die ganze bisherige Entwicklung des Bundes hat sich diese Satzung als stets einigendes und immer lebendig empfundenes Bekenntnis bewährt. Sie setzte als bindendes und einzig entscheidendes Prinzip der Gemeinschaft ein „das deutsche Gewissen in unserer Brust, das innere Gesetz, an dem sich Gott für jeden Einzelnen von uns in der Geschichte unseres ganzen Volkes offenbarte" und machte den Bund sozusagen zu einer „Pflanzschule und einem Versuchsfeld für alle natürlichen Triebe unseres deutschen Wesens, die auf dem freien Felde unseres öffentlichen Lebens noch nicht oder nicht mehr gedeihen wollen."

Im einzelnen wurde in späteren Ansprachen und Verhandlungen des Bundes immer wieder ausgesprochen, „daß wir nicht konfessionell gebunden, nicht Ableger oder Nebenläufer der antisemitischen oder einer anderen Partei sein wollen." „Im Bunde kein Unterschied zwischen evangelischen und katholischen Deutschen, kein Zweifel, aber auch keine Hitze mehr über die Judenfrage, sondern kalte und entschlossene Abwehr im Bewußtsein unseres Rechts; kein Unterschied insbesondere zwischen arm und reich, hoch und niedrig, sondern Brüderlichkeit und harmlose Gemütlichkeit im Verkehr und geselligen Leben." Gegen den Argwohn, daß der Deutschbund *selbst* sich zu einer nationalen Partei auswachsen solle, findet sich in einer Ansprache aus dem Gründungsjahre die Bemerkung: „Es ist ein Mißverständnis, als ob der Bund ein Nest für die junge Brut sei, die sich später zu einer politischen Partei auswachsen und sich als solche im Lärm und Kampfe der öffentlichen Wahlen mit den absterbenden Parteien messen solle. .. Vielleicht, wenn wir erreichen, was uns vorschwebt, wird aus diesem Bunde der *Geist* geboren und weit in alles deutsche Volk verbreitet, welcher einer künftigen Deutschpartei oder meinetwegen auch einer Deutschbundpartei Gesinnung und Anziehungskraft gibt, aber ein *unmittelbares* Ziel unseres Lebens ist das nicht, und

jedenfalls darf der Bund, wenn er im eigenen Berufe bleiben will, durch keine Rücksicht auf diesen möglichen Erfolg sich vom rechten Wege abtreiben lassen."

Mit besonderer Schärfe wurde in derselben Ansprache alle Versuchung zur Sitten- und Splitterrichterei im Namen des Deutschtums von der Schwelle gewiesen. „Es gibt einige, vielleicht selbst noch unter den Brüdern und Freunden, die sich von unserer Satzung klipp und klar vorschreiben lassen möchten, was deutsch sei und was nicht, und eine Art Orden aufrichten und die Tür dieses Ordens mit Gelöbnissen wohl verschließen, damit man auch Sicherheit hätte, in patentiert edelster Gesellschaft zu sein. Vor diesen Ansprüchen warne ich als vor dem Anfange aller Heuchelei und des schlimmsten Hochmutes, des Pharisäerstolzes. Deutsche Sitte ist ein altes, ehrwürdiges Erbe unserer Volksseele und bleibt also auch ein Ideal unseres Bundes, aber sie war und ist allezeit ein natürliches, urwüchsiges Frauenzimmer voll Lebensfreude, Freiheit und liebenswürdigem Temperament im Vergleich zu dem blutlosen klösterlichen Weibsbild, das man die ewig vom bösen Gewissen geplagte Katechismus-Sittlichkeit nennen könnte. Wollen wir gesund bleiben in unserem Bunde und mit einem offenen Herzen mitempfinden, was sich in der Seele unseres Volkes regt und bewegt, wollen wir der elenden Splitterrichterei entgehen, die an dem Körper der antisemitischen Partei wie ein zehrendes Fieber gewütet hat und hoffentlich nun überwunden ist, dann laßt uns niemals behaupten, daß wir im Deutschbunde in Gedanken und im Lebenswandel die deutschesten seien, sondern nur, daß wir uns in tätiger Liebe, d. h. in der Arbeit für unser Deutschtum, wenn möglich, von keinem Deutschen übertreffen lassen möchten. So schreibt es unsere Satzung vor, und so nur kann ich als Ihr Bundeswart es unternehmen, im Wetteifer mit Ihnen voranzustreben."

Natürlich waren wir uns bewußt, daß unser Vorhaben aus einer höheren Tonart des Empfindens und Wollens, als der alltäglichen von damals und heute entsprungen war. Ich kann leider nicht behaupten, daß es allen an der Gründung Beteiligten gelungen sei, sich dauernd in diesem höheren Empfinden und Wollen zu erhalten. Aber damals konnte ich unter der Zustimmung aller die persönliche Überzeugung aussprechen, auf der ich persönlich mit meinem ganzen Lebenswerk zu stehen mir bewußt bin, daß ein

wohlverstandener Idealismus die beste Realpolitik ist: „Wer künftig mit Philisterverstand über ideale Regungen geringschätzig sprechen will, dem wollen wir nach der jungen Erfahrung unserer Probezeit antworten, daß noch nie eine Kraft war, nie auch sein wird, um leer gewordene Menschenherzen mit frischem Geiste aufzufüllen, außer einem ehrlich gemeinten Idealismus. Und wer den Idealismus zwar gelten läßt, aber abseits vom täglichen Gebrauch und praktischen Erfolge, als Lebensschmuck für Kinder und Frauen, nicht als Stab und Schwert für Männer, dem wollen wir vom Deutschbund fortan immer antworten: es hat noch nie ein Mann seinem Volke oder der Menschheit Wohltaten geschaffen und im dankbaren Gedächtnisse fortgelebt, wenn er nicht aus ehrlichem Idealismus die unerschöpfliche Kraft zu seiner Arbeit und das untrügliche Gewissen seiner Zuversicht genommen hatte. So gewiß wir alle an den endlichen Sieg des Guten über das Böse glauben, so gewiß ist Idealismus die beste Realpolitik. Nur muß man Idealismus von Phantasterei unterscheiden können, man muß nicht voraussetzen oder verlangen, daß der Idealist seinen Kopf mit Vorliebe benutze, um ihn sich an Mauern entzwei zu brechen, sondern man darf es dreist glauben, daß rechter Idealismus nicht Früchte vom winterlichen Baume zu pflücken verlangt, daß er in der Regel nicht die verkehrten, sondern die rechten Mittel zu seinem Zwecke wählt — mit einem Worte: daß er nicht ein Dummkopf, sondern ein kluger Kerl ist."

Ein kurzer geschichtlicher Bericht wird dem Leser ein Urteil geben, wie der Deutschbund seine Aufgabe zu erfüllen versucht hat. Die Tätigkeit der Vereine, die nur auf den freien Willen und auf die außerberufliche Mußezeit der Mitglieder gestellt sind und den fehlenden Eifer durch disziplinare Mittel nicht erzwingen können, vertragen überall in der Welt nur ein bescheidenes Maß von Ansprüchen. Von dieser Regel macht auch der Deutschbund keine Ausnahme, doch ist seine Wirkung bisher immerhin derart gewesen, daß man sie vielleicht vom Standpunkt seiner eigenen, anfänglich weiter und höher greifenden Absicht, nicht aber im Vergleich mit anderen Vereinen von ähnlicher Art unzulänglich nennen dürfte.

Anfangs hätte ich meinem eigenen Betätigungsdrange und der weihevollen Glut, welche die erste Gemeinde des Bundes beseelte, etwas schuldig zu bleiben geglaubt, wenn

ich unsere Kräfte nicht an einer nationalen Aufgabe größeren Stils versucht hätte. Vom ersten bis zum heutigen Tage habe ich es mir angelegen sein lassen, von dem Bunde die Gefahr der Selbsttäuschung fern zu halten, daß schon der Besitz einer straffen und vertieften nationalen, nach oben und unten unabhängigen Gesinnung ihm einen Vorzug gebe. Immer wieder habe ich mit absichtlicher Schärfe in Erinnerung gebracht, daß der Bund trotz seines nichtöffentlichen Charakters die Kraft seiner Gesinnung doch nur daran erproben könne, daß er ohne alle Mystik und Selbsttäuschung einfach sich zum Instrument öffentlich nützlicher Arbeit mache.

Ein nationales Wirtschaftssystem.

In diesem Sinne war es gemeint, wenn ich schon zum Hermannsfeste des Jahres 1895 den Bund dafür zu gewinnen suchte, daß er die Zeichen der Zeit erkenne und mit einem klaren nationalwirtschaftlichen und zugleich sozialpolitischen Programme sich einen festen Standpunkt schaffe, um die Gefahren der Sozialdemokratie durch eine planmäßige Stärkung und Sammlung der bürgerlichen Mehrheit des Volkes, namentlich des gewerblichen Mittelstandes abzuwehren. Die Zeichen der Zeit wiesen damals schon deutlich auf diese Arbeit hin. Die Umsturzvorlage der Reichsregierung war gefallen, eine Erneuerung des Sozialistengesetzes bei dem allgemeinen Widerstande der Arbeiter und nach dem Ausfall der Wahlen überhaupt nicht mehr versucht. Die Spitze des Reiches machte den Eindruck der Ratlosigkeit. Desto mehr Hoffnung erweckten die Versuche, aus dem Volke selbst die Heilmittel gegen eine Gefahr zu schaffen, die kein ernsthafter Vaterlandsfreund mehr unterschätzen konnte. Der evangelisch-soziale Kongreß hatte in Erfurt getagt und erweckte stärker als früher das Vertrauen, daß die christlich organisierte Arbeiterschaft die international und republikanisch erzogene Arbeiterschaft der Sozialdemokratie überwinden könne. Friedrich Naumann hatte mit der Organisation seiner national-sozialen Bewegung eben begonnen und erwarb sich namentlich auf den Universitäten großes Vertrauen. Die allgemeine Losung war: innere Abwehr der Sozialdemokratie. Da schien es nun von größter Wichtigkeit zu sein, der Überzeugung von der inneren Abwehr zwar beizutreten, aber zugleich nachdrücklich den Irrtum zum Bewußtsein zu bringen, als

ob diese innere Abwehr nur durch Konkurrenz mit der Sozialdemokratie an den Arbeitern geschehen könnte. Zu praktischem Zwecke entwickelte ich hier nun abermals den Gedanken, den ich schon immer verfochten hatte: daß das Christentum, als Waffe gegen die Sozialdemokratie benutzt, seine proletarisierende Kraft erweisen werde. Jede christlich-soziale Bewegung werde dazu kommen und in ihren Grundsätzen auch kein Hindernis daran finden, die Sozialdemokratie in Freiheiten und Wohltaten an die Arbeiter zu überbieten oder es ihr mindestens doch in der Ermunterung zu jeder Begehrlichkeit gleich zu tun. „Die proletarisierende Kraft des Christentums wird sich im weiteren Verlaufe dieser Bestrebungen, falls sie erfolgreich sind, noch sehr kräftig offenbaren."*)

„Im Namen des Christentums" sagte ich ferner, „ist das Kapital einfach schutzlos gegen die evangelisch-soziale Arbeiterbewegung, und das wäre an und für sich noch kein Schade. Aber im Namen des Christentums haben auch andere und wertvollere Kräfte der Selbsterhaltung keine Schutzwache gegen diese proletarisierenden Bestrebungen. Vor dem Christentum gibt es nicht Volk, Kaste und Stammesart, sondern nur Menschheit. Und von der Überzeugung nun, daß diese Kräfte unter allen Umständen gegen die Sozialdemokratie sowohl wie gegen ihre christlichen Mitbewerber erhalten werden müssen, geht das System der Hilfe aus, welches ich im Folgenden kurz zu entwickeln versucht habe. Denn Volkstum und Volksgenossenschaft sind mir für die dauernde Erhaltung dessen, was wir an Ordnung, Sitte und Bildungsfähig-

*) Das sagte ich damals. Heute wissen wir, daß die inzwischen erfreulich angewachsenen katholischen, evangelischen und rein nationalen Gewerkschaften in ihrer ersten gemeinsamen Tagung zu Frankfurt a. M. im Jahre 1903 den Arbeitnehmer-Standpunkt ebenso einseitig vertraten, wie nur je eine sozialdemokratische Gewerkschaft es getan hat, und daß sie ihrer Organisation auf keine Weise stärkere Lockung geben zu können glaubten, als durch Unterstreichung noch nicht bewilligter sozialdemokratischer Forderungen, wie z. B. des unbeschränkten Koalitionsrechtes. Ein Trost ist es gewiß, daß in dieser Organisation auch rein nationale Gewerkschaften wie der deutsch-nationale Handlungsgehilfenverband eine Stimme führen, aber wer gibt Bürgschaft, daß in dieser Körperschaft selbst in irgend einem künftigen Konfliktsfalle der nationale Geist der sozialen Begehrlichkeit wirksam bremsen wird? Jede innere Abwehr der sozialdemokratischen Gefahr, welche ihr die Arbeiter abwendig machen will, kann nur erfolgreich sein.

keit besitzen, unentbehrlich wertvolle Kräfte, und wo sie am stärksten vertreten sind, da muß man auch die besten Waffen für die Abwehr und Hilfe suchen." So bin ich im Verfolge des Gedankenganges meines reinen Deutschtums auf die planmäßige Unterstützung des Mittelstandes gekommen, und so erkannte ich nun auch in einer energischen Mittelstandspolitik die einzig ausführbare und in jeder Beziehung gesunde Abwehr der sozialdemokratischen Gefahr. „Dieser Weg wird unser Volk nicht zuvor proletarisieren, um uns aus den Verlegenheiten dieser Zeit zu retten, sondern im Gegenteil aristokratisch heben und keine Kraft ihm rauben, die sich in unserer Geschichte als wertvoll erwiesen hat. Das echte kernhafte deutsche Volkstum mit seinen dauerhaftesten Vorzügen, aber auch mit seinen natürlichen Schwächen war vielleicht zu allen Zeiten, ist jedenfalls heute im Lager des Mittelstandes. Gebildete Deutsche oder reiche, welche die Hebekraft des Geldes von der vaterländischen Scholle loslöst, mögen die unterschiedliche Art des Deutschtums im Vergleiche zu anderen Volkswesen klarer erkennen, im erfreulichen Falle sich ihrer deutschen Zugehörigkeit mit Stolz bewußt sein (die Regel ist leider bei uns, daß die Gebildeten sich ihres Volkstums überheben oder mit ihren Gesinnungen, wie mit ihren Kleidern wechseln, die Reichen aber das Volksbewußtsein als einen Stolz für die Dummen belächeln), in jedem Falle sind die Gebildeten und Reichen nicht so treue Hüter des Deutschtums, wie die Leute des Mittelstandes. Diese können ja nichts Anderes sein, als deutsch. Wie eine Pflanze mit kurzem Stiele haften sie an dem Boden, der sie erzeugt. Die

---

wenn sie den Weg der Konkurrenz d. h. der Überbietung der Sozialdemokratie betritt. Also Teufel durch Beelzebub! Selbst die Naumannsche Bewegung, die anfangs scharfe nationale und sogar antisemitische Absichten hatte, ist bald genug auf diese schiefe Ebene geglitten. Sie war nicht von Erfolg, weil von Anfang an die Arbeiterschaft ihr fernblieb und mancher bürgerliche Anhänger den scharfen Ritt abwärts nicht mitmachen konnte. Aber geschadet hat sie doch mehr als man ahnt, weil sie so manchem Gebildeten das nationale Rückgrat (das wir gerade bei voller Erkenntnis der Wohltaten der Sozialdemokratie zur Abwehr ihrer Gefahren am meisten nötig haben) vollends geknickt und als Gegenstück zu der gewiß fragwürdigen Gilde der „Scharfmacher" die nicht minder fragwürdige und im praktischen Erfolge für uns wahrscheinlich schädlichere Gilde der Schlappmacher geschaffen hat.

unbewußten Gesetze, nach denen sie lieben und hassen, begehren und abwehren, ihr Urteil sowohl wie ihr Empfinden sind ihnen natürliches Erbgut; sie müßten aus der eigenen Haut fahren, wenn sie etwas anderes sein sollten als deutsch."

Auf diesem Gedankengange ruhte das Programm, das ich damals dem Deutschbunde empfahl und ihm ein halbes Jahr später bei abermaliger Zusammenkunft in Leipzig in Form von „Grundzügen einer deutschen Wirtschaftsreform und Mittelstandspolitik" vorlegte. Ich habe es in der Täglichen Rundschau vom 6. November 1895 veröffentlicht und kann mich hier darauf beschränken, die leitenden Gesichtspunkte und Forderungen zusammenzustellen, denn im Rahmen dieses Buches darf es mir genügen, wenn ich dem Leser Gelegenheit gebe, von dem im ersten Teile erwähnten Nationalen Wirtschaftssystem, ohne welches „Deutsche Politik" und „Reines Deutschtum" ganz unpraktikable Begriffe bleiben würden, sich in den Haupt-Umrißlinien ein Bild zu machen.

Im Lager des notleidenden Mittelstandes hat sich der Bauer auf den Schutz seiner Interessen besonnen und als Organ der Selbsthilfe den Bund der Landwirte begründet. Möge er Erfolg in dem Bestreben haben, sich durch mäßigen Zollschutz gegen fremdes Getreide und fremdes Vieh wenigstens den jetzigen Umfang seines gedeihlichen Bestandes zu erhalten! Und möge er nicht zu bald zum Erfolge kommen, damit er seine Solidarität mit den anderen Berufen des Mittelstandes, mit der Industrie und den Beamten, besonders aber auch mit dem Handwerk und der Kaufmannschaft begreifen lernt. Namentlich der Handwerker und der kleine Kaufmann sind unter dem System des unbeschränkten Wettbewerbes zum Teil jämmerlich heruntergewirtschaftet. Mit ihrem materiellen Verfall ist auch ihr geistiges und gesellschaftliches Niveau gesunken. Der Kaufmann krankt an der Konkurrenz der großen Warenhäuser und an dem Umsichgreifen der Konsumvereine, der Handwerker, soweit er nicht durch die Art seines Handwerks geschützt ist, an der Konkurrenz der Industrie und an seiner eigenen Ratlosigkeit, die ihm eingibt, nach Befähigungsnachweis und Zwangsinnung zu rufen, also nach Instrumenten besserer Handwerkserziehung, statt nach Zwangsgenossenschaften, also nach Werkzeugen des wirtschaftlichen Kampfes. Aus der Geschichte des Gewerbewesens könnte er lernen,

daß die Zunftverfassung als solche nicht die Blüte des deutschen Gewerbes im 13. bis 16. Jahrhundert geschaffen hat und so auch trotz ihres Fortbestandes den Verfall in späteren Zeiten nicht aufhalten konnte. Die erste Blütezeit deutscher Gewerbe kannte wohl eine Mindestbeschaffenheit der zum Kauf gestellten Ware und Handwerkserzeugnisse, aber keinen Befähigungsnachweis der Handwerkspersonen. Diese Tatsache und die andere, daß im 17. und 18. Jahrhundert die Staatsfabriken, welche doch die Vorläufer der heutigen Privatindustrie sind, von allem Zwang in der Vorbildung ausdrücklich befreit wurden, geben auch geschichtlich den richtigen Wink für den einzuschlagenden Weg. Die einzelnen Gruppen des Mittelstandes können aber jedenfalls ihre besonderen Interessen richtig und dauernd nur durchsetzen, wenn sie ihre Solidarität erkennen, ein neues soziales Gewissen schaffen helfen und unter Mithilfe des Staates sich gemeinsam zu großen Zwangsgenossenschaften organisieren. Voraussetzung für diese Solidarität ist vielleicht, daß sie einander einen Mindestpreis zugestehen, aber auch Mindestbeschaffenheit der Waren und Produkte von einander fordern. Einseitiger und rücksichtsloser Schutz der Nur-Konsumenten-Interessen hätte in diesem nationalen Wirtschaftssystem allerdings keinen Platz, also auch nicht die heutigen Einkaufsvereine der Beamten und Offiziere. Desgleichen würde dieses System in seinen praktischen Folgen die Anhäufung übergroßer Kapitalien in wenigen Händen schwieriger, wenn nicht unmöglich machen. Da aber gerade diese Ausartung des Kapitalismus einen unaufhörlichen Kriegszustand gegen die persönliche Unabhängigkeit und Würde der Nichtkapitalisten bedeutet, so wäre diese Folge in jedem Sinne eine der besten Empfehlungen des Systems. Die Zwangsgenossenschaften würden aber nur dann der Schlußstein des nationalen Wirtschaftssystems sein können, wenn sie die verschiedenen Gruppen gewerblicher Arbeit und amtlicher Berufe in einer Gemeinsamkeit auf gesetzlicher Grundlage vereinigen. Für Gewerbe und Industrie z. B.: Arbeitgeber und Arbeitnehmer oder (nichtsozialdemokratisch gesprochen) Fabrikanten und Meister, Gesellen, Gehilfen und Arbeiter; für den Handel: Großkaufleute, Krämer und Handlungsgehilfen. Als gemeinsame Vertretung aller Angehörigen desselben Berufes würden die Zwangsgenossenschaften nun unter Aufsicht des Staates die amtlichen Organe der schon

bestehenden und etwa noch zu schaffenden sozialen Wohlfahrtseinrichtungen, der Krankenkassen, der Versicherung gegen Unfall sowie für Alte und Invalide werden. Sie müßten die schiedsrichterliche Instanz zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Genossen derselben und denen verschiedener Genossenschaften bestellen. Sie müßten die Befugnis erhalten, die Güte ihrer Arbeitsleistungen durch von ihnen eingesetzte Behörden überwachen zu lassen und unzweckmäßige Arbeit oder Ware zu vernichten. Sie müßten die Vertretung ihres Berufes in jeder Weise ausüben und wären natürlich auch sofort eine zur Wirksamkeit fähige Organisation für den Fall, daß eine berufsständische Zusammensetzung des Reichstages und des Landtages vom deutschen Volke der jetzigen parteipolitischen vorgezogen werden sollte. Außer diesen neuen Vollmachten, welche ihnen gesetzlich einzuräumen und aufzuerlegen wären, müßten sie zugleich die Wohltaten erhalten und weiter entwickeln, welche bisher die freiwilligen Genossenschaften ihren Mitgliedern geboten haben, also Darlehnskassen organisieren, den billigen Bezug von Rohstoffen vermitteln, gemeinsamen Verkauf für die kleineren Geschäftsbetriebe ermöglichen. Die zentrale Organisation der lokalen Genossenschaften zu Provinzialverbänden und ihre Zusammenfassung in Reichsgenossenschaften versteht sich von selbst. — — —

Das sind im Wesentlichen die Umrisse meines damals vorgelegten nationalen Wirtschaftsprogramms, und bevor ich berichte, daß und warum der Deutschbund zur Anbahnung dieser Aufgabe Erhebliches nicht leisten konnte, mag es nicht überflüssig sein, den Wirklichkeitswert dieses meines Phantasiebildes an den Stationen unserer wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung zu messen, die wir seit dem Jahre 1895 passiert haben und ebenso auch an der Fortentwicklung, die uns, nach heutigen Anzeichen zu schließen, wahrscheinlich bevorsteht.

Die Bedenken eines zwangsgenossenschaftlichen Wirtschaftssystems habe ich natürlich damals nicht übersehen und bin auch heute nicht blind dagegen. Die Liebe macht freilich blind, aber von allen denkbaren Zielen und Gegenständen ist, glaube ich, ein wirtschaftspolitisches Programm ungefähr das Letzte, in das man sich *verlieben* könnte. Es wird niemand recht erwärmen, jedem bleibt es etwas schuldig. Ein Kompromißgebilde von Anfang an, mit

dem man sich allenfalls abfindet, wenn möglichst viele Vertreter verschiedener Geldbeutel- und anderer Interessen, welche noch imstande sind, ein gemeinsames Ziel über sich anzuerkennen, es als Fahrzeug zu diesem Ziele faute de mieux brauchbar finden. Und das Beste, das man solch einem System schließlich nachrühmen kann, ist, daß es ohne Preisgabe höherer Kulturgüter eines Volkes und ohne einen gesunden Aufwärtsgang des Wirtschaftslebens zu hemmen, schlimmere Gefahren, die deutlich im Anzuge waren, beseitigt hat.

Wirtschaftlich betrachtet, wäre wohl das Hauptbedenken gegen die Zwangsgenossenschaft, ob in ihr der Antrieb zur höchsten Leistung bei den einzelnen Genossen nicht erschlaffen würde. Man weiß ja, daß die jetzigen freien Genossenschaften nach Schulze-Delitzsch aus diesem Grunde auf die „Freiheit" den Hauptton legen, von ihr alle ihre Erfolge ableiten und vom Zwang, ja auch nur von irgend welchen politischen oder nationalen Nebenabsichten nichts wissen wollen. Das Mißtrauen, das hierin gegen den vorausgesetzten angeborenen Hang zur Faulheit und Lüderlichkeit ausgesprochen liegt, kann ich für das deutsche Volk nicht teilen. Das liegt in meinem Glauben an die gute Rassekraft unseres Volkes begründet, und ich finde in der vorwärtsstrebenden Leistungsfähigkeit unserer staatlichen Verkehrs- oder Erwerbsbetriebe (Post, Eisenbahn, Bergbau), nicht minder aber auch im guten wirtschaftlichen Vorwärtskommen deutscher Spezialbetriebe im Vergleich mit denen anderer Nationalitäten, wo immer draußen in der Welt es sein möge, mich durchaus zu dem Vertrauen bestärkt, daß auch im System der Zwangsgenossenschaft deutsche Tüchtigkeit den Rang unserer wirtschaftlichen Leistung behaupten und ihren Vorwärtsdrang sich erhalten würde. Überdies bleiben wir ja auch unter dem neuen System „im Zeichen des Verkehrs" und der Weltwirtschaft. Ein Hauptsporn zum Eifer würde uns also auch künftig nicht fehlen. Aber allerdings bin ich der Ansicht — und mit mir der ganze nachdenkliche Teil des deutschen Volkes —, daß etwas mehr Ruhe auch in unserem wirtschaftlichen Leben allen Beteiligten das Leben gehaltvoller und würdiger machen könnte. Die Manchesterlehre von der unbeschränkten Konkurrenz hat solange in unserem Erwerbsleben unbeschränkt geherrscht, daß es entschuldbar wird, wenn die Verteidiger dieser Hetzfreiheit sich allmählich in die Fiktion hineingedacht haben, der amerikanische Business-

Begriff sei ein Glücksideal und nicht vielmehr eine Zeitkrankheit von gefährlich ansteckender Kraft, die wir über kurz oder lang irgendwie heilen oder sänftigen müssen, damit nicht die weiße Rasse daran verödet und verblödet. Das zwangsgenossenschaftliche Wirtschaftssystem wäre ein möglicher Weg zur Heilung, und einmal von uns eingeschlagen, würden andere Völker ihn auch benutzen; Nordamerika vielleicht zuletzt, aber sicher dann, wenn die Ära der bloßen Ausbeutung natürlichen Überflusses dort aufhört und die Ära der eigentlichen National-Ökonomie beginnt.

Vom doktrinären Standpunkte, d. h. mit den Augen von drei Vierteln aller Deutschen betrachtet, wird der „Zwang" bei der Genossenschaft nicht behagen. Es handelt sich aber für die Bedürfnisse, die hier zu befriedigen sind, längst nicht mehr um Belieben und Behagen, sondern um das bittere Müssen. Die Bauern haben bereits überall den Segen der genossenschaftlich gesteigerten Kraft gespürt, die Handwerker fangen an, sie zu begreifen. Fast völlig atomisiert im wirtschaftlichen Sinne ist nur noch der Krämer. Aber auch bei ihm regt sich's schon. Bis zur Erkenntnis ihrer Solidarität und gegenseitigen Grenzachtung sind aber die mittelständlichen Erwerbsberufe längst noch nicht durchgedrungen, und so schlägt die neue, durch die Genossenschaft gewonnene Kraft hier und da vorläufig noch neue Wunden, statt die alten zu heilen. Bei den Beamten fehlt noch so gut wie ganz das Bewußtsein, daß sie um des Staates willen, der ihr Auftraggeber und Ernährer ist, mit den staatserhaltenden Schichten des gewerblichen Mittelstandes auch und namentlich in der Brot- und Magenfrage sich solidarisch verbunden fühlen und auf den nackten Egoismus des Nur-Konsumenten verzichten müssen. Alles in allem weist der gegenwärtige Zustand, man mag ihn beobachten, wo man will, die Merkmale einer begonnenen Bewegung zu einem neuen Wirtschafts-System sehr deutlich auf. In der Tat: wir sind bereits auf dem Marsche, und die Frage ist nicht mehr, ob wir ins manchesterliche System der unbeschränkten Konkurrenz-, d. h. Hetz-Freiheit — verschönt durch Bank-Concerns und Trust-Monopole — zurück können, sondern nur noch daß wir wählen müssen zwischen zwei Formen staatlich geordneten Wirtschaftsbetriebes: dem vom Mittelstande angebahnten und getragenen Genossenschafts-Betriebe (der unsere nationale Kraft gewaltig verstärken könnte, weil seine Wurzeln tief

in der Wirtschaftsgeschichte unseres Volkes stehen, und der im Wesentlichen so ausschauen würde, wie mein Programm) und dem von der Sozialdemokratie geforderten Staatssozialismus, den man nicht nur scherzhaft, sondern mit voller Erschöpfung des Begriffs ein wirtschaftliches Staatszuchthaus genannt hat und der in jedem Sinne des Wortes ein Experiment bedeutet. So ist der Sachverhalt! Zwei Treiber stehen hinter unserem Volke in dieser gegenwärtigen Zeit und zwingen zur Entscheidung: Erstens der Großkapitalismus, der sich gerade in letzter Zeit ins Herz unseres Kaisers geschmeichelt hat mit allerlei (auch national anzuerkennenden) Verdiensten für die glanzvolle Aufmachung kaiserlicher Repräsentation, mit erstaunlichen Leistungen der Großindustrie und der Schiffahrt, wie auch mit festlichen Empfängen amerikanischer Milliardäre, sodaß er wohl jede Wette darauf wagen wird, es könne in dieser Periode unseres beginnenden Eintritts in Weltwirtschaft und Weltpolitik auch die Entscheidung über unser internationales Wirtschaftssystem nicht anders ausfallen, als — amerikanisch! Zweitens die Sozialdemokratie, welche mehr und mehr die Menschenmassen in ihrem Dienste riesenhaft zusammenballt, wie jener die Kapitalmassen, und im Kleinen wie im Großen, im Parlament und in der Presse, in jeder Werkstatt und Volksversammlung auf die Hebel der Staatsmaschinerie ebenso kräftig zu drücken versteht, wie jener vielleicht auf die persönlichen Entscheidungen des Kaisers.

Und welche besonderen Zeichen sprechen nun dafür, daß die Entscheidung dennoch weder für den Amerikanismus noch für den Staatssozialismus, sondern für ein nationales Wirtschaftssystem, etwa nach Art meines Vorschlages, fallen könnte?

Nicht viele zwar, aber doch schon einige und diese deutlich. Im Bannkreise der Sozialdemokratie haben sich immer schroffer in beruflicher Trennung, aber mit striktem Solidaritäts-Bewußtsein die Gewerksgenossenschaften organisiert. Sie zwingen das Belieben der Einzelnen in ihren Verband und wenden Mittel dabei an, die ein Hohn auf Einzelfreiheit sind, aber sie werden immer deutlicher auch Vertreter des Entschlusses, nicht von der Zukunft das Heil zu erwarten, sondern jetzt schon und immer stärker den Vorteil ihrer Macht zu genießen. Diese Begehrlichkeit zu sättigen, weiß die Sozialdemokratie kein anderes Mittel, als den Streik und immer wieder den Streik. Aber diese Ausstände

sind und bleiben in allen bisherigen Durchschnittserfolgen Aderlässe für den Arbeiter. Sie waren überdies das einzige Mittel, um durch immer schlimmere Erfahrungen die innere Uneinigkeit der Arbeitgeber (Fabrikanten und Handwerksmeister) zu überwinden und sie zu einem Arbeitgeberverband zusammen zu zwingen. Dieser Erfolg ist nun erreicht, und deutlich greifbar erscheint bereits die Lösung, daß künftig in allen gewerblichen Berufen (wie es in einigen schon heute geschieht) Arbeitgeber- und Arbeitnehmer-Genossenschaften als Mächte von gleichem Werte und gleicher Würde auf dem von Frist zu Frist unkündbar beschlossenen Tarifvertrage sich einigen, sich gegenseitig einrichten und alle Funktionen und Interessen ihres Berufes gemeinsam nach gleichem Rechte wahrnehmen. Auf derselben Grundlage die beiden Lager in einer Zwangsgenossenschaft zu vereinigen, ist dann nur noch ein Schritt, und es wäre eine große Überschätzung der Macht der politischen Sozialdemokratie, wenn man fürchtete, daß sie ihn noch hindern könnte.

Die Handwerker waren damals, als ich die Grundzüge meines Programms dem Deutschbunde vorlegte, noch tief in der Ratlosigkeit und eigenen Unfähigkeit verstrickt. Von meinem Programm ist, soweit ich sehen kann, nur das Wort „Mittelstandspolitik" eine willkommene Losung für einige Parteien geworden. Wieder und wieder war vom Mittelstandsprogramm und neuerdings von einer Mittelstandspartei die Rede, die demnächst begründet werden soll. Ich fürchte, daß es sich bei alledem nur um Vorstufen der erlösenden Tat handeln wird, Vorstufen, von denen ich mir im allgemeinen nur wenig und noch weniger dann verspreche, wenn ich Führer der antisemitischen Parteien als Erzieher dabei am Werke sehe. Viel verheißungsvoller erscheinen mir die Erfahrungen, die das Handwerk inzwischen mit seinen praktischen Versuchen im Genossenschaftswesen, mit dem neuen Handwerkergesetz, mit der Warenhaussteuer und den neuerrichteten Handwerkskammern gemacht hat. Die Handwerker haben nun schon erprobt, wie sehr Organisationen (trotz aller Verzichte des Eigenwillens) weiter helfen, als die Ratlosigkeit des eigenen Querkopfes, haben auch wohl eingesehen, daß alle Maßregeln besserer handwerklicher Erziehung und zünftlerischer Abgrenzung (Befähigungsnachweis und dergl.) unerheblich sind im Vergleich zu den Maßregeln wirtschaftlicher Stärkung

(durch Einkaufs- und Verkaufs*genossenschaften*) — kurz sie haben in der Zeit von 10 Jahren einen tüchtigen Fortschritt in ihrer Genesung gemacht, sind nicht mehr bettlägerig, fallen auch nicht mehr über die eigenen Füße, sondern gehen mit beginnender Gesundung einer besseren Zukunft entgegen. Schon beanspruchen sie im Arbeitgeber-Verband ihren Platz an der Seite der Industriellen, der ihnen auch dauernd nicht versagt werden kann. So werden sie ihren Weg in die große Berufs-Zwangsgenossenschaft und in das Solidaritäts-Bewußtsein des gesamten Mittelstandes schon finden.

Und die Krämer und Kaufleute? Es ist wahr, im allgemeinen sind die Prinzipale heute eine buntgewürfelte Gesellschaft und im Durchschnitt keineswegs Eck- und Grundsteine deutscher Gesinnung. Die Künste des Berufs und ein allzu massenhafter Wettlauf um den Verdienst haben Charakter und Gesinnung stark strapaziert. Und doch soll man hoffen, daß sie sich eines Tages das Rückgrat aufsteifen und alle fragwürdigen Lockungen der unbeschränkten Konkurrenzfreiheit gegen die Sicherheit und höhere Menschenwürde gesunderen Zustandes austauschen könnten? Wenn die Hoffnung nur auf der eigenen Kraft der *Prinzipale* stände — nein! Aber da sind diese Organisationen der *Handlungsgehilfen*, besonders ist da dieser aus dem Hintergrunde unseres international so stark verwaschenen und dem Judentum preisgegebenen Handels ganz unsagbar *merkwürdige* deutsch-nationale, kräftig *antisemitische* Handlungsgehilfenverband mit über 60 000 Mitgliedern, der gleichzeitig sozial so kräftig zu drücken versteht, wie irgend eine sozialdemokratische Gewerkschaft! Unter diesem Druck könnte doch vielleicht der weiche Stoff der Prinzipalschaft widerstandsfähig und somit für eine Genossenschaft — erst *gegen*, dann *mit* den Gehilfen — brauchbar werden. Und was die Handlungsgehilfen etwa an Druck noch schuldig bleiben, das werden die großen jüdischen Warenhäuser vollbringen! Um diesen *großkapitalistischen* Bazaren die Stange zu halten, bleibt den Klein-Kaufleuten ja schließlich nichts anderes übrig, als *genossenschaftliche* Bazare einzurichten, und an dem Widerstande gegen diese „Ohne Konkurrenz-Anstalten" kann und wird auch zugleich das Bewußtsein von der Interessengemeinschaft zwischen Krämer, Fabrikant und Handwerker allmählich klar und fest werden.

Und die Offiziere und Beamten? Lassen sie schon etwas

von der Erkenntnis spüren, daß sie als Diener und Kostgänger des Staates auch wirtschaftliche Pflichten gegen die staatserhaltenden Volksschichten haben? Das Gedeihen der Offizier- und Beamtenvereine beweist deutlich bisher das Gegenteil, aber das wird keinen Kenner unserer Verhältnisse beunruhigen. Bisher blieb ja der sicher vielfach vorhandene persönliche Gemeinsinn und das nationale Verantwortlichkeits-Bewußtsein der einzelnen Beamten in diesen wirtschaftlichen Dingen völlig ungestärkt von oben, und so waren sie natürlich gegen die Lockungen der Profitmacherei zu schwach. Die Regierung hat ja in dieser Frage noch niemals zum Appell gerufen und keine Losung ausgegeben. Des Eisenbahnministers Budde Verordnung gegen Konsumvereine, die er an seine Beamten vor kurzem erst erlassen hat, ist das erste Kommando dieser Art, und in der ebenso geschäftstüchtigen wie charaktervollen Persönlichkeit dieses Ministers haben wir eine Bürgschaft, daß dieses Signal nicht widerrufen und nicht vereinzelt bleiben wird. Kommt aber erst der allgemeine Befehl, so werden die Konsumvereine mit einem Schlage verschwinden. Eine Aufbesserung der Gehälter und Bezüge — in der Höhe der Einkaufsersparnisse, die bisher gemacht waren — könnte dann wohl nicht verweigert werden, aber das böseste Hindernis einer nationalwirtschaftlichen Interessengemeinschaft mit dem übrigen Mittelstande wäre für immer beseitigt.

Zuletzt also, wie immer bei uns, ist es auch in diesem Falle die Regierung, die in das Gewölbe des aus den Notwendigkeiten der Zeit sich deutlich erkennbar aufbauenden nationalwirtschaftlichen Systems den Schlußstein setzen muß. Weiß sie, was sich da aufbaut? Versteht sie den nationalen Sinn dieses Baues und hält sie den Schlußstein bereit für die rechte Stunde? Wenn man unseren Kaiser betrachtet, immer wieder scheinbar so bezaubert von Amerika und den Amerikanern, so bedenklich umdrängt zuweilen von den Großunternehmern, den Finanzgenies mit dem weiten Herzen, dann kann man irre werden. Ich hoffe aber, daß ich den Satz nun schon in die Vergangenheit umschreiben darf und sagen: Dann konnte man irre werden. Denn seitdem unser preußischer Handelsminister Möller so überraschend plötzlich nach den Aktien der Bergbaugesellschaft Hibernia gegriffen hat, um dem Staate die Hand am Henkel des Topfes zu sichern, in welchem die niederrheinisch-westfälische Kohlen- und Eisen-

industrie sich just den schönsten Trust nach amerikanischem Muster zusammenbrauen wollte — seitdem haben wir allen Grund zu der Hoffnung, daß der Kaiser und die Minister den Gang der werdenden Dinge aufmerksam verfolgen, ihren Sinn verstehen und auch zunächst einmal einig sind in dem Entschlusse, unsere Nationalwirtschaft nicht ins Amerikanische entarten zu lassen. Die Verstaatlichung des Postverkehrs und der Eisenbahnen waren ja die früheren Stationen einer Entwicklung, die in einem geschlossenen nationalwirtschaftlichen System (weit abseits von dem amerikanischen) enden kann. Kohle und Eisen, die beiden Elemente unserer industriellen Macht, nun auch unter die Verwaltung oder wenigstens unter die finanzielle Überwachung des Staates zu bringen, würde uns vollends vom amerikanischen Wirtschaftssystem abführen. Und das hieße dann allerdings die steife Brise eines sozialistischen Zeitgeistes vortrefflich ausgenutzt zu haben! Denn die Sozialdemokratie muß nach der Logik ihres Denkens jede Verstaatlichung großer Wirtschaftsbetriebe als Vorarbeit ihrer eigenen Gesamtverstaatlichung bejubeln. Wir aber wollen ihre Unterstützung uns gern gefallen lassen, mit dem Vorsatz, daß sie ihre zweite und eigentliche Freude, die Freude der Erbschaft, nie erleben soll.

Wer die Notwendigkeiten und die Möglichkeiten in den wirtschaftlichen Verhältnissen unseres und der übrigen Kulturvölker zu übersehen vermag, der kann auch beurteilen, ob ich den Weg, den unsere deutsche Wirtschaftsentwicklung vermutlich gehen wird, nach den obigen Wegzeichen richtig erkenne. Damals, als ich dem Deutschbunde die „Grundsätze" darlegte, waren der Wegzeichen nur wenige und diese wenigen undeutlicher als heute. Es überraschte mich darum nicht im geringsten, daß mir in der entscheidenden Versammlung des Bundes viel Mißverständnis und selbst bei den Willigen und Vertrauensvollen eine unverkennbare Zaghaftigkeit begegnete. Denn man kam wohl trotz aller meiner Darlegungen nicht allgemein und völlig zu der klaren Erkenntnis meiner Absicht, daß ich nicht etwa den Bund selbst zum politischen öffentlichen Kampforgan für das Wirtschaftsprogramm machen, sondern nur 1. seinem nationalen Eifer von vornherein die Richtung auf bedeutsame, praktische, dringliche Aufgaben sichern und 2. ihn

zum ersten Träger und Vorbereiter einer veränderten wirtschaftlichen Anschauung machen wollte. „In dem Augenblicke" — so hatte ich u. a. wörtlich betont —, „da die Regierung eine entschlossene Mittelstandspolitik beginnt, dermaßen, daß wir an ihren Ernst glauben können, muß bereits in der ganzen wirtschaftlichen Anschauung unseres Volkes ein Umschwung vorbereitet sein, welcher eine Menge von Begriffen und Bedürfnissen umwirft, an welche wir uns seit langer Zeit gewöhnt haben, und neue Pflichten aufstellt, gegen welche sich heute noch die persönliche Bequemlichkeit vieler Volksgenossen mit aller Kraft wehrt. Mittelstands-Maßregeln ohne Mittelstands-System und -Anschauung wären ein halbes und darum in diesem Falle ein vergebliches Werk. Das muß sich jeder klar machen, der mit Nutzen an der Wiedergeburt unseres Volkes arbeiten will." Auch sonst suchte ich alle Bedenken aus dem Wege zu räumen und machte im übrigen kein Hehl daraus, welchen Wert ich auf eine zustimmende Entscheidung legte. „Lehnt der Deutschbund heute es ab, — so erklärte ich ausdrücklich — sich auf den Boden der Grundzüge zu stellen, so wird der Bundeswart sich dem Beschlusse fügen und freudig in der bisherigen, vorwiegend geistigen Richtung mit dem Bunde weiter wirken, aber er hält es dann zugleich für seine Gewissenspflicht, sofort auf dem Boden der Grundzüge die Gründung einer Deutschpartei zu versuchen."

In der Tat wurden die Grundzüge nun angenommen, aber gegen eine so starke Minderheit (61 gegen 42 Stimmen) und mit so wenig tat- und schaffensfreudiger Stimmung, daß ich schon damals einsehen mußte und später es auch bestätigt fand, der Bund würde zur geistigen Vorbereitung eines neuen Wirtschaftssystems Entscheidendes nicht leisten können. Immerhin sind doch infolge des obigen Bundesbeschlusses in einer größeren Anzahl von Orten vaterländische Arbeitervereine, Handwerker- und Bauernvereine von Bundesmitgliedern begründet,*) an deren

*) Als erster, der dann für andere das Muster gab und dauernd die Deutschgesinnung des Bundes wie die wirtschaftlichen Gesichtspunkte der Grundzüge vertrat (auch mit gutem praktischem Erfolge bei den Wahlen), wurde der Vaterländische Arbeiterverein in Altenburg von der Gemeinde Osterland unter ihrem stets bewährten Vertrauensmann Geh. Reg.- u. Baurat Wandel begründet.

Leitung und dauernden Erhaltung sich dann zugleich die Bundesmitglieder, welche sie begründet hatten, für die Öffentlichkeit und den politisch-parlamentarischen Dienst allmählich selbst erzogen. Ich konnte unter diesen Umständen den Plan der Begründung einer „Deutschpartei" damals noch zurückschieben, umsomehr, da mir bald nach jenen Vorgängen die Kanzel meines Dienstes an unserm öffentlichen Leben, die Tägliche Rundschau, unter den Füßen weggezogen wurde. Der Aufbau des neuen Organs, der Deutschen Zeitung, gab mir dann so viel Arbeit und den Bundesmitgliedern so reichliche Gelegenheit, mit Beteiligung am Stammkapital und mit dem Werben von Lesern und Inserenten unsere Zusammengehörigkeit in der Liebe für das Deutschtum lebendig zu betätigen, daß es der weitgreifenden Aufgaben zunächst nicht so dringend bedurfte.

In der Folgezeit erwies sich immer deutlicher, daß von der Mehrzahl der Bundesmitglieder mit wirklicher Neigung nur die geistigen Aufgaben ergriffen wurden und daneben mit demselben Eifer die persönlichen Aufgaben im örtlichen Rahmen. Und dabei wurde manche gute und nützliche Wirkung erreicht, soweit die eigenen Kräfte zum Erfolge hinreichten, während auch hier in diesem kleinen Ausschnitte unseres Volkes die geringe Fähigkeit der Deutschen zur politischen Energie sich offenbarte, sobald es sich um die Behandlung der Massen handelte. Lebhaft war überall im Bunde der Drang zur Mitarbeit, als die Aufgabe gestellt war, an einer Zusammenstellung von fünfzig der besten Deutschschriften eine Probe auf die Behauptung zu machen, daß der Inhalt des Begriffes „deutsch" nicht fließend und unbestimmt sei, sondern sich auf statistischem Wege durch Umfrage in jedem größten, ja selbst in einem kleineren Kreise von urteilsfähigen, gebildeten Deutschen feststellen lasse. Die Frage lautete dahin: in welchen Werken unserer vaterländischen Literatur (zunächst für die Erwachsenen) sich deutsches Wesen am reinsten und kräftigsten offenbarte? Dabei waren 1. dichterische und erzählende, 2. erbauliche und Mahnschriften zur Wahl gestellt. Es mag zur Nachprüfung für manchen Leser von Interesse sein, wenn ich die ermittelte Liste auch hier veröffentliche.

Arnim u. Brentano, Des Knaben Wunderhorn.
Alexis, Die Hosen des Herrn v. Bredow.
Bürger, Balladen und Gedichte.
Claudius, Ausgewählte Schriften.
Dahn, Kampf um Rom.
Edda,
Freytag, Soll und Haben.
„ Die Ahnen.
Goethe, Faust I. Teil.
„ Hermann u. Dorothea.
„ Götz v. Berlichingen.
Grimm, Sämtliche Märchen.
Grimmelshausen, Simplicissimus.
Groth, Quickborn.
Hauff, Lichtenstein.
Immermann, Oberhof.
Jordan, Nibelungen.
Kleist, Hermannsschlacht.
„ Prinz von Homburg.
„ Michael Kohlhaas.
Körner, Leyer u. Schwert.
Lessing, Minna v. Barnhelm.
Nibelungen.
Raabe, Chronik d. Sperlingsgasse.
Reuter, Ut mine Stromtid.
„ Franzosentid.
„ Gedichte.
Rosegger, Waldschulmeister.
Sachs, Ausgewählte Dichtungen.
Schiller, Tell.
„ Wallenstein.
Scheffel, Ekkehard.
Schwab, Deutsche Volksbücher.
Uhland, Balladen und Gedichte.
Walther v. d. Vogelweide.

Dazu von erbaulichen und Mahnschriften:

Arndt, Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn v. Stein.
„ Geist der Zeit.
Bismarck, Ausgewählte Reden.
Fichte, Reden an die deutsche Nation.
Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit.
Jahn, Deutsches Volkstum.
Lagarde, Deutsche Schriften.
Lange, Reines Deutschtum.
Luther, Tischreden-Auswahl.
„ An den christlichen Adel deutscher Nation.
Möser, Patriotische Phantasien.
Riehl, Naturgeschichte des deutschen Volkes.
Tacitus, Germania.
Treitschke, Deutsche Geschichte.

Natürlich kann nicht zweifelhaft sein, daß eine heutige Nachprüfung dieser Werke in einem weit größeren Ausschnitte des deutschen Volkes, als ihn der Deutschbund darstellt, namentlich an der Grenze der Zahl 50 mancherlei Änderung beschließen und manchen Zusatz für unerläßlich erklären müßte. Ich denke hierbei an Bismarcks seitdem erst erschienene „Gedanken und Erinnerungen", und die „Briefe an seine Frau", etwa auch an Frenßens „Jörn Uhl" und Adolf Bartels „Deutsche Literaturgeschichte". Entscheidend wird aber für eine in der Zahl beschränkte Auswahl immer bleiben, ob auch bei der weitesten Abstimmung die Hauptwerke und Hauptnamen unbestritten bleiben. Bei der Verteilung großer Massen der Liste, die nun als Wegweiser zur Selbsterziehung und zur Erziehung des heran-

wachsenden Geschlechts dienen sollte, hat der Deutschbund Widerspruch nicht erfahren. Er hat dann in der Folgezeit als No. 50 der obigen Liste eine „Sammlung derjenigen lyrischen und halbepischen Gedichte, welche die deutsche Volksseele am besten verkörpern", unter leitender Bemühung seines unermüdlichen Schriftwarts Professor Dr. Holle (Bremerhaven) im Verlage von D. Soltau in Norden erscheinen lassen. Mancher andre Versuch, auf dem Wege des Schrifttums die Deutschgesinnung (nach der Satzung des Bundes) zum Einfluß zu bringen (Kalender, Preisausschreiben für eine rein deutschtümliche Darstellung unserer Geschichte, Erziehungspläne für deutschtümlichen Volksschulunterricht, Deutschbund-Adreßbücher für nicht-jüdische Geschäfte, Bäder, Sommerfrischen) blieb ohne nachhaltige Wirkung. Nur ein von der Gemeinde Hannoverland (unter Leitung ihres nun verstorbenen, in der Arbeit am nationalen Wiederaufbau des Handwerks hochverdienten Vertrauensmannes Theodor Lindström) aufgestelltes „Verzeichnis deutscher Ortsnamen in Österreich-Ungarn", das in diesem Zusammenhange genannt werden muß, leistet dauernd gute Dienste, um vom Reiche aus die Zwangstaufen der Magyaren, Tschechen und Polen an deutschen Ortsnamen zu durchkreuzen. Stattlich dagegen ist die Reihe der Bücher und literarischen Unternehmungen, welche von einzelnen Deutschbundmitgliedern unter Förderung des Bundes und im Geiste seines Deutschideals herausgegeben oder veranstaltet wurden. Vor allen hat sich hierin der Kartograph Professor Dr. Paul Langhans (Gotha) durch seine bei Justus Perthes erschienenen Arbeiten ausgezeichnet (Karten über die Verbreitung des Deutschtums auf der Erde und solche zur klaren Erkenntnis unserer nationalen Interessen, die Zeitschrift „Deutsche Erde" und zuletzt die in ihrem national-erzieherischen Werte gar nicht hoch genug zu schätzenden Reisebücher „Rechts und links der Eisenbahn"). Neuerdings ist hier auch Theodor Fritsch (Leipzig) zu nennen, ein längst bewährter Kämpfer, der in früheren Jahren der damals noch jungen antisemitischen Partei das geistige Rüstzeug bereiten half und jetzt in seiner Zeitschrift „Hammer" für die erweiterten Anschauungen eines reinen Deutschtums mit beharrlichem Eifer eintritt. Natürlich wird der Deutschbund das eigentliche Verdienst solcher Wirkungen gebührend den einzelnen Verfassern bezw. Herausgebern zuschreiben, aber diese selbst wissen es wohl zu

würdigen, was ihnen der verläßliche Anhang mitfühlender und mitstrebender Freunde bedeutet, wie sehr es ihnen den Mut stärkt, wenn sie Hände bereit wissen, die den Erfolg ihrer persönlichen Arbeit verständnisvoll aufnehmen und weitergeben.

In dieser Art des verständnisvollen Aus- und Mitwirkens hat ja nun überhaupt der Deutschbund auf die Dauer am besten seine Kraft bewährt, weil in der Geschlossenheit und Innerlichkeit seiner nationalen Anschauung wie in der darauf begründeten eng persönlichen, zumeist freundschaftlichen Gemeinsamkeit sich kein anderer nationaler Verband mit ihm messen kann. Um die Festigkeit seines inneren Zusammenhanges nicht zu gefährden, enthielt er sich der eigentlichen Werbung neuer Mitglieder ganz und nimmt noch heute die aus eigenem Entschluß sich Meldenden erst nach einer halbjährigen Probezeit als vollgültige Mitglieder auf. Zahlneiderei und Fraktionseifersucht waren und sind ihm also fremd, und mit einer Selbstlosigkeit, die wohl nirgend sonst in deutschen Vereinen begegnet, sind seine Gemeinden und Mitglieder als „Organisatoren und Offiziere der Deutschbewegung" vom ersten Tage an bemüht gewesen, jeder öffentlichen Bekundung nationalen Sinnes, jedem nationalen Unternehmen, im Schrifttum so gut wie in Vereinen und Verbänden emporzuhelfen. Neue Ortsgruppen des Ostmarkenvereins, besonders aber viele des Alldeutschen Verbandes sind auf diese Weise von unseren Mitgliedern begründet, schon bestehende haben durch ihre Mitwirkung neuen Aufschwung erhalten. Der Alldeutsche Verband hat das mehr als einmal dankbar anerkannt. Aber auch sonst — wenn im Bereiche unserer Mitglieder und Gemeinden für das Andenken Bismarcks und seine Ehrung, für deutsche Jugendbünde, Turn- und andere nationale Vereine, bei Stadtverordneten-, Land- und Reichstagswahlen, bei Unterstützung der nationalen Presse, der Los von Rom-Bewegung und all dergleichen Hilfe nötig war, da ist sie freudig geleistet worden. Und immer war die einzige Bedingung dieser Unterstützung, daß sie einer kernhaften und folgerichtigen Deutschgesinnung durch maßgebende Beteiligung unserer Bundesmitglieder oder sonst auf eine zuverlässige Weise sicheren Einfluß verschaffte. Für sich selbst hat der Bund all die Jahre hindurch eigentlich nur seine Hermannsfeste in der Gesamtheit des Bundes und seine Weihefeste (um den 18. Oktober jeden Jahres) in den einzelnen Gemeinden gefeiert. Diese immer gut besuchten Her-

mannsfeste haben ihn bisher in jedem Jahr mit unveränderter Wirkung in eine so hohe, harmonische und einzigartige Stimmung gehoben, wie sie gleichfalls von keinem andern nationalen Verbande erreicht ist und erreicht werden konnte.

Und so darf ich denn zum Schluß dieses Kapitels sagen: wir fühlen und wissen wohl, daß das Wesen des Deutschbundes — am deutschen Alltag, ja selbst an der üblichen Erfahrung der Nationalgesinnten gemessen — etwas *außergewöhnliches* bleibt, daß sich namentlich der *religiöse Unterton* dieses besonderen Wesens mit dem Verstande nicht ausschöpfen, sondern nur mit dem Gefühl erfassen und mit gewissen verwandten lyrischen Stimmungen aus der deutschen Geschichte (1813, 1870) als etwas für uns Deutsche *allgemein Mögliches* begreifen läßt. Aber der vieljährige Bestand des Bundes hat nun auch bewiesen, daß dieser besondere Geist des Bundes sich einen Körper zu schaffen verstanden hat, in welchem er *ausdauern* und *gesund* bleiben kann. Die Gefahr, daß der Überschwang der Geburtsstunde des Bundes nach manchem Rückfall in Schwäche und manchen betrübenden Erfahrungen, die ja auch hier nicht ausgeblieben sind, zu einem leeren und innerlich unwahren Zeremoniell erstarren könnte, war ohne Frage für den Bund vorhanden. Aber sie ist auch erkannt und beseitigt worden; die Formen und die Sprache des Bundes bleiben mit seinem Können und Vollbringen im gleichen Schritt. Und wie Erkenntnis und Vertrauen des Bundes bisher noch immer ausgereicht haben, um auf dringende Mahnung auch den schmerzhaften Schnitt an liebgewordener Gewohnheit zu vollbringen, so werden sie hoffentlich auch ausreichen, um den Entschluß zu finden zur persönlichen, feurigsten Mitarbeit an dem Werke, das sich nun kaum noch aufschieben läßt: — an der *politischen* Mobilmachung der gesamten nationalen Bewegung.

Ob der Bund eine Herberge für Deutschtümelei sei (nach einer Suggestion, die namentlich von der jüdischen Presse unseren urteilslosen Volksgenossen gegen alle nationalen Verbände und Bestrebungen und leider noch immer mit Erfolg aufgeredet wird) oder ob er verstehe, *modern* zu denken und die Vergangenheit unseres Volkes mit seinen *gegenwärtigen* Aufgaben richtig zu verknüpfen, darüber geben wohl am besten

die Erbauungsvorträge Rechenschaft, die ich an stets wechselnden Orten und stets mit Bezug auf die besonderen Erinnerungen dieser Orte seit zehn Jahren zum Bundesfeste gehalten habe. Wenigstens einige dieser Reden möge sich der Leser im Abdruck hier gefallen lassen. Sie sollen u. a. auch nach dem Gesichtspunkte ausgewählt werden, daß sie geschichtlich oder sonst ins mehr Beispielhafte ergänzen, was die Aufsätze des ersten Teiles im wesentlichen nach abstrakter Gedankenentwicklung ausgeführt haben.

Das deutsche Problem.*)

Warum feiert der Deutschbund die Feste seiner Erbauung nicht jedes Jahr an demselben Ort? Wir haben unser erstes Hermannsfest, wie sich's gebührt, im Teutoburger Walde an der Denkstätte Hermanns des Befreiers begangen, aber wir sind im nächsten Jahre an den goldenen Rhein gezogen und haben dort im Angesichte des Denkmals, das die ungeschwächte Kraft unserer kriegerischen Tüchtigkeit bezeugt, uns in die lehrreichen Geheimnisse der Nibelungensage versenkt. Wir haben dann dem feurigen Freiheitsdrange des deutschen Gewissens gehuldigt, der sich in Martin Luther der Welt offenbarte, nachdem der Ritter Görg im lieblichen Frieden des Thüringer Waldes auf der Wartburg die Zeit seines Kampfes erwartet und sein geistiges Rüstzeug vorbereitet hatte. Und in diesem Jahre nun stehen wir, der Weihe des Hermannsfestes gewärtig, hier in Goslar am fast tausendjährigen Bau einer Kaiserburg und lassen die geschichtlichen Erinnerungen dieser Pfalz, die gleichmäßigen runden Linien dieser Berge, die dunklen Farben dieser Dächer und das massive Mauerwerk dieser runden Türme, die rings um die Stadt als Wächter stehen, in unserer Seele zusammenklingen zu einem Akkord, in dem wir das schlichte, übermäßig trotzige und herbe, aber auch ungewöhnlich ausdauernde Wesen des sächsischen Stammes besser, als durch Worte und Begriffe erkennen.

Sie fühlen nun, warum wir gut daran tun, mit dem Orte unserer Erbauung zu wechseln. Weil wir alle mehr oder weniger bewußt empfinden, daß der das Wesen unseres Volkstums nie ergründen würde, der es im geistigen oder im örtlichen Sinne aus einem Mittelpunkte begreifen wollte.

*) Hermannsrede am 30. Mai 1898 vor dem Kaiserhause zu Goslar.

Das Slawenvolk, dem die weite, endlose Ebene zur Wohnung angewiesen ist, erscheint uns in der täglichen Empfindung alles dessen, was wir von ihm sehen und hören, und ebenso auch bei geschichtlicher Beobachtung wie ein Ährenfeld von riesiger Ausdehnung, dessen Wogen sich unter dem Hauche eines Willens heben und senken. Die Romanen wiederum, so hochentwickelt auch ihre Kultur, mithin ihr persönliches Wesen ist, stehen doch, wie es scheint, von Natur unter einem geheimnisvollen Zwange, den Stolz ihrer Rasse darin zu suchen, daß sie eine Stadt als die Haupt- und Musterstadt, einen Kultus trotz innerer Gleichgültigkeit dagegen als den herrschenden, eine Staatsform als die höchste und eine Umgangsform der Gesellschaft als die einzig gültige anerkennen, wobei ihre Eitelkeit ihnen eingibt, diese Kundgebung ihres Herdengeistes, für die Gesetze von tout le monde, „der ganzen Welt" zu halten. Das Besondere des deutschen Volkstums im Vergleich zu allen Völkern der Erde bleibt der unverwüstliche Hang seiner Stämme zur Eigenart, sein Drang zur Persönlichkeit unbekümmert um alle Folgen. Daß ihr hingehen könnt in alle Gauen und Stämme des Vaterlandes und nirgendwo sagen: hier ist das eigentliche und echte Deutschtum, aber auch nirgendwo: hier ist kein eigentliches und echtes Deutschtum — das ist das große Geheimnis unseres Volkstumes, darin erkennen wir die wunderbare Einheit in seiner gleich wunderbaren Vielfältigkeit, und darum müssen wir wandern, um unser Volkstum ganz zu erkennen, wie es der treffliche Riehl tat, bevor er uns die Naturgeschichte des deutschen Volkes schrieb.

Ein Zeugnis unter vielen ist auch diese Stadt und insbesondere dieser Ort; auch hier redet aus Steinen Kraft und Stolz, aber auch bittere Mahnung zu uns. Die Kaiser, die hier zuzeiten Hoflager hielten — wer hatte sie zur Macht berufen, wer gab ihrem Willen Gehorsam und Nachdruck gegen alle Auflehnung im eigenen Reiche, die so sehr die Plage aller Kaiser war, daß das Leben keines dieser Kaiser ganz davon verschont blieb und das Leben mancher unter ihnen von Anfang bis zu Ende ganz mit Aufruhr ausgefüllt war? Wer anders gab ihnen die Vollmacht, sich als Hüter des gemeinen Rechts und Wahrer der gemeinen Ordnung zu fühlen — wer anders, als das Bewußtsein der verschiedenen Stämme, daß sie zu einem Volke gehörten? Dieses Bewußtsein war da und wirkte, lange bevor es sich einen

Namen und ein Bekenntnis mit dem Worte Deutschtum gegeben hatte. Es ist geschichtlich erwiesen, daß erst verhältnismäßig spät, im 10. und 11. Jahrhundert die Sachsen, Franken, Bayern und Thüringer und die anderen Stämme an der ruhmvollen Überlegenheit ihrer Waffentaten sich zu der Gemeinsamkeit ihres deutschen Namens bekannten. Aber so stark drängt sich beim Lesen der leidensvollen Chronik unserer früheren Kaiserzeit der Eigensinn deutschen Stammescharakters hervor, daß man das Wort von der Kaiserherrlichkeit nicht versteht und meint, es solle eigentlich Kaiserjammer heißen. Denn leidenschaftliche Auflehnung, starrer Trotz, unbändiges Übermaß in Widerstand und Abbitte füllen alle Seiten dieser Chronik, aber die stillen und starken Kräfte des Aufbauens in dieser tollen Zerstörungswut, die Macht der Gefolgstreue, die den Kaisern den Mut ließ, ihre Herrschaft dennoch zu behaupten, und mit den kühnen Träumen ihrer Wageluft sogar in die ferne Welt hinauszugreifen, obgleich der Boden ihrer Macht täglich unter ihnen schwankte — diese Kräfte der Erhaltung muß man mehr ahnen, als man sie sehen und nachweisen kann. Sie waren da, diese Kräfte des Gemeinsamkeitsbewußtseins; die größten unter den Kaisern versuchten sie planmäßig zu stärken und die Kräfte des Sonderbewußtseins planmäßig zu schwächen, aber das alte Kaiserreich barst schließlich auseinander, weil der Sondergeist doch auf die Dauer stärker war, als der Gemeingeist — das ist das traurige Schlußurteil achtzehnhundertjähriger deutscher Geschichte. Zu unserem eigenen Besten sollen wir nichts anderes tun, als allen Glanz und alle bunte Mannigfaltigkeit der alten Kaiserzeit immer aufs neue prüfen an diesem einen Schluß: daß sie das dem deutschen Volke von Natur gestellte Problem, das man geradezu das „deutsche Problem" nennen darf, nicht gelöst hat.

Und nun wir am Ende desselben Jahrhunderts, an dessen Anfang die alte Kaisermacht ohne Sang und Klang, schmerzlos an schleichender Schwindsucht verschied, wir unter dem Schutze eines neuerrichteten Kaisertums, dem wir mit unserem besten Vertrauen und einem guten Gewissen eine wirkliche Kaiserherrlichkeit zusprechen dürfen — haben wir in so kurzer Zeit doch schon das „deutsche Problem" gelöst? Wir scheinen ja von den Zeiten, an welche dieser schlichtstolze Kaiserbau uns erinnert, wohl weit entfernt zu sein. Unsere Vorstellungen von Behagen und Genuß

sind anspruchsvoller geworden. Schwer nur begreifen wir, daß es den Kaisern und ihrem Gefolge bei Prunkfesten in jenem großen Saale wohl sein konnte, wenn der scharfe Ost durch die offenen Fenster pfiff. Schwer auch folgen wir den Behauptungen der Geschichte, daß in den Gemächern dieser Pfalz der junge Heinrich IV. mit jugendlichen Zechgenossen seinen tollen Liebschaften nachging und so das Herz seiner aufgedrungenen Gattin Bertha hundertfach kränkte, bis er im eigenen Unglück, auf der schmachvollen Bußfahrt über die Alpen nach Kanossa ihre treue und opferfähige Liebe erprobte. Wenig ähnlich ist unsere heutige Staatsordnung und unser Rechtszustand dem Zustande jener Zeiten, und schwer wird es darum unserer Phantasie, beim Lesen der Geschichte die Verhältnisse jener Zeit recht lebendig in uns zu machen, sie im Geiste gewissermaßen wiederzuerleben. Und das ist eigentlich wunderbar. Denn heute lebt unter uns eine mächtige Partei, welche die Absicht nicht leugnet, daß sie die Monarchie stürzen, das ganze jetzige Staatsgefüge auseinanderreißen und auf anderen Grundsätzen ein neues aufrichten will, sobald sie die Macht dazu bekommt. Also der Wille der Auflehnung und des Umsturzes ist auch heute, heute mehr als je vorhanden. Aber dennoch sind wir heute zuversichtlich und ohne Furcht und verstehen jene Zeiten des alten Kaiserreiches nicht. Das macht, wir sehen und fühlen deutlich, daß heute alle Gebiete des öffentlichen und selbst ein großer Teil des privaten Lebens von dem engmaschigen Netze gesetzlicher und polizeilicher Vorschriften umklammert sind, und daß der persönlichen Auflehnung in diesem Organismus des Rechtsstaates kein Raum mehr bleibt. Diese tragende und schützende nach Bedarf auch abwehrende Kraft der Gesetze spüren wir überall, die Grundkraft aber, in der unser ganzer Rechtsstaat verankert ist, den Kaiser und das seinem Willen untergebene Heer spüren wir in der unmittelbaren Erfahrung des täglichen Lebens wenig. Wir wissen nur, und zwar die Wenigsten aus Erfahrung, fast alle aus Nachdenken, daß, wenn einzelne Personen oder jene große Partei das Gefüge der staatlichen Ordnung zerreißen wollte, die große Grundkraft, Kaiser und Heer sich in Bewegung setzen, daß die Flinte schießen und der Säbel hauen und jede Auflehnung sofort blutig unterdrückt werden würde. Eine wirkliche Probe seiner Macht braucht also der Kaiser im inneren Regiment des Reiches kaum noch zu machen, der Staat lebt und gedeiht durch das

bloße Vertrauen auf und durch die Furcht vor dieser Macht. Das ist unser grundverschiedener Zustand gegen die damalige Zeit, und von diesem Zustande zu jenem die Brücken zu bauen wird unserer Phantasie schwer. Denn damals reichte die gemeine Ordnung und das gemeine Recht nur so weit, so weit der Kaiser bereit und fähig war, in jedem Augenblick den Widerstand dagegen mit Waffengewalt zu unterdrücken. Jeder Unzufriedene, jeder Herrschsüchtige und Ehrgeizige konnte in der Person des Kaisers der allgemeinen Rechts- und Staatsordnung den Gehorsam aufkündigen, wenn er nur Bundesgenossen hatte und in der Feldschlacht mit seiner Reiterschar die Berittenen des Kaisers in die Flucht schlagen konnte. Eine gefährliche Lockung für die machtlustigen Fürsten und Herren; und unsere Geschichte zeigt, wie wenig sie ihr widerstanden haben.

So stand damals alles auf der persönlichen Überlegenheit des Kaisers, so erklärt es sich, daß höchstes Ansehen und tiefster Fall der Reichsordnung im Laufe weniger Jahrzehnte mit einander wechselten. Heinrich III., der Erbauer dieser Kaiserpfalz, war der unbestrittene Herr des deutschen Reiches und damit der erste Herrscher der Erde. Er starb im Jahre 1056, und 21 Jahre später lag sein Sohn Heinrich IV. als Büßer und gnadeflehender Bettler im Schnee des Schloßhofes von Kanossa vor Papst Gregor auf den Knieen, und mit ihm kniete dort in Schmach und Schande das deutsche Reich!

Ja, wir haben tief fallen können in jenen Zeiten des Kaisereiches, aber sie liegen gottlob weit zurück und wir verstehen sie nicht mehr. Wir verstehen sie nicht mehr? Daß wir uns nur nicht selber täuschen! Unsere Lebensführung ist anders geworden, unserer Phantasie mag es nicht leicht fallen, aus dem Bewußtsein unseres heutigen Rechtsstaates den Weg zur rechten Vorstellung jenes reinen Machtstaates zu finden. Aber das sind doch zuletzt nur äußerliche Unterschiede, denn innerlich, d. h. nach unseren Rasseneigenschaften, in Sinnesart und Temperament, in unseren Kräften und unseren Schwächen sind wir dieselben Deutschen noch, wie einst an der Schwelle unserer Geschichte zur Hermannszeit und zur Zeit des Kaiserjammers im Schloßhofe von Kanossa! Diese Gewißheit wollen wir uns immer neu bestätigen, daraus wollen wir unseren Stolz und unsere Zuversicht nehmen, wenn Kleinmut uns beschleichen möchte, aber auch Einkehr und Mahnung, damit wir die Gefahren unserer Zukunft nicht gering schätzen. Wir sind die-

selben noch, die wir jemals waren, wir haben das eine schwere Problem noch immer nicht gelöst, das „deutsche Problem" von dem rechten Ausgleich zwischen deutschem Sondergeist und deutschem Gemeingeist.

Soll ich Ihnen an einem überraschenden Beispiele zeigen, daß wir noch immer dieselben sind und daß das älteste Problem des Deutschtums noch das modernste ist, so lassen Sie sich an Kaiser Heinrich I. erinnern, der uns von der ungarischen Sturmflut befreite, wie Hermann einst uns von den Römern befreite, den Städteerbauer, der auch zu dieser Stadt Goslar den Grund legte, den Herrscher, den wir wegen seiner schlichten Kraft und klugen Mäßigung als den echtesten Vertreter sächsischen Stammeswesens und vielleicht des Deutschtums überhaupt empfinden. Wie begriff er das „deutsche Problem", wie suchte er es zu lösen?" „Jeder Stamm stehe in seinen eigenen Angelegenheiten für sich und ordne sich selbst nach altem Recht und Herkommen; ihn leite und führe in Zeiten des Krieges und Friedens ein Herzog, dem die Grafen und Herren im Lande zu Kriegsfolge und Gehorsam verpflichtet sind. Wie aber die Herzöge über die einzelnen Stämme im Reiche gebieten, so stehe hoch über allem Volke und allen Landen des Reiches der König, der höchste Richter und Heerführer des ganzen Volkes, die letzte Zuflucht der Bedrängten und Gewaltleidenden, der oberste Schirmherr der Kirche." Nach diesen Grundsätzen gewann und erhielt sich ein starker und weiser Mann zu Anfang des 10. Jahrhunderts die Herrschaft über das deutsche Volk. Und nach 900 Jahren stand wieder ein deutscher Mann, nachdem Waffentaten seine Kraft erwiesen, vor dem „deutschen Problem", wie er die Sondergeister der Stämme und fürstlichen Dynastien zu einer völlig und dauernd ertragenen Einheit verbinden solle. Da rang Fürst Bismarck seinem siegreichen König nach der Schlacht bei Königgrätz mit leidenschaftlichen Bitten, unter Groll und Thränen die Mäßigung ab, daß er das geschlagene Österreich nicht durch den Einzug nach Wien demütigte, daß er in den noch frisch brennenden Schmerz über die notwendige Lostrennung deutscher Volksgenossen vom Reichskörper durch Großmut den Keim künftiger Bundesgenossenschaft pflanzte. Und derselbe Mann wußte nach vollendeter politischer Einigung Deutschlands und nach abermaliger Aufrichtung des Kaisertums die Sonderart der Stämme und Dynastien so zu schonen, daß er, der

Zwingherr und Einiger, als Anwalt ihrer Sonderart von den Süddeutschen mit unauslöschlichem Vertrauen verehrt wurde, nachdem sie ihn vorher am stärksten gehaßt hatten. Sie brauchen an den Regierungsgrundsätzen des ersten Sachsenkaisers Heinrich nur wenige Worte zeitgemäß zu ändern und haben dann die Lösung des „deutschen Problems", wie sie vom ersten Hohenzollernkaiser nach Bismarcks Rat versucht ist. Die 900 Jahre, die dazwischen liegen, haben, wenn man sie so betrachtet, erschreckend wenig geändert; es scheint, als habe die Vorsehung uns durch die Erfahrungen dieser langen Zeit nur beweisen wollen, daß jeder andere Lösungsversuch des „deutschen Problems" ins Unheil führt. So sehr sind die Deutschen dieselben geblieben, die sie waren, seitdem wir geschichtlich von uns wissen.

Ja, wir sind dieselben noch! Wehe dem, der deutsche Sonderart durch Gewalt zu einer Einheit und Gemeinsamkeit einebnen möchte, denn seine Mühe bliebe umsonst; statt der Einheit schaffte er den Trotz der Querköpfigkeit! Wehe aber auch, ja dreimal Wehe dem, der unserer Sonderart allzu eifrig nachgeht, denn er hilft, daß wir vor den inneren und äußeren Feinden unseres Volkes ohnmächtig werden! Nicht schmeicheln wollen wir unserer Sonderart, unserem Parteigeist, unserer tatenlosen Selbstgenügsamkeit, sondern sie immerdar mit Argwohn betrachten. Wer diesen Gelüsten schmeichelt, ist ein Volksverführer, er sei, wer er sei! Das Vertrauen des Führers gebührt nur dem, der mit dem stetigen, ernsthaften Willen zur Gemeinsamkeit die kluge Mäßigung verbindet, daß er den Sondergeist nicht ohne höheres Recht verletzt und einschränkt!

Seeluft.*)

Wenn ich bisher an diesem unserm festlichen Tage zu Ihnen sprach, dann rauschte der deutsche Wald zu meinen Worten, oder Ihr Auge glitt entlang an dem Silberbande des deutschen Stromes,

*) Hermannsrede am 28. Mai 1899 auf dem „Seeadler", einem Helgolanddampfer, den die Direktion des Norddeutschen Lloyd in liebenswürdigster Weise unentgeltlich zur Verfügung gestellt hatte. Die Fahrt — zwei Stunden in See von Bremerhaven und zwei zurück — verlief unter heiterstem Maihimmel und bei günstigem Nordostwind auch für die zahlreich beteiligten Frauen fast ohne Unbehagen. Diesen günstigen Umständen ist es zu danken, daß der obigen Rede die Stimmung des Ortes und Wetters zu statten kam, die ich dafür beabsichtigt hatte.

oder eine altersgraue Wohnstätte und das nährbare Heimatland breitete sich zu Ihren Füßen, und immer war es ein sichtbares Denkmal deutscher Vergangenheit, zu dem wir gewandert waren, an das wir anknüpften, um den Weg unseres Volkes bis zu dem gegenwärtigen Tage in Erinnerung zu durchmessen und auszuruhen in dem wohligen Gedanken: dies war unser, dies ist unser und soll es bleiben.

Wie anders heute! Die versammelte Gemeinde des Deutschbundes hat sich dem ungastlichen Meere anvertraut, vorwärts gerichtet strebt der Kiel unseres Schiffes in die unbegrenzte Weite auf einer Straße, die keine Spuren aufbewahrt, die alle Schritte der Vergangenheit verwischt und für kein Erinnern, kein Gedenken den festen Grund der Dauer gibt. Hinter Ihnen liegt die ganze grüne Herrlichkeit und Traulichkeit des deutschen Vaterlandes; der ganze Reichtum der täglichen Arbeit und Sorge, des Gedenkens, Träumens und Behagens ist verschwunden, und in diesem merkwürdig scharfen Szenenwechsel, den die Schiffahrt bedeutet, mag einem Neuling wohl selbst die Phantasie den Dienst versagen, wenn er sie zwingen möchte, hinter jenem schmalen, letzten Streifen des festen Landes die milden Lüfte und die zaubervolle Mannigfaltigkeit der Heimatserde zurückzuträumen. Und doch haben wir sie erst vor kurzer Zeit verlassen! Ja, der Schritt aufs Meer ist ein Schritt von ganz besonderer Art, er ist ein Schritt, der schneller Veränderung, schneller Entfernungen schafft, als jeder andere Schritt, den ein Mensch tun kann. Und auch innere Veränderung schafft er dem, der ihn tut, schneller als jeder andere Schritt. „Vorwärts" heißt die Losung, die jedem ins Blut tritt, der sich dem Schiffe vertraut. „Vorwärts" befiehlt ihm der stampfende Pulsschlag der Maschine, „vorwärts" die nimmer müden Begleiter des Schiffes, die Möwen, „vorwärts" die Schiffe, die am Horizonte auftauchen und verschwinden, „vorwärts" die ewig junge, ewig bewegte Flut! Und vollends der Wind, der freie Beherrscher des Wassers, der Augen und Ohren und alle unsere Sinne völlig einhüllt in den Strom seiner endlosen Melodie, daß wir uns in unserm ganzen Wesen zugleich gebannt und verwandelt fühlen, — ein Gefühl treibt doch gerade dieser wilde Seewind mächtig aus jedem, auch aus dem Zaghaften heraus, daß er das Zagen und Zögern, das Kleinliche und Bängliche von sich abwirft, daß wie von selbst die Brust sich jedem

weitet und mit vollen Zügen den Hauch von Freiheit und Gesundheit trinkt, den ihm der Seewind entgegenweht. Und dieses veränderte Gefühl, dieses ungewohnte Temperament — wenn es uns recht zum Bewußtsein kommt, wenn wir ihm einen Namen geben wollen, wir finden keinen bessern, als „Vorwärts"!

Nach nun schon fünfjähriger Gewohnheit erwarten Sie auch heute von mir das rechte, das erbauende Wort, aber ich kann nichts besseres tun, als Sie hinweisen, daß Sie recht mit dem Herzen hören, was Schiff und Wind und Wellen und Ihre in Seeluft zu Freiheit und Zuversicht erhöhte Stimmung Ihnen zurufen: Vorwärts! Vertrauen Sie der Losung dieser Stunde, erfüllen Sie sich ganz damit und vergessen Sie sie nicht, wenn Sie wieder in die mildere, aber auch einschläfernde Luft des Landes und des Alltages zurückgekehrt sind!

Wir wissen ja, was wir dachten und fühlten, als wir beschlossen, für dieses Fest kein Denkmal der Vergangenheit, sondern die Hoffnung unserer deutschen Zukunft, das freie Meer aufzusuchen. Ein symbolisches Erlebnis sollte diese Meerfahrt uns werden, ein durch die Wirklichkeit der Szene gesteigertes Empfinden der Sehnsucht, die alle nationalgesinnten Deutschen heute erfüllt, der unser Kaiser den Ausdruck gefunden hat: Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser! Der heute von uns vollbrachte Schritt aufs Meer, der so gründlich vom Festlande unserer Gewohnheit und unserer Vergangenheit trennt, soll uns in dieser Stunde doch noch ungleich bedeutungsvoller sein, weil er von uns empfunden werden kann als ein Gleichnis des Schrittes, den das ganze deutsche Volk zu tun im Begriff steht, des Schrittes von unbezweifelter Macht und unangetastetem Ansehen in Europa zum Anspruch auf die Weltherrschaft, die ja keinem zufällt, der nicht das Meer, die einzige ununterbrochene Fahrstraße des Erdballs, die Walstatt im letzten Entscheidungskampfe aller Völker der Erde, zu erobern versteht.

An dem Wege dieses Entschlusses stehen für das deutsche Volk keine Denkmäler von Großtaten seiner Vorfahren; an das, was jetzt begonnen werden soll, reicht in dem gewaltigen Umfange der Aufgabe keine Vergangenheit heran, auch nicht die Erinnerung der Hansazeit. Neu d. h. durch keine Errungenschaft deutscher Geschichte eingeleitet und vorgeprobt ist dieser Schritt vom Festlande über das Meer zur Meisterung der ganzen Erde. So

ungeheuer und so durch keine frühere Erfahrung abgewogen ist dieser Schritt, daß auch die Herzhaftesten ein Zagen beschleichen darf und daß es wohl jedem Deutschen ein Trost ist, zu wissen, daß uns nicht die Wahl bleibt, diesen Schritt zu tun oder zu unterlassen, sondern daß dieselbe Vorsehung, welche uns zum jetzigen Maße unserer Macht stark werden ließ, uns nun zu dieser weiteren Probe unserer Kraft unausweichlich zwingt, weil für den einzelnen wie für die Völker das Gesetz gilt, daß, wer nicht vorwärts schreitet, zurückbleibt und daß Stillstand Verkümmerung bedeutet.

Ist aber die Aufgabe des Weltberufes für das deutsche Volk neu, so wird kein Mensch, der die Gesetze der Natur zum Maßstabe seines Urteils macht, es für wahrscheinlich halten, daß unser Volk allein mit dem alten Vorrat seiner Kräfte, Anschauungen, Gewohnheiten der neuen Aufgabe genügen könne, daß es sich nicht in manchem Stück seines inneren und äußeren Inventariums verändern, kurz, daß es sich zur neuen Aufgabe nicht vorbereiten und ihr rechtzeitig sich anpassen müsse. Hier Prophet zu sein, hier vorauszusehen, was kommen wird, ist nicht schwer für den, der sich der Wandlung bewußt ist, in der wir schon mitten drin stehen. Fallen muß und wird alle Eigentümlichkeit deutschen Wesens, die sich — um es mit einem Worte zu sagen — dem weltmännischen Berufe unseres Volkes entgegenstellt. Ausgekehrt werden muß das geistige Spinngewebe im deutschen Charakter, endgiltig verzichten müssen wir auf die kleinbürgerliche Bescheidenheit unseres Daseins, die wir vielfach als Traulichkeit und Behagen empfunden haben, die wir uns sogar unter schmeichlerischen Namen als besondere deutsche Tugend haben aufreden lassen, und die doch in Wahrheit nichts weiter ist, als die rückständige Erbschaft unserer jahrhundertelangen politischen Engigkeit und Verkümmerung. Es wird Seufzer und Sehnsucht geben bei diesem Abschied vom Alten, es werden sich warnende und drohende Stimmen erheben. Ja, wenn Sie nur genau hinhorchen, so können Sie diese Stimmen schon heute vernehmen, die von der Verflachung des allgemeinen Bildungsstandes, von dem Verfalle alter deutscher Sitte und von schlimmerem Unheil reden. Aber wenn Sie jemals in Zweifel kommen sollten, ob diese Lobredner des alten deutschen Zustandes oder die vorwärtsdrängenden Vertreter des neuen deutschen Geistes im Rechte sind, dann sehen Sie sich

die Personen und ihre Beweggründe an! Auf der Seite des alten Geistes werden Sie finden die ganze stubenhockende Gilde der Gelehrsamkeit, die im Namen ihrer angeblich idealistischen Beschäftigung einstmals bei uns über Gebühr und Würdigkeit unbedingtes Ansehen genoß und nun bei dem drohenden Verlust ihrer Herrschaft deutlich genug merken läßt, daß ihr Idealismus jedenfalls nicht Selbstlosigkeit, sondern ein ebenso krasser Kastenstolz war, wie es nur jemals einen in der Welt gegeben hat. Sie werden auf jener Seite finden allen Kirchturm- und Kleinstaats-Partikularismus, der so viel Talent und Ellbogenkraft zeigt, im Namen der Volksrechte gegen höhere Autorität und die gesetzgebende Kraft des allgemeinen Wohles aufzubegehren, leider aber gar kein Talent, die politische Fernwirkung richtig abzuschätzen d. h. die Wahrheit zu erkennen, die bei den heutigen Weltverhältnissen das erste und wichtigste Gesetz bedeutet: — daß es keinem größeren Volke von heute möglich ist, sich Wohlstand zu schaffen, ja auch nur der Ordnung und dauernden Selbstbestimmung seiner inneren Verhältnisse sich zu erfreuen, wenn es nicht zuvor durch ein hohes Maß von Gemeinsinn und Selbstzucht sich die Macht geschaffen hat, die anderen Völker an jedem Versuche des Widerstandes zu hindern und sie im Notfall über den Haufen zu rennen. Endlich finden Sie auf der Seite des alten Geistes jene gefährliche deutsche Rechthaberei, die jeden Eigensinn, jede Laune, jede Beschränktheit im Namen des höheren Rechtes der Persönlichkeit verteidigt, aber dabei den plumpen Irrtum begeht, zu glauben, daß jeder vierkantige Kopf und jede eigensinnige Philisterseele schon eine Persönlichkeit sei.

Es mag geschehen, daß unter der Herrschaft eines mehr weltmännischen Geistes, den der Seewind unserm Volke schaffen soll, es im Laufe der Zeit immer weniger Leute gibt, welche im Sinne des klassischen Bildungsideals für Gebildete gelten können. Es wird ohne Zweifel geschehen, daß bei uns das allgemeine Dilettieren in Kunst und Dichtung nachläßt, dafür aber auch gottlob das bloße Dilettieren in Politik und Nationalgefühl seltener als heute vorkommt. Es wird sicher kommen, daß wir auf der Fahrt über Meer einen ganzen Haufen unserer jetzigen kleinbürgerlichen Bescheidenheit und Empfindsamkeit als sentimentalen Plunder erkennen und mit der Zeit als Ballast über Bord werfen. Aber bei alledem, glaube ich, werden wir weder im einzelnen noch

als Volk verlieren. Wir werden vielmehr mit alledem nur die Schule unserer notwendigen Erziehung zum Weltherrschafts-Berufe durchmachen und unseren jetzt schon weltbeherrschenden Vettern jenseits dieses Meeres in demselben Grade ebenbürtiger werden, wie wir ihnen ähnlicher werden. Unserem jetzigen Maße von allgemeinem Schulwissen, unserer jetzigen Durchschnittsfähigkeit zu abstraktem Denken und Urteilen werden wir in Zukunft hoffentlich manches schuldig bleiben, aber wir werden lernen, genauer zu sehen, was wirklich ist. Die allgemeine Fähigkeit des künftigen Deutschen wird sein, sich und seine Absichten stärker, ausdauernder zu wollen, jeder unerwarteten Schwierigkeit besser gewachsen zu sein und im Verkehr mit Leuten eines anderen Volkes jeden Gewinn, jede Annehmlichkeit gering zu schätzen, die nicht die Befriedigung seiner Absicht und die Überlegenheit seines Willens bedeutet. Ermessen Sie die Länge des Weges, den unser Volk bis zu solchem Ziele noch zu gehen hat, indem Sie sich vorstellen, daß dieser unser Deutschbund in jenen Zeiten, denen wir entgegengehen, höchste Lächerlichkeit, weil höchste Überflüssigkeit sein würde. Wäre in England mit den Zielen unseres Bundes ein Englisch-Bund nötig, wäre er möglich? Aber so sicher ein Deutschbund oder ein Alldeutscher Verband bei uns für jetzt nicht überflüssig ist, so sicher wir dessen sind, daß unsere Arbeit zum Deutschbewußtsein eine wirklich ideale, weil wirklich selbstlose ist, so sicher werden Sie zugeben, daß unser Volk vorwärts geschritten und vorwärts gekommen sein würde, wenn es erst einmal die erste Forderung aller Deutschen gegen einander geworden wäre, unter sich wie im Verkehr mit andern Völkern jedenfalls ihr Deutschtum zu behaupten.

Ich bin mir wohl bewußt, daß, wenn ich so die Richtung unseres Weges vom jetzigen in den anzustrebenden Zustand des ganzen deutschen Volkes vor Ihnen zeichne, ein tiefer Anspruch Ihres Wollens und Empfindens ungesättigt bleibt. Das Deutschtum, zu dem Sie streben, soll höher liegen, als ein bloßes Bekenntnis der Tatsache, daß wir deutsch sind und deutsch sein wollen müssen, weil unsere Eltern Deutsche waren. Viele von Ihnen vermissen das Mysterium in meinen Forderungen, und wenn es gelänge, dieses Mysterium in klare Worte zu fassen, so würde das Bekenntnis herauskommen, daß Sie nicht den Mut haben würden, die Arbeit für das Deutschbewußtsein zu Ihrem Ideal zu er-

heben, wenn Deutsch nicht zugleich der Inbegriff höchster allgemein menschlicher Sittlichkeit, wenn Deutsch nicht schlechthin und von jeder Seite betrachtet ein Wert über allen anderen Volkstumswerten sein könnte. Ungern nur berühre ich diesen Punkt, und ihn zu erörtern ist nicht meine Absicht. Aber berühren muß und will ich ihn, weil ich nach vielem stillem Erwägen wünschen muß, daß auch für diese engere Gemeinschaft des Deutschbundes in ihrer inneren Entwicklung diese Fahrt vom Festlande ins freie Meer symbolisch ein Schritt vom Lande gewohnter Voraussetzung und liebgewordener Selbsttäuschung werde. Auf dem Wege jenes Mysteriums, jenes selten ausgesprochenen, aber gern gedachten Anspruches sehe ich Anmaßlichkeit, vielleicht auch sittliches Pharisäertum und jedenfalls praktische Erfolglosigkeit. Jener Anspruch liegt geschichtlich in der Fortsetzung der Fichte, Arndt, Jahn, Theodor Körner und des Tugendbundes, und daß mit diesem „Teutschtum", wie es die Spötter vielsagend bezeichnen, sittliche Läuterungen und Erhebungen von religiöser Weihe möglich gewesen sind, hat die Geschichte bewiesen. Aber die Aufgaben, die uns jetzt gestellt werden, sind andere, als ehemals. Jene Erhebungen setzen tiefste Erniedrigungen voraus.

Wir müssen auf die Gefahr hin, uns um liebe Träume zu berauben, auf jene Erhebungen verzichten, weil die deutsche Geschichte uns deutlich lehrt, daß die Kraft zu jenen Erhebungen uns nicht vor immer wiederholtem Rückfall zur Erniedrigung durch eigene Schlaffheit bewahrt hat und weil wir nicht wollen können, daß die Mehrheit unsers Volkes wieder in Schlaf und Sorglosigkeit versinke, damit die Wachen das Entzücken ihres Weckeramtes genießen können. Es handelt sich jetzt darum, die Gipfelstufe, auf die eines Mannes Kraft unser Volk gehoben hat, zu einer Ebene auszuweiten, auf der ein ganzes Volk (nicht bloß einzelne Wache) sich dauernd halten kann. Es handelt sich darum, auf der Hochebene eines starken Nationalbewußtseins das gesamte Deutschtum der Erde mit all der Mannigfaltigkeit seiner Charaktere wohnlich einzurichten und von dieser Hochebene mit dem gesamten Volke allenfalls höher hinauf, aber niemals wieder hinabzuschreiten. Darum darf fortan nicht mehr Lyrik, sondern muß Epik die Grundform unseres Nationalbewußtseins sein, und hüten sollen wir uns vor allen idealistischen, sittlichen oder mystischen Überladungen dieses Bewußtseins. Wir müssen unsere nationale Forde-

rung auf eine Grundlage stellen, der jeder, schlechthin jeder Deutsche, genügen kann, weil und sofern er von deutschen Eltern geboren ist.

Gewöhnen Sie sich nur erst einmal daran, als den Kern Ihres Deutschbewußtseins nicht eine besonders gehobene lyrische oder weihevolle Stimmung, sondern das unerbittlich starke Bewußtsein des Natürlichen und Selbstverständlichen zu empfinden, kommen Sie nur erst einmal zum Abschluß mit der Überlegung, ob nicht ein starkes Nationalbewußtsein, verbunden mit unbeugsamer Willenskraft wirksamere Bahnbrecher für das als gut und schön Erkannte, mithin bessere Adelswerte der Kulturmenschheit sind, als das ästhetische Auf- und Abklettern an der Tonleiter der Vorstellungen und Gefühle, oder als das bloße Wissen und bloße Philosophieren von den Dingen dieser Welt. Und wenn Ihnen dann eine gewisse Ernüchterung aus dem Rausche gewohnter deutscher Vaterlandsliebe kommt, so werden Sie doch in der kühleren Stimmung, die Sie dann umweht, eine ähnliche Stärkung Ihrer Nerven empfinden, wie in dem frischen, scharfen, aber zweifellos auch gesunden Atem dieses unseres nordischen Meeres.

Prüfen Sie den Wert meines Rates an Bismarck. Wir wissen ja, daß er unser sicherstes Maß in allen solchen Zweifeln und Fragen ist. Sie werden weder in seinen Reden, Gesprächen und Briefen, noch in dem großen Buche seiner Hinterlassenschaft auch nur einen Zug finden, welcher den Schluß erlaubte, daß ihm sein stolzes deutsches Selbstbewußtsein ein Schwelgen im Gefühl, eine lyrische Anwandlung oder gar eine Empfindsamkeit gewesen wäre. Zwar hat er, der alles geschichtlich Gewordene, namentlich alle Vorstimmung und Vorbereitung seines eigenen Werkes verstand und alle geschichtlich gewordenen Gefühle zu schonen wußte, auch den Erhebungsbegriff unserer Vaterlandsliebe, wie er sich in den Jahren 1813 und 1870 entfaltete, in seinem hohen Werte wohl gewürdigt. Er lobte bei guter Gelegenheit die Männergesangvereine, die Lehrer und andere, weil sie die Imponderabilien des Nationalbewußtseins, das deutsche Lied und die deutsche Wissenschaft gepflegt hätten, und in der Freude über solche Anerkennung hat mancher den Sinn dieses Lobes übertrieben oder gar in sein Gegenteil verkehrt. Aber das hat Bismarck mit seiner Anerkennung ganz gewiß nicht sagen wollen, daß er die Imponderabilien, die unwägbar feinen Kräfte des

Denkens, Wissens und Empfindens für das Schwergewicht, für die durchschlagende Kraft in der Entwicklung des deutschen Volkes hielte. Er selbst wenigstens hat für den Aufbau seines nationalen Werkes die anderen, die männlicheren Kräfte eingesetzt: die kühle Berechnung deutschen Vorteils, den unerschrockenen persönlichen Mut und, mit der Vorsicht verbunden, die nicht zu bändigende Willenskraft.

Wir, die wir bisher auf den Kredit dieses einzigen Mannes ein größeres nationales Ansehen genossen haben, als wir aus Eigenem zu bestreiten vermögen, die wir in allerletzter Zeit zum ersten Male so schmerzlich den Abstand zwischen seiner und unserer eigenen Kraft empfunden haben, wir sehen uns jetzt auf den Weg zu den ponderabilen, den wägbaren, den im Völkerwettstreit entscheidenden Kräften gewiesen. Das ist der Sinn der Losung „Vorwärts"!

Die Millionen und der Eine.*)

So lange wir von unserem Volke wissen, war immer Bedürfnis und Wille schwach, unser Gemeinsames zu erkennen, oder wenigstens, es zur äußeren Erscheinung zu bringen, und überstark war immer unser Drang, hinter der äußerlichen Gleichartigkeit unseres Volkes die Unterscheidungen auszuspüren. Wo der unbefangene Blick beim besten Willen keine Unterschiede mehr findet, wissen wir Deutsche sie noch sehr gut zu finden; im Notfalle machen wir sie uns, wo sie sich nicht von selber geben wollen. Wir setzen uns bunte Mützen auf und fundamentieren die Treue zu diesen unseren erwählten Farben durch ein hinreichendes Maß von Geringschätzung gegen die Träger anderer Farben. Fürst Bismarck kannte und fürchtete dieses allzustarke Abhebungsgelüst seiner Deutschen und verspottete es, als er von der natürlichen Feindschaft zwischen dem schwarzen und dem weißen Koppel sprach. Mag man über diese unsere, wie es scheint unausrottbare Anlage duldsam urteilen, mag man finden, daß sie ein Beweis unserer Kraft und unseres Selbstvertrauens sei, daß sie uns das Leben bunter, reizvoller und geistig fruchtbarer mache: — jedenfalls ist sie ein gewisser Luxus unseres Volkstums, mit dem es nach

*) Hermannsrede am 2. Juni 1901 auf der Rudelsburg.

Ausweis der Geschichte unvergleichlich mehr Böses als Gutes erlebt, den es durchweg sehr teuer, zuweilen fast mit seinem Leben bezahlen mußte.

Der Platz, auf dem wir stehen, kann wohl zu solcher Betrachtung anregen. Die studentischen Korps, die Nachfolger der früheren Landsmannschaften, ein durch alte Überlieferungen und einen unverkennbaren Zug zur gesellschaftlichen Ausschließlichkeit besonders fest eingehegter und abgegrenzter Teil der akademischen Jugend, haben auf dieser lieblichen Burgruine über der anmutigen Saale sich ihr behagliches Heim, man darf wohl in Erinnerung an germanische Sitte sagen: ihr Verbandsheiligtum errichtet. Nach Kösen nennen sie ihren Verband, hier auf der Burg sind sie zu Hause, hier haben sie die Ehrensäule für ihre im großen Kriege gefallenen Mitglieder, hier auch das Denkmal ihrer Freude und ihres Stolzes, das Bild des flotten, kampflustigen Korpsstudenten Otto von Bismarck aufgerichtet. Ich halte es ja nicht ganz für unmöglich, daß einem Fuchs aus anderen Kouleurverbänden, der in der Instruktionsstunde, wollte sagen im Fuchskränzchen den „Korpsier" als den „Erbfeind" oder so ähnlich hat ansehen lernen, hier selbst vor dem Bilde Bismarcks, da es ihm unter diesem Zeichen entgegentritt, der Kampf um seine unbefangene Empfindung einigermaßen schwer werden könnte. Selbst in den alten und ältesten Semestern klingt wohl noch so etwas nach vom Widerstreite der „Prinzipien", um die man sich in jungen Jahren erhitzt, um die man einander mit der Klinge gemessen hat. Was man so lange und so mit jungem, warmem Herzen geübt hat, was man in seinem ganzen Volke als unausrottbare Anlage in tausend Formen wiederfindet, das bringen selbst die Einsicht und der vernünftige Wille der älteren Jahre nicht ganz zum Schweigen. Indessen mit den Jahren besser einander zu verstehen und besser zu ertragen — das ist, was man von uns erwarten darf, den anderen zu ihrem Kultus Raum zu gewähren, weil wir doch auch für unsern Kultus der Duldung nicht entraten können, als Burschenschafter etwa dem Korpsstudenten die Freude und den Stolz auf sein Verbandsheiligtum nicht zu mißgönnen und allenfalls beim Wandern über diese Burg mit heimlicher starker Liebe zu der Wartburg hinüberzudenken, wo für die Burschenschaft das Heiligtum ihrer Anfänge und stolzen Erinnerungen steht — das ist das Mindeste, was wir unserm deutschen Sonderungsdrang

abringen, was wir dem Gemeinsamkeitsbewußtsein opfern können und sollen.

Denn so närrisch und gefährlich für uns selber wir Deutschen allzeit auf unseren Sonderungstrieb versessen gewesen sind, so darf man doch auch von uns nun schon sagen, daß wir doch wenigstens diese Eigenart als Schwäche erkennen, daß aus dem einen Anwalt für deutsche Einigkeit, Hermann dem Befreier, im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr geworden sind und daß im deutschen Volke über der Alltagstorheit seiner Sonderungsgelüste immer stärker die Feiertagssehnsucht nach politischer und völkischer Einheit wach wurde, bis der große Tag kam, wo dieser Sehnsuchtstraum erfüllt wurde — durch Bismarck.

Wir, die wir den Dienst am Gemeinsamen, an unserem deutschen Volkstum, am nationalen Gefühl zum einzigen Zwecke unseres Bundes gemacht haben, dürfen es an dieser Stelle wohl aussprechen, daß wir den deutschen Korpsstudenten von ganzem Herzen danken, weil sie uns den geliebten und bewunderten Helden unseres Volkes hier einmal in seiner straffen, kampffreudigen, liebenswerten Jugendlichkeit vor Augen gestellt haben. Weniger rückhaltlose Zustimmung wird in unserm Sinne die Inschrift finden, die sie dem Denkmal mitgegeben haben:

Das deutsche Volk in Einigkeit,
Ein neues Reich in neuer Zeit . . .
Millionen haben drüber nachgedacht,
Aber nur Einer hat's fertig gebracht,
Einer der Unsern in Lieb und Zorn,
Ein Bursch von echtem Schrot und Korn,
Ein alter deutscher Korpsstudent,
Den alle Welt Fürst Bismarck nennt.
Dies Bild stellt ihn als Jungbursch dar;
Dankt Gott, daß er der Unsre war.

Mir wenigstens ist, so oft ich diese Verse gelesen habe, immer der Argwohn gekommen, daß es ihrem Verfasser weniger um die rechte Würdigung Bismarcks, als um eine Heraushebung seines Korpsstudententums zu tun gewesen sei. Indessen, da die jungen wie die alten Korpsstudenten ohne Zweifel im guten Glauben als den unverfänglichen Ausdruck ihres berechtigten Stolzes, einen Bismarck zu den Ihrigen rechnen zu dürfen, diese Inschrift sich zu eigen gemacht haben, so darf uns unbekümmert lassen, was

etwa von besonderen Absichten der Verfasser hat hineinlegen wollen. Zweifellos bedenklich dagegen erscheint mir, daß die „Millionen", die über die Einigkeit des deutschen Volkes „nachgedacht" haben, nach dem ganzen Zuschnitt dieser Verse eine etwas bemitleidenswerte Rolle spielen. Ich würde mich nicht wundern, wenn manch ein Korpsfuchs nach Lesung der Inschrift die Stätte mit dem Hochgefühl verließe, daß er als Korpsstudent zum Manne der Tat neben Millionen von ohnmächtigen Träumern berufen sei. Jedenfalls rücken die Verse dem unbefangenen Leser mehr, als es für unsre politische Entwicklung gut ist, den Gedanken aus dem Bewußtsein, daß Bismarcks großes Werk ohne das Nachdenken der „Millionen", das die Geister dafür empfänglich und bereit machte, nicht möglich gewesen wäre. Hätte nicht ein durch Jahrhunderte festgehaltener Traum und eine zuletzt immer bewußter und drängender gewordene Bewegung zu nationaler Einheit die Deutschen gelehrt, die Gemeinsamkeit als das höhere Ideal über ihrer natürlichen Anlage zur Sonderung zu schätzen, woher sollten wir auch nur die Maße nehmen, um Bismarcks Werk als eine große und heilsame Tat an unserm Volke zu preisen?

Nein, auch den Schein müssen wir heute vermeiden, als ob der nationale Gedanke und der bloße Einheitsdrang etwas Minderwertiges sei. Denn es mehren sich die Zeichen, daß politischer Sondergeist, mag er sich nun „Fraktions-Interesse" oder „Treue zum angestammten Fürstenhause" oder prosaischer das „Hemd" im Vergleich zum „Rock" nennen, sich bereits wieder recht keck mit seinen Gelüsten herauswagt, — selbst in Bundesstaaten und Provinzen, wo wir ihn längst vom Einheitsgedanken bezwungen glaubten. Bedenklich ist es auch, den Schein zu wecken, als könne Bismarcks Werk jemals als „fertig" bezeichnet werden (denn von ihm gilt mehr, als von jedem anderen Vatererbe, daß wir es täglich neu uns erwerben müssen, wenn wir es unser nennen wollen); bedenklicher noch, daß die Verse — gewiß ohne daß es beabsichtigt war —, einem gewissen, heute in manchen Kreisen Mode gewordenen Überlegenheitsdünkel Nahrung geben. Da kann man es hören: Ach, es hilft euch ja doch alles nicht! Ehe nicht ein zweiter Bismarck kommt, der uns wieder in den rechten Kurs bringt, der den Regierenden die Furcht vor der Sozialdemokratie aus den Knochen treibt und ihnen das gefährliche Schöntun mit dem Zentrum verleidet, geht die Reichskarre

eben rückwärts, bis sie eines Tages rettungslos im Sumpfe stecken bleibt. Ein Mann ein einziger Mann! Was sollen uns die Gedanken, Sorgen, Strebungen der Vielen, der „Millionen"! In der Tat, diese Weisheit ist der sogenannte „gesunde Menschenverstand" einer großen Zahl von Leuten, die mit dem Notschrei nach einem Manne ihren eigenen Fehlbetrag an Männlichkeit weniger leicht erkennbar machen möchten. Bismarck glauben sie mit dieser Sehnsucht am höchsten zu ehren; in Wahrheit verunglimpfen sie ihn, denn sie gefährden sein Werk am deutschen Volke, und was sie für das unbezweifelbare Ergebnis unserer politischen Erfahrung in Deutschland halten, ist in Wahrheit sehr anfechtbar.

Aus zwei Elementen nämlich ist das einige Deutsche Reich realpolitisch erwachsen: Das eine ist die stetige Entwicklung Preußens im Rahmen einer Politik, die sich stets leidlich mit den Bedürfnissen des gesamten deutschen Volkstums vertrug und ihm wenigstens in keinem wesentlichen Punkte widersprach. Das andere ist der erst literarisch angebahnte und seit Napoleons Eingriff bewußt politisch gewordene Einigungsdrang, das nationale Gefühl, welches das außerpreußische Deutschland allmählich zwang, in Preußen die führende Macht anzuerkennen. Beide Elemente sind für unsre Einigung gleich unentbehrlich gewesen, sie ergänzen einander wie Mann und Weib in einer Ehe, es hat keinen vernünftigen Sinn, eines von ihnen geringer oder gar für überflüssig einzuschätzen. Zu den ganz glücklichen Ehen freilich kann man diese bisher nicht rechnen; nur zweimal haben bisher Preußen und die nationale Bewegung, Mann und Weib in voller Eintracht zum Ganzen und Großen gewirkt, und beide Male waren es allerdings „Männer", die durch ehrliche Maklerschaft ein volles Verständnis herbeiführten: Freiherr von Stein und Fürst von Bismarck, nationale Deutsche beide und höchst ähnlich leider auch durch die schlechte Behandlung, die sie nach der Vollendung ihres Werkes von dem Manne Preußen erfuhren. Während der ganzen Zeit aber von Stein bis Bismarck und wiederum jetzt seit Bismarcks Tode haben wir es leider sehr deutlich zu spüren gehabt, daß Eintracht nicht der selbstverständliche Zustand dieser Ehe ist. Die nationale Bewegung leidet heute, wenn auch in weit schwächerem Maße, als ehemals zur Zeit der Burschenschaftsverfolgung, aber doch noch immer merkbar unter einer gewissen Eifersucht

des Mannes Preußen. Und diese Eifersucht ist von höchst absonderlicher, sonst in Ehen nur selten vorkommender Art. Denn sie gründet sich nicht auf den Verdacht, daß die nationale Bewegung dem Manne Preußen ihr Vertrauen oder ihre Liebe entziehen und sie auf irgend einen anderen deutschen Staat übertragen könnte. Nein, nur daß die nationale Bewegung zu selbständig werde, daß sie Rechte für sich und Macht im Reiche auch unabhängig von preußischer Vormundschaft sich erwerben könnte — das scheint mir, so oft ich der Eigenart ihres Wesens in den früheren Jahrzehnten unserer Geschichte und in mancherlei Regungen heutiger Tage forschend nachgegangen bin, der eigentliche Beweggrund dieser höchst selbstischen Eifersucht zu sein. Sollen wir aus diesem unerquicklichen Zustand herauskommen — denn angewiesen auf einander bleiben Preußen und die nationale Bewegung, solange das Deutsche Reich bestehen soll —, dann können wir nicht auf den glücklichen Zufall warten, daß wieder einmal ein Stein oder ein Bismarck volle Eintracht stiftet. Überdies kämen ja nach den Honigmonden doch wieder die Jahre der Eifersucht und des Mißtrauens. Nein, hier müssen in Zukunft andere Mittel helfen! So sehr ich sonst der Frauenemanzipation mißtraue, hier — ich gestehe es offen — weiß ich keinen bessern Rat, als ein recht entschlossenes Stückchen Frauenfrage. Die Frau, die ich meine, die deutsche nationale Bewegung ist nun nach langer Prüfungszeit reif geworden, um nach der Macht zu greifen und dem Manne Preußen, da er in Güte nicht auf seine törichte Eifersucht verzichten will, sie ihm durch Furcht und Achtung auszutreiben.

Unbildlich gesprochen bedeutet alles dies, daß wir über die Anwaltschaft des nationalen Gedankens, über ihre Notwendigkeit, Aussichten, Mittel und Wege doch etwas anders wollen denken lernen. Bismarcks Werk ist *nicht* fertig, und um es zu erhalten und zu vollenden, können wir nach seinem Heimgang der „Millionen", die über die deutsche Einigkeit nachdenken, sorgen und dafür streben, *nicht* entraten. Wie jeder lebendige Organismus muß aber auch die nationale Bewegung zu rechter Zeit sich steigern, oder sie muß in sich ersticken. Nicht mehr können und sollen wir jetzt auf den Zufall warten, der uns wieder einen Mann beschert, sondern wir sollen den Geist der Stein und Bismarck dadurch an uns bewähren, daß wir die Hand der natio-

nalen Bewegung nunmehr endlich an die Klinke der Gesetzgebung führen. Eine große nationale Reichstagspartei, eine Deutschpartei, die unsere Volksvertretung in einen anderen Kurs bringt und ihren Geist verjüngt — die tut uns not, die sollten wir uns schaffen!

Diese liebliche Burgruine hätte eindringlich gesprochen, und der junge Bismarck, den wir im Bilde vor uns sehen, hätte uns von seiner jugendlichen Kraft das Beste gegeben, wenn wir mit solcher Erkenntnis und solchem Entschlusse diese weihevolle Stätte verlassen.

Hohenstaufen-Deutschtum alter und neuester Zeit.*)

Auf dem Kyffhäuser muß von Friedrich Barbarossa die Rede sein; es fragt sich nur, aus welcher Tonart und mit welchem Ziele. Man kann mit dem Thema im Bannkreise der Sage bleiben, dann vermehrt man den durch die Jahrhunderte in der Erinnerung der Geschlechter entrichteten Zoll der Pietät um einen weiteren Akt, der, wie das meistens bei solchen Festreden der Fall, einen tüchtigen Zusatz von Bewußtlosigkeit und Gemeinplatz haben muß. Man kann aber auch über den Bannkreis der Sage hinaustreten, man kann die Erkenntnisse der Geschichte sich zu nutze machen, man kann als Deutscher von heute ein unbefangenes Urteil suchen, und dann ist einige Hoffnung, dem alten Thema neue Richtlinien abzugewinnen, die mitten in die Kämpfe und Entscheidungen der modernsten deutschen Volksseele hineinführen.

Mit dem Bannkreis der Sage sollen natürlich nicht die zartromantischen Märchen vom durchgewachsenen Bart und von den Raben um den Berg gemeint sein, sondern die Volksdankbarkeit, das Volksempfinden und -urteil, wie sie sich in der Kyffhäusersage bekunden. Von dem Bart und den Raben zu erzählen, überlassen wir wohl dem Vater, der seine Kinder, dem Lehrer, der seine Klasse hier herauf führt. Aber die Abhängigkeit vom Urteils- und Empfindungsgehalte der Sage findet sich auch da, wo sie durch pädagogische Pflichten nicht gerechtfertigt wird. Sie beherrscht in eigentlich auffallender Weise noch das persönliche und geschichtlich ausgesprochene Urteil unserer Tage.

*) Hermannsrede am 7. Juni 1903 auf dem Kyffhäuser.

Diese Abhängigkeit beruht, wenn man recht darüber nachdenkt, auf einer im tiefsten deutschen Wesen begründeten und bis zum heutigen Tage noch nicht gelichteten Unklarheit über das, was unserm Volke Heil und Unheil ist. Nach meiner Überzeugung beschreiten wir den Weg notwendiger und nützlicher Erkenntnisse, wenn wir aus dem Bannkreise der Kyffhäusersage bewußt hinausstreben. Mache sich nur jeder selbst zum Richter und frage sich, ob er nicht schon einmal bei wachem oder halbwachem Bewußtsein darüber gestutzt hat, wieso eigentlich das deutsche Volk dazu gekommen, just Friedrich Barbarossa als Hüter des Glanzes vom deutschen Kaiser und Reich in diesen Berg zu versetzen und das Wiedererwachen deutscher Reichsherrlichkeit an seinen Namen zu knüpfen.*) Warum — wenn nicht etwa Barbarossas ungewöhnlicher Tod in den Fluten des Kalykadnos den einzigen Grund für seine sagenhafte Verklärung gab — hat das deutsche Volk nicht z. B. dem kraftvollen weisen Sachsenkönig Heinrich I. die Ehre der Reichshüterschaft überwiesen? Er hätte sie nach seiner schlichten, der deutschen Volksseele verwandten Art und seiner soliden Reichsgründungsarbeit wahrlich eher verdient. Wollte aber auch das deutsche Volk, wenn es Sagen träumt und Märchen spinnt, des äußeren Glanzes nicht entbehren, sollte die unheilvolle, aber phantasieberauschende Fata morgana vom abendländischen Weltkaisertum hineingewoben werden in den wehmütigen Traum von des alten Deutschlands stolzester und glücklichster Stunde: — warum ward nicht etwa der Franke Heinrich III. die goldene Mittelgestalt in diesem Traume, da er doch alle Töne des deutschen Kaiser-Triumphmarsches anschlug, die kraftvolle Ordnung im Innern, die Autorität gegenüber dem Papste, die Hul-

*) Die kritisch kaum noch zweifelhafte Tatsache, daß die Volkssage ursprünglich nicht Friedrich Barbarossa, sondern seinen Enkel Friedrich II. in den Kyffhäuser versetzt hat, braucht uns hier ebenso wenig zu beirren, wie sie den Deutschen Kriegerbund in der Ausgestaltung des Kyffhäuser-Denkmals gestört hat. Die Laune des Volkes wird nicht erklärlicher, sondern vollends unverständlich, wenn sie durch diese Sage einen Kaiser verklärte, der Deutschland kaum kennen gelernt hat. Und was wir zur Kennzeichnung des Hohenstaufen-Deutschtums an Friedrich Rotbart nachweisen, braucht an Friedrich II. kaum noch erörtert zu werden, weil dieser Kaiser nach der oberflächlich glänzenden wie nach der verderblichen Seite alle charakteristischen Züge seines Geschlechtes schon mit der Deutlichkeit einer Karikatur an sich trägt.

digung der ganzen abendländischen Welt, — aber nicht nur anschlug, sondern auch wirklich beherrschte, so daß kein Zweifel darüber bleibt: — Karls des Großen Ideal vom römischen Kaiserreiche deutscher Nation war niemals näher der Wirklichkeit, als unter diesem Kaiser!

Warum wurde also Friedrich Rotbart der Liebling des Volksherzens? Eine Frage, die zu prüfen sich lohnt, wenn auch die Antwort selbstverständlich in der Schwebe bleiben muß, denn die Volksseele ist wie die Sphinx, die Rätsel aufgibt, aber nicht löst.

Barbarossas liebenswürdiger Erbe Konradin endete auf dem Schafott zu Neapel, und zwar ist das ganz gewiß nicht Zufall. In Wahrheit wurde auf jenem Schafott die hohenstaufische Luftballonpolitik gerichtet, die in jedem Zuge ihres oberflächlichen und rasch vergänglichen Glanzes, die mit jedem charakteristischen Merkmal ihrer unverzeihlichen Fehlerhaftigkeit gerade in der angeblich so glänzenden Regierung Friedrich Barbarossas vorgezeichnet liegt. Will man es mit Ehrfurcht hinnehmen, daß es dem Hohenstaufengeschlechte von der Vorsehung aufgespart war, am eigenen Leibe gewissermaßen und als Musterbeispiel den tragischen Rechenfehler des Herrschaftssystems vom „römischen Reiche deutscher Nation" zu beweisen: nun, so kann man es geschichtlich doch mit keinem milderen Namen als dem der persönlichen Schuld bezeichnen, daß die geistigen und Charaktereigenschaften des Geschlechts, wie sie gerade in Barbarossa schon vorgezeichnet sind, dem Verhängnis seinen blutigen Weg so leicht machten. Wenn Heinrich III. dem Ideal der abendländischen Weltherrschaft noch einmal nahe gekommen war, so hätten die 100 Jahre, die zwischen seinem und Barbarossas Regimente lagen, einem regierenden Haupte schon Anlaß zum Nachdenken über die Richtigkeit dieses Weges geben können. Aber im Gegenteil überrascht Barbarossa und mit ihm sein ganzes Geschlecht durch die Abwesenheit jeden Ansatzes zu eigenem Denken und eigener Richtung. Sie fahren die breiteste und ausgetretenste Heerstraße des karolingischen Gedankens und zeigen alle die bedenklichen Charakterzüge dieser Politik, die kostspielige Beharrlichkeit gegen die weltlichen Gegner und die noch weit gefährlichere Nachgiebigkeit gegen die kirchlichen, das bis zum Seiltanz getriebene Gegenteil von Realpolitik und als psychologisch erklärliches Seitenstück dazu die Vorliebe für Prunkentfaltung. In allen diesen Stücken zeigte gerade Bar-

barossa das bedenkliche Talent, die schlimmste Demütigung wie einen Triumphzug zu inszenieren und eine Bilanz voller Rechenfehler und uneinbringbarer Verluste mit prunkvollen Festen zu verschleiern. Wir dürfen gewiß nicht verkennen, daß das frühere deutsche Wahlkaisertum und die ungenügende Hausmacht der Kaiser zu solcher Dekorations- und Aufmachungspolitik drängten; man mußte Schlappen wegretouchieren und Viertelserfolge zu ganzen aufstaffieren, um, wie man heute im militärischen Stil sagen würde, bei den Staatsparaden der Reichstage und sonstigen Gelegenheiten „gut abzuschneiden". Und wirklich geht dieser Zug der Unwahrhaftigkeit und eines außerordentlich täuschungsfähigen Gedächtnisses durch unsere ganze Kaisergeschichte. Aber so stark ausgeartet erscheint dieser organische Fehler des früheren Kaisertums kaum jemals wieder, wie bei Friedrich Barbarossa, der — ungleich dem Kanossabüßer Heinrich IV. — eine höchst feierliche und erhabene Miene aufzustecken verstand, als er am Kampfe gegen die lombardischen Städte endgiltig scheiterte und mit lautester Feierlichkeit das jammervolle Bild einrahmte, da ein deutscher Kaiser dem Papste die Füße küßte und nach vollbrachtem Hochamte neben dem Zelter des Kirchenfürsten einherschritt und ihm den Steigbügel hielt!

Empfand nun — so fragen wir — das deutsche Volk von damals die tiefe Schmach jenes venetianischen Vorganges nicht? Oder trat etwa Barbarossa gerade darum dem Herzen seines Volkes nahe, weil es ihm nachfühlte, was ihn die Demütigung zu Venedig innerlich gekostet haben mußte? Nicht unwahrscheinlich; denn sicher ist Wehleidigkeit ein wichtiger Bestandteil des Geheimnisses, wie Herrscher bei uns volkstümlich werden. Auch Leutseligkeit und der Eindruck der strengen Gerechtigkeit, namentlich wenn sie ihre Schärfe gegen die Hochstehenden kehrt, sind ein wichtiges Zubehör des Zaubers der Volksliebe. In beider Hinsicht und zwar nach meinem Eindrucke in bewußter Absicht auf die Wirkung hat Barbarossa wirkliche Verdienste. Hier liegt vielleicht sogar der Hauptquellpunkt der Kyffhäusersage; denn die niedrigste Schicht des Volkes, der „kleine Mann", wie wir heute sagen, ist der eigentliche und beharrlichste Träger solcher Sagen. Er hatte weder Blick noch Urteil genug, um zu ermessen, was für hohle Prunkstücke Barbarossas italienische Reichspolitik und Kreuzzüge waren, aber daß er leibliche Polizeiordnung im Innern aufrichtete,

und daß er namentlich ihm, dem kleinen Manne, Luft und Raum gegen den Übermut der Mächtigen und Reichen schaffte, das empfand er stark und dankte er ihm auf seine Weise, durch Verklärung in der Sage. Ein ungewohnter oder gar gewaltsamer Tod des Helden begünstigte offenbar solche Verklärung, und wie leicht die Phantasie des niederen Volkes in solchem Falle zur Sagenbildung schreitet, das haben wir zuletzt an dem zuversichtlich ausgesprengten und wochenlang von vielen Tausenden geglaubten Märchen erlebt, Alfred Krupp sei nicht gestorben, sondern nur zum Schein begraben, in Wahrheit aber nach Amerika entflohen, um dort unter anderem Namen weiter zu leben.

Wenn das Wort recht hätte, welches behauptet, daß Volkes Stimme Gottes Stimme sei, so müßte man allerdings so viel ohne weiteres zugeben, daß Gott durch diesen Verkünder seines Willens und seiner Weisheit nicht klarer, sondern nur dunkler und geheimnisvoller wird. Hier in der Kyffhäusersage haben wir ein Beispiel, ein durch Alter ehrwürdiges und zugleich sehr beweiskräftiges, wie wunderbar, unerforschlich und dem Scheine souveräner Willkür bedenklich nahe gerückt die Gerechtigkeit ist, mit der des „Volkes Stimme" die Gnadengeschenke der Dankbarkeit und des Ruhmes d. h. dessen, was man die Unsterblichkeit nennt, in seinen Sagen und Erinnerungen verteilt.

Aber daß wir uns nur ja recht verstehen, daß wir nicht durch ein allzuschnelles, oberflächlich abschließendes Urteil uns selbst ins Unrecht setzen! An der Kyffhäusersage und daß sie gerade an Friedrich Rotbart sich knüpfte, bleibt noch etwas zum Nachdenken und Rätsellösen, sie bleibt noch ein Problem, auch wenn man sie als eine ungerechte Bevorzugung der Hohenstaufen vor anderen tüchtigeren Kaisern erkannt hat. Es genügt nicht zu sehen, daß das deutsche Volk als Richter hier auffallend gutgläubig, sentimental und ungerecht urteilt; wichtiger ist vielmehr, darüber klar zu werden, wie es zu solcher Befangenheit kam, wie lange sie ihm anhaftete und ob es heute davon befreit ist oder etwa noch mitten darin steht.

Wenn wir es im Lichte der deutschen Geschichte und unsrer heutigen politischen Wissenschaft für ungerecht erkennen, daß der einseitigste und verhängnisvollste Vertreter des karolingischen Herrschaftsgedankens von einer Volkssage zum Hüter des deutschen Reiches erklärt wurde: welches andere Herrschaftsprinzip wäre

denn nach unserer Meinung des Nachruhmes würdiger gewesen, als jenes fehlerhafte? Und wenn wir ein solches gesünderes Prinzip wüßten, war es in jenen Zeiten schon zur Verwirklichung reif, wäre es nicht doppelte Ungerechtigkeit, die Luftarchitektur der Hohenstaufenpolitik an einem Maßstabe zu messen und zu verurteilen, den es damals noch gar nicht gab? Ja, das ist das Seltsame, daß die Geschichte uns das Urteil so leicht macht, daß sie gewissermaßen selber Zeugen und Beweismaterial zusammenträgt und zur bequemeren Anschauung in den Rahmen einer Zeit und eines Landes Prinzip und Gegenprinzip, gegen Friedrich Rotbart, den ganz schematischen Vertreter des Gedankens vom römischen Reiche deutscher Nation, Heinrich den Löwen als den Vertreter einer deutschen Realpolitik gestellt und beide sogar in einen Konflikt gebracht hat, der an geschichtlicher Größe und menschlicher Wahrheit nichts zu wünschen läßt! Es brauchen gar keine Vergleichsprinzipien aus unserer Zeit herangetragen zu werden; nichts von weltbürgerlicher und nationaler Politik, die es beide im heutigen Sinne des Wortes damals bei uns noch nicht gab; nichts von ideal-selbstloser Politik bei dem Hohenstaufen und materiell-eigennütziger Hauspolitik bei dem Welfen; denn der angebliche Idealist Friedrich Barbarossa erregte bekanntlich zum ersten Male den tiefen Verdruß und Argwohn seines früheren Waffenfreundes Heinrich dadurch, daß er sich in sehr durchsichtiger Erbschleicherei bei dem Oheim des Welfen betreffen ließ! Nein, keine dergleichen fremde Maßstäbe angewandt, beide Männer unter den Leitgedanken ihrer Zeit gestellt: daß deutsche Fürsten vor allem im Namen des Christentums Herrschaft zu erhalten, zu schützen und zu erobern hätten — dann ist der schwäbische Kaiser das Vorbild deutscher Romantik in Politik, Kulturanschauung und realer Erfolglosigkeit, der sächsische Heinrich dagegen ein geniales Vorbild deutscher Realistik, die in ihrem willensstetigen, nüchtern erwägenden Schritt für Schritttempo nicht zum Rausche für dichterische Einbildungskraft sich eignet, aber trotz des persönlichen Mißgeschickes ihres Verfechters die Spuren ihres Segens auf norddeutschem Boden unverlöschlich begründet und das beste, dauerhafteste, gesundeste Stück deutscher Kulturarbeit angebahnt hat: — die Hansa-, Deutschritter-, Hohenzollernpolitik! Dieser Gegensatz ist nicht konstruiert, sondern tief im Wesen beider Männer begründet. Vor dem angeblichen Kniefall des Kaisers Rotbart

in Chiavenna ist er nicht dahingeschmolzen, durch die Acht Heinrichs des Löwen nicht überwunden, in der unterschiedlichen Art, wie beide Fürsten der Zeitmode, dem Kreuzzugswesen huldigten, hat er sich sehr charakteristisch aufs neue bekundet, und — — — in der Kyffhäusersage hat das deutsche Volk über diesen Gegensatz sein Urteil gefällt, hat es sich trotzdem für den Schwaben gegen den Sachsen, für die romantische gegen die Realpolitik entschieden.

Ist das wirklich so? Dürfen wir so weite Schlüsse ziehen? Erklärt sich nicht alles viel einfacher aus den persönlichen Eigenschaften der Fürsten, da ja doch Barbarossa nach seiner Erscheinung und leutseligem Gebaren ganz offensichtlich der Liebling des Volkes war und bei Heinrich dem Löwen ebenso deutlich erkennbar jener harte, bis zur Blindheit steife, herrische Stolz mitwirkte, der bis in das jüngste Geschlecht der Welfen zu finden ist und ihre Volksbeliebtheit nicht gefördert hat? War nicht etwa — auch das muß man sicherlich in Rechnung bringen — zur Parteinahme der öffentlichen Meinung für den Hohenstaufen auch die Neigung der Literaten und Künstler entscheidend? Gewiß kommt alles das in Betracht, und namentlich die Parteinahme der ästhetischen Menschen hatte sicher ihr großes Gewicht damals für die Wahl der Volksmeinung zwischen Hohenstaufen und Welfen, wie etwa heute zwischen Wittelsbachern und Hohenzollern.

Aber nach alledem verengt sich nicht der Schluß, den wir aus dem für Friedrich Rotbart so rühmlichen Inhalt der Kyffhäusersage ziehen; im Gegenteil, er trägt uns zuletzt ohne Zwang so hoch und so weit, daß wir bei dieser alten und bekannten Sage schon auf den Gegensatz zweier Auffassungen des deutschen Volkes über Ziel und Weg seiner Kulturaufgabe stoßen, die bis heute noch im Kampfe mit einander liegen.

Die romantische Politik der Hohenstaufen hat ihre Verderblichkeit für unser Volk öfter als in der Person des Rotbarts und seines Geschlechtes bewiesen, aber die innerste Zuneigung bei dem idealgesinnten Teile unseres Volkes hat sie noch heute nicht verloren. Als zu Beginn der germanischen Völkerwanderung zum erstenmal die Cimbern und Teutonen um ihrer Biederkeit und Ehrbarkeit willen den Vorteil ihrer überlegenen Kraft preisgaben und dann durch Jahrhunderte hindurch die Wogen des herrlichsten

germanischen Blutes vergeudet wurden, um den morschen Bau des römischen Reiches zusammenzukitten, als die besten deutschen Völker im Kampfe mit römischer Untreue und Niedertracht stolz und freudig zugrunde gingen, gleichsam als wären sie nur darauf bedacht, mit ihrem Untergange der schnöden Welt ein Beispiel zu hinterlassen, was Manneswort, was Tapferkeit, was Großmut und wahrer Mannesadel seien — da handelte es sich um das Vorspiel der Hohenstaufenpolitik. Und als das deutsche Volk nach dem Beginn der Reformation ohne Rücksicht auf seine nationale Selbsterhaltung gar nicht zögerte, mit vollster Inbrunst den Austrag der christlichen Heilsfragen zu betreiben, als es sein Land zum Kampfplatz der Völker Europas werden ließ, da war wiederum der romantische Geist hohenstaufischer Kulturpolitik in ihm wach geworden. Und wenn heute unsre Liberalen jede schärfere Betonung nationalen Bewußtseins als „Chauvinismus" verdächtig machen, wenn es so leicht ist, den Deutschen für irgend eine Förderung der allgemeinen Menschheitskultur (sei es für die Friedensliga, für Pflanzennahrung, für die Buren oder gegen den Alkohol) mobil zu machen und so furchtbar schwer, denselben Deutschen bei Wahlen oder anderen politischen Geschäften für seine politische Verantwortlichkeit zu erwärmen, so ist das der unausrottbare Rest des Hohenstaufen-Deutschtums, *der es vielleicht schließlich doch noch verhindern wird, daß Deutschland reiten lernt, obgleich es nun im Sattel sitzt.* Die Politik als tägliche Wahrnehmung unseres deutschen Vorteils im Innern und nach außen erscheint den meisten gebildeten Deutschen noch heute als minderwertig, banausisch, unerquicklich und uninteressant, und dementsprechend ist ihr politisches Urteil wie ihre Willenskraft und Leistungsfähigkeit in öffentlichen Fragen noch immer in den Kinderschuhen. Leicht dagegen lassen sie sich — bei meist ebensowenig wirklichem Verständnis dafür — von Künstlern und Literaten ein Interesse für Kunst und Literatur als höchste Kulturfragen aufreden, und immer noch wird man die meisten Deutschen für die Anschauung gewinnen, daß nationales Denken, Wollen und Handeln immerhin ein Egoismus und eine Engigkeit, der Dienst an der allgemeinen Menschheitskultur dagegen Idealismus sei. Gewiß, und dann kommt noch Richard Wagner und antwortet auf die Frage: was ist deutsch? Eine Sache um ihrer selbst willen tun, ist deutsch — womit denn nationale Politik

selbstverständlich Eigennutz und also undeutsch wäre. Und unsre Literaten und unsre liberalen Journalisten kommen und sagen, das Gute in jedem fremden Volke würdigen zu können, sei immer einer der edelsten Vorzüge deutscher Kultur und ihr unentbehrlicher Mittlerberuf in der Welt gewesen! Als Bismarck dem deutschen Volke seinen praktischen Kursus von deutscher Realpolitik gab, da war bei unseren Ästhetischen eine gewisse Unruhe stets bemerkbar, daß der Kurs der „idealen" Werte fallen könne. Kaum aber war er gestorben, so wurde es fast lustig, zu beobachten, mit welcher Beflissenheit selbst Leute mit dem besten nationalen Willen Bismarck in der neuen deutschen Formel unterbrachten: nicht Bismarck oder Goethe, sondern Bismarck und Goethe! Und diesem Ausgleich könnte man ja gewiß mit Freuden zustimmen — wenn nur nicht die Ästhetiker unter den deutschen Gebildeten trotzdem noch immer unter dem Verdachte blieben, daß, wenn sie einmal sollten wählen müssen, sie vielleicht doch eher Bismarck als Goethe aus dem Kulturleben des Deutschtums fahren ließen. Ebenso sicher, wie sie England gering achten zu können glauben, weil es in der Wahl zwischen Shakespeare und Indien sich angeblich nun für Indien entschieden hat und an dieser seiner Geldsack-Zivilisation nun angeblich zugrunde geht.

Alles dies sind Stichproben, nur ganz oberflächlich andeutende Stichproben von der Art und Weise, wie mancher Deutsche über seine Pflicht zu Vaterland und Volkstum einerseits und zur allgemeinen Weltkultur andrerseits denkt. Sie reichen, wie man fühlen wird, unmittelbar in die modernste Tageserörterung hinein und ließen sich vielfach vermehren. Ob diese Gedankengänge nun aber wirklich auch zum Thema der Hohenstaufenpolitik gehören, ob sie beweisen können, daß auch heute noch eine moderne Kyffhäusersage das Ideal deutscher Herrlichkeit ähnlich falsch und jedenfalls ähnlich verhängnisvoll wie die alte verkörpern und verklären würde — das möge jeder an sich und den Volksgenossen nachprüfen. Für mich und meine persönliche Auffassung zu dieser Frage möchte ich zum Schluß nur das eine sagen: So viel noch Gefahr ist, daß eine neue Kyffhäusersage sich für das romantische, ins Weite und Ungewisse wirkende Deutschtum gegen das realistisch beschränkte, aber auch stärkere Deutschtum entschiede, so viel Wahrscheinlichkeit haben Engländer und Amerikaner, in dem unausbleiblichen Kampfe um die besten Futterplätze und damit

um die Herrschaft der Erde und damit in der Selbstbehauptung ihres Volkstums stärker zu sein als wir!

Nationale Katastrophen.*)

Auch an diesen besonderen Ort, auf dem wir stehen, an diese Wilhelmshöhe knüpfen wir unsere Gedanken an und wir erinnern uns, daß sie ursprünglich, zur Zeit französischer Fremdherrschaft auf deutschem Boden Napoleonshöhe hieß. Und wie ein tiefes Behagen geht uns nun, wenn wir daran denken, durch die Brust die seltsam ironische Laune der Weltgeschichte, daß sie das schon umgetaufte Schloß wieder zur Residenz eines Napoleon machte, aber zu einer ungewollten Residenz für den letzten gekrönten Träger dieses großen Namens, für einen Abenteurer auf dem Thron, der va banque gespielt und sein Spiel verloren hatte!

Wahrlich, das sind genug bedeutsame Erinnerungen. Wäre die Zeit und unsere jetzige Durchschnittsstimmung danach, wir könnten wohl erbauliche Gedanken voll Stolz und Genugtuung daran knüpfen. Aber wenn ich die Zeit und unser allgemeines Empfinden recht verstehe, so ist es ratsamer, nicht mehr nur zu triumphieren, sondern an dieser Erinnerung besserer Tage lieber Einkehr zu halten und darüber nachzusinnen, wie es kommt, daß Völker von mühsam errungener Höhe wieder hinabgleiten und was sie tun können, um wieder aufwärts zu gelangen.

Napoleon III., gefangen auf Wilhelmshöhe — das war der Schlußakt der Tragödie für ihn und sein Geschlecht, aber zugleich die Katastrophe einer seelischen Entartung des ganzen französischen Volkes, der Tiefpunkt jenes jähen Abfalls aus überstiegenem Selbstbewußtsein. Klar überschauen wir diese Tragödie, die in dieser besonderen Mischung von Größe und Kühnheit mit windiger Pose nur von der französischen Volksseele erlebt und erlitten werden konnte. Völlig enthüllt auch liegt nun vor unseren Augen die Idee dieser Tragödie. Sie ist die Tragödie eines Volkes, das ehrliebend, tapfer, von leicht bewegter Phantasie, durch genügenden Zusatz germanischen Blutes zu höchster Kulturentwicklung fähig wurde, bis es den Tigergelüsten der Bartholomäusnacht und der großen Revolution verfiel. Damals hat die keltische Rache

*) Hermannsrede am 29. Mai 1904 auf Wilhelmshöhe b. Cassel.

dem Volkskörper soviel des soliderem germanischen Blutes abgezapft, daß das nunmehr wieder reiner gallisch gewordene französische Volk der langen und planmäßigen Erziehung zu Eitelkeit und Ruhmsucht, welche die Napoleons an ihm vollzogen, völlig erlag und in seiner aufgeblähten Einbildungskraft den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verlor.

Die Grundidee der Ruhmsucht und Pose durchdringt die ganze Tragödie von 70—71 und alle ihre Darsteller vom höchsten bis zum geringsten. Überall finden wir den hohlen Ton der Schauspielerei, wo wir auch anklopfen mögen.

Vor allem der Held der Tragödie, Louis Napoleon! „N'ayant pas pu mourir" — so beginnt er seinen Kapitulationsbrief an unseren alten Kaiser Wilhelm; man muß ihn französisch lesen, wenn man diese Schauspielerpose im tiefsten Falle recht würdigen will — „n'ayant pas pu mourier au milieu de mes troupes, il ne me reste qu'a remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté." Ob er nicht hätte sterben können, wenn er gewollt hätte? Aber ohne Zweifel ist die Wendung effektvoll — das werden damals selbst die Franzosen mit zähneknirschender Bewunderung ihm zugestanden haben.

Und wie der Kaiser, so die Offiziere seines Heeres! Der Schlachtenmaler Bleibtreu erzählt davon in dem bekannten Briefe, der den Zustand in Sedan gleich nach der Übergabe schildert: „Dort Offiziere, die Zigarre im Munde, die Mütze schief aufs Ohr gedrückt, die Hände in den Hosentaschen, ganz wie auf den Boulevards von Paris, welche sich lachend und zotend von einem Torweg aus das bunte tolle Treiben ansehen. Andere, an die Wand eines Hauses gelehnt, jammern mit theatralischem Pathos: ma pauvre patrie! ma pauvre France! und freuen sich, daß sie dadurch Aufmerksamkeit erregen. Selbst die Besoffenen spielen ähnliche Komödie von rührend komischer Wirkung." Und dann an den Stellen, wo Bleibtreu die Ablieferung der Waffen schildert: „Nur die Offiziere tragen noch ihren Degen. Auf der Brücke ziehen einige dieser Herren plötzlich blank, zerbrechen, die Augen gen Himmel rollend, genau wie im letzten Akte einer tragischen Oper, ihre Waffen und schleudern sie über das Brückengeländer ins Wasser. Und Bravo! Bravo! schallt es von den Wällen am Tor — hier spielen auch die Zuschauer Komödie! Doch auch Zuschauer anderer Art sahen sich den Aus- und Aufzug an:

unsere prächtigen Kerle, auf ihre Gewehre gelehnt, die Pfeife im Munde, in der Nähe des Tors nach Donchery. Nie habe ich den Gegensatz zwischen Franzosen und Deutschen schroffer hervortreten sehen, als in diesen Momenten."

War's nicht schließlich von diesem falschen Pathos auch ein Ton, wenn Gambetta später das Wort vom „Krieg bis aufs Messer" prägte und Favre während der Friedensverhandlungen durch seine langatmige Deklamation unserm Bismarck die trockene Bemerkung abnötigte: „Er fing an, mich als Volksversammlung zu behandeln"?

Am Narrenseile der Ruhmsucht in schwindelhafte Ansprüche gelockt und darum zu Falle gekommen, das ist die Denkschrift, die hier in unsichtbaren Lettern am Schlosse von Wilhelmshöhe zu lesen steht über Napoleons Schicksal und jene Epoche des ganzen französischen Volkes, welche durch die Worte gloire und prestige gekennzeichnet wird. Beide Worte haben sich die Franzosen nun schon durch 30 Jahre abgewöhnen müssen, denn ihr Weg ging lange durch bescheidene Niederung. Ob sie danach nun andere Sprungfedern der Kraft gewonnen haben werden, wenn sie jetzt wieder aufwärts kommen, oder ob mit neuen Erfolgen auch der alte Wahn sie wieder erfaßt— wer mag das heute entscheiden?

Aber wir stehen hier ja auch nicht und lesen in den Erinnerungen von Wilhelmshöhe nicht um der Franzosen, sondern um unsertwillen. Und in demselben Buche der Erinnerungen, das von Frankreichs Unglück berichtet, stehen auch die ersten Signalzeichen schon zu unserer eigenen Warnung. Es gilt nur, die Augen gewaltsam loszureißen von all den Heldengestalten, die damals in ihrer schlichten Wahrhaftigkeit und Tüchtigkeit und Größe als Gegenstücke des falschen französischen Pathos unser deutsches Entzücken waren und noch heute sind. Wir brauchen nur in der großen Symphonie der deutschen Volksseele von 1870 und 71 auf den einen Mißton zu lauschen, der damals verloren nebenher klang und heute — o seltsame, unbegreifliche Wendung! — eine führende Stimme geworden ist, dann haben wir den Leitfaden, der unsere Gedanken vom Unglück des französischen Volkes zu drohenden Vorzeichen im eigenen Volke wendet.

Als der Norddeutsche Reichstag die beantragte Kriegsanleihe von 120 Millionen Talern bewilligte, enthielten sich nur die

Sozialdemokraten der Abstimmung. Und als der siegreiche Krieg beendet war und die Truppen unter Führung des alten Kaisers durch das Brandenburger Tor Einzug gehalten hatten, da rief Bebel im Reichstage: „Ich protestiere gegen die Annexion von Elsaß-Lothringen, weil ich sie für ein Verbrechen gegen das Völkerrecht, für einen Schandfleck in der deutschen Geschichte halte!" Der „Volksstaat" Liebknechts aber bezeichnete die siegreichen Feldherren als „Gurgelabschneider" und „Landsknechte", die siegreichen Soldaten als „zweibeinige Tiere in Uniform".

Damals im sicheren Vertrauen auf die Unschädlichkeit solcher Ansichten gingen die Nationalgesinnten kopfschüttelnd und lachend darüber hinweg. Heute wissen wir, daß Liebknechts Leichengefolge die längsten Straßen Berlins füllte und daß Bebel eine Macht ist; denn hinter ihm zogen nach der letzten Wahl 80 sozialdemokratische Abgeordnete in die Hallen des Reichstages. Damals war ja auch das Ultraschwarz im Gewebe unserer öffentlichen Meinung ein seltener, kaum beachteter Farbenton. Selbst in Bayern hatten die Zentrumsleute ins Ungewohnteste sich fügen und mit ihrer römischen Prozession vor der stärkeren Prozession des deutschen Nationalgefühls beiseite treten müssen. Heute sind sie, seit Jahrzehnten unerschüttert, die stärkste Partei im Reichstage, und was sie ausspielen, ist unter allen Umständen Trumpf.

Nun wird gewiß kein Einziger aufstehen und bestreiten, daß dieser Zustand nicht eine ungeheuere Änderung des allgemeinen deutschen Urteils und Empfindens bedeute. Aber gleich Millionen werden aufstehen und sagen: Eine Änderung ja, aber keine Verschlechterung, sondern eine Veredlung! Die Zeit bleibt nicht stehen, und das deutsche Volk mußte nach seiner Einigung zu neuen Aufgaben fortschreiten. An welche Aufgabe hätte es besser seine Hand legen können, als an die innere Vervollkommnung seines Zustandes, d. h. vor allem an die Befreiung seiner untersten Klasse von der Lohnsklaverei! Und andere Millionen werden aufstehen und sagen: Welch ein Segen der Vorsehung, daß sie sofort gegen diese furchtbare Truppe der sozialen Revolution und der entchristlichten Weltanschauung eine so starke Leibgarde des Christentums unter die Waffen rief, daß sie den unersättlich Begehrlichen gleich die sicheren Bändiger an die Seite stellte! Kaum aber haben diese Millionen ihr Dankgebet für das Gottesgeschenk eines starken Zentrums gesprochen, so werden andere Millionen

des deutschen Volkes in die Höhe fahren: das Christentum und diese Leibgarde des römischen Papstes? Leset in den Büchern unserer deutschen Geschichte, leset in der Geschichte aller anderen weißen Völker, und dann wagt es noch, die Worte christlich und ultramontan in einem Atem zu sprechen!

Nun, ich verzichte darauf, den disharmonischen Chor unserer jetzigen öffentlichen Meinung in jede einzelne Stimme zu verfolgen. Mir genügt es, hier das Nachdenken darauf hinzuleiten, in was für eine seltsame und leidenschaftliche Disharmonie sich in der kurzen Zeit von 34 Jahren die einige Melodie des Schlachtbarbits von damals aufgelöst hat, des Trutz- und Siegesliedes: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall —".

Diese Tatsache ist augenfällig und unbestreitbar. Aber sollen wir aus der Disharmonie schon auf Niedergang schließen? Ist nicht solche Disharmonie die selbstverständliche, in jedem Volke naturnotwendige Folge der inneren Kulturentwicklung, die doch ohne den Kampf der verschiedenen Weltanschauungen und Ideale nicht zu denken ist? Löst sich nicht von selbst in Zeiten der äußeren Gefahr aus dieser Disharmonie die Dominante des nationalen Gedankens und macht die Völker wieder einig und stark, die vorher ganz zerrissen und zersplittert schienen?

Das ist für alle Völker rings um uns her die sichere, tröstliche Gewißheit, für uns Deutsche allein noch immer die bitter inhaltsschwere Frage! Unsere Feinde rechnen mit dieser Frage als ihrer freudigen Hoffnung; allen rechten, vaterlandsliebenden Deutschen liegt sie als schwere Sorge auf dem Herzen. Wir dürfen nicht verzweifeln, sondern müssen auch fernerhin mit allen Kräften unser Volk aus seiner besonderen Schwäche herausarbeiten. Aber es erhöht nicht die Zuversicht baldigen Gelingens, wenn wir, im Buche unserer Geschichte blätternd, das Krankheitsbild von heute als drohend ähnlich dem Zustande vor so manchem Niedergange und manchem tiefen Falle erkennen.

Schon über dem Eingangstor unserer Geschichte — nach der querköpfigen Eifersucht Marbods gegen Hermann, nach dem schmählichen Verrate des Segestes, nach dem jammervollen Meuchelmorde des Cheruskerbefreiers durch seine eigenen Verwandten, nachdem die übrigen Deutschen es ruhig angesehen, wie 60000 Brukterer von ihren Nachbarstämmen ausgerottet waren — steht der Stoßseufzer des römischen Geschichtsschreibers Tacitus: „O möchte

doch diese Zwietracht unter den Deutschen immer dauern, damit die Gefahr, die sie dem römischen Reiche drohen, fern bleibe!"

Die Wahrheit dieses Seherwortes bewährte sich noch, als längst das römische Reich zerfallen war, aber sein Imperium, seine Herrschgewalt und all die Quintessenz seiner Ansprüche wie seiner besonderen äußerlichen Kultur im römischen Papste einen neuen Träger gefunden hatte. An diesem Felsen Petri zerschellte das Schiff des stolzen deutschen Kaisertums. Nicht weil der Papst so stark war, sondern weil der starke, selbstbewußte Deutsche, nachdem er erst einmal vor dem Christentum sein Knie gebeugt, sich den Verzicht nicht abgewinnen konnte, daß er seinem neuen Ideale weniger als das Erbe des ganzen römischen Reiches, weniger als die ganze Welt zu Füßen legen sollte. Er war zu stark, um weniger zu erstreben, zu völlig von dem großen Ziele seines Daseins eingenommen, um sein Dasein selber hochzuschätzen. Und als er dann am idealen Überschwang so halb gescheitert war, tat sein anderes Erbübel, die Uneinigkeit der Stämme und Fürsten das übrige, um das deutsche Kaisertum zum Spottbild zu machen.

Und als sich nun aus dem Zusammenbruch des deutschen Lehnwesens und aus der wachsenden Begehrlichkeit des Fürstentums deutsches Freiheitsgefühl und deutsche Unternehmungslust in die Wälle der Städte zurückzog, und als der Genossenschaftsbund dieser Städte, die Hansa, den verderblichen Süden ganz seinem päpstlichen Schicksal überließ und dafür mit wunderbarer Kraft dem deutschen Namen im Norden und Osten Macht, Wohlstand und Kolonien schaffte; als Deutschland nahe daran war, so etwas wie „Weltpolitik" nach der Art des heutigen Begriffes und mit annähernd modernen Mitteln zu beginnen, da fiel es wie Vernichtung auf diesen aussichtsvollen Sproß unseres Wachstums. Die schon geschwächten Fürsten gewannen an der Kulturarbeit der Reformation eine neue Überlegenheit, die den Entwicklungsgang des Deutschen Reiches endgiltig in ihre Wege zwang. Es war nahe an einer ganz anderen Entscheidung vorbeigegangen. Kaiser Karl IV. hatte schon seine Augen hoffend auf die Hansa gerichtet. Er wollte sich zu ihrem Oberhaupt wählen lassen, ihre Sache zur Sache von Kaiser und Reich machen und mit ihrer Hilfe der Fürstengewalt Herr werden. Diese Ideen und Hoffnungen waren es, die dem damaligen feierlichen Empfang des

Kaisers in dem Vororte der Hansa, im alten Lübeck, eine sozusagen nationale Weihe gegeben. Man vermauerte das Tor, durch das der Kaiser eingezogen, damit niemand nach ihm dieselbe Ehre genösse.

Wie viel glatter empor wäre der Weg des deutschen Volkes gegangen, wie viel innere Lähmung, wie viel äußere Schmach wäre uns erspart geblieben, wenn die Vorsehung diesen Weg erlaubt hätte. Aber es kam die Reformation und faßte den Deutschen bei seiner größten Stärke, bei seiner größten Schwäche: daß er nämlich sein weltlich Gut und seinen irdischen Weg nicht mehr eines ernstlichen Interesses wert hält, wenn er den Ruf Gottes in seinem Gewissen zu hören glaubt. Für den Austrag der großen Kultur- und Gewissensfragen, für die großen Geisterschlachten sich selbst und im Notfall auch seine politische Existenz zu opfern, wird dem deutschen Volke so leicht wie keinem andern. So kam die Reformation, so fiel die Hansa wieder zusammen; so schwemmte die realpolitische Entschlossenheit des Reformators, an die wir doch heute noch nicht ohne Gewissensbisse denken können, den letzten Freiheitstraum von hunderttausend deutschen Bauern mit Strömen Blutes hinweg; so zerschnitt das trotzdem nur halbgelungene Reformwerk unser Volk bis zum heutigen Tage in zwei unvereinbare Teile; so wurde unser Vaterland dreißig Jahre lang das Schlachtfeld Europas — und so steht politisch, d. h. nach dem für innere oder auswärtige Aufgaben sofort verfügbaren Kraftmaß berechnet, am Ende der Reformation weiter kein Erfolg als dieser, daß das Reich ohnmächtig am Boden lag, die stärker gewordenen Fürsten das frühere Stammesbewußtsein zum Staatspartikularismus entstellten und nun auf ganz anderen Wegen die Idee eines neuen, gesunderen Kaisertums im Jahrhunderte langen Ringen der nur locker geeinten Bundesstaaten sich endlich zur Erfüllung durchkämpfen mußte.

Kulturpolitisch d. h. nach dem betrachtet, was dem einzelnen Deutschen persönlich und dem ganzen Volke an innerer Kraft und Leistungsfähigkeit zuwuchs, war die Rechnung der Reformation freilich viel günstiger. Hier fallen ins Gewicht die endgiltig errungene Freiheit des Gewissens und Forschens und als Folge davon eine Blütezeit erst der Kunst, dann der Wissenschaft bis auf den heutigen Tag. Solche Preise aber mußte der Deutsche allzeit zu schätzen und zwar nach der Inbrunst des Wortes: „Was

hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!"

Und so endet denn dieser kurze Streifzug durch die deutsche Geschichte im Angesicht der Warnungen von Wilhelmshöhe — wo hinaus? Etwa darauf hinaus, daß wir die Reformation und ihre Früchte gar beargwöhnen und eine Schwäche an dieser Offenbarung deutschen Geistes erkennen sollen, die den meisten von uns doch der höchste Kulturgewinn deutscher Entwicklung zu sein scheint?

Nicht so ist es gemeint. Schon aus dem äußeren Grunde nicht, weil wir den Weg, den die Geschichte mit uns gegangen ist, als den Weg der Offenbarung Gottes an der deutschen Volksseele mit Ehrfurcht erkennen.

Aber allerdings führen uns die Warnungen von Wilhelmshöhe, wenn wir sie recht ernst und nachdenklich nehmen, mitten hinein in einen Konflikt gerade mit den Anschauungen, die uns die liebsten und selbstverständlichsten sind. Wir wollen uns doch nicht etwa einbilden, daß wir die Warnung von Wilhelmshöhe im rechten Sinne für uns verstanden hätten, wenn wir mit dem Entschlusse von hier fortgingen, daß wir, jeder nach seiner Möglichkeit, unser Volk vor Ruhmsucht und nationaler Überspannung seiner Kräfte bewahren wollten, damit es nicht die Katastrophe Napoleons und des französischen Volkes von damals zu wiederholen brauche. Es hat ja früher und besonders in der jüdischen Presse nicht an tiefgründigen Volkspädagogen gefehlt, welche die ersten Regungen deutschen Nationalbewußtseins mit dem Namen Chauvinismus nannten und dann die weitere Entwicklung dieses Lasters nach französischem Vorbilde für kindliche Seelen an die Wand malten. Aber so unerfahren im deutschen Charakter sind doch wohl nur Wenige, daß sie es am Deutschen für möglich halten sollten, er könne jemals sich eine Volkskatastrophe durch Ausartung in Ruhmsucht und Herrschgelüste bereiten. Die äußere Eigenschaft seiner nationalen Gleichgiltigkeit und die innere Eigenschaft seines Sachlichkeits- und Gerechtigkeitsdranges fallen beide mit ihrem Schwerpunkt nach einer ganz anderen Richtung. Und so ist die Gefahr einer deutschen Katastrophe durch deutsche Ruhmsucht völlig ausgeschlossen.

Nein, so leicht und schablonenhaft zwingen wir den Warnungen der Geschichte ihre wahren Lehren nicht ab. Wollen wir

sie recht erfassen, so müssen wir die Gefahren für unsere Volksseele in der Richtung unserer natürlichen Neigungen und unserer natürlichen Kräfte und nicht umgekehrt auf der Seite suchen, wohin unsere Natur uns nicht lockt. Bei den Franzosen war Uneinigkeit nie eine Gefahr und allzugroße Selbstlosigkeit für Menschheitsideale trotz der „marche à la tête de la civilisation" niemals eine Lockung. Ihre Katastrophen erlebten sie also auch niemals in der Richtung, die von diesen Eigenschaften in den Kampf der Menschen und Dinge führt. Unsere Kraft aber, wie unsere Schwäche liegen, so lange wir von unsrem Volke wissen, in dem unbändigen Persönlichkeitsdrang, der sich auf allen Gebieten in Abschichtung und Uneinigkeit äußert, und — damit zusammenhängend — in dem Drang, unbekümmert um das eigene Wohlergehen und um die Interessen des eigenen Volkes an der Menschheitskultur zu bauen. — Kommen wir als Volk ins Unglück, so ist alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß es aus dem Übermaß dieser Kräfte geschieht.

Und wenn es nun die Absicht meines kurzen geschichtlichen Streifzuges war, Ihnen zu zeigen, daß wirklich die entscheidenden Hemmungen zu unserer nationalen Kraftentwicklung in unserer Uneinigkeit und allzu sorglosem Kulturidealismus liegen, so kann ich mich selbstverständlich nicht davor scheuen, die Linie dieser Erfahrung auch in unsere Zukunft hinauszuziehen, unbekümmert darum, ob sie den Schnitt macht mitten durch Ihre deutschesten Gewohnheiten und selbstverständlichsten Vorstellungen. Nicht was Ihnen von Natur schwer wird, kann Sie und das Volk zu Fehlern und Entartung verführen, sondern im Gegenteil nur das, was Ihnen leicht wird und Herzenssache ist. Und so mute ich Ihnen allerdings zu, nicht daß Sie die Reformation irgendwie verleugnen oder aufhören, für die Kultur der Reformation gegen jede Gefahr zu kämpfen, sondern nur, daß Sie sich bewußt bleiben, wie in der allzu blinden Hingabe an die Ideale der Reformation eine Gefahr für den nationalen Zusammenhang unseres Volkes und für eine politische Kraftentwicklung im Wettkampfe mit den andern Völkern liegt. Die gleiche Mahnung, im Drang des Herzens den Blick von Zeit zu Zeit auch auf die Rückseite der Dinge zu richten, ist für uns Deutsche am Platze in unserem Verhältnis zum sozialen Gedanken. Mit Recht schaut die Menschheit sehnsüchtig aus nach den Kulturwohltaten,

die der Kampf um die sozialen Ideale der Menschheit bringen kann und wird, aber just den Deutschen und ihnen allein ist es eigen, daß sie diese Liebe zum sozialen Gedanken mit einer nationalen Sorglosigkeit betreiben, die an nationalen Verrat streift. Läge es an diesen Anhängern und Freunden der Sozialdemokratie, so würden sie Deutschland zum Versuchs- und Schlachtfeld des sozialen Gedankens machen, gerade so wie ehemals die deutschen Anhänger der Reformation ihre Ideale für die Menschheit unter Zertrümmerung des eigenen Vaterlandes retteten.

Dieses Zuviel an Persönlichkeitsbehauptung und an sorglosem Kulturdrang immer klarer zu erkennen und immer entschlossener abzuwehren, das trifft in den Mittelpunkt der Sorge, mit der wir unsere innere Reichsentwicklung jetzt betrachten. Das wäre also auch in diesen jetzigen Zeiten die einzig rechte Warnung und Lehre, die Wilhelmshöhe als Denkmal der Katastrophe eines Nachbarvolkes uns zu geben hat.

„Deutsche Zeitung“.

Für die Liebe, Sorge und Pflege an unserm Gemeinwohl, am Vaterlande muß Jeder außer seinem Berufe Zeit finden. Wenige Ausnahmen abgerechnet, hat der Beruf des Einzelnen direkt nichts damit zu tun. Auch der journalistische Beruf gehört nach der Auffassung, mit welcher ihn sehr viele der heutigen Redakteure ausüben, keineswegs zu den selbstverständlichen Ausnahmen. Wenn ich trotzdem im Zusammenhange dieses Buches auch von meinem journalistischen Berufe und meinen Zeitungen spreche, noch dazu mit dem Wunsche, daß man auch dies als einen Versuch zur praktischen Förderung am nationalen Ausbau unseres Reiches gelten lasse, so muß ich das aus der besonderen Art meiner Berufstätigkeit rechtfertigen können. Ich will aber natürlich zu dem Zweck nicht etwa ein „Plaidoyer“ schreiben, sondern nur den Leser bitten, nach diesem Gesichtspunkte die folgende Skizze meiner beruflichen Entwicklung zu prüfen.

Den Weckruf an meine innerste Seele habe ich nach der Kriegserklärung im Jahre 1870 als 18jähriger Jüngling erfahren. Nicht gleich beim ersten Hören oder Lesen, sondern bald danach auf einem Ferien-Spaziergang in Goslar. Ich könnte genau die Stelle bezeichnen, wo das Wunderbare geschah. Nachdenklich wanderte ich in jenem merkwürdigen Zustande gehaltener Spannung, die wohl uns Allen damals gemeinsam war. Ein tiefes Empfinden von der übermütigen, verächtlichen Drohung des Franzosenkaisers klang in meiner Brust bedrückend und dämpfend zusammen mit dem Bewußtsein unserer deutschen Bescheidenheit. Die kleinbürgerlichen Verhältnisse meines Vaterhauses, das tiefe Unbehagen über den Jammer deutscher Geschichte vor und nach 1813 — das war zusammen ein peinigender Eindruck von etwas Kärglichem, gar

nicht Stolzem. Nun war ja allerdings 64 gewesen und dann 66 unser Hannoverland einverleibt — und dieses Preußen? Und dieser merkwürdige Bismarck? Ich dachte und fühlte das Alles wie durch Schleier, und zu dem wiederkehrenden Gefühl von unserer allgemeinen deutschen Kleinbürgerlichkeit kam nun die bange Frage, ob wir nicht gar noch wegen dieses Preußens und Bismarcks Schimpf und neuen Jammer leiden sollten? Oder — —?! Da war's mit einem Male, diese merkwürdige, stolze Gewißheit, die mir als Glückseligkeit ohne Gleichen aus dem Innersten heraufquoll und mich emporhob, daß es mir war, als wäre ich der Erde entrückt und wandelte in einem aus mir selber strahlenden Lichte.

„Jetzt kommt die Wendung, jetzt beginnt das deutsche Volk!"

Niemals vorher und niemals nachher habe ich so stark und wunderbar das Glück einer die ganze Seele erfüllenden Gewißheit empfunden. An Augenblicken innerer Berufung und Gewißheit, an festlichen Augenblicken verschwiegener Weihe und Erbauung hat es mir auch später nicht gefehlt; im Gegenteil, mein Leben ist sehr reich daran. Aber die schönsten und deutlichsten Innentöne waren ein Nachklang und eine Bestätigung jenes merkwürdigen inneren Rufes. Ihn übersinnlich zu erklären, bin ich nicht mystisch genug veranlagt, aber daß er der Grundton meiner ganzen Lebensarbeit geworden, scheint mir nach der Stärke dieses Eindrucks noch heute ganz natürlich.

Zunächst freilich wurde für Dämpfung des Tones gesorgt. Natürlich wollte ich mit in den Krieg. Die Gelegenheit dazu gab das abgekürzte Maturum — vorausgesetzt, daß die schriftliche Zustimmung meiner damals schon verwitweten Mutter nicht fehlte. Aber eben diese fehlte — fehlte endgiltig. Zwei Stabsärzte, nach meiner damaligen Überzeugung beide töricht, erklärten mich für körperlich noch viel zu schwach und außerdem für entbehrlich!! Mein Gymnasialdirektor ertappte mich zehn Minuten vor Beginn der Prüfung, zu der ich mich trotz alledem gemeldet hatte, um dann mein Glück auf eigene Art zu versuchen, bei der Vorspiegelung, daß ich die schriftliche Erlaubnis meiner Mutter zwar erhalten, aber zu Hause vergessen hätte. Kurz, ich saß (wie eine Granate in dem unterirdischen Probeschießplatz der Firma Krupp, wo die Anfangsgeschwindigkeit selbst der größten Geschütze

auf kleinstem Raume festgestellt wird) sehr bald in einem Haufen von Sand und Scherben fest — trotz meiner erheblichen Anfangsgeschwindigkeit.

Dann Studium und zum zweiten Male ein deutlicher Innenruf aus der nationalen Tonart, als ich in Göttingen meine Burschenschaft kennen lernte. Möchte die Burschenschaft immer fähig bleiben, die Suchenden meiner Art so deutlich zu rufen, wie die meine es damals tat! Im Laufe der Göttinger Jahre war dann gar bald das neue deutsche Reich schon so hinlänglich angenehme Gewohnheit geworden, daß ich mir damals nicht hätte träumen lassen, es könne daraus noch einmal ein besonderes Anliegen für einen deutschbegeisterten Menschen geben. Und überdies war ja mein Weg vorgezeichnet — Gymnasiallehrer! Ich bin den Weg zwei Jahre lang gegangen, mit lebhaftester Freude und Befriedigung am täglichen Erziehen und Bilden junger Menschenkinder, aber ohne Passion für Lehrfächer und Technik und von vornherein mit entschiedener Abneigung, in diesem Berufe so etwas wie „Beamter" werden zu sollen. Der Abschied zur Journalistik war also nur für meine Verwandten eine Sorge und natürlich, wie die Begriffe bei uns damals waren und heute zum Teil noch sind, eine Verwunderung über den „Abstieg", für mich selber dagegen eine Erlösung vom Übel und außerdem eine verheißungsvolle Möglichkeit. Ich fühlte von Anfang an, daß ich hier nicht meinen Beruf „verfehlt", sondern „gefunden" hatte, und mit leidenschaftlicher Genugtuung spürte ich schon während der 5 Jahre meines Dienstes am Braunschweiger Tageblatt, wie dieser journalistische Beruf mich frei und unabhängig ließ, wie er das gesellschaftliche, wirtschaftliche, politische Leben des deutschen Volkes mir gewissermaßen als tägliches Panorama zur Beobachtung bot und meiner mit jedem Jahre stärker werdenden Kraft ein Instrument in die Hand gab, mit dem ich in's Ganze und für das Ganze wirken konnte. Ich erkannte immer deutlicher die Größenmaße meines Berufes und empfand in einem Rausche von Arbeitslust das Hochgefühl eines ununterbrochenen inneren Aufstieges.

Dann trat ich Anfang Januar 1882 in die Redaktion der Täglichen Rundschau. Sie war ein Vierteljahr vorher, mit dem in Wiesbaden lebenden Friedrich Bodenstedt als Herausgeber und Aushängeschild, von Bernhard Brigl auf rosarotem Papier

mit dem Untertitel „Zeitung für Nichtpolitiker" begründet worden. Das war, wie der starke Anfangserfolg bewies, ein zugkräftiges Schlagwort, denn die Gebildeten begrüßten sie wie eine Befreiung aus der rat- und ziellosen Kleinlichkeit und Verbohrtheit des damaligen Parteizwistes. Auch für mich räumte diese neue Arbeitsstelle fort, was ich in Braunschweig immer deutlicher als Hemmnis empfunden hatte: die dumpfe Engigkeit eines kleinen Bundesstaates und den albernen Kraftverbrauch um die kapitale Frage, ob etwas mehr links- oder etwas mehr rechts-nationalliberal das richtige Fahrwasser sei. Dazu Berlin — nicht als Einflußbezirk, um an dem verspimpelten Fortschrittsphilister herum zu kurieren, sondern nur als Sprungbrett, um von diesem Zentrum des deutschen Verkehrs und politischen Einflusses desto leichter nach allen Seiten ins Reich hinein zu wirken. Berliner zu werden, bin ich nie in Versuchung gekommen. Mein Heimatgefühl (im körperlichen Sinne des Wortes) war und blieb in Niedersachsen verankert, und meine geistige Heimat hat niemals engere Horizonte gehabt, als das gesamte deutsche Volkstum.

Ich begann meine Arbeit an einem bescheidenen Rade, hielt aber meine Augen stets auf die ganze Maschine gerichtet. Was ich voraussah, trat bald genug ein: Die Leser blieben ihrer bloß negativen Befreiung vom Übel des unfruchtbaren und unvornehmen Parteihaders nicht lange froh, sie verlangten nach den positiven Kräften neuer Ideale, und da diese weder im politischen, noch in dem für dieses Unternehmen wichtigeren täglichen Unterhaltungsblatte sich zeigen wollten, so wurde schon nach etwa zwei Jahren das Abbröckeln der Abonnenten bedenklich. Damals fand zwischen meinem Verleger und mir eine Unterredung etwa folgenden Inhalts statt. Er: „So geht es nicht weiter." Ich: „Natürlich, die Leser haben diese reizlose nichtpolitische Morgensuppe satt; man muß ihnen schon etwas Zukost bieten." Er: „Ja, aber was und wie? Wir können doch nicht wieder einer Partei verfallen." Ich: „Gewiß nicht! Unser Positives müßte etwas Neues sein." Er: „Das ist leicht gesagt —" Ich: „Und auch auszuführen, wenn Sie nur wollen. Machen wir das Blatt allmählich und mit der nötigen Umsicht zu einem Organ für nationale Politik!" Er: „Also doch nationalliberal, oder meinen Sie etwa konservativ?" Ich: „Keins von beiden, sondern einfach national und nichts als national." Er: „Dabei kann ich mir absolut nichts denken. Schwebt Ihnen

etwas Bestimmtes vor?" Ich: „Ja, wenn Sie es wagen, so wollen wir vorerst zu unserem besonderen Thema die Kolonialpolitik machen." — Der deutsche Kolonialverein hatte damals vor kurzem mit seiner Agitation begonnen; so konnte sich mein Verleger bei meinem Vorschlage einen ungefähren Begriff von der Sache machen. Die Hauptarbeit zu seiner Überredung tat wohl das Vertrauen, das er zu meinem Eifer für sein Unternehmen gewonnen hatte. So gab er mir freie Bahn und folgte mir später, als er sah, wie der straffere Zug eines politischen Zieles den Abonnenten-Abfall zum Stehen brachte und in neuen Zuwachs verwandelte, sogar zu dem wirklichen Risiko, daß ich die junge Tägliche Rundschau mit ihrem Einfluß, aber auch mit ihrem Kredit auf die eine Karte des ostafrikanischen Unternehmens setzen konnte. Dieses Wagnis wurde dann der erste große nationale Erfolg der Zeitung, und nun wuchs ihr mehr und mehr das Vertrauen der Leser, mir aber in demselben Maße das Vertrauen meines Verlegers zu. Willig folgte er mir darum zum zweiten Thema nationaler Politik, wie ich sie verstand, zur Reform der höheren Schulen. Und wie damit nun der Begriff einer über den Parteien stehenden rein nationalen Politik sich immer deutlicher für das allgemeine Verständnis heraushob und wie sich dabei die Abonnentenzahl stetig mehrte, sodaß nach langen Jahren die Sorge um den Fehlbetrag sich endlich in die Freude über den ersten Reingewinn verwandelte, da gab er gern seine Zustimmung, daß nun die „Zeitung für Nichtpolitiker" vom Kopfe der Täglichen Rundschau verschwand und mit vorsichtig allmählicher Umwandlung des Untertitels eine „Unabhängige Zeitung für nationale Politik" daraus wurde.

Diesen Vorgang darf ich betonen, denn es ist natürlich von einigem Einflusse auf die allmähliche Hebung unseres Nationalbewußtseins geworden, daß wir nun auch eine rein nationale Presse als Organ des neu-deutschen Gedankens haben. Aber darauf hat sich die Wirkung nicht beschränkt, sondern der Begriff nationaler Politik ist in unserem ganzen politischen Leben kursfähig geworden. Viele Zeitungen, die ihren nationalliberalen oder konservativen Parteicharakter um der Fraktionen willen nicht allzu scharf auszuprägen brauchten, nannten sich nun gern „national", um so auch ihre Segel vor den Wind zu bringen. Die Parteien, die sich zum Ausdruck ihrer gemeinsamen Interessen früher die „staats-

erhaltenden", die „reichstreuen" oder die „Rechtsparteien" nannten, fanden es jetzt bequemer und zugleich vorteilhafter, sich die „nationalen Parteien" zu nennen. Das Signal zu dieser Wendung hat der Erfolg meiner nationalen Politik in der Täglichen Rundschau seit dem Jahre 1884 gegeben, und diese Wendung zu unterstreichen ist auch darum geboten, weil die Tägliche Rundschau dadurch vor dem Schicksal bewahrt wurde, das Urmodell jener Generalanzeiger-Presse zu bleiben, zu deren massenhafter Begründung ihr Anfangs-Erfolg als „Zeitung für Nichtpolitiker" wohl den entscheidenden Anstoß gegeben hatte.

Die innere Befriedigung meiner damaligen Arbeit wird mir Jeder nachempfinden können, der sich klar macht, wie dieses tägliche Auswirken am Deutschgedanken im innigsten Verkehr mit einem wachsenden Leserkreise, der immer verständnisvoller teilnahm und immer stärkeres Vertrauen zeigte, mit den stärksten Regungen meines eigenen Lebens von Jugend auf zusammenklang. Da war kein Verzichten, kein Fehlschreiten und Wiederumkehren, kein Schaffen mit halber Kraft, sondern nur ein am Erfolge wachsendes Selbstvertrauen. Und wie nun allmählich der Begriff der nationalen Politik seinen ganzen Reichtum von neuen Ausblicken und Aufgaben vor mir enthüllte, wie ich nach und nach begriff, daß eine ganze Weltanschauung dahinter steckte, und wie ich beginnen konnte, sie vor meinen Lesern aufzubauen, da gab es zwar ein sehr beglücktes Verwundern und eine große Findefreude, aber doch wars eigentlich für mich selber keine neue oder überraschende Wendung. Immer stärker empfand ich vielmehr nur die Harmonie meines inneren Lebens, und mit Freude fühlte ich, wie mein Lebensbaum nicht ein Busch war, aus dem nach allen Seiten die Gerten wachsen, sondern wirklich ein Baum, bei dem sich aus einheitlichem Stamm die Krone zusammenschließt. —

Gegen Ende des Jahres 1892 starb plötzlich mein alter Verleger an einem Herzleiden, das ihn schon lange bedrohte. Und damals begannen nun die kritischen Tage an der mir so liebgewordenen Wirkensstätte. „Es kam ein neuer Pharao, der wußte nichts von Joseph und seinen Brüdern." Jetzt, nach soviel Jahren und an der Spitze einer von mir selbst begründeten Zeitung, die mir die Hauptsache sichert — für die Stärkung des deutschen Nationalbewußtseins zu wirken, so lange meine Kräfte reichen — jetzt denke ich natürlich

sehr viel ruhiger über die Wunden jenes Abschieds und die Kämpfe der Wiederherstellung. Da ich überdies hier meine persönlichen und Berufserlebnisse nur so weit beleuchten will, wie es zum Thema der Deutschbewegung gehört, so kann ich über das Persönliche dieser Krisis mit wenigen Worten hinweggehen. Dr. Paul Hempel, der in Prokura den Verlag verwaltete, als ich nach 14-jähriger, für das Ansehen wie für den Erfolg der Täglichen Rundschau entscheidender Arbeit den Abschied nach Art eines abgelohnten Handlangers erhielt, war schon damals ein dem baldigen Tode geweihter Mann und ist auch schon im Herbst des Jahres 1897 gestorben. Bei seinem Tode war der geschäftliche Mißerfolg seines Vorgehens so weit entschieden, daß die Familie Brigl Verhandlungen über einen Verkauf der Täglichen Rundschau an die Deutsche Zeitung zuließ. Sie wurden abgebrochen, weil von unserer Seite nicht Kauf, sondern nur Verschmelzung beabsichtigt werden konnte und weil bald darauf die Gewinnung des Grafen von Hoensbroech als Herausgeber zu einem neuen Versuche mit der selbständigen Fortführung des Blattes einlud. Als dieser Versuch dann aber schon nach einem halben Jahre scheiterte, griff man auf die Absicht des Verkaufs schärfer als früher zurück und verwirklichte ihn schließlich im Jahre 1899 mit dem Bibliographischen Institut — unter Bedingungen, die den herabgeminderten Verkaufswert des Blattes zahlenmäßig bekundeten. Seitdem ist sachlich ein neuer Zustand hergestellt, der auch mein persönliches Empfinden so gut wie gar nicht mehr belastet und um der gemeinsamen Ziele willen ein friedliches Zusammengehen, vielleicht sogar ein Zusammen*wirken* wohl gestattet.

Zum Thema der Deutschbewegung habe ich hier nur noch zu berichten, daß, als unter der fortdauernden Wirkung meiner größeren Aufsätze und der Begründung des Deutschbundes ein immer stärkerer Betätigungsdrang der Rundschaugemeinde zu spüren war, ich Dr. Paul Hempel im Jahre 1894 durchaus empfänglich fand für den Gedanken, in der *Volksrundschau* ein neues Organ für die Deutschgesinnung schaffen zu helfen. Allgemein und freudig wurde damals von den Gesinnungsgenossen mein Vorschlag aufgegriffen, die unteren und mittleren Schichten, die kleinen Beamten und namentlich auch die Handwerker von dem Einflusse der billigen jüdischen Presse zu befreien und der immer deutlicher

hervordrängenden Mittelstandsbewegung rechtzeitig ein Organ zu schaffen, das diese Kräfte dem nationalen Gedanken mehr und mehr gewinnen könnte. Der Anfangserfolg dieses gleichfalls unter meinem Namen erscheinenden Blattes (60 000 Abonnenten) war verheißungsvoll genug, aber diesem Unternehmen zuerst mußte es zum Verhängnis werden, daß hier der hastige, ehrgeizige und energische, aber mit Klugheit nicht entsprechend ausgestattete Geschäftsgeist Dr. Hempel's mich mißtrauisch und unlustig machte. Ich merkte bald, daß ich vor ihm auf der Hut sein müßte und zog mich kühl in meine Hauptstellung, in die Tägliche Rundschau zurück, um seinen Angriff dort zu erwarten. Der Plan, für den „kleinen Mann", der damals noch längst nicht in dem heutigen Grade unter den Einfluß der Sozialdemokratie gebracht war, ein straff nationales Hauptorgan zu schaffen und dessen Wirkung durch Filialblätter nach und nach in allen Provinzialhauptstädten (zunächst in Magdeburg und Stettin) zu unterstützen, war an sich nicht übel. Später ist er von rein geschäftlich kalkulierenden Verlegern wieder aufgenommen und jetzt, so viel ich weiß, in den angeblich farblosen (in Wahrheit judenfreundlichen) „Platten-Zeitungen" vielfach verwirklicht. Damals scheiterte er, wie angedeutet, an meinem nur allzu begründeten Mißtrauen gegen den Verleger; und jetzt aus größerer Entfernung und angesichts der Herrschaft des Generalanzeiger-Unwesens, denke ich weniger zuversichtlich über solche Versuche. Ich glaube nicht mehr, daß die Zeit für ein derartiges Experiment schon reif ist. Das platteste Unterhaltungs-Bedürfnis, das nach Bildern, Klatsch und Aufbegehrlichkeit in jeder Form greift, ist einstweilen bei der gesamten großen Masse, soweit sie überhaupt Zeitungen liest und nicht vom Zentrum oder von der Sozialdemokratie politisch wie journalistisch beherrscht wird, in vollstem Genusse. Handwerker und kleine Beamte bewahren wohl unverlierbar im tiefsten Grunde ihrer Seele das Deutschgefühl, aber der lange Friede, die allgemeine Skandalsucht und Begehrlichkeit haben ihre nationale Energie völlig eingeschläfert, und das Bewußtsein ihrer mangelhaften Bildung macht sie, wie immer, auch gegen das zuversichtliche Auftreten der sittlichen Entartung und des Plebejertums nur schüchtern und verzagt. Wenn sie den bessern, den deutschen Menschen noch in sich merken, so haben sie nicht den Mut, sich offen dazu zu bekennen.

Im besten Falle sind sie heute erst im Kampfe um ihre bessere Natur, und es wird noch einige Zeit vergehen, ehe sie an dem Ekel über den Schmutz und die Schalheit ihres jetzigen geistigen Lebens sich auf ihr besseres Teil besinnen. Der sicherste Helfer wäre ja hier wie für so manches deutsche Volksgut, das jetzt unter dem Strand-Spülicht unseres öffentlichen Lebens verborgen liegt, ein recht herzhafter, gefährlicher Krieg, und wer es mit dem deutschen Volke gut meint, der wird von Gott erbitten, daß er unserem Kaiser zu rechter Stunde den Mut seiner großen Verantwortlichkeit, den Entschluß zu einem guten Kriege gebe. Bleibt der aber aus, so müßte es wohl ein Mann mit großer Kraft der Volkstümlichkeit, ein Luther des reinen Deutschtums sein, der das Deutschgewissen des kleinen Mannes aus seinen Fesseln wachrütteln könnte. Aber für die stille und langsame Überredung eines nationalen Volksblattes kommt wohl die rechte Zeit erst, wenn die nationale Ausgestaltung unseres wirtschaftlichen Lebens schon weiter vorgeschritten ist. —

Kurz vor Schluß des Jahres 1895 war ich also von der Täglichen Rundschau wie von der Volksrundschau abgeschüttelt. Ich hatte im Genusse ungewollter Feiertage kaum angefangen, mich über die Lage und meine Zukunft zu orientieren, wobei der Plan, zu gelegener Zeit eine nationale Wochen- oder Monatsschrift zu begründen, schon Umrisse gewann, da erhielt ich den Besuch des mir bis dahin persönlich unbekannt gewesenen Freiherrn Georg von Stössel aus Gießen, der gelegentlich seiner Anwesenheit in Berlin mich persönlich hatte kennen lernen wollen und mich nun in Großlichterfelde suchte, weil ihm die Ausreden, die man ihm in der Geschäftsstelle der Zeitung wegen meiner Abwesenheit gemacht, verdächtig erschienen waren. Er erfuhr von mir den Sachverhalt und die näheren Umstände, und in dieser Stunde war es, wo der Gedanke, eine neue nationale Tageszeitung zu begründen, zuerst auftauchte und durch großherzige Anerbietungen des Freiherrn von Stössel auch sogleich zu einer Möglichkeit wurde, die mich ernsthaft beschäftigen durfte.

Es kamen dann zwar Hemmungen und Schwierigkeiten, welche die sofortige und volle Ausnützung günstiger Umstände verhinderten, aber den Plan selbst nicht vereitelten, sondern nur den Weg zum Ziele umständlicher und, wie sich später zeigte, den ersten Erfolg nicht gleich entscheidend machten. Aber mein neu-

gewonnener Freund, den ich auch später stets treu in nationaler Gesinnung und unerschütterlich fest in einmal gefaßten Beschlüssen gefunden habe, wußte die Hindernisse zu beseitigen und konnte schon gegen Ende des ersten Monats nach meinem Abgange einen großen Teil des nötigen Kapitals zur Verfügung stellen. Inzwischen war nach ruhigem Zuwarten und mancherlei Zweifel der Plan in mir selbst festgewachsen, und nun war ich längst mit Feuereifer am Werke, um weitere Mittel flüssig zu machen. Bis Ende Januar war das nötige Kapital gesichert, und dankbar muß ich auch hier, wie es schon an anderer Stelle geschehen ist, dem damals noch jungen Deutschbunde die opferfreudige Hilfe nachrühmen, die viele seiner Mitglieder, auch wenig bemittelte, im Geiste der Satzung dem nationalen Zwecke widmeten.

Zum 1. April mußte die erste Nummer der neuen Zeitung erscheinen, wenn sie die Wirkung tun sollte, die wir für einen Erfolg erwarten mußten und nach der Teilnahme, die sich mit allmählichem Bekanntwerden meines Abschiedes unter den Lesern der Täglichen Rundschau überall regte, auch erwarten durften. Nun hieß es, in der kurzen Zeit von zwei Monaten den ganzen Apparat eines solchen Unternehmens im Geschäftlichen, wie im Technischen und endlich vor Allem im Redaktionellen erfolgversprechend aufzubauen. Es war eine arbeitsreiche, aber unvergeßlich schöne Zeit, und ihr bester Lohn war, daß wir das Ziel erreichten.

Seit dem Erscheinen der ersten Nummer zu Bismarcks Geburtstage im Jahre 1896 sind nun schon über 8 Jahre vergangen, und ich kann, denk' ich, mit gutem Gewissen den Lesern der Deutschen Zeitung das Urteil überlassen, ob das Blatt seinem Berufe an der nationalen Entwicklung unseres Volkes und Reiches nach Kräften treu gedient hat.

Von den Erfolgen der Deutschen Zeitung als eines geschäftlichen Organismus, der Geld verbraucht und Geld schafft, der Arbeit verwertet und Arbeit bezahlt, kann ich nach achtjährigem schweren Kampfe, in dem es manchmal scharf ums Leben ging,*)

*) Die Zeit der größten Bedrängnis war das Frühjahr 1899, als infolge der Umformung des Blattes in seine jetzige Gestalt und der dadurch möglichen Verbilligung die Zahl der Abonnenten zwar sich zum ersten Male bedeutend hob, aber zugleich auch der Rest des ursprünglichen Stamm-

nur das bescheidene Triumphlied singen: Die Zeitung lebt und trägt sich selbst. Sie bedarf seit kurzem keines Zuschusses, bringt aber auch noch keinen nennenswerten Gewinn! Wen das Wunder nimmt, der möge sich einmal nach den wirtschaftlichen Verhältnissen aller der Blätter erkundigen, welche Gesinnung vertreten und Einfluß auf Regierung und Parteien haben, und er wird finden, daß diese führende Presse — mit wenigen Ausnahmen, die sich durch besondere Umstände erklären — entweder direkt notleidend und auf regelmäßigen Zuschuß ihrer finanziellen Patrone angewiesen ist oder nur mit Anstrengung das wirtschaftliche Gleichgewicht behauptet. Die bekanntesten und meistgenannten Blätter Deutschlands bedeuten in diesem wirtschaftlichen Sinne „glänzendes Elend". Ein sicheres „gutes Geschäft" sind in der Regel nur die Zeitungen, die den Mut der eigenen Meinung und eine charaktervolle Haltung im Zwiespalt widerstreitender Interessen als gefährlichen Luxus grundsätzlich vermeiden, dagegen mit äußerster Hingebung allen plebejischen Instinkten des p. t. Publikums

---

kapitals schnell dahinschwand. Da mußte ich, nachdem alles andere ohne Erfolg versucht war, zu dem letzten Mittel greifen und bei den Lesern selbst erproben, ob die Anhänglichkeit an die Zeitung ihnen ein Opfer wert war. Ich legte in einem vertraulichen Rundschreiben den Stand der Dinge dar und verschickte es in etwa 2000 Exemplaren an die Adressen von Männern und Frauen, die sich bei irgend einem Anlasse als Leser zu erkennen gegeben hatten, mir persönlich aber zumeist nicht bekannt waren. In Zeit von etwa sechs Wochen liefen Zeichnungen im Betrage von etwa 200 000 Mk. ein. Ich glaube nicht, daß jemals in der Geschichte der deutschen Tagespresse ähnliche Opferfreudigkeit vorgekommen ist, wohlverstanden einer Zeitung zu Liebe, die, wie die unsrige, die Förderung nicht durch Parteidienst oder Vertretung wirtschaftlicher Interessen, sondern nur durch Wahrung ihrer Unabhängigkeit und Pflege rein idealer Interessen vergelten kann. Selbst bei dem Schatzhüter über Milliarden, dem Minister Miquel, machte dieser Erfolg, als ich ihm einst zwischen Tür und Angel kurz davon sprach, einen starken Eindruck. „Donnerwetter!" sagte er und nötigte mich wieder auf den Stuhl zurück, „da müssen Sie sich noch einmal setzen! Das muß man doch einmal ordentlich bereden! Das beweist ja doch sehr viel und sehr Gutes, das zeigt doch, daß die Deutschen nicht mehr bloß von nationaler Gesinnung in Versammlungen reden, sondern auch schon dafür zahlen!" Und dann mußte ich ihm den Hergang im einzelnen erzählen, und ich gestehe, daß ich in diesem Augenblick besonders dankbar und stolz die Genugtuung empfand, vor dem Vertreter der kältesten und schnödesten Realpolitik, vor dem Minister der preußischen Finanzen, von diesem Erfolg idealer Politik berichten zu können.

dienen. Diese heute bei uns stark verbreitete farblose Presse hat durchaus nur den Ehrgeiz, einem möglichst geräuschlosen Gasthofbetriebe zu gleichen, und alles Nachdenken, das dabei von den „Managers" aufgewendet wird, dient dem einen Zwecke, jedem Gaste, d. h. jedem Leser, und wäre er auch der schofelste Geselle, im täglichen Verkehre mit den Kellnern, wollte sagen den Redakteuren des Blattes das Bewußtsein eines Grandseigneurs zu schaffen. Solche Blätter lohnen dann dem „Unternehmer" alle Selbstentwürdigung des Geistes und Charakters, die er seinen Redakteuren und Mitarbeitern auferlegt, reichlich, indem sie sich wie Maximilian Harden witzig und richtig bemerkt, als Inseraten-Plantagen meist vorzüglich entwickeln. Es ist gewiß kein vorteilhaftes Bild, das man vom deutschen Volke und (nach dem Grade einer unverkennbaren Mitschuld) auch von der heutigen Regierung im Spiegel dieser Presse erhält. Denn jedes Volk hat die Presse, die es verdient, und demnach ist diese farblose Presse, soweit sie heute aus den oberen und unteren Schichten Zulauf hat, ein Symptom kläglicher politischer Gleichgültigkeit und geradezu bemitleidenswerter Oberflächlichkeit der geistigen Interessen. Aber da nun zu gleicher Zeit unverkennbar doch auch die charaktervolle Presse ihre gesicherte Leserschaft im Volke hat und hier die Entwicklung ganz unverkennbar aus dem allzu Engen der Fraktions- und Interessen-Simpelei immer mehr ins Weite und Große geht, so braucht man das Gedeihen der Organe für Klatsch und Indolenz nicht tragisch zu nehmen, sondern darf sie als Neutralitätszone betrachten, auf der die Gesinnung über kurz oder lang ihre Eroberungen vollführen wird. Nur das eine Unbequeme hat dieser Zustand für jetzt und wahrscheinlich noch für lange Zeit, daß diese Generalanzeiger-Presse, die im Abonnement oft mit Verlust arbeitet, um sich in der Inseraten-Plantage doppelt und dreifach zu entschädigen, der geistig und politisch führenden Presse die wirtschaftlichen Bedingungen ihrer Existenz vorschreibt, indem sie für die Konkurrenzfähigkeit die Maßstäbe gibt. Dieser Zustand ist ungesund und erschwert den Kampf für ein Gesinnungsblatt weit über das Maß einer heilsamen und wünschenswerten Konkurrenz, muß aber wohl ertragen werden, bis ernstere Zeiten tiefere Bedürfnisse schaffen.

Von den geistigen und politischen Erfolgen der Deutschen Zeitung hier zu sprechen, steht mir nicht zu. Mir scheint überdies,

daß alles, was ein wohlwollender Beurteiler hier anführen könnte, sich in den Satz zusammenfassen läßt: Das Wichtigste ist, daß die Deutsche Zeitung den Geist einer wirklich unabhängigen, charakterfesten, nationalen Politik auf sich übernehmen und völlig ungebrochen, ohne Schwankungen und Nachgiebigkeiten, vor Allem an der Goldprobe der Judenfrage stets neu bewährt, bis heute hat behaupten können. Und liegt in dieser Stetigkeit, trotz aller Versuchungen, die auch an sie herangetreten sind, das Hauptverdienst der Deutschen Zeitung und wohl auch die eigentliche Erklärung für die in mancher schweren Stunde so unvergleichlich opferfreudig bewiesene Anhänglichkeit ihrer Leser, dann gibt es keine dringlichere Sorge für mich, als ihr diese Stärke auch über meinen Tod hinaus zu erhalten. Eine Mahnung dieses Sinnes habe ich einst in denkwürdiger Stunde auch von einem verehrten und um das Vaterland verdienten Manne erhalten. Es war am Morgen nach seiner so plötzlich und in so scharfer Form erfolgten Verabschiedung, als ich den Finanzminister Miquel besuchte, mit dem mich nach mancher Unterredung ein Verhältnis gegenseitigen Vertrauens und ungewöhnlicher Offenherzigkeit verband. Vergrämt sah er mich an. „Wollen Sie sich eine politische Leiche besehen?" „Nein, aber Ihnen beweisen, Exzellenz, daß ich mich dem Menschen, nicht nur dem Minister verbunden fühle." Dann sprach er kurz über die Umstände seiner Entlassung, länger über sein Lieblingsthema, die nationalpolitische Schwäche des deutschen Volkes. Und als ich mir die Erlaubnis erbat, ihn in Frankfurt besuchen zu dürfen, und mich dann verabschiedete, sah er mich tiefernst an. „Und nun sorgen Sie weiter für Ihre Deutsche Zeitung! Ein solches Blatt ist in Deutschland noch lange unentbehrlich. Erhalten Sie sie, wie sie ist, unabhängig nach unten und" — nach einer bedeutsamen Pause, mit erhobenem Finger — „vor allem auch nach oben!" Ich habe ihn nicht wiedergesehen, aber seine Mahnung bewahre ich als das Vermächtnis eines Mannes, der in einem mühsamen Aufstieg vielleicht allzu beweglich in den Mitteln und schließlich im Charakter nicht so stark, wie in seinen geistigen Kräften war, aber doch — ganz abgesehen von seinen überragenden Verdiensten für die finanzielle Sicherstellung unserer Zukunft — vollen Anspruch hat auf den hohen Ruhm: Der nationale Gedanke war der Leitgedanke seines Lebens und Wirkens!

Es handelt sich also schließlich um die Frage, ob Ersatz vor-

handen ist, ob jüngere Männer einspringen können, wenn die Älteren aus der Arbeit scheiden müssen. Nun, wer die Deutschbewegung übersieht, dem kann darüber keine Sorge aufkommen. Es ist schon ganz erfreulich bestellt mit der Vertretung des nationalen Gedankens, auch im Sinne des Reinen Deutschtums. Die rein nationale Tagespresse behauptet sich, und nach der Begründung der „Deutschen Monatsschrift" von Julius Lohmeyer ist auch auf diesem wichtigen Gebiete der Wochen- und Monatsschriften die Pflege des deutschen Gedankens (ohne jüdische Verschleierung und Trübung) im guten Fortschritt. Die nichtjüdische Partei-Presse, manche farblosen Blätter und die Parteien selbst suchen mehr und mehr Anschluß an das Nationale. Auch in der schöngeistigen Literatur wirkt außer tieferen Gründen schon die Ermüdung und Enttäuschung an dem naturalistischen Spuk in dieselbe nationale Richtung. Die jüdischen Schriftsteller sind längst nicht mehr so stark in der Tagesliteratur vertreten, wie ehedem, und ihre maskierte Mitwirkung wird selbst von judenfreundlichen Blättern nach meiner Beobachtung vorsichtiger zugelassen. Der Weg ist also überall freier geworden für die Deutschgeborenen, und wohl kann man schon spüren, daß deutsche Schriftsteller nun auch wieder freudiger ihr Deutschbewußtsein bekennen. Wichtig aber bleibt trotzdem und noch für lange Zeit, daß in dem Konzert der nationalen Stimmen mindestens von einer Stelle immer der führende Ton, die Dominante, klar und unmißverständlich erklinge. Meine Hoffnung, daß dieser Ton immer auch aus der „Deutschen Zeitung" gehört werden wird, gründet sich auf das Bewußtsein, daß jüngere Männer von Talent und unverwaschen nationaler Gesinnung von Anfang an oder im Laufe der Zeit mir Arbeitsgenossen und Mitstreiter geworden sind, die mir wohl Gewähr geben dürfen. Alle Frauen und Männer hier zu nennen, die mit Bewußtsein und nach der Wahlverwandtschaft nationaler Gesinnung mich mit ihrer Feder unterstützen, darf ich mir nicht gestatten. Wenn ich aber diejenigen hier aufführe, die nach meinem Empfinden in schwierigen Zeiten oder durch die Bedeutsamkeit und Dauer ihrer Mitwirkung für den Erfolg und das Ansehen der Deutschen Zeitung mit entscheidend geworden sind, so werden sie das hoffentlich aus meinem Bedürfnis verstehen und entschuldigen, daß ich ihnen wenigstens bei diesem schicklichen Anlaß bekunden möchte, wie ich mich ihnen

durch gemeinsame Arbeit zu gemeinsamem Ziele innerlich verbunden und verpflichtet fühle. Vor allem also Otto Eichler, der, ohne vorher sich journalistisch erprobt zu haben, nach einem im Berliner Deutschbunde gehaltenen Vortrage von unverkennbar journalistischem Charakter auf mein Anerbieten mit dem Gründungstage in die Deutsche Zeitung eintrat und nun schon seit Jahren als ihr Hauptredakteur die stählerne Energie seiner nationalen Gesinnung, verbunden mit Geist und Phantasie, solidem geschichtlichen und volkswirtschaftlichen Wissen, Besonnenheit und politischer Urteilskraft in manchem Leitartikel bekundet hat. Als einen, der in den schweren Verlegenheiten des Aufbaues mich durch seine freudige Bereitwilligkeit und dann während mehrerer Jahre durch seine treue literarische und kritische Mitarbeit zu Dank verpflichtete, nenne ich Fritz Lienhard. Für den täglichen Gesamteindruck der Zeitung wesentlich entscheidend geworden sind ferner aus der politischen Redaktion Dr. Wendland (jetzt in leitender Stellung an einer Danziger Zeitung) und Paul Baecker, der letztere als besonders tüchtig bewährt in seinen Parlaments-Skizzen und seinen mit militärischem Blick dargestellten Berichten über die tägliche Kriegslage, daneben auch als Redner viel begehrt und einer begeisternden Wirkung sicher bei der Vertretung seiner durch keinerlei Kompromisse gebrochenen, straffen Deutschgesinnung. Als wichtige literarische Stützen und nahe Freunde der Zeitung empfinde ich nach vieljähriger Zugehörigkeit auch Dr. Friedrich Düsel und Dr. Karl Storck. Unter der großen Zahl der übrigen Mitarbeiter nach dem Gesichtspunkte ihres Anteils an den Erfolgen der Deutschen Zeitung oder ihrer schriftstellerischen Bedeutung eine Auswahl zu treffen, wäre eine schwierige und mißliche Aufgabe. Aber so viel ist mir klar, daß ich auch bei der engsten Beschränkung auf den Kreis der ältesten und treuesten schriftstellerischen Freunde die Namen Karl Berger, Otto Ammon, E. v. Liebert, Wilhelm Bölsche, Richard Weitbrecht, Rudolf v. Koschützki, Johannes Gillhoff, Adolf Bartels, Heinrich Fischer, Hans v. Wolzogen, Heinrich Bandlow, Carl Lory, W. C. L. Stein (in Rom), Dr. Treusch (in Paris) und Ungern v. Sternberg (Lissabon) nicht ungenannt lassen darf.

Die nationale Reform unseres Parteiwesens.

Der nationale Atem des französischen Krieges und der Reichsgründung hat seine einigende Kraft für unser politisches Parteiwesen bald verloren. Das Schicksal der nationalliberalen Partei, die ja überall im Reiche, besonders aber in den außerpreußischen Bundesstaaten die parteipolitische Erbschaft des Jahres 70 antrat, ist der beste Gradmesser für diese Abwärtsbewegung. Nach den Reichstagswahlen von 1874 hatte sie 155 Vertreter im Reichstage, jetzt 50. Die Wendung begann beim Mißerfolg des Kulturkampfes mit der Aufrichtung des „Zentrumsturmes". Dann folgte diesem ersten Fehlschlage Bismarcks der zweite gegen die Sozialdemokratie, und pünktlich setzte auch dieses Mal mit der Aufhebung des Ausnahmegesetzes der Siegeslauf der sozialdemokratischen Partei ein. Der nationale Gedanke, selbst in dem oberflächlichen Sinne der „Reichstreue", verlor bei dieser Entwicklung der Dinge allmählich seine sammelnde und trennende Kraft, und die neuen wirtschaftlichen Aufgaben der Gesetzgebung wurden nicht, wie Mancher gehofft hatte, ein neuer Kitt, sondern im Gegenteil, nur ein weiteres Sprengmittel, und zwar leider nur an der national wertvollsten Mittelgruppe des Reichstages, während Zentrum und Sozialdemokratie bis jetzt davon nicht zersplittert worden sind.

So ist denn seit der Mitte der achtziger Jahre die Suche nach einer Reichstagsmehrheit, welche die Wehr- und Angriffskraft des Reiches und seine gesund ausschreitende Fortentwicklung im Wettbewerbe mit England, Amerika und Rußland gesetzgeberisch zuverlässig stützen könnte, das große parlamentarische Problem und leider bis zu diesem Augenblicke die allgemeine Verlegenheit. Für Bismarck war es das eigentliche Grundproblem seiner letzten Kanzlerzeit, und er ist der Schwierigkeit nicht Herr geworden.

Denn das zu günſtiger Zeit einmal noch im Jahre 1887 von ihm zu Stande gebrachte Kartell iſt bald genug auseinandergebröckelt, und zu ernſthaften Verſuchen iſt es ſpäter kaum noch gekommen, obgleich der Gedanke nicht mehr von der Tagesordnung verſchwand und Anſätze bald hier, bald da faſt ununterbrochen gemacht wurden. Von der Regierung hat zuletzt Miquel im Juli 1897 einen Anſprung (aber auch nicht mehr!) auf den Verſuch gemacht, die Gemeinſamkeit wirtſchaftlicher Intereſſen, den „wirtſchaftlichen Ausgleich zwiſchen Landwirtſchaft, Induſtrie und ſolidem Handel“ zum Rahmen für ein brauchbares Kartell zu machen. Er wollte dabei das Zentrum nicht ausſchließen. Bismarck dagegen warf in ſeiner ſtürmiſch umjubelten Rede zu Jena den Gedanken einer großen proteſtantiſchen Partei in die Erörterung. Damals war er freilich ſeiner amtlichen Verantwortung ſchon ledig, und ſeine amtlichen Nachfolger haben überhaupt keine Signalflaggen mehr für die Wahlen aufgezogen. Es iſt allmählich kaum noch ein Zweifel möglich, daß Graf von Bülow mit vollem Bewußtſein die Summe aller Umſtände, unter denen er Reichskanzler iſt und bleiben kann, gezogen und ſich mit grundſätzlicher Abkehr von der Bismarck-Politik der perſönlichen Führung für ein Syſtem der paſſiven Aufmerkſamkeit entſchloſſen hat, in welchem er mit weiteſter Duldung die Partei- und Anſchauungsgegenſätze in den Grenzen der Staatsordnung ſich gegeneinander auswirken und ſich ſelber am Apparate der innerpolitiſchen Vorſehung möglichſt ſelten betreffen laſſen will. Die ehrliche Erkenntnis, daß er das Anſehen des Namens Bismarck nicht in ſeiner Wagſchale hat, konnte ihn dazu beſtimmen; ſeine von dem großen Vorgänger grundverſchiedene Natur und amtliche Stellung machen den Entſchluß für ihn natürlich; und die Tatſache endlich, daß Bismarck mit ſeiner Politik der ſtarken perſönlichen Initiative in den beiden ſchwierigſten Fragen der inneren deutſchen Politik, Ultramontanismus und Sozialdemokratie, trotz aller ſeiner Kraft doch an der politiſchen Schlaffheit der deutſchen Mittelſchicht geſcheitert iſt und folgenſchwere Fehlſchläge getan hat, darf dem Grafen Bülow ſogar die Hoffnung vorſchmeicheln, daß ſein Syſtem zwar weniger heldenhaft, aber weiſer und im Schlußergebnis heilſamer ſein werde. Unter dieſe Rechnung, wenn ſie die vom Kaiſer genehmigte Politik des Grafen Bülow ſein ſollte, können noch nicht wir, ſondern kann nur eine nahe oder fernere Zukunft den Summa-

strich ziehen. Für jede tätige Kraft, für jedes Streben und Wünschen enthält sie natürlich die Aufforderung, sich aus Eigenem nach Möglichkeit geltend zu machen. Vor allem auch die Nationalgesinnten müssen unter diesem System mehr als unter dem früheren die Anwaltschaft für nationale Anliegen mit dem größten Eifer, in gewissen Fällen sogar lärmend betreiben, denn sie haben keinen Grund, ohne Weiteres auf verschwiegene Nachhilfe von oben zu rechnen. Sollte Bülow's System schließlich ein Heil für uns werden, so verdiente er außer viel höheren Lobsprüchen auch noch besonders den bescheideneren, daß er es meisterhaft verstanden hätte, aus der Not eine Tugend zu machen. Denn alle die Drohungen und Schrecken, mit denen man vor den Reichstagswahlen des letzten Jahrzehntes die bürgerlichen Wähler zur Einsicht zu nötigen suchte, sind jetzt erfüllt. Die Reichsregierung unter Bülow's Verantwortlichkeit gleicht einer mit dem Zentrum, wie man hoffentlich vermuten darf, höchst unglücklich verheirateten und überdies von dem bissigen Köter Sozialdemokratie scharf bewachten Frau. Sie selber wagt nichts mehr zu ihrer Befreiung zu tun, aus Furcht, sich zu verraten und durch mißglückende Versuche ihre Fesseln zu verschärfen. Wer sie also befreien will, muß alles auf eigene Gefahr tun und selbst das (allerdings nicht sehr wahrscheinliche) Risiko in Kauf nehmen, daß sie schließlich vielleicht gar nicht befreit werden *möchte*.

Durch diesen Überblick über die Sachlage hoffe ich zu unserem Thema von der Notwendigkeit einer mittelparteilichen Sammlung so viel festgestellt zu haben, daß dieses parlamentarische Problem mehr als je ein *dringliches* Problem ist, daß aber auch Jeder, der sich daran wagt, auf die offene oder verschwiegene Mithilfe der Regierung verzichten muß. Ja, mehr noch! Wenn man die *ganze* Schwierigkeit des Problems erkennen und sich auch von der letzten Illusion befreien will — in der richtigen Erkenntnis, daß in der Politik Illusionen so schlimm wie Rechenfehler sind —, so muß man zuletzt auch noch zu *der* Erkenntnis vordringen, daß man die Parteien und Fraktionen, die man sammeln möchte, *alle ohne Ausnahme als Widersacher* zu betrachten hat — nicht den Worten, aber sicher der Tat nach, nicht so lange nur allgemein von Absichten die Rede ist, aber sofort bei jedem ersten Versuche der Ausführung. Ich gestehe, daß ich zu dieser letzten Erkenntnis nur zögernd vor-

gedrungen bin, aber man hat dafür geſorgt, daß ich die Wahrheit endlich begriff, und nun weiß ich, daß man ſich für dieſes unſerem Reiche wie Volke ſo dringend nötige Rettungswerk außer auf Gott nur auf die aus dem Volke ſelbſt jeweils emporquellenden ſtärkſten und lebendigſten Kräfte verlaſſen darf.

Die Schule der praktiſchen Politik iſt die Schule der Selbſtbeſcheidung, und ſo wird auch der nachfolgende kurze Bericht über die Verſuche, die ich perſönlich und im Verein mit Gleichgeſinnten zur nationalen Reform unſeres Parteiweſens unternommen habe, in Summa nur beweiſen, wie ich im Hinblick auf das Erreichbare die kühneren Wünſche allmählich habe zurückſtellen müſſen und wie der Gedanke einer großen nationalen Partei, des erträumten politiſchen Inſtrumentes zum bewußten geſetzgeberiſchen Aufbau der reichen Kräfte eines reinen Deutſchtums, mir nur noch als endliches Ziel großer Umwege aus der Ferne winkt.

Mehrfach hatte ich ſchon in früheren Jahren, wie der Leſer aus den Aufſätzen dieſes Buches erſehen kann, auf eine National- oder Deutſchpartei als notwendiges Werkzeug der neudeutſchen Bewegung hingedeutet. Den erſten Verſuch zur Ausführung machte ich im Hinblick auf die Reichstagsneuwahl des Jahres 1898 am 4. Dezember 1896 durch Veröffentlichung eines Aufrufes unter dem Titel „Um Bismarcks Erbe". Ich erörterte darin die Gefahren der ultramontan-demokratiſchen Parlamentsherrſchaft und bezeichnete als Aufgabe, daß es gelingen müſſe, aus den Parteien und Gruppen, die den Willen *gegen* die Sozialdemokratie und *für* die nationale Ausgeſtaltung unſerer wirtſchaftlichen und politiſchen Verhältniſſe ſchon gemeinſam hätten, eine *Mehrheit* oder wenigſtens eine *Geſchloſſenheit* im Reichstage zu ſchaffen. Als Parteien und Verbände, um die allein es ſich dabei handeln könne, nannte ich die konſervative, nationalliberale, deutſch-ſoziale Partei und den Bund der Landwirte. Ich hielt eine *innere* Verſtändigung zwiſchen dieſen Parteien und Gruppen für möglich. Die älteren Parteien könnten, wie ich vorſchlug, Erhaltung und Wahrung ihrer Abgeordneten-Zahl anſtreben, die deutſchſoziale Partei und der Bund der Landwirte dagegen ſich auf den Einfluß beſchränken, daß die beiden konſervativen und die nationalliberale Partei mit ihren *Leitgedanken* (Antiſemitismus und Schutz der Landwirtſchaft) mehr als bisher durchſäuert würden. Für die *äußere* Verſtändigung war dann mein Vorſchlag dieſer:

„Die Hauptvorstände der Parteien wählen einen Kartell-Ausschuß mit dem Sitze in Berlin, bei dessen Zusammensetzung durch die Stimmenzahl die Gleichberechtigung der beiden Gruppen (der älteren und der jüngeren) von vornherein zugestanden werden müßte. Aufgabe dieses Kartellausschusses wäre es dann, namens der Parteien die Grundlinien eines gemeinsamen Vorgehens für die Wahlen festzustellen und ihre Ausführung zu überwachen. Hauptbedingung alles gedeihlichen Wirkens wäre dabei, daß der Kartellausschuß namens der Parteien den Besitzstand, den jede Partei in jedem Wahlkreise beim ersten Wahlgange (also nicht bei der Stichwahl) der letzten Reichstagswahl gewonnen hatte, als Norm auch für die Zukunft bindend anerkennen müßte. In jedem Wahlkreise würde damit der Kreis-Vorstand derjenigen Partei als führend anerkannt, welche im Vergleiche zu den übrigen Parteien des Kartells die relativ meisten Stimmen erhalten hatte. Der so ermittelte führende Kreis-Vorstand erhielte nun von dem Kartell-Ausschusse den Auftrag, den Kandidaten für die nächste Wahl aufzustellen, aber nicht völlig unabhängig, sondern unter Verständigung mit den Kreisvorständen der übrigen beteiligten Parteien. Hierbei würde der kritische Einfluß dieser Parteien sich geltend machen, insofern der Bund der Landwirte keinen seinen Forderungen geradezu feindlich gesinnten nationalliberalen oder konservativen Kandidaten aufstellen lassen könnte, die Antisemiten aber gegen jeden Juden oder offenkundig judenfreundlichen Mann mit Erfolg Einspruch erheben müßten. Wäre auf diese Weise innerhalb der Kreisvorstände eine Einigung über die Person des Kandidaten erreicht, so würde der Kartellausschuß ihn öffentlich als gemeinsamen Kandidaten aller beteiligten Parteien aufstellen, und alle Zugehörigen der Parteien wären um der Einigkeit willen verpflichtet, für diesen Kandidaten schon beim ersten Wahlakte ihre Stimme abzugeben."

Zur Empfehlung des Vorschlages führte ich an, daß er in manchem Kreise weitere sozialdemokratische Wahlen verhindern, vor allem aber die zahlreichen von der Parteizersplitterung verärgerten und ratlos gewordenen, nur national gesinnten Männer wieder zur Teilnahme am politischen Leben gewinnen könnte. „Das so geschaffene Deutsch-Kartell," sagte ich,

„wäre die Vorstufe für eine große Deutschpartei, nach der sich alle Deutschgesinnten unseres Volkes sehnen. Es würde die schlimmsten Übel der ultramontan-demokratischen Herrschaft in unserem Reichstage auch dann beseitigen, wenn es nicht gleich im ersten Ansturm die gewisse Mehrheit gewönne, denn es würde einer stramm-deutschen Regierung so festen Halt gewähren, daß sie es im Falle von unüberwindlichen Schwierigkeiten sofort auf neue Wahlen ankommen lassen könnte."

So war mein Vorschlag. Er ließ deutlich genug erkennen, daß ich als „ehrlicher Makler", d. h. ohne den Hintergedanken persönlichen Vorteils an die Parteien herantrat, daß ich mich nicht an dem Phantom versuchte, innerlich Unvereinbares zusammenzubringen, sondern nur das organisch Verwandte (denn auch in der nationalliberalen Partei wehte damals noch nicht der „Zug nach links") auf der Grundlage peinlichster Gerechtigkeit in ein für das Gemeinwohl gedeihliches Verhältnis gegenseitiger Duldung und Unterstützung zu bringen suchte. Fürst Bismarck, den ich zum Paten für meinen Versuch gebeten hatte, schrieb mir gütig, aber natürlich mit einer nach seinen eigenen Versuchen sehr erklärlichen Vorsicht folgende Antwort: „Ich glaube, daß der von Ihnen empfohlene Zusammenschluß der vier Parteien für unsere politische Entwicklung von großem Nutzen sein würde, fürchte aber, daß die Verwirklichung an dem Selbständigkeitsgefühl der Fraktionen scheitern wird."

Natürlich behielt er mit seiner für die Fraktionen nicht eben schmeichelhaften Einschätzung Recht. Insbesondere zeigten sich die Deutsch-Sozialen höchst nervös und behandelten mich als einen Menschen, der schnöde den Altar ihrer heiligsten Empfindungen antastete, da ich mich dem begründeten Verdacht ausgesetzt hatte, es als unerheblich für das Vaterland zu betrachten, ob das antisemitische Fraktiönchen ein paar Abgeordnete mehr oder weniger zählte. Aber nicht dieses Verhalten der Antisemiten und die schweigende Abwehr der anderen Parteien war für mich die eigentliche Enttäuschung, sondern das Unvermögen der gutwilligen Helfer, in den einzelnen Teilen des Reiches etwas Nachhaltiges für den Vorschlag auszurichten. Freudig und zahlreich war das Echo aus dem Leserkreise der Deutschen Zeitung gewesen; tatbereite Zustimmung sprach auch eine aus allen Teilen des Reiches gut besuchte Ver-

sammlung aus, die zum 28. Februar 1897 nach Berlin einberufen war. An 200 Vertrauensmänner standen dem Plane sofort zur Verfügung. Aber als nun, um zunächst nur den größeren Resonanzboden zu schaffen, schriftliche Zustimmungserklärungen zu dem Entwurfe des Deutsch-Kartells gesammelt werden sollten, mußten die meisten Vertrauensmänner melden, daß alle Versuche an der Indolenz und am mangelnden Verständnis scheiterten. Ich sah also bald ein, daß die dem Vorschlage selbst innewohnende Vernunft nicht genug Überredungskraft hatte und daß im mündlichen und örtlichen Verfahren für den Plan geworben werden müßte. Meine persönlichen Kräfte forderte aber damals die Deutsche Zeitung so dringend, daß ich mich für diese Aufgabe nicht sofort genügend frei machen konnte, und da sich auch Ersatz nicht beschaffen ließ, so mußte ich wohl oder übel die Wiederholung des Versuches in einem wirksameren Verfahren für spätere Zeit zurückstellen.

Sollte die neue Bemühung für die Reichstagswahlen des Jahres 1903 schon fruchtbar werden, so durfte ich nicht wohl später als im Jahre 1901 damit beginnen. Ich entwarf also den Plan, auf großen Rundreisen durch den größeren Teil des Reiches persönlich mit Einsetzung aller Kraft für den Gedanken des nationalen Zusammenschlusses zu werben. Die leitende taktische Idee war, unter besonderer Berücksichtigung der zersplitterten und mithin am meisten von Zentrum und Sozialdemokratie bedrohten Wahlkreise, in jedem Kreise wenigstens den führenden Ort, nach Möglichkeit aber mehrere zu besuchen und die einzelnen Rundreisen so sorgfältig vorzubereiten, daß ich in jedem Orte an einem bestimmten Tage und zu bestimmter Stunde Gesinnungsgenossen mit den politisch maßgebenden Personen zu einer Besprechung bereit fände. Das setzte nun freilich die Mitwirkung von Vertrauensmännern voraus, und so viele persönliche Bekannte wie hier erforderlich waren, kann wohl ein Geschäftsreisender, aber schwerlich ein Tag für Tag hinter dem Arbeitstisch sitzender Redakteur haben. Indessen hier, wie bei so manchem Anliegen gab mir die Zeitung, was an persönlicher Bekanntschaft fehlte. Der Deutschbund und der große Teilhaberkreis des Blattes halfen mit, und so fand ich schon bei der Vorbereitung des ersten Ausfluges über Thüringen nach dem südlichen Hannover, daß in keinem Orte, den ich zu besuchen wünschte, mir die wirksame Anknüpfung fehlte.

Dieſe erſte Probe hat dann auch für alle weiteren Reiſen ſich bewährt. In fünf Ausflügen von je 2 bis 5 Wochen Dauer bereiſte ich Schleswig-Holſtein, Hannover, Mecklenburg, Pommern, Poſen, Provinz Sachſen und die Thüringiſchen Staaten, Heſſen-Naſſau, Weſtfalen, Rheinprovinz, die Pfalz, Heſſen-Darmſtadt und Baden. Mein nördlichſter Punkt war Hadersleben, mein ſüdlichſter Konſtanz; im Weſten griff ich bis M.-Gladbach, im Oſten bis Thorn. Die Treffzeiten regelten ſich nach der deutſchen Reihenfolge: Frühſchoppen, Dämmerſchoppen, Abendſchoppen. So Tag für Tag und ohne Sonntagsruhe zwei oder auch fünf Wochen lang zwiſchen Eiſenbahn, Gaſthof und Wirtshaus bis Ende Januar 1902, und auf jeder Station nicht nur eine Anſprache von mindeſtens $^3/_4$ Stunden, ſondern auch meiſt noch ein ziemlich heißes Debattieren und nicht immer leichtes Einernten des vorläufigen Erfolges. Wenn ich die Tage zuſammenrechne, die ich ſo auf den Schienen deutſcher Eiſenbahnen verbracht habe, ſo ſind es genau 91, und die Zahl der beſuchten Städte beläuft ſich auf etwa 240. Das gibt einen Durchſchnitt von faſt 3 für jeden Tag. Das Eine iſt gewiß: meine Anſprache konnte ich ſchließlich auswendig. Ob das aber ein mildernder oder vielmehr ein erſchwerender Umſtand war, laſſe ich dahingeſtellt. Und überdies hinderte das Auswendigkönnen nicht, daß ich in Worms vor einer ziemlich zahlreichen Verſammlung bei ſtarkem Tabaksqualm und wegen vorübergehender völliger Erſchöpfung dennoch mitten im Vortrag den Faden verlor.

Was mich zu dieſem Kraftaufwand trieb, war die Rechnung, möglichſt viel zu greifen, um möglichſt viel wieder verlieren zu können und doch noch einen guten Anfang zu behalten. Außerdem machte ich auf dieſe Weiſe eine ausgiebige Augenſcheins-Probe auf die politiſche Urteils- und Charakterfähigkeit der deutſchen bürgerlichen Wähler vieler Stämme und aller Parteien und Berufe. Aus der vielfältigſten Beobachtung hebt ſich die eine Erfahrung als überall wiederkehrend heraus, daß der deutſche Mittelſtand bis zum heutigen Tage auch zu den Intereſſen der Reichspolitik erſt dann ein Verhältnis gewinnt, wenn er ſich aus der Beobachtung ſeiner örtlichen oder nächſtbenachbarten Verhältniſſe eine Nutzanwendung darauf machen kann. Alſo Reichspolitik im Kirchturmshorizont! Natürlich iſt das nicht eine beſonders günſtige Anlage, um das Verantwortlichkeitsgefühl des Einzelnen für das

ganze Reich zu fördern und ihn zu der Einsicht und dem Selbstvertrauen in Bewegung zu setzen, die nötig wären, um allzu sorglose Parteizersplitterung zu verhindern. Des Weiteren fand ich meine geringen Erwartungen bezüglich des guten Willens der bürgerlichen Parteiangehörigen vollauf bestätigt, d. h. die Freisinnigen waren höchst mißtrauisch und doktrinär ablehnend, die National-Liberalen eifersüchtig, zurückhaltend und zu offenem Ja oder Nein selten fähig, die Antisemiten meist starrköpfig nur auf ihre kleinen Partei-Interessen bedacht, und die Konservativen zwar einsichtig, offen heraus und gelassen, wie Leute, die ihres Besitzes sicher sind, aber parteiempfindlich doch eben auch, sobald die Parteibarriere geöffnet werden sollte. Im übrigen kann ich meinen persönlichen Eindruck von dieser Tätigkeit als Handlungsreisender der Sammlungspolitik kurz dahin zusammenfassen: ich war nicht als Optimist ausgefahren und brauchte also auch nicht als Pessimist wiederzukehren.

Jedenfalls stimmte meine Rechnung für den nächsten Zweck dieser anstrengenden Bemühung. Ein Aufruf, der zur Gründung eines Nationalen Reichswahl-Verbandes einlud, fand aus etwa 130 der von mir besuchten Städte die Unterschriften angesehener Bürger, und eine aus dem ganzen Reiche beschickte konstituierende Versammlung konnte mit diesem Aufruf als erstem Programm im Architektenhause zu Berlin am 2. März 1902 den Verband begründen. Als haltbare Grundlage für den Zusammenschluß der nationalen Parteien empfiehlt dieser Aufruf vier nationale Forderungen. Wörtlich heißt es in dem Schriftstück:

„Wirtschaftliche Interessen können diese Grundlage nicht bilden; denn gerade der an und für sich notwendige Kampf um diese Interessen hat, weil man dabei immer sorgloser die Rücksicht auf das Gemeinwohl vergaß, die Kraft der Nationalgesinnten zersplittert. Noch aussichtsloser wäre der Plan, etwa auf dem evangelischen Bekenntnisse eine Einigung zu versuchen. Die Stärke des evangelischen Bekenntnisses liegt nicht in seiner kirchlichen Organisation, und überdies darf andersgläubigen Deutschen, vor allem den aufrichtig nationalgesinnten deutschen Katholiken die partei-politische Betätigung nationalen Empfindens nie und nimmer durch die Schranke des Bekenntnisses versperrt werden.

Nur unter dem Banner nationaler Geſinnung, die unverkennbar mit jedem Jahre an Stärke und Ausdehnung zunimmt, können wir mit Ausſicht auf Erfolg einen Zuſammenſchluß anſtreben und vorbereiten.

Zu dieſem Zweck iſt ſchon ſeit dreiviertel Jahren in einer großen Zahl von Reichswahlkreiſen nationalgeſinnten Männern Gelegenheit zu vertraulichen Beratungen gegeben worden, und am 2. März haben nunmehr die in Berlin aus allen Teilen des Reiches verſammelten Vertreter von 131 Vertrauensmänner-Gruppen einen Nationalen Reichswahlverband begründet.

Der Verband will ſich in Form von örtlichen Reichswahlvereinen überall in Stadt und Land, weiterhin dann in Reichswahlkreiſen organiſieren und ſo auf breiteſter Grundlage ein Organ zur Förderung nationaler Reichstagswahlen werden.

In dieſem Sinne wird er ſich vor allem bemühen, durch Agitation in Wort und Schrift den Gedanken unſeres nationalen Gemeinwohles bei allen Schichten unſeres Volkes in den Mittelpunkt des Bewußtſeins zu bringen, und auf dieſem Wege allmählich dahin wirken, daß auch im Reichstage mehr und mehr alle Fragen — die rein politiſchen wie die wirtſchaftlichen — aus dem Geſichtspunkte des deutſchen Gemeinwohls behandelt und entſchieden werden.

Der Nationale Reichswahlverband wird auf der Grundlage folgender Forderungen tätig ſein:

1. Die notwendigen Bewilligungen für unſere nationale Wehrkraft (Heer und Flotte) werden als nationale Ehrenſache behandelt und grundſätzlich niemals mit Wünſchen und Bedingungen aus anderen Gebieten der Politik belaſtet.

2. Aus Gründen nationaler Fürſorge muß die finanzielle Unabhängigkeit des Reiches von den Einzelſtaaten ſobald als möglich erreicht werden. Der Hauptgeſichtspunkt einer künftigen Reichsfinanzreform muß deshalb die Ausſtattung des Reiches mit eigenen, im Höchſtbetrage nicht begrenzten Einnahmen ſein.

3. Fremdes Volkstum an unſeren Grenzen und ſeine Siedelungen im Reiche dürfen kein Hemmnis ſtaatlicher Ordnung, geſchweige denn eine Gefahr für unſer Volkstum bleiben.

Vielmehr muß das Deutschtum zu erfolgreichem Kampfe mit allen Mitteln gestärkt werden.

4. Zur Hebung des deutschen Nationalbewußtseins und zur Sicherung wichtiger Zukunftswerte muß unsre auswärtige Politik entschlossen für den Schutz und die Stärkung des Deutschtums im Auslande eintreten und allen auf solche Ziele gerichteten Vereinsbestrebungen kräftige Förderung gewähren.

Die erfreuliche Tatsache, daß alle gut Deutschgesinnten diese Forderungen billigen, daß insbesondere auch die Angehörigen der nationalen Parteien in der überwiegenden Mehrheit nichts Erhebliches dagegen einwenden, bestärkt den Nationalen Reichswahlverband nur um so mehr in der Hoffnung, auf solcher Grundlage allmählich den festen Zusammenschluß der nationalen Parteien zu erreichen. Ohne diesen Zusammenschluß aber müßte ihre nationale Gesinnung im Reichstage nach wie vor unwirksam bleiben.

Aus dem Charakter des Nationalen Reichswahlverbandes ergibt sich, daß er die verfassungsmäßigen Grundlagen unsrer bisherigen Reichspolitik und ihre wichtigsten Ergebnisse, wie z. B. den Ausbau unsrer sozialen Wohlfahrts-Einrichtungen willig anerkennt. Er mutet auch keinem seiner Mitglieder zu, aus seinem bisherigen Verhältnis zu einer nationalen Partei oder wirtschaftlichen Interessen-Gruppe auszuscheiden. Ohne eigene Kandidaten aufstellen zu wollen, wird er bei den Wahlen die Rolle des Vermittlers übernehmen, der das Trennende zurückdrängt und das Einigende in den Vordergrund stellt, der in Wahlkreisen, wo durch den Streit von zwei oder drei einander nahe stehenden Parteien das Mandat an die gegnerischen Parteien verloren gehen könnte, all seinen Einfluß für ein rechtzeitiges Zusammengehen aufbietet. Vor allem will er in fleißiger und treuer Arbeit für den nationalen Einigungs-Gedanken eine Organisation schaffen, welche der regen Werbetätigkeit anderer Parteien gewachsen ist und nicht nur — wie es jetzt leider der Fall — kurz vor den Wahlen die Nationalgesinnten sammelt, sondern dauernd ihr Interesse beschäftigt und ihnen einen festen Zusammenhang mit den nationalen Parteien schafft."

Das obige Programm ergänzte die Vertreter-Versammlung des Jahres 1903 noch durch den folgenden Punkt, der es außer

Zweifel ſtellt, daß der Verband die Sozialdemokratie nur um ihrer revolutionären und internationalen, nicht um ihrer ſozialen Tendenz willen bekämpft:

„Gegenüber den grundſtürzenden Beſtrebungen der Sozialdemokratie, die jede Staatsautorität im Innern aufzulöſen und jede kraftvolle Betätigung auf dem Gebiete der auswärtigen Politik des deutſchen Reiches zu hemmen befliſſen iſt, will der Nationale Reichswahlverband die bürgerlichen Parteien zu charaktervollem Kampfe und zu einheitlicher Gegenwehr ſammeln, um die politiſchen und ſozialen Errungenſchaften der letzten Jahrzehnte zu ſichern und deren weiteren Ausbau zu ermöglichen."

— — — — — — — — — — —

Nicht alle erſten Anhänger des Verbandes hielten dauernd feſt. Als im Sommer 1903 die Reichstagswahl näher kam, hatten hier und da die Parteien mit Erfolg in mancher Ortsgruppe wieder Unfrieden und Mißtrauen geſät, aber es blieb doch eine große Zahl von Gruppen treu und machte in manchem Wahlkreiſe das Gewicht ihres Einfluſſes geltend. Der Vertreter-Verſammlung im Oktober 1903 konnte ich von manchem guten Erfolge berichten. Vor allem war dieſe erſte Tatprobe bei den Wahlen wichtig, weil ſie uns ein Urteil gab, mit welcher Methode der Vermittlung der Verband am ſicherſten den Einfluß gewinnen könnte, der für dauernde Einzelerfolge und damit auch für eine ſchließliche nationale Reform unſeres Parteiweſens Vorbedingung iſt. Zweifelhaft wird es danach, ob es in allen gefährdeten Wahlkreiſen praktiſch wäre, auf Grund der früheren Wahlen einer beſtimmten bürgerlichen Partei von vornherein den geſchichtlichen „Beſitzſtand" zuzuerkennen und darauf nun ſchon vor der Hauptwahl alle übrigen bürgerlichen Parteien möglichſt von der Aufſtellung eigener Kandidaten zurückzuhalten. Meiſt zogen ſich unſere Ortsgruppen, wo ſie nach dieſer Methode verfuhren, den Vorwurf der Parteinahme zu. Sachlich haltbarer war aber der Einwand, daß die mehr oder weniger erzwungene Zuſtimmung zu einem Kompromiß-Kandidaten das Wahlbedürfnis der Einzelnen nicht beflügelt, ſondern eher lähmt, während der ungezügelte Fraktions-Eifer für die Hauptwahl alle verfügbaren Stimmen in die Urne ſchafft und dann für die Stichwahlen

eher die tätige Mitwirkung für eine gemeinsame Kandidatur findet. Aus diesen Gründen fand die Methode, die mit glänzendem Erfolge von der Ortsgruppe Kassel-Melsungen angewandt wurde, im Nationalen Reichswahlverbande viel Beifall. Dort entschied man sich in der Verlegenheit, zwischen zwei bürgerlichen Kandidaten den „Besitzstand" zu ermitteln, zur Hauptwahl für keinen von beiden, war aber beiden Parteien mit Aufwand aller Kräfte behülflich, alle bürgerlichen Wähler an die Urne zu bringen und forderte und erlangte von beiden Parteien noch vor der Hauptwahl die Zusicherung, daß der siegreiche bürgerliche Kandidat in der Stichwahl von beiden Seiten kräftig unterstützt werden sollte. So führte die Arbeit unseres Verbandes dort zum Erfolge und die Ortsgruppe erhielt sich das Vertrauen ihres Mittlerberufes auf beiden Seiten.

Man wird zugeben, daß diese Methode der Vermittlung, im ganzen Verbande angewendet, ihm zuletzt auch bei dem mißtrauischsten Fortschrittler das Vertrauen zu seiner ehrlichen Maklerschaft gewinnen müßte. Und so arbeitet nun der Verband mit vollem Vertrauen auf endlichen Erfolg an seiner inneren Festigung und weiteren Ausbreitung. Er ist überzeugt, daß die Parteien sich nicht durch Überredung, sondern nur durch die fühlbare Macht seiner Organisation zu seinen guten Zwecken überreden lassen werden. Und daraus ergibt sich von selbst, daß er, indem er die Parteiorganisationen nach wie vor sich selbst überläßt, vor allem nach den lebendigen Kräften im Volke Umschau hält und jede Bewegung, die unsere Partei-Zersplitterung als ein Grundübel unseres innerpolitischen Lebens erkennen lehrt, seiner Organisation anzugliedern sucht. Nach der bitteren Enttäuschung, welche die evangelische Mehrheit des deutschen Volkes durch die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes erfahren hat, ist der Wille zur Abwehr der ultramontanen Herrschaft überall im Reiche lebendig geworden. Die Entrüstung schäumt empor; stürmisch verlangen viele Mitglieder des Evangelischen Bundes, daß ihre Gesinnung sich auch politisch betätigen könne. Dazu ist Organisation unerläßlich, und was läge näher, was könnte für ihre und unsere Wünsche heilsamer sein, als wenn die nationalen und evangelischen Deutschen in gemeinsamer Organisation und durch gemeinsamen Druck auf die bürgerlichen Parteien in allen gefährdeten Wahlkreisen Zentrums-Einfluß und

internationale Sozialdemokratie abwehrten. Der Nationale Reichswahlverband zielt ſchon jetzt mit jedem ſeiner 4 nationalen Programm-Punkte deutlich gegen das Zentrum, er bekämpft laut ſeinem 5. Punkte die Sozialdemokratie, weil und ſo lange ſie die Staatsordnung bedroht und international bleibt. Will man alſo auf der evangeliſchen Seite ohne Vorbehalt und Hintergedanken einen Verband als Bundesgenoſſen gelten laſſen, der nicht zuerſt aus religiöſen, aber aus nationalen Gründen dieſelben Gegner bekämpft, ſo iſt die Brücke fertig, über welche der Einzug in das gemeinſame Lager geſchehen kann. Hat man aber im evangeliſchen Lager keinen Blick für die praktiſchen Möglichkeiten unſerer parlamentariſchen Verhältniſſe, will man ſich dort nur auf die Abwehr des Zentrums beſchränken und wegen irgend welcher Zärtlichkeit für den ſozialen und freiheitlichen Nutzen der Sozialdemokratie ihre ſtaatsfeindlichen und internationalen Abſichten nicht zugleich ſcharf mitbekämpfen, will man endlich den gewünſchten anti-ultramontanen Einfluß auf die bürgerlichen Mittelparteien anders als in der Form der Vermittlung zur Gemeinſamkeit gegen Zentrum und Sozialdemokratie erreichen, — ſo mag es beſtenfalls lange dauern, ehe man durch bittere Erfahrungen auf die richtige Fährte kommt. Der nächſte Erfolg einer politiſchen Betätigung des Evangeliſchen Bundes wäre dann ſicher eine weitere Zerſplitterung unſeres Parteiweſens und ohne jeden Erfolg für die Wünſche der evangeliſchen Bevölkerung.

Ende.

180 Setzmaschinensatz der Deutschen Buch- und Kunstdruckerei, G. m. b. H.,
Zossen – Berlin SW. 11.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

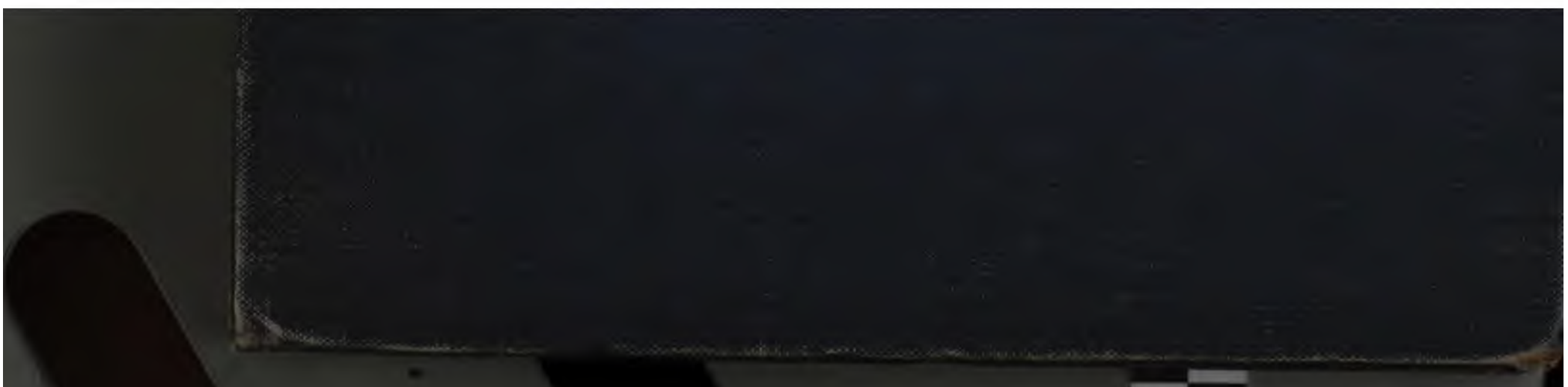
STALL STUDY
CHARGE

FEB 25 54 M

JUL 28 62 H

CANCELLED

WTUENER

SEP 10 1958

CANBORROWED